



Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte,
Kunst und Kultur



In diesem Heft:

Andreas Flurschütz da Cruz,
Der Aufstieg der Familie
Wolf (von Wolfsthal)

Ute Feuerbach,
Wilhelm Joseph Behr und
Sulzheim

Leonhard Tomczyk,
Die Künstlergruppe „Kontakt“

*Schulz
Zeitzheim*

Heft 1 • März 2014

www.frankenbund.de

Frankenland

Postvertriebsstück • Gebühr bezahlt • Frankenbund e.V. • Stephanstraße 1 • 97070 Würzburg

ISSN 0015-9905

B 29 38



**Anmeldung zum 4. Fränkischen Thementag
„Gärten in Franken“
am 21. Juni 2014 in Veitshöchheim**

Hiermit melde ich mich / melden wir uns verbindlich zum 4. Fränkischen Thementag am 21. Juni 2014 an:

.....
Name

.....
Vorname

.....
Name

.....
Vorname

.....
Straße

.....
Ort

Die **Teilnahmegebühr** beträgt 25 EUR pro Person, und 45 EUR pro Familie, für Studenten 20 EUR.
(In der Tagungsgebühr enthalten sind: Willkommens-Frühstück und Nachmittagskaffee, Tagungsgetränke
sowie alle Führungen vor Ort.)

Die Teilnahmegebühr in Höhe von insgesamt EUR zahle ich / zahlen wir bis zum 15. Juni 2014
auf das Konto des FRANKENBUNDES ein:

IBAN: DE 67 79050000 0042001487

BIC: BYLADEM1SWU

.....
Datum

.....
Unterschrift

Möchten Sie am gemeinsamen **Mittagsbüffet** teilnehmen? Um besser planen zu können, kreuzen Sie bitte
(verbindlich) die gewünschte Speise an. Sie haben die Wahl zwischen:

☐ Schlemmerbraten gefüllt mit Schinken u. Käse, Rosmarinkartoffeln oder Spätzle 11€

☐ Gemüse-Curry mit Saisongemüse, Ingwer u. Kokosmilch mit Reis 11€

Dazu gibt es eine Salatbar mit Tomaten, Gurken, Radieschen, Blattsalaten, Oliven, Sprossen und zweierlei
Dressing und zum Nachtisch Obstplatten.

Ihre **Anmeldung** reichen Sie bitte **bis zum 15. Juni 2014** bei Ihrer Gruppe ein
oder bei:

FRANKENBUND e.V., Stephanstraße 1, 97070 Würzburg;

Tel.Nr.: 0931-56712; Fax Nr.: 0931-45 25 31 06; E-Mail: info@frankenbund.de

Der *FRANKENBUND* e.V. ist eine Vereinigung mit dem Ziel, die kulturellen Werte in Franken bewußt zu machen und die Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiet der Landes- und Volkskunde, der Kunst und Geschichte zu verbreiten. Er will die fränkische Eigenart in Sprache und Kunst, Sitte und Brauch pflegen und das Verständnis für die kulturelle Entwicklung Frankens fördern. Der *FRANKENBUND* unterstützt alle Bestrebungen einer aktiven Kultur- und Heimatpflege.

Zur Zeit gehören dem *FRANKENBUND* 33 Gruppen mit insgesamt über 7.100 Mitgliedern an (Stand 2013).

1. Bundesvorsitzender: Dr. Paul Beinhofer,
Regierungspräsident von Unterfranken, Würzburg.

2. Bundesvorsitzender: Professor Dr. Werner K. Blessing,
Professor i.R. für Neuere Geschichte und Landesgeschichte,
Universität Erlangen-Nürnberg.

Zur Bundesleitung gehören ferner:

Stellvertretender Bundesvorsitzender: Siegfried Stengel, Stegaurach; Stellvertretende Bundesvorsitzende: Annette Schäfer M.A., Hirschaid; Bundesschatzmeister: Theobald Stangl, Würzburg; Stellvertretender Bundesschatzmeister: Peter Feuerbach, Volkach; Bundesgeschäftsführerin: Dr. Christina Bergerhausen, Kleinrinderfeld; Schriftleiter: Dr. Peter A. Süß M.A., Würzburg; Stellvertretende Schriftleiterin: Dr. Verena Friedrich M.A., Fürth.

Bezirksvorsitzender für Oberfranken: Bernd Nägel, Effeltrich; Stellvertreter: Gerhard Trausch, Bayreuth; Bezirksvorsitzende für Mittelfranken: Evelyn Gillmeister-Geisenhof, Weißenburg i.Bay.; Stellvertreter: Hartmut Schötz, Ansbach; Bezirksvorsitzender für Unterfranken: Universitätsprofessor Dr. Helmut Flachenecker, Würzburg; Stellvertreter: Prof. Dr. Klaus Reder M.A., Würzburg; Bezirksvorsitzender für Südthüringen: Alfred Hochstrate, Haina; weiteres Mitglied: Klaus-Peter Gäbelein, Herzogenaurach.

Aktivitäten der Gruppen vor Ort
sind unter folgender Anschrift im Internet zu erfahren:
www.frankenbund.de

Bundesgeschäftsstelle:
Stephanstraße 1, 97070 Würzburg,
Tel. Nr. 0931/ 5 67 12, Telefax Nr. 0931/ 45 25 31 06.
E-Mail: info@frankenbund.de,
Bankverbindung: Sparkasse Mainfranken,
IBAN: DE67790500000042001487, BIC: BYLADEM1SWU,
Spendenkonto: Sparkasse Mainfranken,
IBAN: DE67790500000042002634, BIC: BYLADEM1SWU.

Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte, Kunst und Kultur

Neue Folge der Zeitschrift *FRANKENLAND* 1914–1922

Heft 1 / 2014 / 66. Jahrgang

Die Zeitschrift *FRANKENLAND* erscheint fünfmal im Jahr mit einer Auflage von 3.700 Exemplaren pro Ausgabe (Stand Herbst 2013) in ganz Franken und Südhüringen. Herausgegeben und verlegt wird sie vom *FRANKENBUND* e.V. Für *FRANKENBUND*-Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Schriftleitung

Dr. Peter A. Süß M.A., Am Galgenberg 14, 97074 Würzburg, Tel. Nr.: 0931/61 17 30,
E-Mail: schriftleitung@frankenbund.de.

Stellvertreterin: Dr. Verena Friedrich M.A., Friedrich-Ebert-Straße 201 a, 90766 Fürth,
Tel. Nr. 0911/ 97 32 776.

Manuskripte, Mitteilungen und Besprechungsexemplare für das *FRANKENLAND* sind bitte an die Adresse der Schriftleitung zu richten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge können nur angenommen werden, wenn sie in digitalisierter Form abgegeben werden. Wenn dies nicht möglich ist, übernimmt der Autor bei einer Veröffentlichung im *FRANKENLAND* die Kosten für eine digitale Aufbereitung seines Artikels. Beiträge sind nach den veröffentlichten Autorenrichtlinien der Zeitschrift abzufassen (<http://www.frankenbund-wuerzburg.de/Autorenrichtlinien/Autorenrichtlinien.pdf>).

Redaktionsschluß ist immer der 15. Tag des Monats vor dem Erscheinungsmonat (d.h., am 15. Februar, 15. Mai, 15. August bzw. 15. November). Für das Sonderheft wird der Termin den Autoren gesondert mitgeteilt.

Schriftleitungsausschuss

Prof. Dr. Dieter J. Weiß (Universität München), Prof. Dr. Werner K. Blessing (Universität Erlangen), Prof. Dr. Helmut Flachenecker (Universität Würzburg), Dr. Andrea Kluxen (Bezirksheimatpflegerin für Mittelfranken), Prof. Dr. Günter Dippold (Bezirksheimatpfleger für Oberfranken), Prof. Dr. Klaus Reder M.A. (Bezirksheimatpfleger für Unterfranken), Dr. Peter A. Süß M.A. (Schriftleiter), Dr. Verena Friedrich M.A. (stellvertretende Schriftleiterin).

Satz und Layout:

Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Roesch M.A.,
Gertrud-von-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg,
Tel. Nr.: 0931/8041010, E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de.

Druck und Herstellung:

Halbigdruck GmbH, 97076 Würzburg, Heisenbergstraße 3,
Tel. Nr. 0931/2 76 24, Telefax Nr. 0931/2 76 25,
www.halbigdruck.de, info@halbigdruck.de.

Aufsätze

Andreas Flurschütz da Cruz

Vom Kontor in den Kanton. Der Aufstieg der Familie Wolf (von Wolfsthal) in den fränkischen Reichsadel im Spiegel ihrer Namensmanipulationen 3

Ute Feuerbach

Wilhelm Joseph Behr und Sulzheim – Zur Errichtung eines Gedächtnissteins auf dem neuen Rathausplatz 19

Alfred Saam

130 Jahre Armenseelenfest in der Pfarrei Burkardroth 35

Erich Meidel

Die ersten schweren Bombenangriffe auf Schweinfurt – Aus den Tagebuchaufzeichnungen eines Luftwaffenhelfers 41

Kunst und Kultur

Philipp Schramm

Kunst und Gegenwart in Bayreuth. Vier Gespräche zu Angeboten des örtlichen Kulturlebens 45

Leonhard Tomczyk

Die Künstlergruppe „Kontakt“ 57

Bücher zu fränkischen Themen 67

Frankenbund intern

Auszeichnung für Klaus-Peter Gäbelein, 1. Vorsitzender des Heimatvereins Herzogenaurach e.V. und Mitglied der Bundesleitung 69

Unser Bundesschatzmeister Theobald Stangl feierte seinen 75. Geburtstag 69

Wichtiger Hinweis zur diesjährigen Unterfränkischen Regionaltagung 70

4. Fränkischer Thementag „Gärten in Franken“ in Veitshöchheim 70

Programmablauf des 4. Fränkischen Thementags „Gärten in Franken“ in Veitshöchheim 72

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

Dr. Ute Feuerbach, M.A.	Historikerin, 2. Vorsitzende des Heimatvereins Volkacher Mainschleife e.V. Gründleinstraße 3, 97332 Volkach upia-feuerbach@t-online.de
Dr. Andreas Flurschütz da Cruz M.A.	Koordinator an der Philosophischen Fakultät I der Universität Würzburg Am Hubland, 97070 Würzburg andreas.flurschuetz@uni-wuerzburg.de
Dr. Erich Meidel	Altstadtstraße 2, 97422 Schweinfurt erichmeidel@gmx.de
Alfred Saam	Forstmeisterstraße 43, 97705 Burkardroth alfred.saam@web.de
Philipp Schramm M.A.	Kunsthistoriker Unterer Stephansberg 3, 96049 Bamberg ph-schramm@t-online.de
Israel Schwierz	Rektor i.R. Postfach 250139, 97044 Würzburg DL2NAI@t-online.de
Dr. Leonhard Tomczyk M.A.	Wissenschaftlicher Mitarbeiter des Spessartmuseums Schlossplatz 1, 97816 Lohr a. Main Leonhard.Tomczyk@Lramsp.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Andreas Flurschütz da Cruz

Vom Kontor in den Kanton. Der Aufstieg der Familie Wolf (von Wolfsthal) in den fränkischen Reichsadel im Spiegel ihrer Namensmanipulationen

Anhand von Sprache konnte und kann bis heute Politik gemacht werden. Das Beispiel der bürgerlichen, dann aber patrizischen, reichsritterlichen und am Ende sogar reichsgräflichen fränkischen Familie Wolf (von Wolfsthal) und ihrer Namenpolitik, die sich in verschiedenen Etappen vom 15. bis ins 18. Jahrhundert nachvollziehen lässt, vermag dies eindrücklich zu veranschaulichen.

Vor rund 300 Jahren, am 5. Januar 1713, starb der fränkische Reichsgraf und kaiserliche Reichshofrat Ludwig Sigmund Wolf von Wolfsthal in Wien nicht einmal dreißigjährig. Für seinen Vater, den Geheimen Bamberger Rat und Ritterhauptmann des Kantons Steigerwald Philipp Gaston Wolf von Wolfsthal, bedeutete das den Verlust „nit allein meines Seel[ige]n“ *einzigen Sohns, sondern die erlöschung meiner uhralten Familie*.¹ Mit Philipp Gastons Tod, der wenige Jahre später eintrat (1717), starb das politisch und wirtschaftlich überaus erfolgreiche adelige Haus schließlich wirklich im Mannesstamm aus.²

Im 16. und 17. Jahrhundert hatte die Familie einen Aufstieg innerhalb der süddeutschen Eliten verzeichnen können, der seinesgleichen sucht. Von Nördlinger und Schwäbisch Gmünder Handelsbürgern entwickelten sie sich innerhalb kürzester Zeit zu etablierten Mitgliedern des süddeutschen Adels. Um 1500 wurden die



Abb. 1: Gräflich Wolfsthal'sches Wappen aus dem Reichsgrafenpatent von 1706,

Staatsarchiv Würzburg,
Schönborn'sches Hausarchiv I VII Nr. 47.

damals noch bürgerlichen Wolf ins Patriat der Reichsstadt Nürnberg aufgenommen. Heinrich Wolf war Kreditgeber des Römischen Kaisers und Mitinhaber einer bedeutenden süddeutschen Handelsgesellschaft. Gleichzeitig erwarb die Familie Grundbesitz im Nürnberger Umland und stieg bald in den fränkischen Ritteradel, verbunden mit der für diesen kennzeichnenden Reichsfreiheit auf. Im Laufe des 17. Jahrhunderts erfolgte unter dem mit dem Hochadel des Reichs hochgradig ver-

netzten Johann II. Wolf von Wolfsthal die Erhebung in den Reichsfreiherrnstand, unter seinem Sohn Philipp Gaston 1706 schließlich die in den Reichsgrafenstand. Bei seinem Tod 1717, der das Ende der Familie markierte, hinterließ Philipp Gaston Wolf von Wolfsthal ein Vermögen im Wert von etwa 300.000 Gulden, zu dem u.a. attraktive Lehengüter in Franken, in der Pfalz und in Österreich gehörten.³

Angesichts dieser imposanten Erfolgsgeschichte stellt sich zunächst die Frage, woher die Wolf, die dem Kaiser schon Kredite gaben, bevor die sie schließlich bei weitem überflügelnden Augsburger Fugger⁴ überhaupt auf den Plan traten, ihren „*ungewöhnlichen Reichtum*“, wie ihn Gerhard Rill bezeichnet, hatten.⁵ Die Wolf stammten aus Schwäbisch Gmünd.⁶ Schon dort gehörte die damals noch bürgerliche Familie zur städtischen Oberschicht. Für das Ende des 14. Jahrhunderts sind stattliche Schenkungen an das dortige, den Wolf'schen Gütern benachbarte Franziskanerkloster als Ort ihrer Grablege belegt.⁷ Den Grundstock für ihr enormes, um 1500 in Nürnberg erstmals größtmäßig fassbares Vermögen scheinen die Wolf schon damals im Gmünder Handel gelegt zu haben, wo Wein-, Korn- und Tuchhandel florierte.⁸ In Nördlingen als der nächsten Station in der Karriere der Familie gelang es Heinrich Wolfs Vater dann, durch Beteiligung an der Ravensburger Handelsgesellschaft⁹ seine bereits positive finanzielle Lage noch weiter auszubauen und „*außerordentlich reich*“¹⁰ zu werden.

Nach dem kurzen Gastspiel in Nördlingen etablierte sich die Familie Wolf schließlich um 1470 in den Reichsstädten Nürnberg und Augsburg.¹¹ Heinz Noflat-scher nennt die Wolf daher auch „*ein beeindruckendes Beispiel (binnen-)reichsstädti-*

scher Mobilität im 15. Jahrhundert“.¹² Dass oberdeutsche Kaufleute wie die Wolf um 1500 einen ‚Nürnberger Stützpunkt‘ etablierten, war übrigens keine Seltenheit. Auch Hans Fugger aus der Linie Fugger vom Reh, der innerhalb der Handelsgesellschaft mit seinen Brüdern Lukas, Matthäus und Markus für die Achse Nürnberg – Frankfurt an der Oder zuständig war, siedelte 1481 nach Nürnberg als das Zentrum der Metallverarbeitung über.¹³

Heinrich Wolf stand in den 1480er Jahren als Gewandhändler hinsichtlich seines Umsatzes an der Spitze der Nürnberger und Augsburger Händler.¹⁴ Des Weiteren war er im internationalen Gewürzhandel mit Safran und im Kreditgeschäft für Kaiser und Fürsten tätig.¹⁵ Als sein Hauptgeschäft aber bezeichnet Helmut Haller von Hallerstein den für Nürnberg typischen Metallhandel und -verlag.¹⁶ Insgesamt gestalteten sich die Erwerbszweige Wolfs also ebenso vielfältig wie seine Beziehungen zum Reichsoberhaupt. Seit 1495 trat er häufig als Geldgeber, Kleider- und Waffenlieferant des Königs auf, aber auch seine und seines Sohnes Rolle als Verbindungsmann zu anderen Höfen im In- und Ausland und als Informant der Habsburger gewannen um die Jahrhundertwende an Bedeutung.¹⁷

Der Aufstieg der Wolf in reichspolitische Sphären fällt in die Phase einer allgemeinen demographischen und wirtschaftlichen Expansion, die eine von Pestepidemien und damit einhergehender Bevölkerungsdezimierung geprägte Phase der Stagnation ablöste. Im Hinblick auf die wirtschaftliche Situation der Textilmetropole Augsburg – nach Nürnberg die zweite Handelszentrale der Wolf – konstatiert Mark Häberlein sogar „*eine stürmische Aufwärtsbewegung*“, die gegen Ende des Jahrhunderts einsetzte.¹⁸

Der Erfolg der Familie Wolf bestand somit darin, die Zeichen der Zeit erkannt, sich auf den Waren- und Informationsmärkten geschickt und breit gefächert positioniert und sich an der allgemein günstigen Konjunktur zum richtigen Zeitpunkt und in Kooperation mit den richtigen Akteuren beteiligt zu haben. Georg Lochner fasst die relativ kurze Präsenz der Wolf in Nürnberg pointiert zusammen, indem er *„von diesen Wolfen, die eine Zeit lang durch ihren Reichthum großes Aufsehen in Nürnberg machten,“* spricht.¹⁹

Der wirtschaftliche und politische Erfolg der Wolf ging Hand in Hand mit ihrem gesellschaftlichen Aufstieg. Klaus Graf ordnet die Familie, die 1270 mit der Person des Ulhardus Lupus erstmals unter diesem Namen erwähnt wird, bereits von etwa 1300 bis 1440 der Führungsschicht Gmünds zu, die ein adelsähnliches Selbstverständnis entwickelte und bis ins 14. Jahrhundert allein das Stadtreigiment bildete.²⁰

Schon im Spätmittelalter zeichnen sich somit Ansätze der Wolf ab, sich höheren Schichten anzunähern. Den Höhepunkt und Abschluss dieser Neuorientierung an ritterlich-adligen Lebensformen erreichte die Familie Ende des 15. Jahrhunderts, als sich Heinrich Wolf, ganz in der Manier seiner Nürnberger patrizischen Mitbürger, um die Standeserhöhung – vor allem für seinen Sohn Balthasar – bemühte, die Maximilian I. diesem während der Tagung des Reichsregiments in Nürnberg (1500–1502) schließlich unter Verleihung des Titels ‚Wolf von Wolfsthal‘ zugestand.²¹ Darin kann neben dem dynamischen Potential der ständischen Gesellschaftsordnung auch die Forderung gesehen werden, die zahlreichen Geldmittel, die die Familie dem Kaiser zur Verfügung gestellt und niemals zurück erhalten hatte, nun auf an-

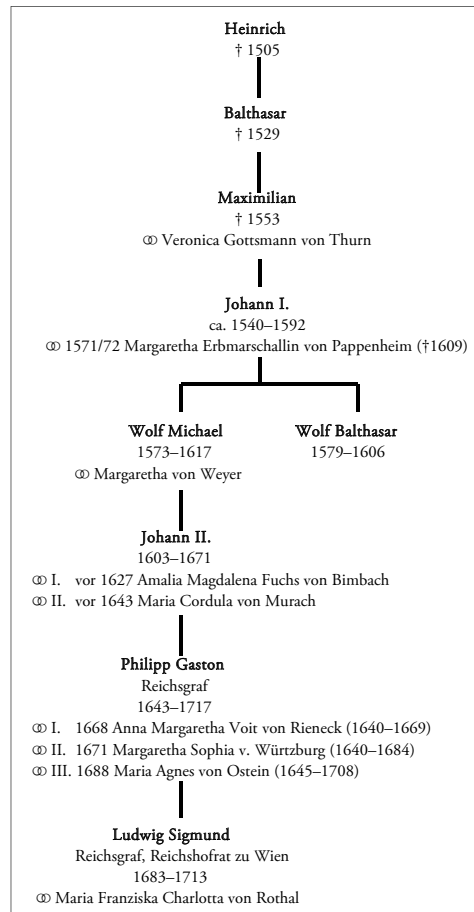


Abb. 2: Auszug aus dem Stammbaum der Familie Wolf von Wolfsthal.

dere Weise zu kompensieren.²² Als Motiv des Königs, seinen Diener in einen höheren Stand zu erheben, können somit vor allem die Verdienste um die Krone gelten, die großteils ökonomischer Natur waren.²³ Der finanzielle Kredit, der zunächst erhebliche Einbußen mit sich brachte, zeitigte auf diese Weise letztlich großen Nutzen, da die Entlohnung der Klienten in unterschiedlichen Formen einer Teilhabe an Herrschaft erfolgte. Als eine solche

ist die Nobilitierung der Familie Wolf zu sehen sowie die Übernahme angesehener Ämter und die dadurch erst möglichen Heiratsverbindungen, die ihren sozialen, innerstädtischen und überregionalen Aufstieg vorbereiteten. Aber auch die Vergabe von Gütern, die sowohl für den ständischen Lebensstil als auch für das grundbesitzorientierte Kreditsystem von erheblicher Bedeutung waren, spielte eine erhebliche Rolle. Dazu kamen die laufenden Einnahmen aus den verliehenen kaiserlichen Ämtern und Pflegschaften, aus denen die Familie profitierte.²⁴

Die Nürnberger Wolf verbanden also städtische Führungspositionen mit Ämtern in königlichen Diensten und schlugen auf diese Weise eine erfolgreiche Karriere ein. Durch ihre Kompetenz und Bildung sowie ihr finanzielles Engagement führte sie dieser Weg von unternehmerisch tätigen Bürgern und Kreditgebern des Reichsoberhauptes, die in den Ritterstand gelangten, über das königliche Amt letztlich in den Adel.²⁵ Mit dieser Entwicklung korrespondiert eine weitere Beobachtung hinsichtlich des Gütererwerbs. Aufsteiger wie die Wolf von Wolfsthal gingen den Weg über Pflegen und Pfandleihen landesfürstlichen bzw. königlichen Kammerguts hin zum eigenen Rittergut, auch wenn sie durch die enormen Summen, die sie ihren adeligen Schuldnern zur Verfügung stellten, zunächst einmal den eigenen finanziellen Ruin riskierten. Nach Helmut Haller von Hallerstein war die Nobilitierung der Wolf „nur ein schlechter Trost“²⁶ für ihre finanziellen Opfer. Betrachtet man aber resümierend, welch hohen Aufwand die Wolf betrieben, um als Wolf von Wolfsthal in den Stand des grundbesitzenden Niederadels aufzusteigen, scheinen sie mit der Erbhebung in den Adel an ihrem Ziel angekommen zu sein – wenngleich sie

auch erhebliche finanzielle Einbußen dafür hinzunehmen hatten.

Ihrem Vorgehen nach strebte die Familie mit dem Adelsprädikat nichts Neues an. Vielmehr bemühte sie sich darum, ein im Grunde angeblich längst existentes und nur in Vergessenheit geratenes Prädikat nachzuweisen und zu aktualisieren. Zu diesem Zweck bedurfte es eines Rückgriffs nicht nur in die Nördlinger, sondern sogar in die Gmünder Vergangenheit der Familie. So erschienen 1486 die der städtischen Oberschicht Gmünds angehörenden Otto von Rinderbach, Martin von Degenfeld, Ulrich Flad und Sixt vom Steinhaus vor dem Rat ihrer Stadt, um im Namen ihrer Verwandten, der Nürnberger und Augsburger von Wolfsthal [!], ein Standeszeugnis zu erbitten.²⁷ Das begehrte Zeugnis wurde ausgestellt und mit ihm die urkundliche Beglaubigung gegeben, dass die Wolf'schen Vorfahren das Prädikat „*vest*“ innegehabt, verwandtschaftliche Beziehungen mit den bedeutendsten lokalen Adelsfamilien unterhalten sowie vormals einen Adelssitz, die Burg Wolfstal, bewohnt hatten.²⁸ Der bei Gmünd gelegene Burgstall diente somit seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert den Wolf'schen Nachfahren als dinglicher Ausgangspunkt für die von ihnen postulierte adelige Herkunft. Schon vor der Jahrhundertwende gaben sie den Burgstall am Klostersturz bei Gmünd als ihren Stammsitz aus und bezeichneten sich als ‚Wolf vom Wolfsthal‘.²⁹ Klaus Graf konnte indes nachweisen, dass der Name einer Flurmarkung, seit dem 14. Jahrhundert als „*Wülfnuntal*“ belegt, im Laufe der Zeit auf den Burgstall übertragen wurde, der so zur Burg ‚Wolfstal‘ wurde. Die Behauptung, die Erbauung der Anlage wäre auf die Gmünder Patrizierfamilie Wolf zurückgegangen, beurteilt er jedoch als verfehlt.³⁰ Die No-

bilitierung durch das Reichsoberhaupt 1501, von den Wolf in dieser Form selbst vorgeschlagen, ist somit nur als Abschluss eines über Jahre hinweg längst geplanten Vorhabens und als Konfirmation eines zu diesem Zweck bewusst fingierten adeligen Herkommens zu sehen.

Die Fiktion des längst vorhandenen und 1501 nur bestätigten Adelsprädikats, Stammsitzes und Familiennamens wirkte. So schrieb beispielsweise der Gmünder Baumeister und Ratsherr Friedrich Vogt in seiner 1674 datierten Chronik: „Im Sturz, allda deren von Wolfsthall ihr Schloss gestanden, welches die Mauren und Gräben anzeigen, so ich auch selbst gesehen.“³¹ Sogar noch 1706, als Joseph I. dem Ritterhauptmann Philipp Gaston Wolf von Wolfsthal den Reichsgrafentitel zusprach, geschah dies auch deshalb, weil dem Kaiser „glaubwürdig vorgebracht worden [sei], welcher gestalten dessen [Wolfsthal] geschlecht in Schwaben allbereits schon im jahr Christi Zwölff Hundert und eins ohnweit der Statt Gemünden [...] floriret habe, [...] welches dan gedachten [Franziskaner-] Closters anoch befindliches Saalbuch und verschidene schrifftliche Documenta insignia und begräbnissen genuesamb bezeügeten, [...] anebens jederzeit an Reichs Adelige Familien verheürahtet [!] gewesen, [...] allesamtliche Wolff von Wolffsthal [...]“.³²

Die zur Legitimation angeführten Dokumente entfalteten schon allein aufgrund ihrer angeführten Aufbewahrung im Klosterarchiv hohe Beweiskraft. Sie waren nicht nur alt, sie enthielten auch schriftlich Niedergelegtes und bargen so „eine Kombination von hoher Überzeugungskraft“.³³ Auch in Johann Gottfried Biedermanns gedruckten genealogischen Tabellen des ritterschaftlichen Adels³⁴ und in den handschriftlichen, mit kolorierten Wappen ausgestatteten „Genealogischen Notizen“³⁵



Abb. 3: Die Wolf in Nürnberg,
Stadtarchiv Nürnberg, E3 Nr. 52 Bl. 49v.

des Würzburger Archivars Johann Octavian Salver (1732–1788) wurde die ältere Genealogie der Wolf von Wolfsthal aus den schon 1596 bei Martin Crusius wiedergegebenen Angaben konstruiert.³⁶ Genealogie wurde hier zu einem zentralen Regulativ zwischen gesellschaftlicher Kontinuität und räumlicher wie ständischer Veränderung, indem sie „Gedächtnisbildung am sozialen System der Verwandtschaft“ betrieb.³⁷

Albert Gümbel tradierte 1928 diese Fiktion, ohne die Angaben zu hinterfragen, und schrieb, die Wolf von Wolfsthal „entstammten einem schwäbischen Geschlechte, das ursprünglich auf einer Burg bei Schwäbisch-Gmünde saß und sich dann ins Nörd-

linger Bürgerrecht begab.“³⁸ Paul Sörgel überliefert ganz im Sinn der Wolf'schen Manipulation, die Familie wäre nach ihrem „*Stammschloß Thal bei Schwäbisch Gmünd*“ benannt und sei „*bereits 1180 als Wölfe vom Thal bekannt*“³⁹ gewesen. Selbst noch in einer Zusammenstellung der mainfränkischen Reichsritterschaft aus dem Jahr 2003 heißt es relativ unkritisch: „*Die Wolf v. W. waren ursprünglich ein Stadtadelsgeschlecht von (Schwäbisch) Gmünd, das sich lt. einer Urkunde der Stadt vom 3. April 1486 [...] früher nach einer benachbarten Burg ‚Wolf vom Thal‘ nannte*“⁴⁰ – eine Burg, die es – so Klaus Graf – nie gegeben hatte!

Bereits kurz nach der Ankunft der Wolf in Nürnberg Ende des 15. Jahrhunderts⁴¹ ist eine rege Stiftertätigkeit der neu in die Stadt gekommenen Familie, wie sie auch für Gmünd schon durch die Franziskaner bezeugt wurde, dokumentiert. Auch hierin spiegeln sich die gesellschaftlichen Ambitionen der Familie, sowohl ihre auf materiellen und ständischen Grundlagen basierende Repräsentationsfähigkeit als auch -bedürftigkeit wider. Ein anschauliches Beispiel dafür liefert die um 1500 verfertigte, heute im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg aufbewahrte Gregorsmesse.⁴² Um Stand und Standesbewusstsein zu untermauern, hinterließ Heinrich Wolf neben ihr eine Vielzahl kunsthistorisch bedeutsamer Memorialzeugnisse in Nürnberg, die den Anspruch der Wolf, als adelige Stifterfamilie gelten zu wollen, unterstrichen und ein weiteres Exempel im Reigen der „*Nürnberger Erinnerungskulturen*“⁴³ darstellen.

Heinrichs Sohn Balthasar wurde 1498 zum königlichen Kammermeister und obersten erbländischen Schatzmeister des Kaisers ernannt und erhielt 1500 die schon vorher miteinander kombinierte Reichs-

pflege über Weißenburg i.Bay. und Donauwörth.⁴⁴ Das Konnubium der Familie beweist, dass neben der Annäherung an das Reichsoberhaupt auch die innerstädtische Verflechtung mit dem Nürnberger Patriziat glückte, sobald man den „*standesmäßigen Sündenfall*“⁴⁵, die Betätigung im Handel nämlich, erst einmal durch eine altadlige Herkunft kaschiert hatte.⁴⁶ Balthasars Schwester Katharina war mit Hieronymus II. Haller verheiratet, der als Rat, Kammerschreiber und Zahlmeister Maximilians I. und somit im selben Umfeld tätig war.⁴⁷ Cordula, eine weitere Tochter Heinrichs, heiratete 1497 mit Anton III. Tucher, dem 19-jährigen Sohn des Nürnberger Ratsherrn und „*Älteren Herrn*“ Anton Tucher, den Spross einer Familie, die seit 1500 zu den politisch mächtigsten und wirtschaftlich erfolgreichsten Patrizierfamilien Nürnbergs zählte.⁴⁸

Den Übertritt der Familie Wolf (von Wolfsthal) in den Landadel bereiteten Heinrich und Balthasar Wolf durch den Erwerb der Herrschaft Burgfarrnbach bei Fürth in den Jahren 1493 (Oberes Schloss) und 1522 (Unteres Schloss) vor.⁴⁹ Dazwischen fällt der Zeitpunkt der offiziellen Nobilitierung durch den Kaiser um das Jahr 1500. Verfolgt man die Karrieren des spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadtbürgertums, begegnet immer wieder das Phänomen, dass reich gewordene Patrizier- und Kaufmannsfamilien Teile ihres Vermögens in ländlichen Grundbesitz investieren. In diesem Prozess stellen die Oberschichten der großen süddeutschen Reichsstädte keine Ausnahme dar. Ähnliche Entwicklungen sind ebenso für die städtischen Eliten Italiens, Englands, Frankreichs und der Niederlande beobachtet worden.⁵⁰

In den von Anfang an auf Expansion ausgelegten Gütererwerbungen der Wolf

ist eine Investitionsstrategie zu sehen, die gleichermaßen wirtschaftlichen Profit und gesellschaftliche Anerkennung versprach und die eine Alternative zum sinkenden Stern der Familie am Habsburger Hof und in der Reichsstadt Nürnberg bot.⁵¹ Neben Burgfarnbach suchte man durch den Erwerb von Anteilen an der Ganerbenburg Rothenberg, frühzeitig auch in ein groß angelegtes ritterschaftliches Gemeinschaftsprojekt zu investieren.⁵²

In einem ersten Schritt hatten die vormals bürgerlichen Wolf auf die beschriebene Weise um 1500 den Sprung in den Niederadel geschafft. Die Erweiterung des Familiennamens um den auf der angeblichen Stammburg bei Gmünd beruhenden Namenszusatz ‚von Wolfsthal‘ war dafür ein wichtiger Faktor. Im Laufe des 16. Jahrhunderts lassen sich aber noch weitere Maßnahmen feststellen, um den ‚bürgerlichen Wolf‘ endgültig abzustreifen, und zwar in Form einer dezidierten Vor- und Nachnamenpolitik.

Die Burgfarnbacher Phase der Wolf von Wolfsthal ist durch eine stattliche Anzahl an Epitaphien in und an der Burgfarnbacher Kirche St. Johannes, die die Wolf von Wolfsthal als „*equites aurati*“ – standesbewusst ihren noch jungen adeligen Status durch das Tragen von Waffen zur Schau stellend⁵³ – zeigen, recht gut dokumentiert. Die 1556 einsetzenden evangelischen Pfarrmatrikeln runden das Bild – zumindest familiengeschichtlich – ab.⁵⁴ In dieser Phase, der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, lässt sich eine Fortsetzung der schon 1486 von Nürnberg und Augsburg aus angestrebten Standeserhöhung feststellen.

Städtische Eliten beabsichtigten bereits seit dem Spätmittelalter, ihr Prestige an das des Adels anzugleichen.⁵⁵ Auch in Nürnberg war es keine Seltenheit, dass dem

Patriziat angehörige Familien Standeserhöhungen durch nomenklatorische Abänderungen oder, wie es Fleischmann formuliert, „*Phantasieproduktionen*“⁵⁶ vorbereiteten oder demonstrierten. Als Beispiel dafür mögen die Familien Kress von Kressenstein und Haller von Hallerstein dienen, die sich durch die Namenszusätze eine adelig anmutende Herkunft zulegte.⁵⁷ Mit der beschriebenen Strategie waren die Wolf von Wolfsthal somit nicht allein. Einen Höhepunkt erreichten diese Tendenzen in Nürnberg mit den Bemühungen Johann Georg Tuchers aus dem 18. Jahrhundert. In seiner „*Summarischen Deduction*“ von 1764 suchte Tucher mit allen Mitteln, auch unter Berufung auf Rixners bekanntlich gefälschtes Turnierbuch, nach Belegen ritterlicher Abstammung und Turnierfähigkeit, um die „*alt-adeliche*“ Qualität seiner Familie zu beweisen.⁵⁸

Im Fall der zwischen 1500 und 1502 nobilitierten und mit dem Zusatz ‚von Wolfsthal‘ ausgestatteten Familie Wolf zeichnet sich eine ähnliche und doch gegensätzliche Tendenz ab. Spätestens Johann I. Wolf von Wolfsthal (* um 1540), den sein Nachfahre Philipp Gaston als der „*Röm[ischen] Kay[serlichen] Maj[estät] Rath, Ritter, Obrister und Reichsfreyer Ritterschachafft [sic!] in Franckhen, orths am Steigerwaldt, Hauptmann*“⁵⁹ betitelte, scheint daran gelegen gewesen zu sein, das Wort ‚Wolf‘ aus seinem Namen und Titel entfernt zu sehen. Vielleicht waren ihm die Parallelen zu den Haller’schen und Kress’schen Konstruktionen zu augenfällig und die Kombination ‚Wolf von Wolfsthal‘ zu künstlich, vielleicht erschien ihm der Vorsatz ‚Wolf‘ vor dem eigentlichen Titel auch einfach zu primitiv und provinziell.

Darüber hinaus bedeutete das Bemühen, diesen Namensbestandteil zu eliminieren, auch einen Bruch mit den im

Nürnberger Land in Verruf geratenen bürgerlichen Vorfahren. Die geographische Mobilität, die die Mitglieder der Familie Wolf von Wolfsthal an den Tag legten, führte zur Ausweitung ihres Netzwerks und zugleich zu seiner Verdünnung an bisherigen Schwerpunkten im Nürnberger Raum. Für Wolfgang Reinhard ist ein solches Verhalten typisch für soziale Aufsteiger wie die Wolf von Wolfsthal, die nicht selten „ganz besonderen Wert darauf legen, die Beziehungen zu Personen ihres früheren Milieus abzuschneiden.“⁶⁰

In den Kirchenbüchern zeichnet sich jedenfalls die Tendenz ab, das Element ‚Wolf‘ aus dem sekundäradeligen Kompositum zu entfernen. Da aber auch Personen des 16. Jahrhunderts an administrative Regeln gebunden waren und nicht einfach Namensbestandteile nach Gutdünken ändern oder entfernen konnten, wurde hier anscheinend eine List angewandt. Das Element ‚Wolf‘ wurde nicht einfach gestrichen, sondern – es bot sich in diesem Fall an – in den Vornamen verschoben. Würde man diese Praxis konsequent fortsetzen und innerhalb der nachfolgenden Generationen eine Art Tradition etablieren, wäre unter Umständen irgendwann nicht mehr feststellbar, ob das Wort ‚Wolf‘, das auch gebräuchliche Abkürzung für den Vornamen Wolfgang war, ursprünglich Bestandteil des Vor- oder des Nachnamens war. Als Nachname würde somit lediglich die wesentlich eleganter und repräsentativer klingende Form ‚von Wolfsthal‘ bleiben.

Die ritteradeligen Kompositnamen (wie Fuchs von Dornheim oder Truchseß von Pommersfelden) waren unverwechselbares Merkmal des frühestens aus der Ministerialenschicht aufgestiegenen Niederadels; unter dem Hochadel des Deutschen Reiches hingegen waren nur ‚einfache‘ Namen wie von Habsburg, von Cas-

tell oder von Schwarzenberg als Kennzeichen sozusagen ‚primären‘ Uradels zu finden. Wahrscheinlich kündigt sich in der beschriebenen bewussten Namensmanipulation des 16. Jahrhunderts schon ein deutliches Aufstiegsstreben der Familie Wolf von Wolfsthal in Richtung Freiherren- und Grafenstand an, was außerdem durch entsprechendes Konnubium, Besitzkumulation und Ämtererwerb vorbereitet wurde. Bei Johanns Frau handelte es sich immerhin um eine geborene Erbmarschallin von Pappenheim und somit um einen gesellschaftlichen Glücksgriff.⁶¹

Die Söhne Johann I. Wolf von Wolfsthal und seiner Frau Margaretha, die zwischen 1573 und 1584 geboren wurden, erhielten jedenfalls allesamt als (einen ihrer) Vornamen den Namen ‚Wolf(gang)‘. Die Namensgebung des 16. Jahrhunderts war geprägt von der Übernahme des Patennamens, was nahezu eine Pflichtkombination darstellte.⁶² Auch diesen Aspekt scheint Johann Wolf von Wolfsthal mit einkalkuliert zu haben. Ungewöhnlicher Weise findet sich daher bei drei der vier Taufen seiner Söhne eine identische Person unter den Taufpaten. Es war dies der Amtmann von Cadolzburg, Georg Wolf von Giech.⁶³ So erhielten alle vier Söhne des Burgfarnbacher Junkers Johann Wolf von Wolfsthal – mit oder ohne den entsprechenden Taufpaten als Namensspender – nacheinander die Vornamen Wolfgang Michael (1573),⁶⁴ Georg Wolf (1576),⁶⁵ Balthasar Wolfgang (1579)⁶⁶ und Hans Heinrich Wolf (1580).⁶⁷ Die Homonymie geht hier weit über das Ziel, die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Familie demonstrieren zu wollen, hinaus und verfolgt mit der bewussten Manipulation von Namen und Titel alternative, nämlich letztlich standeserhöhende Ziele.

Ergänzend ist zu berücksichtigen, dass der die Taufen registrierende Burgfarnbacher Pfarrer eine vom Dorf- und Patronatsherrn Johann Wolf von Wolfsthal eingesetzte und besoldete Amtsperson war. Wenn er die Kirchenbücher so führte, dass aus ihnen die namentlichen Umstände in Bezug auf die Familie des örtlichen Patronatsherrn nicht eindeutig hervorgingen, scheint dies durchaus im Interesse seines Brotgebers gelegen zu haben. Bezeichnend ist außerdem, dass die Burgfarnbacher Kirchenbücher mit dem sehr frühen Jahr 1556 just in dem Moment einsetzen, in dem Johann I. Wolf von Wolfsthal nach dem Tod seines Vaters Maximilian 1553 die Leitung des Rittergutes antrat. Die ordentliche Versorgung seiner Patronatskirche und die kontinuierliche Führung der Matrikeln scheint eine seiner ersten Maßnahmen gewesen zu sein und ihm somit sehr am Herzen gelegen zu haben.⁶⁸

Selbstverständlich gab es Institutionen außerhalb seines Einflussbereiches, auf die Johann Wolf von Wolfsthal im Hinblick auf den Namen seiner Familie keinen manipulatorischen Einfluss ausüben konnte; zumindest aber in Bezug auf die, in der Frühen Neuzeit konstitutive Bedeutung tragende Matrikelführung seiner Pfarrei – Geburts- und Taufzeugnisse wurden für gewöhnlich auf Grundlage der Einträge der dazu konzipierten Matrikeln ausgestellt – übte er maßgeblichen und eindeutigen Einfluss aus. Ein Großteil der Kommunikation ging zwar mündlich vonstatten, fiel aber letztlich ebenfalls wiederum auf die schriftliche Dokumentation zurück: Während für gewöhnlich bei Neunobilitierten, aber auch bei Mitgliedern des Alten Adels, sofern sie einen Kompositnamen trugen, immer noch das erste Element dieses zusammengesetzten

Nachnamens als ‚Rufname‘ diente – Beispiele dafür sind die Tucher von Simmeldorf, die Fuchs von Bimbach, die Haller von Hallerstein oder die Echter von Mespelbrunn – stellen die Wolf von Wolfsthal auch in der mündlichen Tradition eine Ausnahme dar. Sie nannten sich eben seit ihrer Erhebung in den Adelsstand ‚von Wolfsthal‘ (bzw. wurden so genannt), ein Kuriosum, das sie maßgeblich selbst beeinflussten. Der alte Name ‚Wolf‘ wurde ‚abgeschafft‘. Biedermann schreibt Mitte des 18. Jahrhunderts von ihnen als „[v]on denen ausgestorbenen Herren von Wolfsthal“.⁶⁹

Schon in der folgenden Generation trug die namenspolitische Maßnahme Früchte. Der 1573 geborene Wolf Michael Wolf von Wolfsthal, der die Familie fortsetzte, wird in den Quellen stets Wolf(gang) Michael von Wolfsthal genannt.⁷⁰ Auch im Fall seines Sohnes Johann II. lassen die Quellen, wie wohl beabsichtigt, nicht erkennen, ob es sich bei ‚Wolf‘ um einen zweiten Vornamen oder – korrekterweise – einen ersten Nachnamen handelt. Es verwundert somit nicht, dass im Nekrolog des Augustinerchorherrenstifts Heidenfeld bei Schweinfurt, von seinem Sohn Philipp Gaston⁷¹ 1671 in Auftrag gegeben und gestiftet, der Verstorbene als „D[ominus] Joannes Wolffgangus à Wolffsthal“⁷² oder gar als „Wolffgango Patre eius“⁷³ inseriert wurde.

In der Person des letztgenannten Philipp Gaston Wolf von Wolfsthal (1643–1717) ist ein weiterer Verfechter der spezifisch Wolfsthalschen Namenspolitik zu sehen. Auch er verschob den Bestandteil seines Nachnamens vorzugsweise in seinen Vornamen – eine Maßnahme, die sich besonders nach der Erhebung in den Reichsgrafenstand anbot, als deren Konsequenz das Wort ‚Graf‘ sozusagen in den Namen



Abb. 4: Wappenkonsole unter der Gedenktafel für den 1661 in Siena verstorbenen Johann (III.) Wolf von Wolfsthal, 1693 in Auftrag gegeben durch dessen Bruder Philipp Gaston. Siena, Basilica Cateriniana di San Domenico, linkes Querschiff. Photo: Federico Muzzi.

aufgenommen wurde und den Vor- vom Nachnamen trennte – und nannte sich fortan Philipp Gaston Wolf(gang) Graf von Wolfsthal⁷⁴ oder Philipp Gaston Graf von Wolfsthal.⁷⁵ Als er 1693 ein Epitaph für seinen 1661 in Siena verstorbenen Bruder Johann (III.) in der dortigen Dominikanerkirche errichten ließ, wurde dieser auf der überdimensionalen Marmorplatte als „IOANNES VVOLFPGANGVS A VVOLFSTHAL“⁷⁶ verewigt.

Insgesamt gesehen bringt die Wolfsthal'sche Namenspolitik das Verlangen der neuadeligen Familie zum Ausdruck, sich soweit als möglich von ihrer bürgerlich-kaufmännischen Vergangenheit zu lösen

und durch deren Negierung bestmöglichen Anschluss an ihren neuen Wirkungskreis, die sich formierende Reichsritterschaft nämlich, zu finden. Mit dieser nomenklatorischen Strategie war die Familie im Übrigen nicht allein. Bemerkenswert ist allerdings, dass sich die Maßnahmen, die aus ‚Wolf‘ zunächst ‚Wolf von Wolfsthal‘ und schließlich ‚von Wolfsthal‘ werden ließen, in mehreren Schritten vollzogen, die sich über mehrere Jahrhunderte und Generationen erstreckten. Bei zahlreichen Mitgliedern der Familie, bei Heinrich und Balthasar, Johann I., Johann II. und schließlich Philipp Gaston zeigen sich aktive Bemühungen, Namen und Titel der Familie zu ändern. Am auffälligsten tritt dieses Streben wohl unter Johann I. und bei der Namengebung seiner Söhne zutage, anhand derer erstmals auch die Vornamegebung in die Wolfsthal'sche Namenspolitik involviert und für sich instrumentalisiert wurde. Vor- und Nachname verschmolzen sozusagen miteinander und waren – zumindest für die Zeitgenossen – unter Umständen nicht mehr voneinander zu unterscheiden.

Die Wolfsthal'sche Namenspolitik begleitete und förderte auch gleichzeitig die Standeserhöhungen, die der Familie vom 16. bis ins 18. Jahrhundert widerfuhren. Dennoch konnte auch sie letztlich nicht verhindern, dass das Adelsgeschlecht wie eingangs geschildert 1717 im Mannesstamm ausstarb. Philipp Gaston Wolf von Wolfsthal wollte dies unter allen Umständen verhindern. So adoptierte er mit Rudolf Franz Erwein von Schönborn das Mitglied einer befreundeten und eng mit ihm kooperierenden Familie, setzte diesen trotz seiner zahlreichen Töchter und Enkel als Universalerben ein und sicherte auf diese Weise tatsächlich den Fortbestand seines

Wappens und Namens. Bezeichnend ist wiederum, dass letzterer nicht vollständig, sondern nur zum Teil in den Namen und Titel der Familie Schönborn aufgenommen wurde. Deren Mitglieder nannten sich fortan von Schönborn-Buchheim-Wolfsthal. Philipp Gaston hatte den so aufwendig kreierten und modellierten Namen seiner Familie nebst ihrem Wappen, das in das Schönborn'sche integriert wurde, tatsächlich über deren biologisches Ende hinaus gerettet. Mit dem Ende des Heiligen Römischen Reiches im Jahre 1806 verschwand aber auch die bis dahin tatsächlich übliche Namensform ‚v. Schönborn-Buchheim-Wolfsthal‘. Im Schönborn'schen Familienvertrag von 1847 taucht sie ein letztes Mal auf und verschwindet erst anschließend vollkommen.⁷⁷

Dr. Andreas Flurschütz da Cruz M.A. hat nach seinem Studium der Geschichte und modernen Fremdsprachen an der Universität Bamberg dort im Rahmen des DFG-Graduiertenkollegs „Generationenbewusstsein und Generationenkonflikte in Antike und Mittelalter“ seine Dissertation zur fränkischen Adels- und Konfessionsgeschichte vorgelegt. Seit Herbst 2013 ist er als Koordinator für einen geplanten Bachelor-Studiengang und als Dozent an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg tätig. Seine Anschrift lautet: Koordinator an der Philosophischen Fakultät I der Universität Würzburg, Am Hubland, 97074 Würzburg, E-Mail: andreas.flurschuetz@uni-wuerzburg.de.

Anmerkungen:

- 1 Staatsarchiv Würzburg (StAW), Gräflich Schönborn'sches Archiv (GSA), Schlossarchiv Wiesentheid (AW), Gebundene Korrespondenz Lothar Franz mit Friedrich Karl 55, Nr. 34: Friedrich Karl an Lothar Franz, 1.3.1713, inserierte Kopie eines Schreibens Wolfsthal's an den Reichsvizekanzler Friedrich Karl von Schönborn, Bamberg 19.2.1713.
- 2 Archiv des Erzbistums Bamberg (AEB), Bamberg-St. Martin, Nr. 21, fol. 98r, Beerdigungsmatrikel 10.5.1717.
- 3 Schraut, Sylvia: Das Haus Schönborn. Eine Familienbiographie. Katholischer Reichsadel 1640–1840. Paderborn–München–Wien–Zürich 2005, S. 191.
- 4 Als sichtbares Zeichen des ‚Sieges‘ der Fugger über die Wolf kann die Reichspflege Donauwörth gelten, die kurze Zeit nach dem Tod Balthasar Wolf von Wolfsthal's († 1530) in den Pfandbesitz der Familie Fugger kam, in dem sie auch bis 1723 verblieb. U.a. der Erwerb der Pfandschaft über die Reichspflege 1536 schuf die Voraussetzungen für ein Fugger'sches Territorium im Lech-Donau-Gebiet; vgl. Pfister, Doris: Formen und Funktionen eines ehemaligen Reichsbesitzes: Die Reichspflege Wörth, in:

Kießling, Rolf/Ullmann, Sabine (Hrsg.): Das Reich in der Region während des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Konstanz 2005, S. 341–365, S. 341 u. S. 355; vgl. auch Pölnitz, Götz Frhr. von: Jakob Fugger. Quellen und Erläuterungen, Bd. 2. Tübingen 1949, S. 445.

- 5 Rill, Gerhard: Die Hannart-Affäre. Eine Vertrauenskrise in der Casa de Austria 1524, in: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 34 (1981), S. 89–146, S. 127. Bei den Fuggern nahm Maximilian Anfang 1491 ein erstes großes Darlehen in Höhe von 120.000 Gulden auf und schuldete ihnen zusammen mit Erzherzog Sigismund bis 1494 bereits über 624.000 Gulden; vgl. Häberlein, Mark: Die Fugger. Geschichte einer Augsburger Familie (1367–1650). Stuttgart 2006, S. 41.
- 6 Das Augsburger Stadtlexikon bezeichnet Heinrichs Vater Nicolaus bzw. Claus als ‚Nördlinger Venedigfahrer‘; Geffcken, Peter: Art. Wolff, Kaufmannsfamilie, in: Grünsteudel, Günther/Hägele, Günter/Frankenberger, Rudolf (Hrsg.): Augsburger Stadtlexikon. Augsburg 1998, S. 936.
- 7 Vgl. Strobel, Richard: Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg. Stadt Schwäbisch Gmünd, 4 Bde. München–Berlin 1995–2003, hier Bd. II

- (1995), S. 86f.; vgl. Rahrbach, Anton P.: Reichsritter in Mainfranken. Zu Wappen und Geschichte fränkischer Adelsfamilien. Neustadt an der Aisch 2003, S. 298.
- 8 Vgl. Graf, Klaus: Gmünd im Spätmittelalter, in: Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd (Hrsg.): Geschichte der Stadt Schwäbisch Gmünd. Stuttgart 1984, S. 87–184, S. 118.
 - 9 Vgl. Meyer, Andreas: Die Große Regensburger Handelsgesellschaft in der Region. Von der ‚Bodenseehanse‘ zur Familiengesellschaft der Humpis, in: Hoffmann, Carl A./Kießling, Rolf (Hrsg.): Kommunikation und Region. Konstanz 2001, S. 249–304, S. 297; s. auch Schulte, Aloys: Geschichte der großen Ravensburger Handelsgesellschaft 1380–1530, 3 Bde. Stuttgart 1823, hier Bd. 1, S. 207.
 - 10 Vgl. Fleischmann, Peter: Rat und Patriziat in Nürnberg. Die Herrschaft der Ratsgeschlechter vom 13. bis zum 18. Jahrhundert, Bd. 2: Ratsherren und Ratsgeschlechter. Nürnberg 2008, S. 1164.
 - 11 Die Vorfahren Heinrich Wolfs stammten, wie bereits dargestellt, aus Schwäbisch Gmünd, von wo sein Vater auswanderte und nach Nördlingen zog. Dass es sich bei den Wolf um „eine alte Kaufmannsfamilie aus der Reichsstadt Nördlingen“ handelt, wie Fleischmann in seinem Monumentalwerk zum Nürnberger Patriziat von 2008 schreibt, ist an dieser Stelle somit zu relativieren; vgl. Fleischmann: Rat und Patriziat 2 (wie Anm. 10), S. 1164.
 - 12 Noflatscher, Heinz: Migration von Intellektuellen. Franken im königlichen Dienst um 1500, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung (JfL) 55 (1995), S. 1–19, S. 11.
 - 13 Vgl. Häberlein: Die Fugger (wie Anm. 5), S. 22.
 - 14 Vgl. Haller von Hallerstein, Helmut: Größe und Quellen des Vermögens von hundert Nürnberger Bürgern um 1500, in: Stadtarchiv Nürnberg (Hrsg.): Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte Nürnbergs. Nürnberg 1967, Bd. I, S. 117–176, S. 123. Heinrichs Bruder Balthasar belegte mit einem Vermögen von 26.400 Gulden im Jahr 1492 den vierten Platz der Augsburger Vermögensstatistik, vgl. Geffcken: Wolff (wie Anm. 6), S. 936.
 - 15 Heinrichs Bruder, der Nördlinger Kaufmann Balthasar Wolf, ist zwischen 1460 und 1469 in Köln fassbar, wo er zu den führenden Pfeffer- und Safranimporteuren zählte. Erst nach der Heirat mit der Patrizierin Sabina Rehlinger siedelte er 1478 nach Augsburg über, vgl. Geffcken: Wolff (wie Anm. 6), S. 936.
 - 16 Vgl. Haller von Hallerstein: Größe und Quellen (wie Anm. 14), S. 123.
 - 17 S. Westphal, Sina: Die Korrespondenz zwischen Kurfürst Friedrich dem Weisen von Sachsen und der Reichsstadt Nürnberg. Analyse und Edition. Frankfurt am Main u.a. 2011.
 - 18 Häberlein: Die Fugger (wie Anm. 5), S. 28.
 - 19 Lochner, Georg Wolfgang Karl: Die Wolfen in Nürnberg und der Kleweinshof daselbst. Ein Beitrag zur Geschlechts- und Ortskunde. Nürnberg 1875, S. 7.
 - 20 Vgl. Graf, Klaus: Gmünder Chroniken im 16. Jahrhundert. Texte und Untersuchungen zur Geschichtsschreibung der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd. Schwäbisch Gmünd 1984, S. 132; vgl. Graf: Gmünd im Spätmittelalter (wie Anm. 8), S. 125.
 - 21 Vgl. Fleischmann: Rat und Patriziat 2 (wie Anm. 10), S. 1166. Zur gleichen Zeit, in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts, verwaltete Heinrich Wolf sämtliche steuerlichen Extraordinaria des Habsburgerkönigs, wohl auch als Kompensation vorher geleisteter Dienste und v.a. Gelder; vgl. Hollegger, Manfred: Maximilian I. (1459–1519). Herrscher und Mensch einer Zeitenwende. Stuttgart 2005, S. 149.
 - 22 Unter Heinrich Wolf behielt die Familie im Kreditgeschäft mit dem Kaiserhaus, gelegentlich auch mit energischen Worten, noch die Zügel in der Hand: In einem Schreiben vom 11.5.1495 an Maximilian erklärt sich Heinrich Wolf prinzipiell zu Investitionen in die Münze bereit, fordert jedoch die Zahlung versprochener 10.000 Dukaten; sollte diese nicht erfolgen, so Wolf, so „*wird ich meine mitverwanten zu obgemelter handlung nit verrer vermogen, das wölle E[urer] K[aiserlichen] M[ajestä]t in besten vermercken sich danach haben zu richten*“; Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien (HHStAW), Maximiliana 4 fol. 174r; vgl. Rill: Hannart-Affäre (wie Anm. 5), S. 128, Anm. 176. Im Gegensatz zu seinem Vater Heinrich Wolf schien Balthasar Wolf von Wolfsthal in Bezug auf die Rückforderung der an das Haus Habsburg gezahlten Kredite weniger erfolgreich gewesen zu sein. Erst 1526 traf König Ferdinand eine Regelung der Schuldenfrage, die vorsah, Balthasar Wolf von Wolfsthal mit lediglich sieben Prozent des ehemaligen Betrags abzufinden; vgl. Fleischmann: Rat und Patriziat 2 (wie Anm. 10), S. 1166f.

- 23 Vgl. Noflatscher, Heinz: Räte und Herrscher. Politische Eliten an den Habsburgerhöfen der österreichischen Länder, 1480–1530. Mainz 1999, S. 184f.
- 24 Vgl. Droste, Heiko: Patronage in der Frühen Neuzeit – Institution und Kulturform, in: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF) 30 (2003), S. 584.
- 25 Vgl. Noflatscher: Migration (wie Anm. 12), S. 18; vgl. Press, Volker: Adel in den österreichisch-böhmischen Erblanden und im Reich zwischen dem 15. und dem 17. Jahrhundert, in: Amt der Niederösterreichischen Landesregierung (Hrsg.): Adel im Wandel. Politik – Kultur – Konfession 1500–1700 (Ausstellungskatalog). Wien 1990, S. 19–31, S. 21.
- 26 Haller von Hallerstein: Größe und Quellen (wie Anm. 14), S. 123.
- 27 Crusius, Martin: Annales Suevici, Bd. 3. Frankfurt am Main 1596, S. 474f.; vgl. Graf: Gmünder Chroniken (wie Anm. 20), S. 133.
- 28 Vgl. Graf: Gmünder Chroniken (wie Anm. 20), S. 133.
- 29 Vgl. Strobel: Kunstdenkmäler (wie Anm. 7), hier Bd. IV (2003), S. 293.
- 30 Vgl. Graf, Klaus: Burg Wolfstal, Burg Bettringen und Burg Bargau, in: Dietenberger, Eduard (Hrsg.): einhorn-Jahrbuch. Schwäbisch Gmünd 1980, S. 204–215, S. 204–207.
- 31 Abschrift im Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd, Chronikensammelband Ch. 2, S. 468; zitiert bei Graf: Burg Wolfstal (wie Anm. 30), S. 206.
- 32 StAW, GSA, AW, Hausarchiv I, Tit. VII Nr. 47, fol. 4r–5r; vgl. Crusius: Annales Suevici (wie Anm. 27), S. 474.
- 33 Staudenmaier, Johannes: Grenzziehung und Grenzkonflikte im *territorium non clausum*. Das Hochstift Bamberg und seine Nachbarn um 1600, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte 29 (2011), S. 75–96, S. 81.
- 34 Vgl. Biedermann, Johann Gottfried: Geschlechts-Register Der Reichs-Frey unmittelbaren Ritterschafft Landes zu Francken Löbllichen Orts Steigerwald. Nürnberg 1748, Tab. CCLXV und Tab. CCLXVI, vgl. Graf: Gmünder Chroniken (wie Anm. 20), S. 134. Lochner: Die Wolfen (wie Anm. 19), S. 4, spricht von einem „kolossalen Unsinn, der bei Biederm. Steigerwald tab. 265 zusammengehäuft ist“.
- 35 Bayerische Staatsbibliothek Bamberg (StBB), J. H. Msc. Hist. 111/583, „Genealogische Notizen über die Nürnberger Patrizier-Familien, mit vielen illum. Wappen u. genealog. Tabellen“, unpaginierte, lose Blattsammlung: „Vor Alters nannten die Herren dieses Hauses die Wölfe, und schrieben sich zugleich wegen ihres bey Schwäbisch Gmünd gelegen – und zur schwäbischen Reichs Ritterschafft gehörig gewesen – aber schon vor etlichen Jahr Hunder ond gestandenen Stamm Hauses Thal, Wolfe von Thal, nachgehends sind aber beide Worte zusammen gezogen worden da denn der Name Wolfsthal daraus erwachsen ist.“ Zur Autorenschaft und Provenienz dieser in die Heller'sche Sammlung integrierten Papiere s. Leitschuh, Friedrich (Bearb.): Katalog der Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Bamberg, Bd. 2. Leipzig 1887, S. 163–165.
- 36 Crusius: Annales Suevici (wie Anm. 27), S. 474f.
- 37 Heck, Kilian/Jahn, Bernhard: Genealogie in Mittelalter und Früher Neuzeit. Leistungen und Aporien einer Denkform, in: Dies. (Hrsg.): Genealogie als Denkform in Mittelalter und Früher Neuzeit. Tübingen 2000, S. 1–9, S. 2.
- 38 Gümbel, Albert: Dürers „Katharina Fürlegerin“. Straßburg 1928, S. 13. Auf die selben Quellen scheint sich Gschließer 1942 bei der Zusammenstellung der Reichshofräte verlassen zu haben, der ebenfalls weiß, dass es sich bei den Wolfsthal um „eine[...] alte[...] schwäbische[...] Familie [handelt], deren Stammschloß Wolfstal unweit von Schwäbisch-Gmünd“ gelegen war; vgl. Gschließer, Oswald von: Der Reichshorat. Bedeutung und Verfassung, Schicksal und Besetzung einer obersten Reichsbehörde von 1559 bis 1806. Wien 1942, S. 369.
- 39 Sörgel, Paul: Der Ritterkanton an der Baunach in den Hassbergen. Hofheim 1992, S. 118.
- 40 Rahrbach: Reichsritter in Mainfranken (wie Anm. 7), S. 298.
- 41 Heinrich Wolfs Aufnahme in die Bürgerschaft der Reichsstadt wird gemeinhin mit 1469 datiert; vgl. Fleischmann: Rat und Patriziat 2 (wie Anm. 10), S. 1165.
- 42 Vgl. Gümbel: Dürers „Katharina Fürlegerin“ (wie Anm. 38), S. 15; vgl. Boockmann, Hartmut: Gemälde zeigen die Kostbarkeit geistlicher Ornate, in: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg (Hrsg.): Martin Luther und die Reformation in Deutschland (Ausstellungskatalog). Frankfurt am Main 1983, S. 62 u. S. 74.
- 43 Kuhn, Christian: Generation als Grundbegriff einer historischen Geschichtskultur. Die Nürnberger Tucher im langen 16. Jahrhundert. Göttingen 2010, S. 12.

- 44 Vgl. Rahrbach: Reichsritter in Mainfranken (wie Anm. 7), S. 298; vgl. Lochner: Die Wolfen (wie Anm. 19), S. 4; vgl. Pfister: Formen und Funktionen (wie Anm. 4), S. 352.
- 45 Graf: Gmünder Chroniken (wie Anm. 20), S. 135.
- 46 Ronald G. Asch bezeichnet die verbreitete Vorstellung, der frühneuzeitliche Adel sei keiner beruflichen Beschäftigung nachgegangen, als Mythos und konstatiert: „*Noblemen in the early modern period did work, of course*“; Asch, Ronald G.: What Makes the Nobility Noble?, in: Leonhard, Jörn/Wieland, Christian (Hrsg.): What Makes the Nobility Noble? Comparative Perspectives from the Sixteenth to the Twentieth Century. Göttingen 2011, S. 329–339, S. 339. Die Fugger beispielsweise investierten bereits zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Landbesitz, hielten aber noch fast 150 Jahre an ihrer Handelsgesellschaft fest; vgl. Häberlein: Die Fugger (wie Anm. 5), S. 186f. In Nürnberg waren 1648 die Tucher die letzte Patrizierfamilie, die den Handel einstellte, vgl. Kuhn: Generation als Grundbegriff (wie Anm. 43), S. 39.
- 47 Vgl. Noflatscher: Räte und Herrscher (wie Anm. 23), S. 281; vgl. Fleischmann: Rat und Patriziat 2 (wie Anm. 10), S. 514.
- 48 Vgl. Kuhn: Generation als Grundbegriff (wie Anm. 43), S. 36f.; vgl. Gümbel: Dürers „Katharina Fürlegerin“ (wie Anm. 38), S. 13; Lochner: Die Wolfen (wie Anm. 19), S. 8; vgl. Fleischmann: Rat und Patriziat 2 (wie Anm. 10), S. 1013–1016.
- 49 Vgl. Graf: Burg Wolfsthal (wie Anm. 30), S. 207; Diefenbacher, Michael/Haller von Hallerstein, Bertold Frhr.: Wolf von Wolfsthal, Patrizierfamilie, in: Diefenbacher, Michael/Endres, Rudolf (Hrsg.): Stadtlexikon Nürnberg. Nürnberg 2000, S. 1201–1202, S. 1201f.; vgl. Kuhn: Generation als Grundbegriff (wie Anm. 43), S. 39.
- 50 Vgl. Häberlein: Die Fugger (wie Anm. 5), S. 186.
- 51 Ebd., S. 204.
- 52 Das Schloss Rothenberg war 1478 von 44 fränkischen Rittern vom Herzog Otto II. von Mosbach erworben worden und diente in der Folgezeit vor allem dem Erhalt reichsritterlicher Autonomie gegenüber den wittelsbachischen Nachbarn. Zmora nennt die Anlage „*a bastion of hard-line political opposition to the princes*“; Zmora, Hilla: Feuds for and against Princes. Politics, Violence and Aristocratic Identity in Early Modern Germany, in: Leonhard/Wieland: What Makes the Nobility Noble? (wie Anm. 46), S. 121–141, S. 135; vgl. Ninness, Richard J.: Between Opposition and Collaboration. Nobles, Bishops, and the German Reformations in the Prince-Bishopric of Bamberg, 1555–1619. Leiden–Boston 2011, S. 176. Die Wolf von Wolfsthal, die als Bürgerliche am Erwerb von 1478 nicht beteiligt waren, erhielten ihre Anteile an der Festung wohl nach ihrer Nobilitierung und durch die Eheschließung Maximilian Wolf von Wolfsthal mit Veronica Gottsmann von Thurn, deren Familie zu den ursprünglichen Käuferfamilien von 1478 gehörte und sich ab 1507 in Besitz anscheinend sogar mehrerer Anteile befand. Als alternativer Erwerbsweg könnte der Kauf eines der zwei 1556 von der Gesellschaft ausgegebenen Anteile in Frage kommen: Schütz nennt die Wolf von Wolfsthal ab 1556 als Mitganherrn am Rothenberg; vgl. Schütz, Martin: Die Ganerbschaft Rothenberg in ihrer politischen, juristischen und wirtschaftlichen Bedeutung. Nürnberg 1924, S. 12 u. S. 96–101.
- 53 Vgl. Stollberg-Rilinger, Barbara: Symbolische Kommunikation in der Vormoderne. Begriffe – Thesen – Forschungsperspektiven, in: ZHF 31 (2004), S. 489–527, S. 498.
- 54 Vgl. Noflatscher: Räte und Herrscher (wie Anm. 23), S. 185.
- 55 Diese Tendenz setzte sich bis ins 17. Jahrhundert fort und mündete in die Privilegien Kaiser Leopolds I. von 1697 und 1698, die dem Nürnberger Patriziat die adelige Ebenbürtigkeit patentierten; vgl. Endres, Rudolf: Adel in der Frühen Neuzeit. München 1993, S. 72.
- 56 Fleischmann: Rat und Patriziat 2 (wie Anm. 10), S. 1004.
- 57 Vgl. Friedrich, Gunther: Bibliographie zum Patriziat der Reichsstadt Nürnberg. Nürnberg 1994, S. 53 u. S. 88; vgl. Flurschütz da Cruz, Andreas: Herrschaft in der Krise. Das Nürnberger Patriziat zwischen Abschluss und Expansion, in: Genealogie 30.3 (2011), S. 609–636, S. 626.
- 58 Fleischmann: Rat und Patriziat 2 (wie Anm. 10), S. 1004. Diese genealogische Kreativität ist kein Nürnberger Einzelfall: Auch für die Kölner Geschlechter spricht die Forschung von einer „*Herkunfts fiktion*“, die soweit ging, dass man die eigene Herkunft aus dem Kreis

- zu Wohlstand gelangter Kaufleute verdrängte und sich stattdessen auf legendäre römische Adlige zurückführte, denen Kaiser und Papst zur Zeit der Christianisierung Kölns die Herrschaft in der Stadt übertragen hätten; von der Höh, Marc: Zwischen Religiöser Memoria und Familiengeschichte. Das Familienbuch des Werner Overstolz, in: Studt, Birgit (Hrsg.): Haus- und Familienbücher in der städtischen Gesellschaft des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit (Städteforschung Reihe A: Darstellungen, Bd. 69). Köln–Weimar–Wien 2007, S. 33–60, S. 57 u. S. 35. Ebenso stellt die Nürnberger Forschung eine „gezielte[...] Vernichtung entsprechender Überlieferung [der nicht mehr standesgemäßen kaufmännischen] Vorfahren“ in Patrizierkreisen fest, vgl. Fleischmann, Peter: Rat und Patriziat in Nürnberg. Die Herrschaft der Ratsgeschlechter vom 13. bis zum 18. Jahrhundert, Bd. 1: Der Kleinere Rat. Nürnberg 2008, S. 254. Im von seinen Vorfahren Endres I. und Berthold III. Tucher von 1386 bis 1451 angefertigten Tucher'schen Memorialbuch stößt man zudem auf ein ungewöhnlich frühes Zeugnis historiographischer und autobiographischer Überlieferung und mit ihm auf das „Interesse[...] des Tuchergeschlechts an persönlicher, familiärer, historischer und politisch-gesellschaftlicher Gedächtnisbildung“; s. Kirchhoff, Matthias: Gedächtnis in Nürnberger Texten des 15. Jahrhunderts. Gedenkbücher, Brüderbücher, Städtelob, Chroniken (Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte, Bd. 68). Nürnberg 2009, S. 66; dass man in der Familie Tucher zur Aufrechterhaltung der Memoria der Familie keine Kosten scheute, zeigt bereits die von Herdegen Tucher in Form des großen Tucherbuchs 1588 in Auftrag gegebene, reich illustrierte, großformatige zweibändige Prachtausgabe der von Christoph II. Scheurl 1542 erstellten Gesamtgenealogie des Geschlechts, deren Gesamtkosten 2.198 Gulden betrugen; vgl. Schwemmer, Wilhelm: Dr. Lorenz Tucher, († 1503) und seine Familienstiftung, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 63 (1976), S. 131–144, S. 136; vgl. Flurschütz da Cruz: Herrschaft in der Krise (wie Anm. 57), S. 624–627.
- 59 StAW, GSA, AW, Hausarchiv I, Tit. I Nr. 10.
- 60 Reinhard, Wolfgang: Freunde und Kreaturen. „Verflechtung“ als Konzept zur Erforschung historischer Führungsgruppen. Römische Oligarchie um 1600. München 1979, S. 31.
- 61 Über die Verwandtschaft mit den Erbmarschällen von Pappenheim sind die Wolf von Wolfsthal in der Folgezeit auch weitläufig mit den Fuggern verschwägert, vgl. Häberlein, Mark: Konfessionelle Grenzen, religiöse Minderheiten und Herrschaftspraxis in süddeutschen Städten und Territorien der Frühen Neuzeit, in: Asch, Ronald G./Feist, Dagmar (Hrsg.): Staatsbildung als kultureller Prozess. Strukturwandel und Legitimation von Herrschaft in der Frühen Neuzeit. Köln–Weimar–Wien 2005, S. 151–190, S. 157.
- 62 Zum Thema s. Flurschütz da Cruz, Andreas: In nomine patris. Eine lokale Untersuchung zur konfessionsspezifischen Symbolik und Praxis von Namengebung und Patenschaft, in: Blätter für fränkische Familienkunde 35 (2012), S. 181–196.
- 63 Wolf ist in diesem Fall als Kurzform von Wolfgang aufzulösen und eindeutig als Vorname zu identifizieren. Daneben tritt auch Johanns Vetter Georg Truchseß zu Neuburg dreimal als Pate auf.
- 64 Landeskirchliches Archiv der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern Nürnberg, Burgfarnbach (176), K1 (1556–1625), unpaginiert, Taufmatrikel 1573/10 (5.5.1573). Taufpate: Michael von Lichtenstein, Dompropst zu Bamberg.
- 65 Ebd., Taufmatrikel 1576/2 (3.5.1576). Taufpaten: Georg Wolf von Giech, Georg von Truchseß zu Neuburg, Clara, Ehefrau des Georg Mündel zu Nürnberg.
- 66 Ebd., Taufmatrikel 1579 (20.1.1579). Taufpaten: Georg Wolf von Giech und die Ehefrau des Martin von Eyb zu Bruckburg [?].
- 67 Ebd., Taufmatrikel 1580/12 (10.5.1580). Taufpaten: Georg Truchseß zu Neuburg, Georg Wolf von Giech und Jungfer Barbara Truchseß.
- 68 Von 1556 bis 1562 diente Georg Rupprecht als evangelischer Pfarrer in Burgfarnbach, im Jahr 1562 Andreas Dretzel und von 1568 bis 1573 Michael Deubelius. Die aufgeführten Taufen wurden von dem 1573 bis 1604 wirkenden Pfarrer Georg Seidel vorgenommen; vgl. Simon, Matthias: Nürnbergisches Pfarrerbuch. Die evangelisch-lutherische Geistlichkeit der Reichsstadt Nürnberg und ihres Gebietes 1524–1806. Nürnberg 1965, S. 274f.
- 69 Biedermann: Steigerwald (wie Anm. 34), Tab. CCLXV.

- 70 Taurellus, Nicolaus: *Emblemata Physico-Ethica, hoc est, Naturæ Morum moderatricis picta præcepta*. Nürnberg 1602, unpaginiert. StBB, Inc. Typ. Ic. II. 85; vgl. Henkel, Arthur/Schöne, Albrecht (Hrsg.): *Emblemata. Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts*. Stuttgart 1967, S. 452. Sowohl Motto als auch die in klassischer Form eines Epigramms gehaltene „*Subscriptio*“ des ihm gewidmeten Emblems, ebenso wie der korrespondierende Holzschnitt (ca. 75 x 55 mm) sind nicht frei von Kritik an Wolfsthal. Dies muss insofern als ungewöhnlich gelten, als die 116 Embleme und 20 *Emblemata nuda* für gewöhnlich von den Personen, denen sie gewidmet waren, in einer Art frühneuzeitlicher Subskription, vorfinanziert wurden. Bei dem Autor handelt es sich um den Altdorfer Professor Nicolaus Taurellus (1547–1606), bei den im Band verewigten Personen um seine Schüler, darunter viele Nürnberger aus Patriziergeschlechtern wie den Tucher, Scheurl, Baumgärtner oder Haller von Hallerstein. 1598 lebte Wolf Michael angeblich in Fürth, war verheiratet mit Margaretha von Weyher und starb 1615, StAW, GSA, AW, Hausarchiv I, Tit. I Nr. 10: Ahnentafel des Philipp Gaston Wolf von Wolfsthal; vgl. Biedermann: Steigerwald (wie Anm. 34), Tab. CCLXV; vgl. Kraft, Wilhelm: Burgfarnbach. Bausteine zu seiner Geschichte, besonders im 16. Jahrhundert, in: Fürther Heimatblätter 16 (1966), S. 1–9, S. 5.
- 71 Im Nekrolog wird er mehrmals als „*D. Gustaus (Comes) à Wolfsthal*“ bezeichnet, was verwundert, da Gustav als eher protestantisch konnotierter Vorname zu gelten hat; es ist jedoch anzunehmen, dass der Verfasser keine adäquate lateinische Entsprechung für den wirklich seltenen Vornamen Gaston fand und deshalb auf diese Alternative zurückgriff; StAW, H.V. M.S. f. 805 I, fol. 6v u. fol. 8r.
- 72 StAW, H.V. M.S. f. 805 I, fol. 8r.
- 73 StAW, H.V. M.S. f. 805 I, fol. 6v. Die Details zum Tod und Begräbnisort Johann II. Wolf von Wolfsthal waren bisher unbelegt, konnten durch den Fund des Nekrologs im Staatsarchiv Würzburg aber nun präzisiert werden; vgl. Schneider, Erich: Schloß Zeilitzheim. Baugeschichte und Baugestalt eines barocken Landedelsitzes im 17. und 18. Jahrhundert, in: JfL 55 (1995), S. 65–136, S. 67. Außerdem erinnert Philipp Gaston Wolf von Wolfsthal in seinem Testament aus dem Jahr 1710 daran, dass er – sollte er auf Schloss Zeilitzheim sterben – [z]u meines lieben H[errn] Väteren seel Hansß Wolff von Wolfsthal Obrister füssen, nach-er Closter Hajdenveldt bestättiget werden wolle; StAW, GSA, AW, Hausarchiv I, Urkundenarchiv VI, Nr. 35, fol. 1v–2r. Paul Sörgel behauptet fälschlicherweise und bezieht sich dabei auf StBB, J. H. Msc. Hist. 111/583, Johann Wolf von Wolfsthal sei 1675 im Kloster Theres begraben worden; vgl. Mader, Felix/III, Georg (Bearb.): *Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern III/17: Stadt und Bezirksamt Schweinfurt*. München 1917. Nachdruck München–Wien 1983, S. 165; vgl. Sörgel: Ritterkanton Baunach (wie Anm. 39), S. 118. Die auf den ersten Blick ungewöhnliche, da entlegene Grabstätte Wolf von Wolfsthal könnte mit dem 1631 von den Schweden ermordeten und 1636 – also zu Lebzeiten Johann Wolf von Wolfsthal – auf Anweisung des Würzburger Bischofs Franz von Hatzfeld ebenfalls in der Stiftskirche begrabenen Märtyrer, dem Konvertiten und 1974 selig gesprochenen Priester Liborius Wagner zusammenhängen, vgl. Zimmermann, Johannes: Heidenfeld – Pfarrei und Dorf, 1141–1991. Münsterschwarzach 1991, S. 57 u. S. 135; vgl. Weber, Heinrich: Bamberg im Dreißigjährigen Krieg, in: Bericht des Historischen Vereins Bamberg (BHVB) 48 (1885), S. 1–132, S. 38.
- 74 StAW, GSA, AW, Hausarchiv I, Tit. IV, Nr. 8; vgl. auch Paschke, Hans: Das Franziskanerkloster an der Schranne zu Bamberg, in: BHVB 110 (1974), S. 167–318, S. 232.
- 75 Umschrift eines von ihm gestifteten Wallfahrtsbildes in der Sancta-Crux-Kapelle bei Halberndorf von 1711; vgl. Haas, Nikolaus: Geschichte des Slaven-Landes an der Aisch und den Ebrach-Flüßchen, Teil 1. Bamberg 1819. Nachdruck Neustadt an der Aisch 1984, S. 234.
- 76 Vgl. die (mehrfach fehlerhafte) Transkription bei Riedl, Peter Anselm/Seidel, Max: *Die Kirchen von Siena*, Band 2.1.2: *Oratorio della Carità – S. Domenico*. München 1992, Nr. 115, S. 653f.
- 77 Vgl. Domarus, Max: Wappen und Linien des Hauses Schönborn. Kurzer geschichtlicher Überblick über die Entwicklung der Familie bis zur Reichsgrafenstandserhebung im Jahre 1701, in: *Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst* 12 (1960), S. 128–143, S. 134f.

Wilhelm Joseph Behr und Sulzheim

Zur Errichtung eines Gedenksteins auf dem neuen Rathausplatz

Über Wilhelm Joseph Behr wurde seit seinen Lebzeiten Vieles geschrieben. So ist das Andenken an seine Lebensleistung bis heute bewahrt worden, auch in seinem Geburtsort Sulzheim in Unterfranken. Zum Anlass der Einweihung des neu gestalteten Rathausplatzes war die Verfasserin eingeladen, einen Vortrag zu Wilhelm Joseph Behr als Sulzheimer und bayerischer Unterfranke zu halten.

Wilhelm Joseph Behrs Büste steht seit 1985 auf Initiative der „Bayerischen Einigung“¹ in der Münchner Ruhmeshalle in der Reihe der wichtigsten Persönlichkeiten Frankens, weil er *„als scharfsinniger Jurist“* und als *„erfolgreicher Bürgermeister“* von Würzburg jene Zeitspanne mit Schrift, Wort und Tat mitgeprägt hat, als die geistlichen Staaten, auch das Fürstbistum Würzburg, keine Zukunft mehr hatten und als das heutige Unterfranken sich im 1806 von Napoleons Gnaden erstandenen Königreich Bayern unter Maximilian I. Joseph nach der Neuordnung des Wiener Kongresses von 1814 zurechtfinden musste.

So war Wilhelm Joseph Behr² schon im Jahr 1839 noch zu seinen Lebzeiten im liberalen „Staats-Lexikon“, dem damaligen ‚Who is Who‘ des Liberalismus, vom Herausgeber Karl von Rotteck³ unter die Rubrik der politischen Schriftsteller aufgenommen worden, und das zu einer Zeit, als Behr seit mittlerweile zwei Jahrzehnten in Volkach⁴ und seit 1820 in Würzburg



Abb. 1: Wilhelm Joseph Behr.
Stadtarchiv Volkach, Museum Barockscheune.

Ehrenbürger war, aber seit gut drei Jahren wegen Landesverrats und Majestätsbeleidigung eine langjährige Festungshaft absaß: *„Schon drei Jahre sind es nun, daß der Unglückliche im Kerker schmachtet und seine Vaterstadt, sein Vaterland, Deutschland wissen nicht warum [...] Aber während diese Zeilen geschrieben werden, gehen beängstigende Gerüchte herum von nächst bevorstehender [...] schwerer Verurtheilung [...] Das Publicum wartet, daß ihm endlich eröffnet wird, ob und was der bisher verehrte wirklich verschuldet hat, oder welche factische Beschuldigung gegen ihn erhoben worden sei.“* Diesem ersten ausführlicheren



Abb. 2: Grabmal von Paul Joseph Behr, Amtmann von Sulzheim, in Volkach.

Lexikoneintrag⁵ von Karl Welcker, schon 1836 verfasst, folgte eine Vielzahl an Biographien zu Wilhelm Joseph Behr, so dass Professor Otto Meyer im Jahr 1985 in seinem Memorandum zum Antrag des Vereins „Bayerische Einigung“, Behrs Büste zum Anlass seines 210. Geburtstages in die Bayerische Ruhmeshalle in München aufzunehmen, feststellen konnte, dass „*Höhen und Tiefen des schicksalsträchtigen Lebenslaufes des profilierten Politikers im Vormärz Behr [...] so oft dargestellt [sind], daß sie als bekannt vorausgesetzt werden können*“, dass es aber dennoch an einer „*Würdigung seines Wirkens insbesondere aus der Sicht Franken, dem Behr entstammte und für das er sein Leben lang eintrat*“, fehle.⁶ Nunmehr 28 Jahre später ist noch hinzuzufügen, dass Wilhelm Behr als ein Wegbereiter des fränkischen Liberalismus⁷ nur noch wenig, als Mitgestalter der heute so selbstverständlichen kommunalen Selbstverwal-

tung im Freistaat Bayern gar nicht mehr wahrgenommen wird. Deshalb ist es trotz viel beschriebenen Papiers über Wilhelm Joseph Behr heute sinnvoll, sich ihm als gebürtigen Sulzheimer zu nähern und die mit seinem Geburtsort verknüpften Lebenserfahrungen als die Basis seines wissenschaftlichen und politischen Wirkens herauszustreichen. Kurzum – ihn heute als Sohn Sulzheims aus fränkischer und nicht aus bayerischer Sicht zu würdigen.

Am 26. August 1775, vier Jahre vor Ausbruch der Französischen Revolution, mit der man den Beginn der Moderne ansetzt, erblickte Wilhelm Joseph Behr als siebtes und letztes Kind des Ebrachischen Amtmannes Paul Joseph Behr (29. Mai 1729–22. November 1816) und seiner Ehefrau Eva Christina, einer in Sulzheim geborenen Reinstein⁸ (1732–1806), in Sulzheim das Licht der Welt.

Das sind die ersten Fakten zum Leben des Wilhelm Joseph Behr aus Sulzheim, in die sachliche Sprache der heutigen Historiker gekleidet.⁹ Aus der Sicht des Zeitgenossen Behrs, des liberalen Rechtsanwaltes, Schriftstellers und Geschichtsschreibers¹⁰ Karl Buchner, waren im Jahr 1848 diese Fakten weit bedeutungsschwerer auszudrücken, weil er schließlich Behr zu den „*Männern des Volkes*“ hinzufügen wollte: „*WILHELM JOSEPH BEHR wurde am 26. August 1775 in Sulzheim in Franken, dem Sitz eines damals der reichen Abtei Ebrach gehörigen Amtes, geboren. Sein Vater, Justizbeamter in Sulzheim, war ein körperlich und geistig gesunder und starker charakter- und muthvoller Mann von strenger Rechtlichkeit, welche Eigenschaften er auf den Sohn vererbte, während seine Mutter, eine geborene Reinstein, die Keime seiner fühlenden Menschenliebe und ächter (!) Religiosität in dem Knaben weckte. Als ihr Jüngster von sieben lebenden Geschwistern*

*hatte er sich ihrer besonderen Zärtlichkeit zu erfreuen und nicht ohne Kampf und Schmerz überließ sie ihn, der sich unter ihrer liebevollen Obsorge sechs Jahre lang in der schönen ländlichen Gegend fröhlich und frei, unter der ländlichen Jugend, mit denen er lesen und schreiben lernte, sich tumelnd [!] bewegt hatte, dem Vater, um ihn in die Hände einer befreundeten Familie in der nur sieben Stunden entfernten Stadt Würzburg und in die angemessene Lehranstalten zu bringen, an denen es natürlich in Sulzheim fehlte.*⁴¹

Ob Karl Buchner¹² den damals 64 Jahre alten Wilhelm Behr nach dessen Entlassung aus der Festungshaft zum Ende des Jahres 1839 noch zu seinem Leben befragen und mit ihm über Kindheit und Jugend sprechen konnte, ist nicht bekannt, aber doch zu vermuten, angesichts seiner tiefgehenden Ausführungen zu Behrs Lebensanfang. Da Behr spätestens mit den Ereignissen an der Gaibacher Konstitutionssäule im Mai 1832 zu einer Legende geworden war, musste es Buchner auch wichtig sein, diese Erzählung von Behrs biographischen Anfängen dessen „*muthigen Kampfe bis zur Märtyrerkrone*“, wie es Karl von Rotteck bereits 1839 für die erste Ausgabe seines Staatslexikons formuliert hatte, voranzustellen. Die Eigenschaften dieses „*heldenhaften*“ Mannes, wie ihn auch andere Bewunderer damals betitelten, waren am Ende eines wahrlich turbulenten Lebens deutlich positiv im Sinne der Zeit der neuen Bürgerlichkeit ausgefallen, auch weil er nicht in eine Stadt oder gar in eine Großstadt, sondern im biedermeierlich gemüthlichen, romantisch so verklärten Land Franken geboren wurde. Seine Wurzeln hatten ihn für den Zeitgenossen, zumindest für den Biographen Buchner, also geradezu prädestiniert, zu dem „*ausgezeichneten Publizisten, Volksver-*

treter und akademischen Lehrer“ zu werden, dem unter der allgemeinen Rubrik der „*politischen Schriftsteller mit gebührender Anerkennung*“ gedacht wurde, wie es 1839 Karl von Rotteck ausdrückte, ja sogar „*Mitkämpfer und Beispiel, Gelehrter, Redner, Landtagsabgeordneter, Vorsteher einer Gemeinde*“ zu werden, just zu einer Zeit, als nach der Französischen Revolution mit Napoleons Feldzug das Alte Reich 1806 untergegangen war, und Freiheitskämpfer, als der Behr dann von seinen Zeitgenossen geehrt wurde, „*für Bayern und Deutschland*“ gebraucht wurden.

Weit weg liegt heute für uns diese Zeit, und die damals häufig gebrauchten Worte ‚Nation‘ ‚Freiheit‘ und ‚Kampf‘ haben längst einen anderen Beigeschmack, nicht zuletzt wegen zweier Weltkriege, die von Deutschen aus nationalem Wahn heraus begonnen wurden. Aber diese Schlagwörter sind aktueller denn je, gerade wenn wir heute von Syrien oder gar der Türkei und allen anderen Ländern hören, wo um Freiheit und Demokratie gekämpft wird. Doch zurück zu dieser fernen Zeit, als Wilhelm Joseph Behrs Leben in Sulzheim begann.

Der letzte Abt von Ebrach Eugen Montag, der an der Spitze des Zisterzienserklosters in den Jahren von 1791 bis 1803 stand, hatte bei seinen Visitationsreisen durch die klösterlichen Ämter auch den jüngsten Spross des Paul Joseph Behr, seines Amtsverwalters von Sulzheim, dazu überreden wollen, als Mönch der Zisterze Ebrach den Neigungen entsprechend ein gutes, ausgesorgtes Leben zu wählen, so wie er es selbst als Sohn des Ebracher Rechtskonsulenten Montag (geb. 1741) schon im Jahr 1760 begonnen hatte.¹³ Abt Montag war nämlich als junger Mann dazu ausgewählt worden, die Rechte seines Klosters¹⁴ gegenüber den Ansprüchen des

Fürstbischofs von Würzburg als Landesherr herauszustellen, wozu er das gerade neu entwickelte, auf historischem Recht fußende Staatsrecht kennenlernen durfte – jenes Staatsrecht, das auch der junge Student Wilhelm Behr dann an den Universitäten Würzburg und Göttingen 1798 studierte, doch Behr nicht wie Montag als Novize, sondern als unabhängiger Bürgersohn aus Sulzheim.

Bei seinem ersten Biographen und jüngeren Mitstreiter Buchner¹⁵ heißt es: *„Der damalige und letzte Abt Eugenius Montag zu Ebrach wünschte, daß der junge Mann nach beendigten Rechtsstudien zu Wetzlar und Wien den Rechtsprozeßgang kennen lernen möchte, um dann als Syndikus der Abtei den Prozess um Erlangung der Unmittelbarkeit bei den Reichsgerichten führen zu können. Statt aber auf diesen Vorschlag, der ihm nicht zusagte, einzugehen, erbat er sich von seinem Vater die Mittel, um die damals noch bedeutenden Kosten der juristischen Promotion zu erlegen, und um bestehen zu können und bereitete sich auf die Prüfungen vor.“*¹⁶ Im Mai 1798 wurde der junge Behr in Jura promoviert und war nun frei in seiner Berufswahl.

*„Dem jungen Behr lag jetzt zum ersten Mal die große Welt offen.“*¹⁷ *„Je mehr er im Leben vorschritt, und die Verhältnisse bekannter wurden, desto mehr sprang er, wenn ich [Karl Buchner] so sagen darf, über die Gränzen [!] der eigentlichen Schule und kleineren Wissenschaft hinaus, desto höher wurde sein Überblick, desto reifere Früchte schüttelte er vom Baume schriftstellerischer Erkenntnisse für die ihn umgebenden Felder des Wirkens und des Lebens.“* So hatte Behrs Biograph Buchner die ersten Schritte in das Berufsleben außerhalb Sulzheims und des Vaterhauses umschrieben, darauf abstellend, dass nur derjenige, der sich aus dem Heimatort wagt, auch

Großes vollbringen kann. Ab 1799 war Behr, nunmehr 24jährig schließlich zum Professor für Staatsrecht an die fürstbischöfliche Universität Würzburg berufen worden.¹⁸ Welche Hoffnungen auf dem jungen Mann aus dem kleinen Amtsort Sulzheim wohl jetzt lasteten, gerade weil er, wie einst Eugen Montag für die Unabhängigkeit der Zisterze Ebrach, auch eine juristische Begründung finden sollte, die den geistlichen Wahlstaaten im Reich eine Existenzberechtigung sicherte?¹⁹

Mit dieser Wahl teilte Wilhelm Behr zumindest nicht das Schicksal seines Sulzheimer Spielgefährten Blasius Hauck²⁰ (geb. 12. Sept. 1770), der als Laienbruder in die Zisterze eingetreten war und nach der Auflösung des Klosters 1803 in sein Elternhaus zurückkehren musste. Doch die geistliche Ausbildung hatte es Hauck bis 1838, als Hofrat Behr schon seine Strafe als Landesverräter absaß, ermöglicht, gemeinsam mit Arnold Femmel aus Ebrach als begleitender Pensionist die Filialkirche Sulzheim mitbetreuen zu dürfen, bis auch diese Aufgabe im Jahr darauf mit der kirchlichen Abtrennung von Herlheim²¹ keinen Unterhalt mehr abgab. Die von Abt Montag ausgehandelte Pension wird zudem den Lebensabend des ehemaligen Mönchs einigermaßen erträglich gemacht haben, zumal die Familie ihn sicherlich weiterhin mittrug. Ob Hauck sich politisch engagierte, wie es die neue bayerische Verfassung von 1818 zuließ, könnte vielleicht noch aus dem Studium eventuell im Hauptstaatsarchiv München vorhandener Personalakten der Pfarrei Herlheim bzw. Sulzheim zu eruieren sein.

Wilhelm Behr war aufgrund seiner Qualifikation in den Prozessen der Klosterauflösung wie bei der Aufhebung des Fürstentums Würzburg als Rechtsberater eingebunden gewesen, auch weil der „chur-

fürstlich-baierische Hofkommissär“ Graf Thürheim die Kompetenz des Unterfranken aus dessen vorgelegten Schriften längst kannte.²² Dass dies auch für seine Familie, den Amtsmännern von Sulzheim, zum Vorteil war, beleuchtet seine Fähigkeit, das Schlechte mit dem Guten verbinden zu können. Denn Vater Paul Joseph Behr²³ und Bruder Arnold Joseph Behr hatten nach dem zwecklosen Kampf des Abtes Montag um die Reichsunmittelbarkeit des Klosters Ebrach und nach der Auflösung des Fürstbistums Würzburg den nun anstehenden Wechsel des Arbeitgebers bewältigen müssen. Nun war es gut, dass es Kurbayern als Nachfolger im Besitz des klösterlichen Amtes Sulzheim und in der Rechtsnachfolge des fürstbischöflichen Besitzes erst einmal daran gelegen sein musste, die zugewonnenen Untertanen den altbewährten Verwaltungsmännern Behr zu überlassen, so dass Vater Behr, wir erinnern uns, als *„Justizbeamter in Sulzheim, [...] ein körperlich und geistig gesunder und starker charakter- und muthvoller Mann von strenger Rechtlichkeit*“, seine bisherigen Aufgaben in der Verwaltung der klösterlichen Gerichtsbarkeit wie in der Betreuung der Abgabepflichten der Untertanen im gesamten Amt Sulzheim fortführen konnte. Die Betonung der Rechtlichkeit durch den Buchner war nicht nur ein besonderes Lob für den Sohn Wilhelm Behr, sondern auch für den Vater selbst, denn die Amtsmänner waren im ausgehenden 18. Jahrhundert in die Kritik der Aufklärer geraten, da sie nicht das Wohl der Untertanen, sondern das Wohl ihrer Herren im Auge hätten, wenn nicht gar eher ihr eigenes Wohl als sog. Amtskönige.²⁴ So war es hin und wieder unter geistlichen Herren besser zu leben als unter den weltlichen, wenn die Äbte und Bischöfe sich den neuen Reformbewegungen angeschlossen hatten

und den notleidenden Bauern und Winzern Erleichterung bei der Abgaben- und Frondienstlast zusprachen. Die klösterlichen Untertanen reagierten deshalb je nach bisheriger Erfahrung mit ihren zuständigen Amtsmännern sehr unterschiedlich auf die politischen Veränderungen. In der Gemeinde Sulzheim selbst blieb es jedenfalls, soweit bisher bekannt ist, ruhig. Im Falle der Gemeinde Siegendorf z.B. war seit 1804 ein Streit um die Schafhut durch den Ebrachischen Rechtsnachfolger Freiherr Fuchs von Bimbach rechtsanhängig.²⁵ Das Ebrachische Amt Sulzheim, zu dem eine ganze Reihe Untertanen in weit verstreut liegenden Orten gehörten, unter anderem auch die zu Elgersheim bei Fahr am Main zugeordneten Grundholden im Landgericht Volkach, wurde bei der kurbaierischen Verwaltungsneuordnung im Jahr 1804 aufgelöst und den nunmehrigen Landgerichten Schweinfurt, Haßfurt, Gerolzhofen und Volkach zugeordnet.²⁶ *„Bei der im Jahre 1806 erfolgten Trennung des Fürstenthums Würzburg von der Krone Baiern*,“²⁷ gemeint ist die Abtretung der ehemals fürstbischöflichen Ämter an den von Napoleon eingesetzten Ferdinand von Toskana als Großherzog von Würzburg, *„giengen die Ebrachischen Orte des ehemals Amts Sulzheim“* an den nun zum König erhobenen Max I. Joseph von Bayern über, *„und es ward aus diesen ein eigenes Landgericht gebildet, welches in Folge Staatsvertrags vom Jahr 1810 wieder an das damalige Großherzogthum Würzburg fiel.“* Mit diesen Worten wurden die Neuordnungen im vormaligen Ebrachischen Amt Sulzheim verwaltungsjuristisch korrekt festgehalten.

Die Folgen dieser Neuordnungen waren für Familie Behr im Amtsschloss Sulzheim nicht allzu gravierend. Ihre Kenntnisse über Land und Leute waren auch den neuen Herren von großem Wert, so dass

diese auf deren Treueid großen Wert gelegt hatten. Der seit 1804 Kurbaiern dienende Landrichter und Rentbeamte Paul Joseph Behr nutzte aber die Gelegenheit, endlich in den wohlverdienten Ruhestand zu treten. Dass sich sein Sohn Wilhelm schon im Januar 1804 mit der älteren Tochter des geheimen Rates Behr²⁸ von Würzburg verehelichte, die ihm schon im Oktober desselben Jahres eine Tochter Christine²⁹ und am 17. Mai 1807 den Sohn Franz Anton³⁰ schenkte, macht deutlich, dass in der Familie Behr großes Vertrauen in Kurbayern gesetzt worden war. Doch nur zwei Jahre später hatte sich die politische Großwetterlage erneut geändert.

„Als im Januar 1806 der rheinische Bund an die Stelle des aufgelösten deutschen Reichs getreten und Würzburg an den Großherzog von Toscana, nachmaligen Fürsten von Salzburg getreten war, wurde er von diesen zum Professor des positiven Staatsrechts berufen. Aber mit der Schöpfung des rheinischen Bundes waren die allgemeinen Linien gezogen und es galt nun, das Rechtsgebiet auszufüllen,“ resumierte Karl Buchner im Nachhinein. War die Aufgabe Behrs nun wieder theoretischer Natur, waren vor Ort in Sulzheim die neuen Verhältnisse in der Praxis umzusetzen, was aber aufgrund der bereits 1803 erfolgten Verwaltungsneuerung durch Kurbaiern lediglich eine Personalfrage sein sollte.

Mit Aktuar Georg Bauer, der 1779 in Riedenheim geboren worden war und als Bauernsohn wie der Amtmannssohn Wilhelm Behr bischöfliche Förderung³¹ genossen hatte, war mit der Pensionierung von Paul Joseph Behr zum 28. Mai 1806 ein Nachfolger nach Sulzheim berufen worden, der beide Seiten, nämlich die der Herren und die der Untertanen, aus eigener Lebenserfahrung kannte. Georg Bauer sollte innerhalb der Gerichtsverwaltung

des neuen Bayern dann auch Karriere machen, wohl gerade aufgrund der Erfahrungen an einem ländlichen Gerichtssitz, vielleicht auch mit der Protektion der Familie Behr. Nachdem er vier Jahre in Sulzheim dem König von Baiern am neuen Landgericht diente und dann nicht in großherzogliche Dienste, sondern 1811 an das Amt Schlüsselfeld wechselte, war er zum 31. Dezember 1832, gerade als Wilhelm Behr³² wegen der revolutionären Umtriebe beim Gaibacher Fest wieder verstärkt ins Visier der Polizei geraten war, zum Appellationsgericht nach Aschaffenburg berufen worden, ein Amt, wo er für die nun verstärkt widerständige Bauernschaft von Adel und König wirken konnte, ohne dass er wie Wilhelm Behr in den Blick der politischen Öffentlichkeit geriet. Er dürfte sogar davon profitiert haben, dass König Ludwig I., der 1825 seinem Vater Max I. Joseph auf den Thron gefolgt war, zur Bestrafung der Stadt Würzburg und ihrer renitenten Führung unter dem damaligen Bürgermeister Wilhelm Behr im Oktober 1832 das Appellationsgericht nach Aschaffenburg verlegte. Georg Bauer gehörte sicherlich zu den näheren Bekannten, mit denen Familie Behr freundschaftlichen, damit auch politischen Kontakt hielt. Der Blick auf die Sulzheimer Geschichte macht also deutlich, wie eng die Lebensläufe in Unterfranken miteinander verbunden waren, als es darum ging, im neuen Königreich Bayern seinen Platz zu finden. Gerade in einer Zeit, als die herrschenden Mächte Angst vor geheimer Verschwörung, die den revolutionären Umsturz vorbereitete, entwickelten, ohne dass die Politisierung der Öffentlichkeit verhindert werden konnte, waren die informellen Tischgesellschaften, ja das Gespräch auf der Straße unter befreundeten Familien oder Berufskollegen von großer

Bedeutung. Die sozialen Netzwerke waren wie auch noch heute entscheidend für die Entwicklung gemeinsamer Ideen, die den Forderungen der französischen Revolutionäre nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit eine praktikable Basis geben konnten. So waren die schon früh in Büchern publizierten Ideen des Wilhelm Behr sicherlich auch Appellationsgerichtsrat Bauer bekannt, wenn nicht gar miteinander diskutiert worden, zumal beide dann in ihrem Tagesgeschäft unter König Max I. Joseph mit der Problematik der noch immer bestehenden, von den Bauern stark bekämpften alten feudalen Rechtsverhältnisse konfrontiert waren. Rechtsprofessor Behr hatte in einer „Systematischen Darstellung des Rheinischen Bundes aus dem Standpunkte des öffentlichen Rechts“ bereits 1808 deutlich ausgesagt, *„daß man in demselben keine Vertheidigung des Despotismus, keine Huldigung einer unbedingten Willkür der verbündeten Souveräne, wohl aber ein vollständiges Ausmessen der Sphäre ihrer Souveränität, keine Stütze ungegründeten Präventionen [Ansprüche] von Seite der unterworfenen vormaligen Reichsstände und Ritter, wohl aber eine Vertheidigung des ganzen, ihnen nach der durch die Bundesacte fixierten Lage wirklich gebührenden Reichsgebiets zu gewärtigen habe.“* Aus der vormaligen Trennung in einzelne Rechtsbeziehungen von ehemaligen Klosteruntertanen, Adelsuntertanen und landesherrlichen Untertanen sollte am Ende die Einheit als Staatsbürger in einem Staat stehen. Die Erfahrung der fränkischen Gemeindeverfassung Sulzheims mag Behr dabei anregendes Vorbild gewesen sein, wie die in Franken traditionell vorherrschende Rechtsvielfalt zu bändigen war.

Doch so einfach, wie es sich vielleicht darstellt, war der Übergang der Rechte vom Kloster Ebrach auf den bayerischen

Staat zwischen 1803 und 1814 nicht. Nach nur vier Jahren unter der Regierung des Großherzogs von Würzburg war das Landgericht Sulzheim ja durch Staatsvertrag 1810³³ wieder an das Königreich Bayern übergegangen. Wilhelm Joseph Behr sollte nach Willen des bayerischen Königs mit einem Vertrag von 1811 auch in den Dienst Bayerns übertreten, was er aber um seiner Studenten willen ablehnte.³⁴ Nach der Niederrichtung Napoleons in der Völkerschlacht bei Leipzig und der Errichtung des Deutschen Bundes 1814 war es dann wieder an Professor Wilhelm Behr, von Bayern eine Verfassung zu fordern, die das ganze Volk auf einem gesicherten Rechtsstand in das neue Königreich Bayern einband. Doch Sulzheim, sein Geburtsort, wurde noch vor dem Erlass dieser Verfassung weiterverschachert. Da vom Fürsten Thurn und Taxis das Postregal für das ehem. Großherzogtum Würzburg und Aschaffenburg erworben werden sollte, wurde im Jahr 1817 der Fürst mit dem Landgericht Sulzheim entschädigt.³⁵ Aus dem Bestand des Landgerichts Sulzheim wurden zum Januar 1818 die Gemeinden Breitbach, Siegendorf und Altenschönbach herausgenommen und die übrigen Gemeinden dem Fürsten Thurn und Taxis für die Einrichtung eines Herrschaftsgerichts übereignet. Im Jahr 1820, nachdem das Königreich Bayern zum 26. Mai 1818 endlich eine allgemein für das Land gültige Verfassung erhalten hatte, war die Einrichtung eines Herrschaftsgerichtes in Sulzheim dem Fürsten auch verfassungsmäßig erlaubt worden, ein verwaltungsrechtlicher Vorgang, der die königlichen Untertanen von Sulzheim endgültig zu Adelsuntertanen machte. Angesichts der seit der Unterwerfung des Adels unter die bayerische Staatsgewalt von 1806 im Land konfliktreich geführten Debatten

über die privilegierte Stellung der Standesherrn war das Schicksal der Sulzheimer, seit 1820 Untertanen der in Regensburg sitzenden Fürsten von Thurn und Taxis zu sein, beredtes Anschauungsbeispiel für die von Wilhelm Joseph Behr angeprangerte Leichtfertigkeit des Königs Max I. Joseph beim Umgang mit den verfassungsrechtlich garantierten Rechten aller Untertanen. Hatte die Kreisregierung in Würzburg tatsächlich noch 1818 den Besitz Sulzheim als nicht reichsständisch bezeichnet und damit nicht der Verwaltung eines königlich-bairischen Landrichters entzogen, so war dann 1821, just als dem Rechtsprofessor Wilhelm Joseph Behr durch König Max I. die Lehrbefugnis entzogen worden war, dem Herrschaftsrichter Ley von Sulzheim doch die unabhängige Rechtsverwaltung gegenüber den Untertanen seines Bezirks zugebilligt worden.³⁶ Der Protest wegen eventuell vermuteter Justizwillkür dürfte in Sulzheim nicht mehr verstummt sein, und die Anhängerschaft für ihren Sohn Wilhelm Joseph Behr, der in den ersten Landtagen die Rechte des Volkes weiter öffentlich von König Max I. Joseph einforderte, groß gewesen sein. *„Es war eine Zeit nun aufgegangener Hoffnung; ein Sich-Stützen auf Worte, welche nur dann Leben und Bedeutung haben, wenn ein frischer, freier Geist sie durchweht,“* so kommentierte Biograph Buchner 1848 im Nachhinein diese Periode, als Wilhelm Joseph Behr endgültig zur Gallionsfigur des unterfränkischen Liberalismus in München avancierte. Wie nah Familie Behr der freie Geist schon gekommen war, ist noch ein Geheimnis der Illuminatenforschung, die die verwandtschaftlichen Beziehungen ihrer führenden Köpfe in das Landgericht Volkach³⁷ zuletzt offenlegen konnte.

Denn nicht theoretisch wie Wilhelm, sondern unmittelbar mit der praktischen

Übertragung ehemals klösterlicher Rechte auf den jeweiligen Landesherrn beauftragt war Bruder Arnold Joseph Behr (17. Mai 1761–11. April 1821), der 1803 noch neben seinem Vater als Amtsverweser in Sulzheim tätig gewesen und am 8. November 1804 an das kurbaierische Rentamt nach Volkach berufen worden war.³⁸ Die Ebrachischen Rechte waren dort ebenso für den neuen Herrn zu sichern bzw. zu veräußern wie die Rechte des aufgelösten Klosters Münsterschwarzach. Die Erfahrung des Vaters war ihm bei dieser schweren Aufgabe ebenso von Nutzen wie die wissenschaftliche Reputation seines Bruders Wilhelm. Nach der Pensionierung des Vaters Paul Joseph Behr im Jahr 1806 als mittlerweile königlich bairischer Landrichter am Landgericht Sulzheim³⁹ waren die Eltern nach Volkach gezogen, wo sich nun der Mittelpunkt der mittlerweile angewachsenen Familie entwickelte. Dort waren die Diskussionen am heimischen Tisch des Bruders Arnold in Volkach wohl von den politischen Ereignissen dieser Jahre bestimmt gewesen. Insbesondere das Tagesgeschäft wegen der Verweigerung des Weinzehnten ehemals klösterlicher Untertanen in Sommerach und Nordheim oder auch wegen der konfliktreichen Auseinandersetzungen der Volkacher, Dimbacher, Eichfelder, Sommeracher und Nordheimer Bauern mit den Grafen Stadion, dann Grafen Schönborn wegen der Einhütung von Schafen auf neu bestellten Ödflächen dürfte die Gespräche in der Familie beherrscht haben. Familie Behr kannte die Nachwirkungen von Zivilprozessen zur Genüge und verstand die bäuerlichen Forderungen nach Freiheit und Eigentum als eine Rechtsfrage, die nun auf der Rechtsgrundlage zu entscheiden war, auf der der gesamte bayerische Staat zu ruhen hatte. Wilhelm Joseph Behr hatte nicht ohne

Grund in seinem Buch über die neue Staatsrechtslehre im Jahr 1816 einen Verfassungsvorschlag angefügt und mit einer Widmung an seinen Vater Paul Joseph, der am 22. November 88jährig verstorben war,⁴⁰ gezeigt, dass er in ihm einen wichtigen Lehrer der praktischen Rechtsverwaltung hatte. Recht sollte für alle gleich gelten und somit allen Untertanen gleich welchen Standes Sicherheit geben. Wilhelm Behrs Brüder arbeiteten als Rentbeamte und Landrichter im Königreich Bayern, das auch mit der theoretischen Vorleistung ihres Bruders Wilhelm eine neue Verfassung am 26. Mai 1818 erhalten sollte, ein Schritt, der im neuen Preußen im Zusammenhang mit dem Pariser Vertrag von 1808 ebenso wenig wie mit Humboldts Verfassungsplan vom Februar 1819 gelungen war, auch weil nach Auffassung von Preußens König Friedrich Wilhelm III. „*nicht jede Zeit [...] die rechte [ist], eine Veränderung in der Verfassung des Staats einzuführen.*“⁴¹ Die vertraulichen Gespräche des unterfränkischen Professors Behr mit dem bayerischen Kronprinzen Ludwig I. im Würzburger Hofgarten⁴² hatten vielleicht doch überzeugend gewirkt, dass die Konstitution von 1808 nicht für die Zeiterfordernisse ausreichte. Denn Wilhelm Behr sah gerade „*im Schutz der Gesetze, der Unaufhaltsamkeit der Rechtspflege und der Unabhängigkeit ihrer Organe,*“ insbesondere in der Unabhängigkeit der Kommunen die Voraussetzungen dafür, dass aus Untertanen bayerische Staatsbürger werden könnten, auch weil sie Vertrauen daraus schöpften, dass ihr König ihnen beistehen und sie vor Unrecht bewahren würde. Behrs Festrede zur Feier der neuen Verfassung konnte so großen Beifall auch unter den Würzburger Bürgern finden. Er hörte nicht mehr auf zu betonen, dass es wichtiges Ziel sein müsse, die „*Autonomie*

der Gemeinde“ durch „*Rückgabe der Verwaltung des inneren Wesens*“ an die gewählten Gemeindevertreter wiederzubeleben, eine Forderung, die sicherlich auch die Sulzheimer gerne hörten, nachdem sie sich gegenüber dem Standesherrn und seinem Herrschaftsgericht neu zusammenschließen mussten, wollten sie ihre Interessen gemeinsam verfolgen.

Mit der ersten Wahl Behrs durch seine Universitätskollegen in die in München zusammentretende Ständeversammlung als ein Teil des neuen Gesetzgebungsverfahrens im Königreich Bayern war ihm die Gelegenheit gegeben, die vielfältigen Probleme der unterfränkischen Staatsbürger, wie er sie von seinen Brüdern vorgetragen bekam, anzusprechen und entsprechende Gesetzesvorlagen vom König und seinen Ministern zu verlangen. In einem wahrlichen Triumphzug war er so nach Unterfranken zurückgekehrt, wie die Aschaffener Zeitung umgehend berichtet hatte. Volkachs Bürgermeister Hähnlein, begleitet von Landrichter Benkert und dem Rentbeamten Behr, überreichte ihm feierlich die Ehrenbürgerwürde,⁴³ und sie freuten sich, wenn er wieder zu Besuch in ihrem Städtchen weilen wollte. Gleiches galt für Dettelbach, wo Bruder Franz⁴⁴ mittlerweile den staatlichen Fiskus zur Zufriedenheit der Bürgerschaft vertreten hatte. Nachrichten aus Sulzheim über eine Zustimmung oder Ablehnung von Behrs Engagement sind noch keine bekannt. Die Sulzheimer hatten sich aber sicher unter die Bauernschaft gemischt, die 1821 zur Grundsteinlegung für die Konstitutionssäule auf dem Sonnenberg in Gaibach König Max I. Joseph als Verfassungsgeber hochleben ließen. Mittlerweile war Wilhelm Behr zum Bürgermeister von Würzburg gewählt und mit dem Verlust des Lehrstuhls nun als von König Max Joseph

argwöhnisch beobachteter Politiker aus der Abgeordnetenversammlung entlassen worden. Max Joseph setzte ihn nämlich als Professor in den Ruhestand, so dass er sein Mandat in München nicht mehr vertreten konnte. Nun war Behr selbst Opfer einer autokratisch gehandhabten Verfassung geworden, was ihn nicht davon abhielt, nun als Bürgermeister für das Wohl seiner Stadtbürger zu sorgen. Aufgrund seiner Vorlage weiterer Schriften, auch einer Zeitschrift, worin er mit seinen Bürgern das Gespräch⁴⁵ suchte, verbreitete sich sein Ruf über die Landesgrenzen Bayerns hinaus.⁴⁶ *„Gleich in den ersten Tagen, welche mein gegenwärtiges Amtsverhältnis [...] herbeigeführt hatten, erwachte in mir der Gedanke, es möge nicht unzweckmäßig seyn, mit Ihnen, meine geehrten Mitbürger! von Zeit zu Zeit mich zu unterhalten über eines oder das andere, was uns, als Glieder einer Gemeinde näher oder entfernter interessieren muß.“* Wen wundert es bei diesen Aktivitäten, dass Hofrat Behr viele Sympathien im Frankenland auf sich zog.

Am 11. April 1821 war sein Bruder Arnold verstorben, der dem jüngsten Behr eine ordentliche Summe aus dem väterlichen Erbe hinterlassen hatte, so dass Wilhelm nun als Repräsentant der Würzburger Bürgerschaft mit Frau Johanna, Tochter Christine und Sohn Franz Anton in ein großes Anwesen in der Hofstraße einziehen konnte. Ohne die bisherige Unterstützung seiner Familie absolvierte er dann im kommenden Jahrzehnt als Schriftsteller und Politiker ein immenses Programm. Seine Publikationen waren auch von Kronprinz Ludwig (seit 1825 König Ludwig I.) aufmerksam gelesen worden.⁴⁷ Die Rezensenten, also die Buchkritiker, waren angesichts einer verstärkten Zensurpolitik im Deutschen Bund vorsichtig, sprangen dann aber auf

den Zug des politischen Diskurses⁴⁸ auf und steckten den Bürgermeister Behr mehr und mehr in das linke Lager, das den revolutionären Umsturz wollte. Als es 1830 tatsächlich in Frankreich zu einer zweiten Revolution kam, waren die bayerischen Spitzel längst damit beschäftigt, Hofrat Behr zu beobachten.⁴⁹ Das Gaibacher Fest vom Mai 1832, woran sicherlich auch Sulzheimer teilnahmen, sollte Anlass sein, ihn wegen Majestätsbeleidigung und Landesverrats zu einer langjährigen Festungshaft zu verurteilen.⁵⁰ Vor dem Bild des Königs hatte er noch dazu Abbitte zu leisten, eine Schmach, die ihm wohl am meisten zugesetzt hatte. Die Vorgänge in den Jahren vor der Revolution 1848, als die Bauern sich endlich aus den feudalen Fesseln zu lösen suchten und die Idee von einem freien und einigen Vaterland weiter um sich griff, konnte Wilhelm Behr zunächst nur noch aus der Ferne beobachten. Sein Sohn Franz Anton war schon 1836 29jährig als hoffnungsvoller Rechtskonsulent an einer Lungenentzündung verstorben. Wilhelm Behr musste diesen Schicksalsschlag in der Festungshaft verarbeiten, Frau und Tochter sich trotz Bitten an den König um Erbarmen weiter alleine durchschlagen. Denn Ludwig I. war zunächst nicht geneigt, seinem vermeintlichen Widersacher die Haft zu erleichtern.

Und in Sulzheim? Herrschaftsrichter Ley war vor allem damit beschäftigt, die Konkurse vieler seiner Untertanen zu verwalten. Die fränkische Erbteilung und die weiter bestehenden hohen Belastungen des Grund und Bodens sorgten für eine unrentable Landwirtschaft.⁵¹ Das Handwerk hatte zudem mit der Auflösung des Klosters einen wichtigen Auftraggeber verloren. Viele junge Männer zogen deshalb in die Städte. Augsburg und Nürnberg lockten mit industriellen Arbeits-



Abb. 3: Die neugestaltete Behr-Stele am Rathausplatz in Sulzheim.

plätzen. So hatte auch der Sulzheimer Schmiedemeister Augustin Schellhorn am 17. Mai 1824 eine Gläubigerversammlung beantragt, um seine Schulden amtlich feststellen zu lassen, was Herrschaftsrichter Ley dann auch durchführte.⁵² Die Entschuldung ist ihm offensichtlich gelungen, zumindest stand die Schmiede noch bis vor wenigen Jahren am heutigen neuen Rathausplatz. Für eine Vergrößerung des Platzes wurde 2012 die ehemalige Gemeindeschmiede abgerissen, so dass heute nur noch ein Mauerrest an das über Jahrhunderte wichtige Handwerk in der Landgemeinde Sulzheim erinnert.

Der bayerische Staat stützte zur Zeit Behrs die aufstrebende bürgerliche Vereinsbewegung, wenn es um die Förderung

neuer landwirtschaftlicher Methoden ging. Schullehrer Caspar Schmitt zu Sulzheim war schon 1819 vom „Bezirks-Comite“ des Landwirtschaftlichen Vereins ausgezeichnet worden, weil er nicht nur seine Dungstätte verbessert hatte, sondern sich auch um die Verbesserung des landwirtschaftlichen Anbaus in Sulzheim bemühte.⁵³ Dass gerade die Lehrerschaft in den ländlichen Gemeinden Interesse an Verbesserungen des Anbaus zeigte, resultierte daraus, dass sie sich nur aufgrund des den Schulen gegebenen Grund und Bodens ernähren konnte, ja, trotz ihrer wichtigen Aufgabe für die Bildung der Jugend eher zu den armen Einwohnern in den Gemeinden gehörte. Sie war deshalb sehr offen für die neuen Ideen, die Hofrat Behr in diesen Jahren nach 1818 massenweise publiziert hatte, und war dann 1830 als die Berufsgruppe ausgemacht worden, die sich neben den Studenten in den Städten am meisten an revolutionären Umtrieben, insbesondere dann 1848 beteiligt hatte. Aber auch die Mediziner in Würzburg waren schon früh in der Politik unterwegs. Professor Johann Lukas Schönlein, Mitstreiter Wilhelm Behrs, war 1832 nach seiner Entfernung vom Lehrstuhl aus politischen Gründen nach Zürich gegangen. Ob die nun später aufs Land geschickten Ärzte wie Jacob Braun, der als praktischer Arzt in Sulzheim eine Existenz fand, weil der Sitz eines Gerichtes im Ort eine gewisse Zentrumsfunktion für die Gemeinde mitbrachte, nun zu verdächtigen waren, den von Behr vertretenen liberalen Ideen anzuhängen, ist nicht seriös, solange keine Personalakte eingesehen wurde. 1836 waren hundert Mitglieder Würzburger studentischer Burschenschaften des Hochverrats angeklagt worden. Wer sich also in den Jahren danach politisch engagierte,

tat gut daran, es im Geheimen zu tun. Das Vertrauen Behrs in das konstitutionelle Bayern war bis 1848 nicht mehr so leicht zurückzugewinnen. Da in Sulzheim alle Naturabgaben durch die Untertanen des Fürsten Thurn und Taxis eingelagert und gegebenenfalls öffentlich versteigert wurden, gab es immer Gelegenheit zu politisieren, selbst wenn nur die Neuigkeiten von der großen politischen Bühne ausgetauscht wurden.

Politik war also allemal in Sulzheim zu machen, auch wenn es nicht an die Öffentlichkeit drang.⁵⁴ Mit Jacob Wilhelm (geb. 1810, geweiht 1834) war ein relativ junger Priester in der Sulzheimer Pfarrei in diesen Jahren tätig. Als Weihejahrgang 1834 gehörte er zu den Kandidaten, die sich nur wenig politisch engagierten, zumal sie um ihren Arbeitsplatz bangen mussten. Die Aufgaben als Abgeordnete der Klasse der Geistlichen überließen sie doch eher den erfahrenen Pfarrherren. Erst 1848 berief der Bischof von Würzburg Jacob Wilhelm, warum auch immer zu diesem Zeitpunkt, als die Welt aus den Fugen geraten schien, aus Sulzheim ab und versetzte ihn nach Rannungen, wo er sich dann weiter bewähren sollte. Ihm folgte nach Beruhigung der politischen Unruhen 1848 zum 4. August 1849 Michael Dietz nach. Da der Standesherr in Sulzheim, Maximilian Fürst von Thurn und Taxis, das Recht besaß, die Kandidaten für die Schule auszuwählen und den Kandidaten für die Pfarrei vorzuschlagen, war von diesen Honoratioren der Gemeinde Sulzheim Gefolgschaft und Treue zu erwarten. Bis nach Sulzheim schien deshalb auch die Aufmerksamkeit der Polizei nicht gereicht zu haben, zumindest finden sich bisher keine Berichte dazu.⁵⁵ Da allerdings täglich Briefpost von Gai-

bach nach Sulzheim ging, ist nicht ganz auszuschließen, dass sich wie in Sommerach und Nordheim nachgewiesen auch in Sulzheim eine Keimzelle des fränkischen Liberalismus hielt. Dass Herrschaftsrichter Ley in den Listen des Historischen Vereins von Unterfranken auftaucht, ist nicht von vorneherein verdächtig, da unter den Beamten die Beschäftigung mit der Geschichte besonders im Schwange war. Aber er kam so in Kontakt mit allen wichtigen Amtsinhabern im Untermainkreis, auch mit den weiterhin mit Behr kooperierenden fränkischen Liberalen aus den Gemeinden Sommerach und Nordheim. In den nachrevolutionären Landtag von 1849 wählten die Sulzheimer mit dem Wahlkreis Schweinfurt den Ortsvorsteher und Weinhändler von Escherndorf Kaspar Borst, der in der Nachfolge von Wilhelm Behr die Interessen der Bauern und Winzer an Steuererleichterung bzw. Beseitigung der feudalen Abgabelasten die nächsten zehn Jahre vertreten sollte.⁵⁶ Märzvereinsvorstand Dr. med. Keller aus Sommerach, aber auch Dr. med. Hofmann aus Abtswind standen bei der Wahl 1849⁵⁷ als Nachrücker bereit, allesamt Anhänger Behrs. In die Nationalversammlung hatte der Wahlkreis Scheinfurt im Jahr zuvor Rechtsprofessor Konrad von Cucumus entsandt, der 1832 wegen seiner Freisinnigkeit ebenfalls vom Lehrstuhl entfernt worden war. Die Wirkung der Familie Behr auf die politische Entwicklung des unterfränkischen Liberalismus im engeren Umfeld der Gemeinde Sulzheim ist unübersehbar. Gemeindevorsteher Borst schloss sich im Januar 1849 dem Programm der Demokraten an, ganz bewusst gegen Anarchie und für die Fortsetzung des konstitutionellen Gedankens.

Da Wilhelm Joseph Behr 1848 für den Wahlkreis Kronach in das Paulskirchenparlament gewählt worden war, wo er noch als alter gebrechlicher Mann für den Erhalt einer deutschen konstitutionellen Monarchie eintrat, blieb dieser enge Zusammenhang von Behr und Sulzheim bzw. zum Wahlkreis Schweinfurt für die Nachwelt nicht festhaltenswert, auch wenn die Neue fränkische Zeitung noch 1850 die Aktivität der ländlichen Märzvereine als politische Vereine besonders bejubelte.

Am 2. August 1851 verstarb Behr 76jährig in Bamberg im Hause seiner Tochter Christina. Ob er im Alter noch jemals Kontakte nach Sulzheim gepflegt hatte, ist nicht bekannt. In den 1840er Jahren war er immer wieder einmal bei seiner Schwester Barbara in Regensburg untergekommen, was wohl bekannt war. Ob es Fürst Maximilian von Thurn und Taxis, der Herr des Herrschaftsgerichts Sulzheim gewagt hatte, mit dem Widersacher des Königs Ludwigs Kontakt aufzunehmen, ist ebenso wenig bekannt. Da Behr aber offensichtlich Wert darauf gelegt hatte, in Sulzheim geboren zu sein und seine Kindheit dort verbracht zu haben, war es sicher auch dem nunmehrigen Herrn von Sulzheim bekannt, welch' ein Spross dort herangewachsen war. Karl Gutzkow, Schriftsteller und Anhänger des revolutionären „Jungen Deutschland“, später mit Buchner und Braunfels Herausgeber des Biographienbandes, aus dem wir hier einen Blick auf das Leben von Wilhelm Behr erhalten, hatte trotz strenger Zensur 1838 in Form einer Reisebeschreibung nach Wien an Behr erinnert, auch wenn er, aufgesprungen auf den Zug des Nebenschauplatzes ‚Religion und Staat‘, in der Beschreibung der von König Ludwig errichteten Walhalla das Feh-

len der Büste Luthers als einen Verrat an der Nation anprangerte: *„Auf der feuchten Promenade, in einer tropfbaren Allee, deren Ende das perspektivische Bild der Walhalla anfang, begegnete uns ein kleines, silberlockiges Männchen, mit einem Mützchen auf dem Scheitel. Es war der Bürgermeiser von Würzburg, Professor Behr, König Ludwigs Lehrer, der Gefangene von Passau [...] nicht die Gegensätze unserer Zeit sind so merkwürdig, sondern das ist merkwürdig, wie nahe sie beieinanderstehen [...] die Walhalla? Sie hatte so zauberisch gegläntzt in der grünen Allee, über den Scheitel des Bürgermeisters Behr hinweg. Eine April-Wolke hatte ein paar Sonnenstrahlen durchgelassen und diese waren so blendend auf den weißen Marmor gefallen [...] ich dachte: Gerechtigkeit gegen Jeden! Ich will die Walhalla sehen und ich sah sie mit Staunen und Bewunderung und mit Mitleid für König Ludwig. Wie muß ein so hoher schöpferischer, edler Geist, wie er diesen Fürsten beseelt, im Widerspruch mit seiner Zeit liegen?“*⁵⁸

Wenn Professor Otto Meyer im Jahr 1985 abschließend zu Wilhelm Behr resümiert hatte, dass der *„scharfsinnige Jurist, der erfolgreiche Bürgermeister, in Sonderheit aber der [...] Programmatischer des Frühliberalismus Behr [...] nicht aus der Sicht König Ludwigs I. beurteilt werden darf,“* sondern als einer der markantesten Köpfe der Freiheitsbewegung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gesehen werden muss, dann bleibt dies nicht nur zu bestätigen, sondern auch der Gemeinde Sulzheim zu gratulieren, dass sie bis heute an einen ihrer Söhne mit einem Straßennamen und jetzt mit einem Denkmal erinnert, zum Gedenken mahnend wie Gutzkow schon 1838, und der Aufstellung der Büste von Wilhelm Joseph Behr in der Münchner Ruhmeshalle zum Gruß.

Dr. Ute Feuerbach M.A., frei arbeitende Historikerin und ehrenamtlich tätige Stadtarchivarin von Volkach. Mit der Dissertation „Konflikt und Prozess“ ausgewiesene Spezialistin für die unterfränkische Landesgeschichte von 1803 bis 1848. Ihre Anschrift lautet: Gründleinstraße 3, 97332 Volkach, upia-feuerbach@t-online.de.

Anmerkungen:

- 1 Meyer, Otto: Josef Behr. Professor des Staatsrechts, Bürgermeister von Würzburg und Abgeordneter des Landtags, in: Weber, Dieter/Zimmermann, Gerd (Hrsg.): Otto Meyer. Varia Franconiae Historica. Aufsätze-Studien-Vorträge zur Geschichte Frankens (= Mainfränkische Studien 24/III). Würzburg 1986, S. 1203–1208.
- 2 Feuerbach, Ute: Die Familie Behr und Volkach. Eine biographische Anmerkung zu Wilhelm Joseph Behr, in: Dies. (Hrsg.): Unsere Mainschleife 1993 – 2007 (= Volkacher Hefte 17). Volkach 2008, S. 375–380.
- 3 Rotteck, Karl von/Rotteck, Hermann von/Welcker, Karl Theodor (Hrsg.): Das Staats-Lexikon. Encyclopädie der sämtlichen Staatswissenschaften für alle Stände. 2. Bd. 2. verbess. Aufl. Altona 1846, Stichwort: Behr, S. 275 (BSB, Digitat Juni 2013).
- 4 Stadtarchiv Volkach (StadtAVo), Rp 1/19, fol. 281–282.
- 5 Eintrag von 1819 bei Jäck, Joachim Heinrich: Wichtigste Lebensmomente aller königl. Baierischen Civil- und Militär-Bedienstigten dieses Jahrhunderts. Bd. 2. Augsburg 1819, S. 42–43; mit beruflicher Laufbahn und allen seinen bis dahin erschienenen Schriften.
- 6 Meyer: Behr (wie Anm. 1), S. 1203.
- 7 Von der Parteienforschung nach 1980 unter Wolfgang Schieder, Dieter Langewiesche und Lothar Gall ist die Variante der katholisch und kommunalgeprägten Liberalismusbewegung rund um das Gaibacher Fest kaum ins Auge gefasst worden. Zuletzt nur aus protestantischer Sicht mit deutlichen Fehlstellen: Müller, Walter: Die Freiheit im Lande zu Franken. Vom Ursprung und zur Geschichte des fränkischen Liberalismus. (Thomas-Dehler-Stiftung) München 1991.
- 8 Familie Reinstein ist in Sulzheim bis heute nachweisbar. Sohn Arnold Behr ist in Ebrach geboren, so dass die Eheschließung von Paul Behr mit Eva Christina Reinstein wohl auch zu Ebrach stattgefunden hat. Eine Frau Reinstein aus Sulzheim war 1812 im Bad St. Ludwig gemeldet: Würzburger Intelligenzblatt 1812, Nr. 74, S. 473. Franz Reinstein, geb. 1790 in Sulzheim, hatte sich in Bamberg als Architekt und russ. Baumeister einen Namen gemacht: Nagler, Georg Kaspar: Neues Allgemeines Künstlerlexikon; vgl. auch Hofmusikus Ferdinand Reinstein in Würzburg.
- 9 Feuerbach: Behr und Volkach (wie Anm. 2), S. 377.
- 10 Der Stamm der Hessen in seiner Gegenwart. Karlsruhe 1850; Das Großherzogthum Hessen in seiner politischen und socialen Entwicklung vom Herbst 1847 bis zum Herbst 1850. Darmstadt 1850; Mitherausgeber des mehrbändigen Werkes: Die Männer des Volkes, dargestellt von Freunden des Volkes, gemeinsam mit Ludwig Braunfels und Karl Gutzkow (vgl. folg. Anm.).
- 11 Buchner, Karl: Wilhelm Joseph Behr, in: Braunfels, Ludwig/Duller, Eduard (Hrsg.): Die Männer des Volkes dargestellt von Freunden des Volkes. Bd. V., S. 343ff.
- 12 Nach Domarus, Max: Bürgermeister Behr. Ein Kämpfer für den Rechtsstaat. Würzburg 1971, S. 204, S. 207 hieß der Verteidiger Behrs Buchner, wohl Jurist Andreas Buchner (Das öffentliche Gerichtsverfahren in bürgerlichen und peinlichen Rechtsvorfallenheiten nach altdeutscher vorzüglich altpäuerlicher Rechtspflege: nebst einem Anhang über den vortheilhaften oder nachtheiligen Einfluß dieses Verfahrens auf Verminderung und Abkürzung der Streitigkeiten und auf die richtige Anwendung der Gesetze; eine von der k. Akademie der Wissenschaften zu München gekrönte Preisschrift. 1825), und soll mit Behrs Frau Johanna verwandt gewesen sein.
- 13 Zimmermann, Gerd: Montag, Eugen, in: Neue Deutsche Biographie (NDB), Bd. 18. Berlin 1997, S. 39–41 [Digitat Juni 2013].
- 14 Montag, Eugen: Frage: Ob der Abtei Ebrach in Francken das Prädicat Reichsunmittelbar rechtmäßig gebühre, und ob dieselbe als Herrschaft ihrer Unterthanen die Regel der Reichs-

- freyheit gegen die hochfürstl. Würzburgischen Ansprüche einer vollkommenen Landeshoheit zu behaupten befugt seye? Erläutert aus der Geschichte, Privilegien, Verträge 1786.
- 15 Selbst unter Anklage 1838 wegen hochverrä-
terischer Umtriebe: Friederichs, Heinz F.: Das
„Schwarze Buch“ der Bundes-Zentralbehörde
über revolutionäre Umtriebe 1838–42, in:
Hessische Familienkunde 1948; Gunzert,
Walter: „Buchner, Karl Friedrich August“, in:
NDB 2 (1955), S. 704 [Digisat Juni 2013].
 - 16 Buchner: Behr (wie Anm. 11), S. 349.
 - 17 Ebd.
 - 18 Wagner, Ulrich: Wilhelm Joseph Behr. Eine
biographische Skizze, in: Ders. (Hrsg.): Wil-
helm Joseph Behr. Professor, Bürgermeister,
Hochverräter. Dokumentation zu Leben und
Werk eines Würzburger Demokraten (= Veröf-
fentlichungen des Stadtarchivs Würzburg 1).
Würzburg 1985, S. 17–62.
 - 19 Versuch einer allgemeinen Bestimmung des
rechtlichen Unterschieds zwischen Lehen-
Herrlichkeit und Lehen-Hoheit mit Anwen-
dung auf die Subjekte beider sowohl im ganzen
Teutschen Reiche als dessen Teilen. Würzburg
1799.
 - 20 Schematismus der Diözese Würzburg 1836, S.
64 [BSB, Digisat Juni 2013].
 - 21 Nach Domarus: Bürgermeister Behr (wie
Anm. 12), S. 11, wurde Behr auch vom Herl-
heimer Pfarrer Friedrich Beutner getauft.
 - 22 So Karl Buchner (wie Anm.11) in seiner Bio-
graphie von 1850.
 - 23 Nähere biographische Forschungen hat Max
Domarus unternommen: Domarus, Max: Bür-
germeister Behr (wie Anm.12), S. 11–13; nach
Gerhard Egert im Mainfränkischen Jahrbuch
1988 hatte ein Johann Georg Behr 1702 mit
dem Volkacher Georg Adam Balbus in Würz-
burg studiert. Die Nähe Behrs nach Sommer-
ach könnte eventuell aus einer väterlicherseits
resultierenden näheren verwandtschaftlichen
Beziehung herkommen. Allerdings liegen die
Familienverhältnisse nicht vor.
 - 24 Feuerbach, Ute: Konflikt und Prozess. Bäuer-
liche Interessenpolitik für Freiheit und Eigen-
tum in Mainfranken 1802–1848 (= Gesell-
schaft für fränkische Geschichte. IX. Reihe.
46.). Neustadt/Aisch 2003.
 - 25 Feuerbach: Konflikt und Prozess (wie Anm.
24), Stichwort: Siegendorf.
 - 26 Hofmann, Hans Hubert/Hemmerich, Her-
mann: Unterfranken. Geschichte seiner Ver-
waltungsstrukturen seit dem Ende des Alten
Reiches 1814–1980, S. 38.
 - 27 Rottmayer, Anton: Statistisch-topographisches
Handbuch des Unter-Mainkreises des König-
reichs Bayern. Würzburg 1830, S. 437–438.
 - 28 Bei Jaeck nur Sohn, also Schwager Lorenz
Behr verzeichnet; dessen Bruder, ebenfalls
Schwager von Wilhelm Behr namens Adam
Joseph Behr (1774–1828: Würzburger Toten-
zettel) war 1803 zum leitenden Direktionsse-
kretär unter Freiherr von Leyden bestimmt,
dann 1804 Landrichter für Würzburg jenseits
des Mains geworden. Adam Behr hatte sich als
Student 1793 mit einem Stammbucheintrag
„Nicht Geburt, nur Verdienst gebührt Ehre“
politisch deutlich gegen den Adel positioniert!
Siehe Jörg Schweigard in seiner Forschung zu
Aufklärung und Revolutionsbegeisterung von
1993, S.404.
 - 29 Todesanzeige für Wilhelm Josef Behr: Franco-
nia online, Totenzettel [abgerufen Juni 2013].
 - 30 Verstorben an einer Lungenentzündung am
25.09.1838 als sich der Vater Wilhelm noch
um Entlassung aus der Festungshaft mühte:
Fanconica online-Totenzettel.
 - 31 Neuer Nekrolog der Deutschen. Bd. 32, S.
692 [Google-Book, Juni 2013].
 - 32 Domarus: Bürgermeister Behr (wie Anm. 12),
S. 178–191.
 - 33 Vertrag zwischen Bayern und Würzburg vom
26. Mai 1810, abgeschlossen in Paris: Rott-
mayer, Anton: Statistisch-topographisches 438.
Handbuch für den Untermainkreis. 1830.
 - 34 Nach Buchner: Behr (wie Anm. 11).
 - 35 Behringer, Wolfgang: Thurn und Taxis. Die
Geschichte ihrer Post und ihrer Unternehmen.
München–Zürich 1990.
 - 36 Feuerbach: Konflikt und Prozess (wie Anm.
24), S. 501.
 - 37 Georg Adam von Weinbach, als Sohn des
Stadtschreibers zu Volkach 1713 geboren, pro-
tegiert vom Haupt des Illuminatenordens in
Bayern Frh. v. Ickstatt, seinem angeheirateten
Onkel. Nachkommen der Familie Weinbach
und Ickstatt, Friedrich Freiherr von Kleudgen
(Oberpostmeister), verh. mit Eleonore von
Weinbach, in Astheim ansässig und begraben.
 - 38 Feuerbach: Behr und Volkach (wie Anm. 2), S.
375–380.
 - 39 Adreß-Handbuch für den baierischen Main-
kreis 1810, Sulzheim, Georg Bauer, Landrich-

- ter, und Christoph Weingärtner Aktuar [BSB, Digisat Juni 2013].
- 40 Nachlassverwaltung des verstorbenen Landrichters Behr zu Sulzheim durch seine Erben: Königlich-baierisches Intelligenzblatt für das ehem. Großherzogthum Würzburg Bd. 1 (1817), Sp. 197–198, wobei noch über 2 Fuder 1794er Weines angeboten wurden.
- 41 Jetzt gut herausgearbeitet von Schmitz, Christian: Die Vorschläge und Entwürfe zur Realisierung des preußischen Verfassungsversprechens 1806–1819 (= Beiträge zu Grundfragen des Rechts. 3). Göttingen 2010.
- 42 Ausführlich diskutiert von Walter Ziegler in: Wagner: Behr (wie Anm. 18), hier S.74–75.
- 43 StadtAVo, Rp 1/19, fol.281–282.
- 44 Jäck, Joachim Heinrich: Wichtigste Lebensmomente aller königl.baierischen Civil- und Militär-Bedienstigten dieses Jahrhunderts. Bd. 2. Augsburg 1819.
- 45 Unterhaltungen des Bürgermeisters Behr in Würzburg mit seinen geehrten Mitbürgern. Würzburg 1821 [BSB, Digisat, Juni 2013].
- 46 Conversations-Lexikon von 1830, S. 756–757: Seine Andeutungen in Beziehung auf die finanziellen Momente der neuen baier. Verfassung bahnten ihm den Kenner einiger Wünsche seines Publicums an den Landtag, wol den Weg zum Abgeordneten der Ständerversammlung. Digisat Universität Lausanne [Google-Book Juni 2013].
- 47 Zum Verhältnis von Ludwig I. und Behr: Ziegler, in: Wagner: Behr (wie Anm. 18), S. 63–112.
- 48 Z.B. die aus der privaten Bibliothek Ludwig I. entstammende Schrift in der Bayerischen Staatsbibliothek (BSB): Beurtheilung der jüngst erschienenen Schrift des Herrn Dr. Wilhelm Joseph Behr, ersten Bürgermeister in Würzburg: Anforderungen an Bayerns Landtag 1827/28. Würzburg 1828.
- 49 Domarus: Bürgermeister Behr (wie Anm. 12), S. 147f.
- 50 Ausführlich mit Quellen: Wagner: Behr (wie Anm. 18).
- 51 Feuerbach: Konflikt und Prozess (wie Anm. 24). Z.B. Bayerisches Volkblatt vom 04.10. 1832, Die Befreiung des Grundeigenthums.
- 52 Intelligenzblatt für den Untermainkreis von 1824, S. 99.
- 53 Intelligenzblatt für den Unter-Mainkreis des Königreichs Bayern 1819,1, S. 232.
- 54 Im Zusammenhang mit meinen Forschungen zur Gemeinde Nordheim am Main momentan ein wichtiges Thema.
- 55 Im Mai 1849 wurde z.B. der Vorstand des Oberndorfer Volksvereins Dr. med. Mayer verhaftet: Neue Fränkische Zeitung vom 08.08.1849 [Digisat, 8. August 2013].
- 56 In der öffentlichen Sitzung der Kammer der Abgeordneten vom 12. Februar 1855 war Borst wegen des neuen Gemeindeediktes zuletzt aktiv geworden: Neue Münchner Zeitung 1855, 1–3, S. 389 [BSB, 5.08. 2013].
- 57 Allgemeine Zeitung vom 27. Juli 1849, S. 3209 [Google-books, Juli 2013]: sämtlich demokratischer Farbe!
- 58 Hummel, Adrian (Hrsg.): Gutzkow, Karl Ferdinand. Schriften. Bd. II. Eine Reise nach Wien. S. 1144–1145.

130 Jahre Armenseelenfest in der Pfarrei Burkardroth¹

Das sogenannte Armenseelenfest in der Pfarrei Burkardroth wird seit langen Zeiten begangen und war früher sogar ein örtlicher kirchlicher Feiertag. Aus der ganzen Gegen kamen in den besten Jahren an diesem Tag bis zu ca. 2.500 Besucher. An die 15 Priester nahmen ihnen die Beichte ab und hielten abwechselnd die hl. Messe in der Pfarrkirche. Aber niemand wusste, seit wann das Armenseelenfest besteht und durch welche Umstände und von wem es gegründet wurde. Anhand der Unterlagen des Pfarrarchivs in Burkardroth konnte der Verfasser nun herausfinden, dass das Armenseelenfest schon im Jahre 1883 von dem Wagner Johann Michael Schmitt aus Zahlbach gegründet und zum ersten Mal begangen wurde. Der Grund waren die vielen Toten des Bruderkrieges von 1866 um Burkardroth, derer man hiermit gedenken wollte.

Im Juni 1866 war es zwischen Preußen und den Mittelstaaten zusammen mit Österreich zum Krieg gekommen. Die eine preußische Armee war in Böhmen eingedrungen, die andere marschierte nach der Schlacht bei Langensalze nach Fulda. Diese Mainarmee sollte die Bundestruppen, die sich am Main neu formierten, bekämpfen. Die Bayern waren jedoch entgegengezogen. So kam es am 4. Juli zu Gefechten bei Dermbach und Zella, bei denen die Preußen 4 Offiziere und 70 Mann verloren, darunter 11 Tote; die Bayern hatten 122 Mann neben 7 Offizieren

und 10 Toten zu beklagen. Verlustreicher war ein anderes Gefecht bei Wiesenthal und Rossdorf, wo die Preußen 270 Mann mit 37 Toten verloren und die Bayern 413 Mann bei 52 Gefallenen.

Auf seinem Marsch von Geisa nach Hünfeld traf der preußische General Beyer unvermutet auf bayerische Kavallerie unter der Führung von Fürst Thurn und Taxis. Diese schoss sofort kopflos und unkontrolliert auf die Preußen ein, während die Preußen zwei Geschütze so umsichtig postierten, dass sie allein damit die Bayern in solche Verwirrung brachten, dass diese sich fluchtartig zurückzogen. Ein Teil floh Richtung Gersfeld und Bischofsheim, ein anderer in Richtung Motten, Brückenau und Hammelburg; manche sollen sogar panikartig weiter nach Würzburg geflohen sein.

Als die Preußen die Vorgänge bei den Bayern begriffen hatten, rückten sie rasch nach. Ihre strategischen Pläne waren von den Bayern falsch gedeutet worden. So verlegten diese ihr Hauptquartier nach Neustadt mit der bayerischen Division Stephan. In Münnerstadt stand die Division Feder. Die Division Zoller sollte Bad Kissingen gegen die Preußen verteidigen, während Thurn und Taxis mit seinen Truppen Hammelburg halten sollte.

Am 9. und 10. Juli marschierten die Preußen von Schlüchtern nach Brückenau. General Beyer zog wieder Richtung Hammelburg, wobei es bei Neuwirtshaus zu den ersten Kämpfen kam, und bei Untererthal der Übergang über die Thulba erkämpft wurde. Die Stadt wurde in mehreren Sturmangriffen erobert, die Einwoh-



Abb. 1: Gefecht im Bruderkrieg zwischen Bayern und Preußen am 10. Juli 1866 in Aschach.

Gemälde von Otto Schlittenbauer von 1866.

ner waren geflohen, so dass die vielen Brände von den Preußen gelöscht werden mussten.

Die andere preußische Division Goeben nahm den Weg von Brückenau nach Kissingen. Das Corps Manteuffel wurde nach Aschach dirigiert. Als General Goeben vor Waldfenster die Nachricht erhielt, dass Bad Kissingen von ziemlich starken bayerischen Kräften besetzt war, suchte er von der Seite zu attackieren. Über Schlimpfhof und Albertshausen rückte er gegen Garitz vor. Dort eroberten die Preußen den Staffelsberg und die Vorstadt von Bad Kissingen.

Die Bayern hatten die große Brücke verbarrikadiert, die Holzbrücke und den eisernen Steg im Kurgarten abgebrochen. So konnten die Preußen zunächst nicht in die Stadt eindringen. Als jedoch die Leute

des Hauptmanns Busche einen nicht ganz abgebrochenen Steg vor der Lindesmühle entdeckten, setzte diese Kompanie eilig über die Saale, ermöglichte so auch an anderen Stellen den Übergang. Nun wurde in erbitterten Kämpfen die Stadt erobert. Die Bayern zogen sich nach Nüdlingen zurück. Hier hielten die harten Kämpfe an, bei denen auch der Oberkommandierende der Bayern, General Zoller, fiel.

Für unser Gebiet war jedoch eine andere Bewegung bedrohlicher. In Stralsbach war ein bayerisches Bataillon postiert. In Aschach stand das Corps von Manteuffel. Er hatte einen Teil seiner Truppen unter Generalmajor Freyhold nach Hausen und zur Saline Friedrichshall (obere Saline) beordert, ein Füsilier-Bataillon gegen Stralsbach. Zum Glück kam es hier zu keinen größeren Kampfhandlungen, da sich die

Bayern bereits zum Rückzug nach Münnerstadt eingerichtet hatten.

In den ganzen Gefechten bei Bad Kissingen/Nüdlingen am 10. Juli verloren die Preußen 36 Offiziere und 863 Mann, darunter 143 Tote. Die Bayern verloren 52 Offiziere und 1.205 Mann, darunter 161 Tote. In die Kämpfe verwickelt waren auf bayerischer Seite 16.000 Soldaten, gegen 30.000 Preußen. In Hammelburg fielen auf beiden Seiten je 10 Soldaten, während bei den Bayern 90 und bei den Preußen 72 Mann in Gefangenschaft gerieten oder vermisst wurden.

Diese zahlreichen Gefallenen an einem Tag haben unsere Vorfahren derart bewegt, dass in der ganzen Kissinger Gegend dieser Tag als Gebet- und Gedenktag begangen und bis in unsere Tage hochgehalten wurde.

**Johann Michael Schmitt,
der Stifter des Armenseelenfestes
in der Pfarrei Burkardroth²**

Johann Michael Schmitt (geb. 13.2.1822 in Zahlbach, Hs. Nr. 19, heute: Häfnergasse 15, gest. 18.4.1888, verheiratet am 12.10.1879 in 2. Ehe mit Theresia Wehner [18.10.1842–1.1.1913] aus Zahlbach, Hs. Nr. 35, heute: Forstmeisterstraße 12) war der Stifter des Armenseelenfestes in der Pfarrei Burkardroth. Johann Michael Schmitt war Wagner von Beruf und wohnte später mit seiner Ehefrau Theresia in Zahlbach, Hs. Nr. 75 (heute: Forstmeisterstraße 65). Die Ehe war kinderlos geblieben. Im November 1882 bot er der kath. Kirchenstiftung Burkardroth ein Kapital an, aus dessen Zinsen die Auslagen für das Armenseelenfest am 10. Juli jeden Jahres bestritten werden sollten, beginnend mit dem Jahr 1883. Es sollte auch weniger ein Fest, als vielmehr ein

Fürbittetag für die Gefallenen des „Bruderkrieges“ 1866 sein, der diese Gegend besonders betroffen hatte.

Am 6. November 1882 protokollierte Pfarrer Joseph Michael Kahler einen Beschluss der Kirchenverwaltung Burkardroth: *„Zur heutigen Sitzung erscheint Johann Michael Schmitt, Wagner von Zahlbach und bringt vor: Ich biete der Kirchenstiftung Burkardroth ein Kapital von 2.000 Mark, zahlbar in zwei Raten, nämlich 1.000 Mark sofort und 1.000 Mark samt Zins bis April 1883 mit der Bestimmung, dass für die Zinsen jährlich am 10. Juli, und sollte dieser Tag auf einen Sonntag fallen, am Montag darauf in der Pfarrkirche zu Burkardroth das Armenseelenfest gefeiert werde. Ich wünsche, dass diese Feier in folgender Weise begangen werde: Am Vorabend und am Tage selbst ist durch die Geistlichen der Umgegend Beichtgelegenheit und sollen diese Verköstigung und Nachtquartier gegen entsprechende Entschädigung im Pfarrhause erhalten. Zugleich wünsche ich, dass diese Feier schon für das Jahr 1883 abgehalten werde. gez. Joh. Michael Schmitt.“*

**Joseph Michael Kahler, von
1874 bis 1885 Pfarrer in Burkardroth³**

Joseph Michael Kahler war am 22. Juni 1838 in Burglauer geboren und wurde am 10. August 1862 zum Priester geweiht. Anschließend wirkte er als Diener Gottes in Wirtheim und Eltmann, als Feldgeistlicher im deutsch-französischen Krieg 1870/1871 und vom 6. September 1874 bis 1885 in Burkardroth; dann wirkte er in Binsfeld und ab 1897 in Schwebenried bei Arnstein. Als Geistlicher Rat und freiresignierter Dekan des Kapitels Arnstein starb er am 3. November 1918 als Ritter des kgl. bayerischen Militär-Verdienst-Ordens II. Klasse, dekoriert mit dem Eh-



Abb. 2: Pfarrer: Michael Joseph Kahler.

renkreuz des König Ludwigs-Ordens, in Schwebenried.

Als das bischöfliche Ordinariat die angebotene Stiftung überprüfte, erkannte es, dass das angebotene Kapital von 2.000 Mark für die Auslagen des Armenseelenfestes unzureichend war. Deshalb bot der Stifter der Kirchenverwaltung Burkardroth am 17. November 1883 weitere 400 Mark für diese Stiftung an. Danach schrieb Pfarrer Joseph Michael Kahler folgendes nieder:

„Im Jahre 1882 gab der noch lebende Wagner Johann Michael Schmitt von Zahlbach Hs. Nr. 75, 2.400 Mark zur Kirchenstiftung dahier mit dem Willen, dass aus den Zinsen jährlich um den 10. Juli das Armenseelenfest gefeiert werde, in folgender Weise:

1. Es sind hierzu wenigstens 9 Aushilfsgeistliche zu bestellen.
2. Am Vorabend von 3 Uhr an Beichtgelegenheit.
3. An dem Tage selbst von 5 Uhr an hl. Messe, am Tage selbst wird auch nicht in der Kirche beichtgesessen, sondern bei günstiger Witterung hinter der Kir-

che, oder bei ungünstiger Witterung in den beiden unteren Schulzimmern, welche Tags zuvor durch die Gemeinden zu reinigen sind.

Um 9 Uhr Vigil, Predigt, feierliches Requiem, wobei die Lehrer der Pfarrei Choral zu singen haben.

Nachmittags Armenseelenbetstunde ohne Aussetzung des Allerheiligsten in schwarzer Farbe.

Das Requiem und die Armenseelenbetstunde ist [!] für den Stifter und seine beiden Hausfrauen zu appliciren, die hl. Messen dagegen sind frei.

Hierfür sind folgende Gebühren vom bischöflichen Ordinariate festgesetzt:

- | | |
|------------|---|
| 8 M 80 Pf. | dem Pfarrer für Predigt, Vigil, (Vorabendandacht) Requiem und Armenseelenbetstunde, ferner auch das gesammelte Klingelbeutelopfer |
| 1 M 20 Pf. | dem Kirchner |
| 1 M 20 Pf. | dem Organisten |
| 60 Pf. | dem Calkant (Blasebalgtreter) |
| 3 M | für Kirchenregie (Auslagen) |
| 1 M | den Ministranten |
| 1 M | den Heiligenmeistern |
| 46 M 20 Pf | für Verpflegung der 9 fremden Priester |
| 7 M | für den 5 übrigen Lehrern a. 1 M 40 Pf.“ |

Im Januar 1885 wurde der Westfale Otto Blumenkamp neuer Pfarrer in Burkardroth, und mit ihm erlebte das Armenseelenfest einen großen Aufschwung. Da aber durch die vielen Festbesucher mehr Priester gebraucht wurden, erhöhten sich auch die Auslagen, so dass das gestiftete Kapital nicht mehr ausreichte. Deshalb erhöhte Johann Michael Schmitt den Stiftungsfond im Mai 1887, ein Jahr vor

seinem Tod, noch einmal um weitere 950 Mark, was auch vom kgl. Regierungspräsidenten Graf von Luxburg in Würzburg genehmigt werden musste.

Von allerhöchster Stelle der katholischen Kirche übersandte Papst Leo XIII. der Armenseelenbruderschaft die Genehmigungsurkunde für die Ablassgewinnung an diesem Festtag und das dazugehörige Zertifikat. Die Schreiben liefen über das Bischöfliche Ordinariat Würzburg und erreichten die Pfarrei Burkardroth am 21. Juni 1883.

In der folgenden Zeit, bei der das Armenseelenfest immer auf Sonntag und Montag um den 10. Juli verlegt wurde, kamen bis zu 14, einmal 15 auswärtige Priester zur Aushilfe. Am Sonntag verteilten sich die Priester in und hinter der Kirche, in den Schulsälen, im Kindergarten, im Haus der Krankenschwestern und im Pfarrhaus, um den vielen Armenseelenfestbesuchern ab 15 Uhr die Beichte abzunehmen. Diese kamen zu Fuß, mit Omnibussen und selbst mit ihren Traktoren aus der ganzen Umgebung. Bis Großenbrach, Steinach, Aschach, Schlimpfthof, Albertshausen, Poppenroth, Hassenbach, Oberthulba und im Norden bis Langenleiten und Waldberg reichte das Einzugsgebiet. Fast alle Besucher nutzen diese Beichtgelegenheit, so dass es z. B. im Jahre 1910, bei der ersten Aufzeichnung, 2.100 Beichtleute waren. Auch die beiden Weltkriege und selbst die Zeit der Nationalsozialisten konnten dem Armenseelenfest nichts anhaben. Die Anzahl der Festbesucher, welche die Beichtgelegenheit nutzten, schwankte, bis auf einige Ausnahmen, zwischen 2.000 und 2.500. Der Rekord war mit 2.900 Personen im Jahre 1945, kurz nach dem 2. Weltkrieg. Auch die Jahre danach bis 1952 waren von großen Besucherzahlen um 2.500 Gläubige geprägt.

Am Montag, dem Tag des eigentlichen Festes, wurden ab 5 Uhr im Laufe des Vormittags fünf hl. Messen sowie am Nachmittag eine Armenseelenbetstunde gehalten. Damit jeder Geistliche eine hl. Messe abhalten konnte, wurden am Hauptaltar und an den beiden Nebentälen gleichzeitig drei stille hl. Messen zelebriert. Von den gläubigen Festtagsbesuchern konnte zudem ein vollkommener Ablass gewonnen werden. Die Kosten der Verpflegung für die auswärtigen Priester und andere Auslagen wurden weiterhin von den Zinsen des Kapitals, das Johann Michael Schmitt zur Verfügung gestellt hatte und vom Klingelbeutelgeld, das an diesem Tag einging, bestritten.

Ab der Inflation 1921/1923, bei der die Mark ihren Wert verlor und das Kapital von Johann Michael Schmitt für immer verloren war, wurden die Auslagen ausschließlich vom Erlös des Klingelbeutels bezahlt. Aus der Not heraus wurden auch Sammlungen durchgeführt, bei denen Eier, Milch und andere Lebensmittel für die Verpflegung der Pfarrer gespendet wurden. Als mit der Zeit die Zahl der Armenseelenfestbesucher nachließ, reichte auch der Erlös des Klingelbeutels nicht mehr für die Verpflegung der Priester aus, so dass der einheimische Pfarrer den Rest aus der eigenen Tasche zahlte.

Im Jahre 1947 stellte Pfarrer Johannes Hain bei den vier politischen Gemeinden der Pfarrei Burkardroth den Antrag, das Armenseelenfest in der Pfarrei Burkardroth als einen ganztägigen gemeindlichen Feiertag einzuführen. Die Bürgermeister Seufert aus Burkardroth, Rottenberger aus Wollbach, Albert aus Zahlbach und Reitelbach aus Frauenroth gaben mit ihren Gemeinderäten sofort ihr Einverständnis. Von nun an war das Armenseelenfest ein gemeindlicher Feiertag, bei dem sämtliche

werktätigen Arbeiten in der Pfarrei Burkardroth verboten waren.

Seit dem II. Vatikanischen Konzil Anfang bis Mitte der 1960er Jahre, bei dem der Beschluß für die Abhaltung der Abendmessen gefasst wurde, wird nun am Abend eine hl. Messe gehalten. Sie soll hauptsächlich für diejenigen Kirchenbesucher sein, die zur Arbeit müssen und in der Frühe nicht zum Hauptgottesdienst gehen können.

Am 8. Juli 2002, beim letzten Armenseelenfest, boten noch vier Priester (nämlich Armin Haas, Anton Reinhard, Ugonna Onwukwe und Johannes Markert aus Bad Bocklet) für zwei Stunden Beichtgelegenheit. Ungefähr einhundert Gläubige nutzten damals die Gelegenheit zur Ohrenbeichte. Am Montag, den 8. Juli, dem eigentlichen Festtag, fand um acht Uhr das Hochamt in Konzelebration der vier Geistlichen und dem Pastoralassistenten Albrecht Bachmann als Festprediger statt. Auch am Abend um 19 Uhr wurde noch die hl. Messe gehalten. Die nachmittägliche Armenseelenandacht findet nicht

mehr statt; sie ist seit vielen Jahren abgeschafft. Im Jahr 2013 fand das Armenseelenfest zum 130. Mal statt; aber niemand weiß, wie lange es noch zu Ehren der Armenseelen abgehalten werden kann, wie lange es noch ‚zeitgemäß‘ ist.

Alfred Saam widmet sich seit 1985 der Geschichte der Rhön und im Besonderen der Heimatforschung im Markt Burkardroth. Über 2.500 historische Photos aus der Pfarrei Burkardroth gehören zu seiner Sammlung, welche er im Laufe der Jahre zusammentrug. Seit dieser Zeit entstanden 14 Broschüren und etliche Zeitungsbeiträge. Seine Anschrift: Forstmeisterstraße 43, 97705 Burkardroth, alfred.saam@web.de.

Anmerkungen:

- 1 Pfarrarchiv Burkardroth.
- 2 Ebd.
- 3 Ebd. und Diözesanarchiv Würzburg.



halbigdruck
offset digital

EGLMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Die ersten schweren Bombenangriffe auf Schweinfurt Aus den Tagebuchaufzeichnungen eines Luftwaffenhelfers

Der von den Nationalsozialisten entfesselte Zweite Weltkrieg brachte vor 70 Jahren auch Schweinfurt – wie vielen deutschen Städten – Tod und Vernichtung. Die bewegenden Aufzeichnungen eines jungen Schülers, der als Luftwaffenhelfer eingezogen worden war, schildern das Leben und den Schrecken der damaligen Kriegsgeneration eindringlich.

Über 70 Jahre ist es nun her, als die US-Air Force und die Englische Luftwaffe die Luftherrschaft über Deutschland gewannen und die Bewohner Schweinfurts in Angst und Schrecken versetzten. Zu ihrer Abwehr kamen ab 16. August 1943 auch Jugendliche von höheren Schulen im Alter von zum Teil unter 16 Jahren als so genannte Luftwaffenhelfer zum Einsatz bei der Flak.¹ Alle Geräte, wie Kommando- und Funkmessgeräte, sowie die Geschütze mussten sie bedienen. Durch die Kugellagerherstellung hatte Schweinfurt kriegsentscheidende Bedeutung. Zu seinem Schutz erhielt es einen Flak-Gürtel von ca. 30 Batterien² mit beinahe 2.500 Luftwaffenhelfern aus dem Umland bis Bad Neustadt, Bamberg, Kitzingen und Würzburg.³

Einer dieser Luftwaffenhelfer, Hubert Suter aus Bamberg, hat seine Beobachtungen beim ersten schweren Luftangriff durch die US-Air Force am 17. August 1943 festgehalten, als etwa 250 Boeing Fortress II ihre schwere Bombenlast abwarfen. So vermittelt er uns noch heute

eine Vorstellung davon, wie Jugendliche in dieser Schreckensstunde ihren Dienst leisteten. Gibt es schon zu denken, dass 15–16jährige Schüler zum Wehrdienst herangezogen wurden, so ist es noch heute beachtenswert, welchen Gefahren man sie aussetzte und ihnen dabei ungeschützt noch schweren Dienst übertrug. Der Schulunterricht wurde zudem, wenn auch eingeschränkt, aufrecht erhalten. Durch Zufall kam ich erst Jahre nach Kriegsende zu diesen Tagebuchaufzeichnungen, deren Verfasser an der Gerolzhöfer Eisenbahnbrücke einige hundert Meter östlich vom Schweinfurter Hauptbahnhof bei der leichten Flak (2 cm) eingesetzt war.

Ankündigung des Angriffs durch schauerliches Brummen und Explosionen

Einige Tage vor dem ersten Luftangriff auf Schweinfurt am 17. August 1943 hatte Hubert Suter mit seinen Klassenkameraden an einem Holzturm, der ursprünglich für ein später entferntes 2 cm-Flak-Geschütz vorgesehen war, an der Gerolzhöfer Eisenbahnbrücke Stellung bezogen. Seine Batterie lag also am Rande der Großbetriebe und zählte an der Eisenbahnbrücke zu den Hauptzielpunkten feindlicher Bomber, die die deutsche Wälzlagerindustrie lahm legen sollten.

Die Annäherung erfolgte mit einem lauter werdenden, mit dumpfen Explosionen untermischten Brummen, einem leisen Zittern des Bodens und mit einer plötzlich einsetzenden Serie von knallend



*Abb. 1: Eine Wand aus Staub und Feuer verhüllte noch nach Stunden fast alles.
Photo: Hubert Suter.*

zerplatzenden Flakgranaten, die ihre weißen Champignons wie einen Gruß zum Himmel zauberten. Obwohl einige 10-Zentner-Bomben Schlammfontänen im Main auslösten, ein Bombenteppich seitlich der Batterie niederging und feuchte Erdklumpen umherflogen, sollte die Mannschaft das alles glücklicherweise unverletzt überstehen.

Batteriegeschäftsstelle beim 2. Angriff am 14. Oktober Opfer der Flammen

Herrliches Flugwetter herrschte auch beim zweiten Angriff am 14. Oktober am neu errichteten hohen Holzturm, der als Gefechtsstand diente. Die neuen Vierlingsgeschütze hatten eine „schöne Erdstellung“ erhalten.

Zum Verlauf des zweiten großen US-Angriffs nach dem Tagebuch nur in Kürze: „Die Hölle scheint los zu sein. Am Himmel werden die feindlichen Pulks von der ausgezeichneten 8,8-Flak zerfleddert. Alle Maschinen fliegen stur in ein todbringendes Karree. Eine Maschine raucht fürchterlich und schert direkt über uns aus dem Verband aus. Eine

zweite beginnt zu rauchen. Eine dritte erhält einen Volltreffer und birst in einzelne Trümmer auseinander. Aus der ersten Maschine steigt die Besatzung während des Angriffs aus. Drei, vier, fünf weiße Seidenkuppeln hängen am Himmel. Halt, noch ein sechster kommt hinzu; doch nein, der Fallschirm öffnet sich nicht recht. Das weiße Bündel gleich einem irren, letzten Lebensfunken hinter einem dunklen Körper her, der im sausen Sturz in die Tiefe zieht. Die verlassene Maschine schmiert langsam über einen Flügel ab und trudelt nach unten.

Die erste Welle ist vorüber. – Feuerpause – Nach etwa zehn Minuten kommt die zweite Welle. Sie ist am stärksten dezimiert; vermutlich von unseren Jägern vorher schon beträchtlich angeknackt. Was vor uns liegt ist nicht mehr zu erkennen. Eine Wand aus Staub und Feuer verhüllt alles. Nur bis zur Batteriebefehlsstelle, das sind knappe 200 m, ist noch Sicht.

Das typische Jaulen des nahe gehenden Bombenregens zwingt uns unter die Backsteinbrüstung der Stellung. Erdkegel türmen sich plötzlich riesengroß neben uns auf, in deren Mitte der Feuerring der Sprengbomben schwebt. Durch den Dunst- und Dreck-

Abb. 2: Der beschädigte Flak-Turm, der von den Luftwaffenhelfern aus Bamberg zum Aufenthalt benutzt wurde, ist von vielen Bombentrümmern umgeben.

Photo: Hubert Suter.



schleier ist ganz schwach unser schwankender Turm zu erkennen. In den Ohren dröhnt es in einem fort und nur noch die stärksten Einschläge drücken sich dem Bewusstsein auf. [...] Und noch eine dritte Welle rollt heran. Löschen konnte die Mannschaft den brennenden Turm, nicht aber die Batteriebefehlsstelle. Hier waren auf einer Fläche von 100 m Breite und 300 m Länge achtzehn 500 kg-Sprengbomben und fünfundzwanzig 125 kg-Brandbomben niedergegangen.“

Volltreffer

Eine gute Vorstellung von den Gefahren und den erlittenen Verlusten vermitteln die Aufzeichnungen über die drei Angriffe am 24./25. Februar 1944: „Nochmals volle Deckung während über unseren Häuptionern der letzte eiserne Gruß der Bomber hinauscht. Doch wie sich dann zeigte, war die Stellung von Treffern übersät. Wo ein Geschütz stand, gähnte ein tiefes Loch. Die Vierlingsrohre waren bizarr verbogen, die Mannschaft hatte die Stellung vorher geräumt. Weit verstreut waren Munitionskästen, Magazine und Patronen. Verschwunden war in dem Kraterfeld die Batterie-

riefebefehlsstelle. [...] Um den Bunker hatten schwere Bomben einen Ringgraben ausgehoben. Die Seitenwände waren zum Teil freigelegt. Drei Insassen kommen heil heraus. Der Spieß eingekeilt verwundet am Boden. Unteroffizier Werner ist tot. Der Turm ist endgültig ‚erledigt‘. Langsam fangen die Nerven an, etwas zu flattern.“

In der Schilderung des Nachtangriffs ist der „Eröffnungszauber“ festgehalten, wie der ganze Himmel in weißes magnesiumhelles Licht getaucht wurde und dadurch alle Gegenstände fast taghell erleuchtet wurden. „Die berühmten Christbäume hingen zu Dutzenden am Firmament und ihre glitzernden sprühenden Sternchen spendeten eine Tod bringende Helle. [...] Die Geisterfinger der Schweinwerfer huschten hin und her, kreuzten sich und suchten vergeblich. Von den Bombern war nichts zu sehen. Lediglich ihr Brummen drang aus dem schützenden Dunkel der Nacht zwischen den einzelnen Flak- und Bombenserien ab und zu uns durch. Das Gefühl für Zeit und Gefahr verlor sich. Ein Stabbrandbomben-Segen beendet kurz vor Mitternacht das Inferno. Erstmals wandten wir unsere Blicke wieder der Stadt zu. Das war keine bren-

nende Fackel mehr; dort tobte ein Flammenmeer. [...] Als sich bereits ein Löschkommando fertig machte und mit Schaufeln, Pickeln und Eimern loszog, ertönte erneut Flakfeuer. Unmittelbar darauf eine Bombenserie. [...] Zurück zur Stellung. [...] Am Himmel wurden neue Christbäume gesetzt, weit vor unserer Stellung im Westen. Die Zielfläche ist erleuchtet und abgesteckt. Wir liegen mitten drinnen. Das kann nie gut ausgehen. Der Gedanke an das eigene Ich ist verschwunden. Angst? Nein, die ist nicht vorhanden. Aber die Gewissheit des Unbewussten sagt mir: Hier kommt was auf Dich zu.“

Das ließ nicht lange auf sich warten. Hinter dem Geschützwall erwischt es den jungen Luftwaffenhelfer wie die gesamte Geschützbesatzung. Ein Teil der Kameraden wird zum Abtransport an den Notverbandsplatz auf den Essenswagen gepackt. Von einer kleinen Panik erfasst, gelang es einem, von dem schüttelnden Bock loszukommen und mit Hilfe von zwei Kameraden den Rettungsbunker zu erreichen. In einer qualvollen Nacht erhielt er Hilfe durch Krankenschwestern. Während ein Unteroffizier nach einer Woche inneren Blutungen erlag, starben zwei Obergefreite bereits nach drei Tagen. Sechs weitere Luftwaffenhelfer aus Würzburg waren in der Stellung gefallen.

Nach ärztlichem Befund hatte der Berichterstatter neben einer Lungenquet-

schung, möglicherweise auch einem Lungenriss, Splitterverletzungen am rechten Unterschenkel, am Oberschenkel sowie am Auge erlitten.

Zum Autor des Tagebuchs

Es ist zu bewundern, wie umfassend ein Schüler die in größter Gefahr erlebten Vorgänge festgehalten hat. Angefertigt hat das Tagebuch Dr. rer. nat. Hubert Suter, Limburgerhof bei Ludwigshafen a. Rh., der 1943 mit Klassenkameraden des Jahrgangs 1927 vom Gymnasium in Bamberg zu den Luftwaffen Helfern der leichten Flak in Schweinfurt einberufen wurde. Trotz seiner Verwundung kam er später noch zum Reichsarbeitsdienst und zum Heer. Nach dem Studium der Chemie trat er in den Dienst der BASF-AG in Ludwigshafen am Rhein, in der er leitend in Stabs- und Produktionsabteilungen tätig war. Über 70 Patente tragen seinen Namen.⁴

Dr. Erich Meidel ist nicht nur Wald und Wild eng verbunden, sondern interessiert sich darüber hinaus auch für Vor- und Frühgeschichte, wie die regelmäßigen Leser unserer Zeitschrift durch etliche Beiträge aus seiner Feder wissen. Seine Anschrift lautet: Altstadtstraße 2, 97422 Schweinfurt, erichmeidel@gmx.de

Anmerkungen:

- 1 Abkürzung für „Flugabwehrkanone“; auch generalisierend für die Einheiten der Flugabwehr verwendet.
- 2 Eine „Batterie“ ist eine militärische Einheit in der Artillerie, die meist aus vier bis acht Geschützen besteht.
- 3 Wiener, L.: Blutjunge Burschen verteidigten das strategisch wichtige Schweinfurt, in: Schweinfurter Zeitung v. 13./14.02.1993, S. 39.
- 4 Vom Kampf der Rivalen, in: Forum lebendige Jagdkultur. Grevesmühlen 2009, S. 389.

Philipp Schramm

Kunst und Gegenwart in Bayreuth. Vier Gespräche zu Angeboten des örtlichen Kulturlebens

Sommer in Bayreuth: die Festspielzeit umschreibt den Höhepunkt des örtlichen Kulturkalenders, der von vielen Kunsteinrichtungen und -initiativen bereichert wird. Das Angebot erfährt auch in diesem Jahr innovative Erweiterungen, und wer im Juli und August durch die Bayreuther Straßen und Gassen flaniert, kann eine Stadt erleben, in der Tradition und Moderne in einen angeregten Dialog getreten sind. Einen Dialog, der Bekanntes und Neues mit einschließt und der von allen Bevölkerungsteilen getragen wird. Kunst ist ein Thema, zu dem sich in Bayreuth viele engagierte Ansprechpartner finden. Mit Dr. Ulf Vierke vom Iwalewa-Haus, dem Afrikazentrum der Universität Bayreuth, Hans Hubertus Esser vom Kunstverein Bayreuth, Jörg Lichtenegger vom Förderkreis Skulpturenmeile Bayreuth e.V. und Dr. Marina von Assel vom Kunstmuseum Bayreuth habe ich vier Protagonisten des Bayreuther Kulturlebens getroffen.

Dr. Ulf Vierke kommt gerade aus der Mittagspause. Für seine Mitarbeiter hat er ein Lunchpaket unter dem Arm. In seinem Büro hängt afrikanische Kunst an den Wänden, in der Ecke steht ein Architekturmodell des Eckhauses Münzgasse/Wölfelstraße. Der Leiter des Iwalewa-Hauses freut sich auf einen Umzug. Er erläutert mir die Strukturen des Iwalewa-Hauses, seine Projekte, seine Visionen.

Philipp Schramm: „*Worin besteht das Charakteristische des Iwalewa-Hauses?*“

Dr. Ulf Vierke: „Was das Iwalewa-Haus so einmalig macht, ist die Position auf der Schnittstelle zwischen universitärem Bereich und Museum. Die Studenten können im musealen Bereich etwas umsetzen, was sie dann im akademischen Bereich reflektieren. Wir arbeiten zum Beispiel zusammen mit der Silixen AG“ (eine Bayreuther Künstlergruppe, d.Verf.). „Sie gestalteten ein Projekt im Finanzamt vor drei Jahren und jetzt das Projekt ‚Seidenpudelspitz‘ zum Jean Paul-Jubiläum in der Friedrichstraße. Mit der Planung wurde vor drei Jahren begonnen. Ganz am Anfang haben sie sich mit mir zusammengesetzt, um zu überlegen, was man gemeinsam machen kann. Sie boten an, zu dem Projekt einen Künstler einzuladen, und wir versuchten, einen Künstler aus Afrika dazu zu holen, und das war Sam Hopkins aus Nairobi, der dort die Bar der Unterdrückten gestaltet hat. Dann ist die Silixen AG mit der Idee an das Iwalewa-Haus herangetreten, ob wir nicht eine Studentin oder einen Studenten hätten, die das Projekt ethnologisch betreuen könnte. Das hat eine Studentin, Frau Lehmann, zu ihrem Masterprojekt ausgebaut. Der Hintergrund auf der Lehrseite ist, dass wir im Masterbereich ein Modul anbieten, das sich mit Kunst und Kuration auseinandersetzt. Die Studenten entwickeln ein Projekt oder eine Forschung in Afrika, das wären die Alternativen. Sie entwerfen ein Exposé und erarbeiten dann das Projekt – das kann eine Ausstellung, eine Publikation oder eine Konzertreihe sein. Schließlich schreiben sie einen Bericht

und eventuell kommt die Masterarbeit zum gleichen Thema.“

„Also widmet sich das Iwalewa-Haus verstärkt der universitären Lehre in Verbindung mit musealer Praxis?“

„In der Diskussionsveranstaltung ‚Was ist Kunst‘ (im Juni und Juli 2013 an drei Terminen am Kunstmuseum Bayreuth und am Iwalewa-Haus durchgeführt, d. Verf.) kam zur Sprache, dass es ein Charakteristikum des Iwalewa-Hauses ist, sich über die kuratorische Praxis hinaus mit den Diskursen im universitären Bereich, die damit verbunden sind, auseinanderzusetzen. Wir sind in zwei Bachelor-Programmen, dann in dem Master-Programm, wir haben Doktoranden in der Bayreuther Internationalen Graduiertenschule für Afrikastudien, der ‚BIGSAS‘. Dort betreue ich sechs Doktorandinnen und einen Doktoranden zu recht unterschiedlichen Themen. Von der kuratorischen Praxis ein Novum hier am Haus.“

„Die Aufgaben des Iwalewa-Hauses wurden neu definiert?“

„Viele Ansätze, die wir jetzt wieder neu entdecken, sind schon mal da gewesen. Dann gab es auch Phasen, in denen das Iwalewa-Haus als ‚white cube‘, als Museum und als Kunsthalle über einige Jahre fungierte und große Ausstellungen produziert hat. Ganz klassisch mit großem Katalog – Ausstellungen, die in die großen Städte gingen, Frankfurt, München, Brüssel, Wien. Das machen wir jetzt nicht mehr, diese Projekte, die zwei Arbeitsjahre des Hauses in Anspruch nahmen. Ich bin nicht mehr so sehr daran interessiert, außerhalb Bayreuths zu arbeiten. Bayreuth ist unser Standort, unsere lokale Verankerung, auf die wir uns die letzten drei Jahre mit ganz unterschiedlichen Aktionen dezidiert konzentrieren. Wir gestalten im öffentlichen Raum Kunstprojekte. Im

Herbst wird es weltweit das erste Afrika-Metal-Konzert in Bayreuth in der Schokofabrik geben. Wir haben dazu afrikanische Heavy-Metal-Bands eingeladen, die zusammen mit regionalen Gruppen auftreten. Oder der Kinderkunstclub, zu dem wir Kinder aus dem Asylantenheim ins Iwalewa-Haus und in den Hofgarten einladen und versuchen, kunstorientierte Projekte zu gestalten. Teilweise laden wir Künstler ein, die mit den Kindern agieren. Das wäre die Bayreuther Verankerung.“

„Sie pflegen internationale Kontakte?“

„Unsere Arbeit in Afrika ist der andere Schwerpunkt. In Afrika mit verschiedenen Partnern. Zum Beispiel gab es die Portraitausstellung ‚PigaPicha‘ in Nairobi, die das Abbild einer Stadt im photographischen Portrait über den Zeitraum von 100 Jahren dokumentierte. Das haben wir zusammen mit dem Goethe-Institut realisiert. Das Goethe-Institut und zwei andere Institutionen sind unsere Partner auf afrikanischer Seite, von der auch sehr viel Arbeit und Energie investiert werden. Im September organisieren wir zudem vier große Ausstellungen in Bordeaux – Bayreuth bespielt Bordeaux mit Afrika und Kunst. Es gibt eine Ausstellung zu Mode, die wir hier jetzt auch zeigen, dort allerdings mit neuem Konzept. Die Portraitausstellung ‚PigaPicha‘ wird dort gezeigt. Unsere Sammlung werden wir dort präsentieren. Außerdem eine Ausstellung über ein Künstler- und Musikerkollektiv aus Nairobi – ‚Just the Band‘.“

„Wie kommt die Verbindung zu Bordeaux zustande?“

Das ist der französische Universitätsstandort für Afrikaforschung. Dort gibt es eine Institution, die ein bisschen dem Iwalewa-Haus ähnelt, eine Art Kunstverein, der sich mit afrikanischer Gegenwartskunst auseinandersetzt – ‚Migrations

culturelles aquitaines afriques'. Dort wird versucht, das Universitätsmodell Iwalewa-Haus zu kopieren. Wir hatten voriges Jahr eine Ausstellung aus Frankreich. Der Container mit dem Auto auf dem Luitpoldplatz, diese Installation kam aus Bordeaux. Das ist ein Austausch, Bordeaux hat letztes Jahr hier kuratiert und jetzt kuratieren wir in Frankreich.“

„Wie hat sich das Vorbild Iwalewa-Haus entwickelt?“

„Ulli Beier (Gründungsdirektor des Iwalewa-Hauses, d.Verf.) hat in den achtziger Jahren ganz neu praktiziert, was der Amerikaner James Clifford in den neunziger Jahren als ‚museum as contact zone‘ beschrieben hat, dass fremdkulturelle Begegnungen innerhalb des Museums stattfinden. Das wurde in Bayreuth vorweggenommen und komplett programmatisch umgesetzt. Eine unglaubliche Leistung, wie weit vorneweg Ulli Beier war. Einerseits wollte er kein klassisches Museum machen, andererseits hat er es faktisch doch umgesetzt, mit Sammlung, mit wissenschaftlicher Arbeit. Aber mit einem sehr weiten Kulturbegriff – von der Flachware im Ausstellungsraum, über Konzerte und Tanz bis hin zum Essen. Es gab immer afrikanisches Essen. Oder Kleidung! Da kommen wir zum Begriff der Schönheit, dem Charakter der Schönheit.“

„Das Wort ‚Iwalewa‘ ist aus der Sprache der Yoruba entlehnt, einem Volk im Südwesten Nigerias, und bedeutet „Charakter ist Schönheit“. Die Ästhetik afrikanischer Kunst wird häufig auf Folklore reduziert. Welchen Ideen von Schönheit begegnen wir im Iwalewa-Haus?“

„Eine wichtige Bedeutung oder Lesart besteht in der Anerkennung, dass es sehr unterschiedliche ästhetische Kulturen gibt, dass Ästhetik nicht universell ist. Dies ist kulturelle Übersetzungsarbeit, der

ich mich stellen muss. Es gibt das Universalästhetische, das es uns ermöglicht, Kunst über das, was wir kennen, als schön oder als Herausforderung wahrzunehmen. Gleichwohl wenn es mit afrikanischer traditionaler Kunst gelingt, dann gibt es Arbeiten, die uns sofort von ihrer Wirkung her überzeugen. Wenn ich das im Reichtum ergründen will, dann komme ich jedoch nicht darum herum, mich mit fremden Kulturen auseinander zu setzen. Dann muss ich die ethnologische Arbeit, das Verstehen einer fremden Kultur, leisten, um dann an diesen Charakter heranzukommen. Das, was nicht nur die sofort mit dem ersten Blick erkennbare Oberfläche ist, sondern um den wahren Charakter, der verborgen liegt, zu erschließen. Um auch das als schön zu erkennen, was mir fremd ist. Wenn es fremd ist, taucht es gar nicht als Schönheit auf. Aber wenn ich offen bin, kann ich es mir mit Mühe – ich muss auch Mühe darauf verwenden – erschließen.

Sonst erhalte ich immer nur wieder, was ich ohnehin schon kenne. Das Iwalewa-Haus soll ein Ort sein, an dem ich mit dem konfrontiert werde, was mir nicht vertraut ist. Beziehungsweise in unserer Ausrichtung ein Ort, an dem Leute zusammenkommen, die an diesem Ziel arbeiten: Eine Plattform, zu der wir ‚Artists in Residence‘, ‚Kuratoren in Residence‘, aber auch einfach Akademiker, Intellektuelle, Kunstschaaffende mit sehr weitem Spektrum einladen, die einfach zusammenpacken und dann passiert etwas. Nicht alles, was wir hier machen, muss jeder verstehen. Es können Projekte sein, die für drei Leute – zwei aus Afrika und einen aus Europa – zugänglich sind, und das reicht. Die letzte Ausstellung, von Abrie Fourie, war die sperrigste Ausstellung, die wir je gehabt hatten. Auf einem sehr hohen äs-

thetischen Niveau hat sie viele Besucher außen vor gelassen, da sich vieles nur nach sehr intensiver Auseinandersetzung und dem Erstellen von Bezügen entschlüsselt hat. Auch das wollen wir uns leisten, auf diesem sperrigen Niveau zu arbeiten. Die Mischung macht es – Kinderkunstklub und intellektueller Anspruch. Sich nicht im Mittelmaß zu verorten, sondern sich dem zu stellen, in beide Richtungen gefordert zu sein. Okwui Enwezor (Direktor des Hauses der Kunst in München, d. Verf.) kommt nach Bayreuth, um Abrie Fourie zu sehen. Außerdem arbeiten wir für die Kinder aus dem Kinderkunstklub. Das müssen zwangsläufig zwei verschiedene Formate sein. Von daher ist unsere Strategie eher, viele kleine und mittlere Projekte zu realisieren, um ein breites Spektrum zu verwirklichen.“

Es ist Montagmorgen und Hans Hubertus Esser eilt zum Kunstkabinett des Kunstvereins. Seit 2009 führt der diplomierte Volkswirt im Ruhestand die Geschäfte des Bayreuther Kunstvereins. In einem Interview mit dem Nordbayerischen Kurier hatte er jüngst die Pläne des Kunstvereins für einen Austausch mit der chinesischen Metropole Kunming in China beschrieben. Eine Zehn- Millionen-Agglomeration als Partner für einen Kulturaustausch mit Bayreuth? Esser ist sich der ungleichen Größenverhältnisse bewusst, versteht es aber sofort, zu relativieren. China hätte eben auch über eine Milliarde Einwohner, vermerkt er ohne Schmunzeln, da müsse man alles in einem anderen Maßstab sehen. Er erzählt mir über die Zielsetzungen des Kunstvereins, über das Selbstverständnis als Plattform für regionale Kunst einerseits und das Engagement für externe Kunst andererseits.

Hans Hubertus Esser: „Es war von An-

fang an die Intention des Kunstvereins, aktuelle moderne Kunst nach Bayreuth zu tragen. Er ist damals als Bürgerverein im Zusammenhang mit der Universität gegründet worden und trägt diese Absicht auch in seinem Namen – Kunstverein Bayreuth, Verein zur Förderung der bildenden Kunst, Universität Bayreuth e.V. In den letzten Jahren sind immer mehr Künstler aus Bayreuth Mitglieder geworden, die das Interesse verfolgen, selbst ausgestellt zu werden. Das führte zu einer gewissen Diskrepanz. Mein Anliegen ist es in erster Linie, Kunst aus Deutschland und von überall in der Welt in Bayreuth zu zeigen. Deshalb laden wir für unsere Einzelausstellungen im Kabinett und im Rathaus im Prinzip Künstler von außerhalb ein und beschränken die Kunstaussstellung für Künstler aus der Region auf die Eremitageausstellung. Dann veranstalten wir noch die Weihnachtsausstellung. Demnächst werden wir auch hier alle zwei Jahre eine Jury einrichten. Ein Jahr kann jeder mitmachen, der Mitglied des Kunstvereins ist, das nächste Jahr gibt es eine Jury. Früher gab es eine Ausstellung ‚Bayreuther Kunstszene‘, zu der sich Mitglieder des Kunstvereins bewerben konnten, und dabei gab es eine Jury. Da hatten wir wieder eine Ausstellung im Rathaus weniger für Kunst von außen. Im Vorstand sind wir übereingekommen, das durch die Weihnachtsausstellung zu ersetzen.

Die Hauptaufgabe ist, die Kunst von außen hereinzubringen. Dass wir nicht an deutschen Grenzen haltmachen, ist ganz selbstverständlich. Wir müssen dort nach Künstlern suchen, wo es interessant ist. Wir haben allerdings nicht so viele finanzielle Möglichkeiten, um das in starkem Umfang zu betreiben. Kunst aus Deutschland ist erschwinglich. Das gilt in erster Linie für die Kabinettausstellung. Die

Künstler fahren her, bauen ihre Sachen auf, übernachten und fahren wieder ab. Das ist eine überschaubare finanzielle Aufgabe. Das war jetzt bei Frau Richar auch so, sie kam aus Wien, das ist schon ziemlich weit (Ausstellung von Petra Richar „Nach Wagner“, Kunstkabinett im Alten Rathaus, d.Verf.). Normalerweise bewegt sich das innerhalb der Bundesrepublik. Wir hatten letztes Jahr auch einen Künstler aus Cuxhaven und aus Köln kam auch jemand. Darauf muss sich unser Interesse nicht beschränken.“

„Dann haben Sie sich in China umgesehen?“

„Dass wir das mit China zuwege gebracht haben, war mehr oder weniger Zufall. Wir haben vor einigen Jahren einen Künstler ausgestellt, der in Schwabach wohnte. Er war nebenbei noch Kunsthistoriker und hat in der Zeit, in der er in Deutschland war, in Erlangen promoviert. Er hat von sich aus angeboten, diesen Kunstaustausch durchzuführen. Jetzt ist er wieder nach China zurückgegangen. In der Stadt Kunming in der südwestchinesischen Provinz Yunnan ist er am Kunstinstitut tätig. Wir werden mit diesem Institut für Kunst den Austausch durchführen. Das wird uns einiges Geld kosten. Wir werden versuchen, Drittmittel einzuwerben. Geplant ist, im Anschluss an die Ausstellung in der Eremitage Ende August die Ausstellung durchzuführen. Das sind die einzigen vernünftigen Räume, die uns zur Verfügung stehen. Die Künstler aus Bayreuth werden im Oktober, November oder im Frühjahr in China ausstellen. Das ist dort kein Problem, weil es dort im Winter ein mildes Klima hat, Kunming ist die Stadt des ewigen Frühlings, da müssen wir uns wegen des Klimas keine Sorgen machen.“

„Der Kunstverein pflegt noch weitere Auslandskontakte?“

Das ist in der Planung für 2013, denn es soll ja auch noch gleichzeitig ein Austausch mit Prag stattfinden. Das ist nicht so dramatisch, die Künstler aus Tschechien waren ja schon hier und sie werden am Ende des Jahres noch mal hier ausstellen. Ende August fahre ich hin und werde mir die Räume dort anschauen. Die Partnerschaft mit Prag ist noch nicht so alt, aber es wird Zeit, dass wir uns dort präsentieren. Daneben gibt es Ausstellungen mit anderen Partnerregionen. Mit dem Burgenland gab es vor drei Jahren einen Austausch. Mit La Spezia, die waren auch schon mal hier, aber von unserer Seite ist noch niemand dort gewesen. Auch Annecy, die waren schon mal hier, aber da hat sich lange, lange nicht viel getan. Dann stünde noch die Türkei auf dem Programm als Partnerregion. Aber wir sind auch in unseren Möglichkeiten beschränkt; wir können nicht so viel auf einmal machen. Wir haben zehn Ausstellungen im Jahr, die nehmen schon viel ‚Manpower‘ weg. Dann noch viel mehr zu machen, ist bei rein ehrenamtlicher Arbeit fast nicht möglich.“

„Dennoch wagen Sie sich an eine große Aufgabe wie das Chinaprojekt?“

„Da müssen viele Sachen bedacht werden, die normalerweise keine Hürde darstellen. Die Logistik ist eine Herausforderung. Aber das ist machbar. In meiner Berufstätigkeit habe ich Erfahrungen sammeln können; wir haben Produkte in die ganze Welt versandt, das wird kein großes Problem. Wichtig ist, dass wir das Geld zusammenkriegen. Aus dem eigenen Etat wird die Finanzierung schwierig. Wir müssen auch noch eine schriftliche Vereinbarung zwischen den beiden Partnern treffen. Ich weiß auch noch nicht genau, was uns dort an Künstlern erwartet; ich habe bisher nur von Zweien Arbeiten ge-

sehen. Eine Arbeit war von einem Bildhauer, der andere ist ein Maler, der mit dem Pinsel in traditioneller chinesischer Arbeitsweise gestaltet.“

„Wie gestalten Sie die Kommunikation?“

„Unser Verbindungsmann wird bei der Vermittlung mithelfen, er wird den Katalog mitgestalten und muss auch dolmetschen. Es ist auch geplant, dass Künstler aus China kommen. Wir müssten die Hotelkosten bezahlen, sie die Flugkosten übernehmen, wie wir ja auch. Ich nehme an, dass einige von uns nach China reisen, der Flug kostet zwischen 700 und 900 Euro. Es ist für die chinesischen Künstler eine Erfahrung, hierher zu kommen und für die deutschen Künstler eine Erfahrung, dorthin zu gehen.“

„Orientiert sich der Kunstverein an Themenjahren? Jetzt gerade wird mit der Ausstellung ‚Nach Wagner‘ das große städtische Jubiläumsthema aufgegriffen.“

„In diesem Jahr, das voll im Zeichen von Richard Wagner und Jean Paul steht, haben wir das gemacht, weil wir nicht abseits stehen wollten. Ansonsten ist es nicht unsere Absicht, uns auf Themen festzulegen. Es ist auch nicht die Absicht, der Eremitage bestimmte Themen vorzugeben. Wir haben uns das mehrfach überlegt, aber wir lassen das. Es ist häufig so, dass der Bezug zu dem vorgegebenen Thema weit hergeholt wird. Wir haben das auch bei der Ausstellung gesehen, die wir im November zu Wagner machen. Wenn von Leuten gearbeitet wird, die nicht im Thema drin sind, dann kommt meist nichts dabei heraus. Wenn ein Künstler sich jahrelang mit einem Thema beschäftigt, dann ist das was anderes.“

„Wird es zum Chinaprojekt ein Thema geben?“

„Es besteht von chinesischer Seite eine Anregung. In der Gegend, in der die Aus-

stellung stattfinden soll, gibt es Gruppen, die sich ihre kulturelle Identität bewahrt haben. Aber ich weiß nicht, wie sich Künstler hier mit diesem Thema beschäftigen sollen, die müssten sich mit Minderheiten hierzulande befassen. Ich bin aber nicht sicher, ob wir genügend Arbeiten zu diesem Thema finden. Ich bin mir auch nicht sicher, ob wir das in der Art durchführen. Auch das, was ich von chinesischer Seite gesehen habe, hat nichts mit dem Thema zu tun. Es ist ja langsam ein bisschen spät für eine thematische Vorgabe.“

„Wie erleben Sie die Resonanz auf die Ausstellungsprojekte des Kunstvereins?“

„Das Interesse für Kunst aus dem Ausland ist in Bayreuth noch nicht so ausgeprägt. Wenn wir Bayreuther ausstellen, dann bekommen wir eine sehr positive Resonanz, dann kriegen wir den Vortragssaal voll. Wenn wir Künstler von außerhalb ausstellen, dann ist das Interesse geringer. Das ist verständlich, aber schade. Aber wenn wir eine Ausstellung mit China machen, wird das die Besucher schon locken.“

„Woher holen Sie die Motivation für dieses Ehrenamt?“

„Ich finde es interessant, mit Kunst zu arbeiten. Ich gehe gerne in Museen und zu anderen Ausstellungen, weil ich es toll finde, neue Künstler zu entdecken, gute Leute zu entdecken. Ich habe Freude an einer Art von Kunst, die sich nicht immer mit der Kritik deckt. Der Kunstverein orientiert sich nicht am Markt. Es wäre zwar schön, mal einen bekannten Künstler in Bayreuth auszustellen. Aber die kommen nicht so einfach. Viel schöner ist es, wenn wir sehen, dass wir mal einen ausgestellt haben, der dann wieder auftaucht, einen Preis gewonnen hat, bekannt wird. Wir haben letztes Jahr einen Photographen ausgestellt, Andrej Pirwitz, da habe ich neulich gelesen, dass er einen Preis gekriegt

hat. Bei der Jean-Paul-Ausstellung war ein Künstler, der jetzt von der Bundeskunsthalle berücksichtigt wurde. Wenn ich sehe, dass Leute, die wir ausgestellt haben, Karriere machen, das ist toll. Wir sind ein Kunstverein in einer relativ kleinen Stadt (70.000 Einwohner), die kulturell einen guten Namen hat, in der aber elf Monate lang keine Festspiele stattfinden. Wenn wir es schaffen, einige Bürger für Kunst zu begeistern, wenn wir es uns gelingt, das Kulturleben der Stadt zu bereichern, dann haben wir unser Ziel erreicht.“

Jörg Lichtenegger treffe ich in den Räumen der Werbeagentur „GMK“ im Gewerbegebiet St. Georgen. Der Agenturgründer und Geschäftsführer engagiert sich seit Bestehen des Förderkreises Skulpturenmeile e.V. für die Kunst im öffentlichen Raum und ist seit drei Jahren als 1. Vorsitzender des Vereins Nachfolger des ehemaligen Kulturreferenten Erwin Pflaum.

„Der Luftschiffer Giannozzo ist eine Kunstfigur aus der Ideenwelt des Dichters Jean Paul. Seit März 2013 startet Giannozzos Ballon vor dem Jean-Paul-Museum. Ist Giannozzos Ballon eine zufällige Motivwahl gewesen? Es hätte ja auch dem Dichter selbst gehuldigt werden können?“

Jörg Lichtenegger: „Das Motiv des Luftschiffers Giannozzo ist nicht auf die Skulpturenmeile originär zurückzuführen. Vielmehr war ein Künstlerwettbewerb die Grundlage, den die Skulpturenmeile im Rahmen des Jubiläumsprogramms zum 250. Geburtstag von Jean Paul ausgeschrieben hat, das maßgeblich von der Stadt Bayreuth initiiert wurde. Im Rahmen des Jubiläumsetats war es möglich, solch einen Künstlerwettbewerb durchzuführen. Es sind insgesamt sieben Künstlerinnen, Künstler und Künstlergruppen eingeladen worden, und von diesen sieben hat sich

eine eigens dafür zusammengestellte Jury für die Künstlergruppe ‚Inges Idee‘ entschieden. Diese Künstlergruppe hatte den Einfall, den Ballon und Giannozzos Luftfahrt zu visualisieren. Die Vorgabe beschrieb eine Skulptur, die sich mit Leben und Werk von Jean Paul auseinandersetzt, ansonsten waren den Gestaltungsmöglichkeiten keine Grenzen gesetzt. Die einzigen Einschränkungen bestanden in der Berücksichtigung des Standorts. Außerdem sollte es keine figürliche Skulptur sein, denn da gibt es ja schon eine am Jean-Paul-Platz. Es gingen ganz unterschiedliche Arbeiten ein. Die Jury war sich einig, einstimmig, dass es der Entwurf wird, der auch realisiert wurde. Was ich bisher erfahren habe, wird die Skulptur sehr gut angenommen, von den Menschen, die vorbeilaufen, von Besucherinnen und Besuchern. Wir haben versucht, über Pressearbeit und Infofolder zu informieren, was da im Garten des Jean Paul-Museums Neues steht. Es gibt ein entsprechendes Hinweisschild. Diese Arbeit zeigt ein bisschen die Richtung, die der neue Vorstand, Frau Dr. Thesing als stellvertretende Vorsitzende und ich in der Vorstandspitze, gehen wollen. Wir wollen versuchen, mit einer neuen Generation von Künstlern auch eine neue Generation von Kunstfreunden anzusprechen. Da ist Giannozzo ein geeigneter Botschafter. Er ist zugänglich und sympathisch, seiner Zeit weit voraus. Er folgt dem Wunsch, Dinge aus einer anderen Perspektive zu sehen. Das will Kunst im öffentlichen Raum auch bezwecken, insofern ist da eine Parallele. Wir wollen auch die Bayreuther und Besucher anregen, stehen zu bleiben, inne zu halten. Es gibt dieses schöne Motto für die Führungen „was steht denn da rum“. Letztendlich ist das eine Intention, die Jean Paul mit der Skulpturenmeile verbindet.“

„Jean Pauls Held Giannozzo ist ein Künstler, ein Maler, der in einem Logbuch

seine Eindrücke von der deutschen Duodezlandschaft um 1800 festhält. Welchen Eindruck würde er heute von Bayreuth bekommen, und welchen Anteil hat der Förderkreis Skulpturenmeile Bayreuth e.V. daran? Verändert die Kunst die Stadt? Wie wird sie in Bayreuth wahrgenommen?“

„Die Kunst steht prominent oder an außergewöhnlichen Standorten, an denen man sie nicht vermutet. Ich denke da an den Mühlkanal und Antes, eine traumhafte Lage mit den Treppen davor. Gerade im Frühjahr oder im Sommer! Sobald die Sonne scheint, sitzen dort junge Menschen, um die Kühle des Wassers zu genießen und auf die Arbeiten von Antes zu schauen und bewusst oder unbewusst die Kunst wahrzunehmen und zu sehen, dass sich da was tut. Oder die Arbeit von Carl Fredrik Reuterswärd mitten am Markt, der ja eigentlich extrem überladen ist und voll möbliert, durch Einzelhandel, Gastronomie. Ein Symbol, das einlädt, hier innezuhalten, stehen zu bleiben, zu schauen, was da eigentlich ist, und dadurch vielleicht auch neben der Kunst die Umgebung wahrzunehmen. Vielleicht sieht man dann das Alte Rathaus, entdeckt den Marsyas von Alfred Hrdlicka, läuft dann weiter und stolpert über das Kunstmuseum. Dann die Skulptur von Jürgen Brodewolf, die sich an der Stadtkirche in der Nische befindet, die von den Strebepfeilern des Chores gebildet wird. In meinen Augen eine erhebliche Aufwertung des Platzes für beide Seiten. Ein sehr guter Ort für die Skulptur und die Skulptur bringt dem Platz für sich etwas.

Es ist auch die Intention, bisher war es immer möglich, mit den Künstlern gemeinsam den Standort auszuwählen, den Künstlern die Wahl des Platzes zu überlassen, die dann sagen, das ist der Ort, den ich für mein Kunstwerk für geeignet er-

achte. Dadurch erhalten die Plätze eine ganz andere Bedeutung. Wenn ich an die Suche des Standorts für die Bayreuther Gruppe von Jürgen Brodewolf denke, war das noch zu Zeiten meines Amtsvorgängers Erwin Pflaum. Da hatte man unter anderem den Standort Spitalhof im Auge und hat durch die Standortsuche einen Brunnen entdeckt, der dann freigelegt wurde und jetzt mit einem Hinweisschild versehen wurde. Das entwickelt eine Eigendynamik, und man kann sagen, dass die Kunst auch auf diese Weise die Stadt und das Stadtbild verändert. Ich bin mir sicher, dass die Kunst im öffentlichen Raum positiv wahrgenommen wird.“

„Dürfen wir nun in jedem Jahr mit einer neuen Stiftung rechnen?“

„Im Prinzip sind es zwei Dinge, auf die es ankommt. Das wichtigste ist die Finanzierung. Da sind wir sehr stark auf die öffentlichen Fördergeber angewiesen – namentlich die Oberfrankenstiftung, die maßgeblich auch als Initialgeber zu nennen wäre. Heuer erstmals auch mit einem wichtigen Beitrag der Kulturfonds Bayern, der eine neue Arbeit, die wir mit den beiden Künstlerinnen Sabine Haubitz und Stefanie Zoche realisieren, unterstützen wird. Das ist eine Auftragsarbeit, mit der die Verbindung zwischen dem Markgräflichen Opernhaus und dem Festspielhaus hergestellt werden soll. Durch das Markgräfliche Opernhaus ist Richard Wagner auf Bayreuth aufmerksam geworden, hat sich diesen Standort ausgesucht und später das Festspielhaus gebaut. Die Skulptur heißt ‚Im Rahmen des Sichtbaren‘. Sie wird deutlich anders ausfallen, als das, was die Skulpturenmeile bisher verwirklicht hat. Der Aufstellungstermin, da sind wir noch mit den Künstlerinnen in Diskussion, ist entweder noch 2013 oder 2014 am Luitpoldplatz in Richtung Opernstraße. Das

ist unser aktuelles Projekt. Dabei wollten wir eine neue monumentale Ausdrucksform realisieren, um für mehr Aufmerksamkeit für Kunst im öffentlichen Raum zu sorgen. Ob wir in jedem Jahr eine neue Arbeit präsentieren, weiß ich nicht. In den dreizehn Jahren der Vereinsaktivität haben wir bisher sechs Arbeiten realisiert, also etwa alle zwei Jahre eine Skulptur. Wenn wir bei diesem Turnus bleiben, dann bin ich glücklich. Es steckt unglaublich viel Detailarbeit darin. Es müssen die Plätze gefunden werden, die Abstimmung mit den Stadtplanern, dem Tiefbauamt, allen möglichen Beteiligten. Wir haben es jetzt wieder bei Jean Paul erlebt. Der Ballon hat einen Bauantrags bedurft, weil er höher als vier Meter ist. Es musste neben den Künstlern ein Architekt gefunden werden, der einen Bauantrag einreicht. Es muss eine Statik von einem Prüfstatiker, der in der IHK-Rolle eingetragen ist, berechnet werden. Die Nachbarn müssen mit dem Bauvorhaben übereinstimmen. Da sind so viele Dinge zu beachten. Man könnte das als Hauptberuf betreiben.“

„Wird es vielleicht mal eine kleine Handreichung geben, in der die Anekdoten und Werkgeschichten der verschiedenen Arbeiten festgehalten sind?“

„In enger Zusammenarbeit mit und auf Initiative des Kunstmuseums ist eine Stadtführung entstanden, die die Standorte der Skulpturenmeile in der Innenstadt begleitet und den kunsthistorischen Bezug zu der städtebaulichen Umgebung erschließt. Es wäre eine gute Idee, das auch mal in einem kleinen Buch festzuhalten.“

„Ausgerechnet die ‚Non-Violence‘-Plastik von Reuterswärd wurde kurz nach der Aufstellung grob vom Sockel gerissen. Ikonoklasmus ist aber kein Stichwort, das hier Vertiefung finden soll. Die Reaktion der Bayreuther auf die Veränderung des Stadtbildes

durch Skulpturen ist dagegen sehr interessant. Haben die Bayreuther die neuen Kunstwerke angenommen? Wie fallen die Reaktionen aus? Identifiziert sich Bayreuth mit der Bayreuther Gruppe von Brodwolf, brechen Bayreuther mit Giannozzo zu einer Reise auf oder geben Bayreuther ‚Peace a chance‘?“

„Die Arbeit von Carl Fredrik Reuterswärd ist über die Vermittlung von Frau von Assel und dem Kunstmuseum zu Stande gekommen. Auch auf Initiative von Altbürgermeister Dr. Michael Hohl, der anlässlich einer Ausstellungseröffnung zu Reuterswärd so begeistert war und sagte, diese Arbeit muss in Bayreuth bleiben. Die Besonderheit bei der Arbeit besteht darin, dass man sie nicht einfach kaufen kann. Der Künstler wählt die Orte aus, an denen die Skulptur steht. Wenn der Künstler meint, Bayreuth sei prädestiniert, dann darf man die Skulptur erwerben.“

Wir haben nach der Beschädigung der Skulptur überlegt, ob wir das thematisieren sollen. Wir haben mit der Kripo gesprochen, welche Vorsorgemaßnahmen wir treffen müssen. Das ist in jedem Fall eine Art der Auseinandersetzung, die wir nicht tolerieren, aber wir müssen im Zweifel damit leben. Wir hoffen aber, und so ist es bisher eingetreten, dass solche Fälle selten sind, und dass die Menschen, die in der Umgebung leben und sich im Umfeld bewegen, sehr aufmerksam sind und entsprechend reagieren. Ansonsten werden die Skulpturen meinem Eindruck nach sehr positiv wahrgenommen. Manche Menschen kritisieren, dass für Kunst so viel Geld ausgegeben wird, wo es doch andere Probleme gibt. Wir hätten viele Kunstschatze nicht, wenn sich Generationen vor uns nicht diesem Thema gewidmet hätten.“

„Der Skulpturenweg sollte vom Kunstmuseum zum Festspielhügel führen, so lese ich

das bei ‚wikipedia‘. Nun führt ein Schlenker über die Stadtkirche und das Jean-Paul-Museum. Das Konzept hat eine Ausweitung erfahren. Gibt es einen Grund für diesen Paradigmenwechsel?“

„Wir haben uns da ein wenig geöffnet. Allerdings besteht die Intention der Beschränkung auf den innerstädtischen Raum. Für uns stellt das Museumsdreieck Richard-Wagner-Museum, Franz-Liszt-Museum und das Jean-Paul-Museum innerstädtisch und angrenzend an den Hofgarten im Kulturleben der Stadt einen Mittelpunkt dar. Deswegen haben wir diese Abweichung gerne in Kauf genommen. Die Arbeit von Bernar Venet liegt da noch etwas abseits. Aber in den nächsten Jahren mit den Ideen den Raum um das Rathaus neu zu gestalten, kann ich mir auch im Hinblick auf die Landesgartenschau gut vorstellen, dass da vielleicht noch etwas entsteht.“

„Findet vor der Platzierung der Skulpturen ein Gespräch mit den Architekten statt, werden die Vorstellungen zur Positionierung mit dem Stadtbauamt abgesprochen? Wie reagieren die Planer und Architekten auf die Veränderung ihrer Konzepte?“

„Die Auseinandersetzung mit den Verantwortlichen auf städtischer Seite ist hervorragend und einfühlsam. Wir binden die Verantwortlichen sehr früh ein, denn die sind ja qua Amt für die Außendarstellung verantwortlich. Das ist eine Aufgabe der Verantwortlichen der Skulpturenmeile, die Künstler und die Planer der Stadt zusammenzubringen. Da ist beiden daran gelegen, die beste Lösung zu finden, wobei ich finde, dass das allen bisher sehr gut gelungen ist. Das macht auch einen großen Teil der Arbeit aus.“

„Wo dürfen wir den nächsten Förderkreis-Coup erwarten? Was dürfen wir erwarten? Natürlich soll nichts verraten werden. Die

Spannung muss bestehen bleiben. Aber bestimmt ist doch schon eine neue Idee in Planung. Steht sie mit den bisherigen Arbeiten in Zusammenhang?“

„Als kleine Vorschau, wenn die nächste Skulptur wie oben beschrieben 2013/2014 vorgestellt wird, dann haben wir die Landesgartenschau 2016 im Blick. Da gibt es Ideen, vielleicht das Thema Holz aufzugreifen. Das sind aber momentan noch Ideen, mehr nicht.“

Marina von Assel leitet und begleitet das Kunstmuseum Bayreuth seit der Gründung im Jahr 1999. Mit der Ausstellung über den irisch-amerikanischen Künstler Brian O'Doherty ist für sie ein persönlicher Traum in Erfüllung gegangen. Gerade muss sie ein komplexes Computerproblem bewältigen, aus der Ruhe bringen lässt sie sich davon nicht.

„Die Ausstellung ‚Art as an Argument. Brian O'Doherty und die amerikanische Kunst nach 1945‘ zeigt Arbeiten aus einem Museum in Dublin. Wie kam die Zusammenarbeit mit dem Irish Museum of Modern Art (IMMA) zustande?“

Dr. Marina von Assel: „Die Sammlung von Barbara Novak und Brian O'Doherty ist 2010 dem IMMA zum Geschenk gemacht worden. Von dort, aber auch aus New York und Berlin kommen die Leihgaben der Ausstellung.“

„Die Ausstellung ist in zwei Bereiche gegliedert. Zum einen werden Arbeiten von Brian O'Doherty gezeigt, zum anderen kommen Werke von Künstlern zur Präsentation, die O'Doherty nahestehen, denen er auch als Kunstkritiker und Journalist begegnete. Im Thema der Ausstellung ‚Art as an Argument‘ ist beides enthalten: die Stellungnahme des Künstlers und die Auseinandersetzung mit den Arbeiten anderer. Wird der Besucher in diesen Diskurs mit einbezogen?“

„Den Besucher mit einzubeziehen, war sozusagen das Credo der Neuen Realisten in den sechziger und siebziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts. Denn es geht in der Pop Art, im Hyperrealismus, in der Land Art, in der Minimal Art, der Op Art oder der Concept Art generell um die Wahrnehmung der Wirklichkeit, so wie sie sich uns präsentiert, wie wir sie imaginieren oder wie sie uns erfahrbar gemacht wird. Dies ist auch die Zeit von ‚Watergate‘. Es gibt mehrere Installationen, die den Besucher einbeziehen: die ‚Rotoreliefs‘ von Marcel Duchamp, die minimalistische Rauminstallation mit dreidimensionalen Linien und Flächen ‚Isolde Sails‘ von Brian O’Doherty, die der Stadt Bayreuth zum Geschenk gemacht wurde, und natürlich das ‚Chess Piece‘ des Künstlers.“

„O’Dohertys bekannter Essay über das Ausstellungskonzept der weißen Zelle, des *White Cubes*, stellt die Konventionen des Galeriewesens in Frage. Mit seinen Performances ist O’Doherty immer wieder der Vereinnahmung durch den Kulturbetrieb begegnet. Die Chess-Performance wird auch im Kunstmuseum zelebriert. Wie erwehrt sich das Kunstmuseum der Routine eines Ausstellungsbetriebs?“

„Inside the white cube‘ ist eigentlich eine Weiterführung der Gedanken von Marcel Duchamp, der meinte, Kunst würde im Museum aufhören zu leben, was Brian O’Doherty mit seinem ‚Portrait of Marcel Duchamp‘ ja übrigens widerlegt hat. Das Kunstmuseum Bayreuth ist im genauen Sinne ein klassisches Museum, dessen Sammlungsschwerpunkt vor allem in der Klassischen Moderne liegt. Aber nicht nur: die so genannte ‚zweite Moderne‘, die Kunst nach 1945 – Informel, abstrakter Expressionismus und Konkrete Kunst und die neue Figuration, also der neue Realismus, der parallel zu Pop Art

und Concept Art hier in Europa entstand – hat mit Horst Antes, Jürgen Brodwolf, Alfred Hrdlicka, Richard Lindner und Carl Fredrik Reuterswärd hier ebenso ihren Raum.

Mit ‚Art as an Argument‘ sind wir einen Schritt von der klassischen Künstler-Präsentation weg gegangen. Die Ausstellung entwickelt sich dialogisch, und in die Dialogsuche wollen wir ja auch den Besucher einbeziehen. – Kunst ist eben ein Streitgespräch wert.“

„Vor den Exponaten der letzten Ausstellung zur Sammlung Meyer gestalteten Sie eine Diskussionsveranstaltung zum Thema ‚Was ist Kunst?‘. Kann die aktuelle Ausstellung neue Aspekte zu diesem Thema beitragen?“

„Die Gesprächsreihe mit dem Iwalewa-Haus versuchte, anhand von unterschiedlichen Ausstellungen hier und dort Fragen aufzuwerfen und mit den Besuchern ins Gespräch zu kommen. Teilweise wurden die Diskussionen recht lautstark und auch polemisch geführt. Aber das ist gut so, denn auch so kann man sich dem eigentlich Unaussprechlichen annähern, das in jedem Kunstwerk steckt. Brian O’Doherty hat es in der Podiumsdiskussion auf den Punkt gebracht: ‚After all art is an unsolvable secret‘.“

„In diesem Jahr wurde auch der Wiegenstunde des Kunstmuseums Bayreuth gedacht. Die Ausstellung mit Arbeiten aus der Dr. Helmut und Constanze Meyer Kunststiftung galt jener Sammlung, die den Grundstock des Museums legte. Vor 14 Jahren wurde damit das Kunstmuseum gegründet. Ist der thematische Bogen von der Sammlung Meyer zu der Ausstellung O’Doherty ein weiterer Brückenschlag?“

„Man kann mit der Sammlung der Dr. Helmut und Constanze Meyer Kunststiftung, die sozusagen das Herz der Sammlungen im Museum bildet, einen Bogen

durch das gesamte zwanzigste Jahrhundert schlagen. Das macht sie so faszinierend. Es sind auch einige konzeptuelle Werke darunter, aber wenige. Hier müssen wir natürlich weiter arbeiten und sammeln.“

„Sie haben über einen amerikanischen Künstler promoviert: Edward Hopper. Von Hopper ist nun auch ein Blatt in der Ausstellung ‚Art as an Argument‘ zu sehen. Was bedeutet es für Sie, im vierzehnten Jahr Ihrer Bayreuther Berufung wieder auf das Thema Ihrer Dissertation zu stoßen?“

„Der Kontakt zu Brian O’Doherty kam ja in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts über meine Arbeit zu Edward Hopper zustande. Ich halte Hopper für einen Künstler, der in seinen scheinbar so leicht dahin gemalten, banalen Alltagsszenen mit einer unglaublichen poetischen Verdichtung allgemein-menschliche Grundthemen bearbeitete. Darin liegt die große Faszination, die sein Werk bis heute auf so viele Betrachter ausübt. Es wäre schön, hier einmal eine Hopper-Ausstellung zeigen zu können.“

„Ausstellungen mit internationaler Beteiligung bestimmen im Kunstmuseum nicht die Tagesordnung, sind aber auch keine Ausnahme. Welchen Gewinn erfährt das Haus durch den Austausch mit internationalen Institutionen, und dürfen wir in absehbarer Zukunft wieder eine Anregung aus dem Ausland erwarten?“

„Wir konzipieren unsere Ausstellungsthemen vor allem aus dem Bestand der Sammlungen hier im Museum. Da gibt es ja zum Beispiel eine schöne Kollektion mit Blättern von Richard Lindner aus der Sammlung Hertha Drescher und Günter Ruckdäschel und die umfangreiche Schenkung Carl Fredrik Reuterswårds, so ist auch die Kunst in Amerika bei uns nicht ganz abseitig.

Eigentlich sind alle Ausstellungen hier

Themenausstellungen, die unterschiedliche Ansätze, Perspektiven, Techniken der Wahrnehmung von Wirklichkeit vor Augen führen. Dann kann man kommen und ‚schauen wie ein Hund‘ (Cézanne) oder mit ‚Kopf, Herz und Hand‘ (Pestalozzi) begreifen lernen.“

„Ab Mitte Oktober 2013 wird eine Ausstellung zu Arbeiten von Horst Antes aus der Sammlung von Prof. Dr. Klaus Dettmann im Kunstmuseum zu sehen sein. Was wird den Besucher dort erwarten, auf was darf er sich einlassen?“

„Die nächste Ausstellung mit Farbvariationen und Zustandsdrucken von Horst Antes ist ein besonderes Highlight für unsere Graphikspezialisten. Aus der reichen Prof. Dr. Klaus Dettmann Kunststiftung, die seit 2002 ihren Sitz im Kunstmuseum hat, und aus seiner Privatsammlung mit dem Schwerpunkt im Werk von Antes werden Drucke, Übermalungen und Unikate aus allen Werkphasen von Horst Antes gezeigt. Es sind heftige, zuweilen informelle Farbvarianten und freie Nuancen zu entdecken – und wir geben auch Lupen aus.“

Philipp Schramm M.A. ist freiberuflicher Kunsthistoriker und betreut derzeit die Inventarisierung am Kunstmuseum Bayreuth. Geboren 1967 in München, ist er in Nürnberg aufgewachsen und hat dort nach der Ausbildung zum Maschinenschlosser über den zweiten Bildungsweg das Abitur am Nürnberg-Kolleg erreicht. Nach dem Abschluss des Magisterstudiums 2002 an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg führte seine berufliche Laufbahn über Etappen in Archäologie und Denkmalpflege nach Bayreuth. Seine Anschrift: Unterer Stephansberg 3, 96049 Bamberg, ph-schramm@t-online.de.

Die Künstlergruppe „Kontakt“

Die Künstlergruppe „Kontakt“ war 1962 bis 1967 in Franken aktiv. Die sechs Maler und drei Bildhauer bekannten sich in ihrem Manifest zum Gegenständlichen, waren jedoch nicht gegen das Gegenstandslose in der Kunst. Ihre Ansichten und Arbeiten waren nicht unumstritten und sorgten bei manchen für Un- und Missverständnis.

Im Februar 1962 trafen sich in Lohr a. Main acht fränkische Maler und Bildhauer: Karl F. Borneff, Anton Bruder, Willi Götz, Curd Lessig, G. Hubert Neidhart, Gunter Ullrich, Ursula Ullrich-Jacobi und Helmut Weber. Der Anlass dieses Treffens war im Wesentlichen der gemeinsame Wunsch, eine Gruppe von gleichgesinnten Künstlern zu bilden. Sie besuchten sich gegenseitig in ihren Ateliers, tauschten Erfahrungen und Ansichten aus. Am 7. April 1962 verfassten sie in Aschaffenburg ein Manifest, das zur Grundlage ihres künstlerischen Handelns wurde:

„1. Kontakt ist eine Gruppe junger Maler und Bildhauer.

2. Die Gruppe vereint Künstler gleicher Gesinnung: Erlebnisse aus unserer Zeit werden in gegenständlicher Aussageweise gestaltet.

3. Die Auseinandersetzung mit dem Konkreten ist wesentlicher als die Flucht in die freie Abstraktion und deren modische Spielarten. Die Behauptung, daß die gegenstandslose Kunst die einzig mögliche künstlerische Aussage unserer Zeit sei, ist anmaßend. Wir sehen in dieser Behauptung eine Herausforderung.

4. Die gegenstandslose Kunst kann uns weder durch Dialektik noch durch selbstgefertigte Terminologie überzeugen.

5. Die Kunst unserer Zeit darf nicht nur ästhetisches Spiel mit bildnerischen Mitteln sein. Sie ist die ständige Auseinandersetzung mit der sichtbaren Welt. Der verlorengegangene Kontakt zwischen Publikum und Künstler muß wiederhergestellt werden.“¹

Das klare Bekenntnis der Gruppe zum Gegenständlichen in ihrem Manifest war jedoch nicht gegen das Gegenstandslose oder dessen Geistigkeit gerichtet und sollte auch nicht als eine Gegenbewegung zur gegenstandslosen Kunst verstanden werden. Denn, so sehr ihre Arbeiten gegenständlich waren, basierten sie doch alle auf der Verarbeitung der Erkenntnisse der gegenstandslosen Kunst. Unter Verwendung ihrer Stilelemente versuchten sie diese in eine gegenständliche Beziehung zur Umwelt und zum tatsächlichen Leben und Erleben zu setzen.² Sie setzten sich mit der Umwelt und ihren aktuellen Problemen mit diversen künstlerischen Mitteln und Techniken auseinander. Dabei versuchten sie die Grenzen des Gegenständlichen so weit wie möglich auszudehnen, jedoch nicht zu Gunsten des Gegenstandslosen zu verlassen. Durch das Verbannen dieses optisch mehr oder weniger erfassbaren gegenständlichen Bindeglieds aus der Kunst, würde, ihrer Ansicht nach, auch der Kontakt zwischen dem Künstler und dem Betrachter bzw. dem Publikum verlorengehen. Man wollte aber auch Zeichen setzen, gegen die im dritten Punkt des Manifestes beschriebene, anmaßende Behauptung mancher Künstler, Galeris-



Abb. 1: Hubert G. Neidhart und Curd Lessig bei der ersten „Kontakt“-Ausstellung in Aschaffenburg 1962.

Photo: Privatsammlung Fam. Neidhart, Schweinfurt.

ten, Kunstkritiker und Kirchenvertreter, die gegenstandslose Kunst sei die einzig mögliche künstlerische Aussage der damaligen Zeit, und gegen die in vielen Galerien sich abzeichnende Tendenz, nur noch gegenstandslose Arbeiten auszustellen. In dieser Beziehung ging „Kontakt“ noch einen Schritt weiter als ihre Kollegen der Aschaffener Künstlervereinigung „Der Kreis“ mit Otto Gentil (1892–1969), Christian Schad (1894–1982), Helmut Albert (* 1916), Eve Neuner-Kayser (1914–1979), Ludwig Altenhöfer, Paul Romberger (1899–1978), Rupprecht Neuner und Gotthard Schüll (1909–1982), die sich „nur“ *„für eine Veröffentlichung der zeitgenössischen Kunst und für eine neue, leben-*

*dige Verbindung zwischen Künstlern und Publikum einsetzten.“*³

Die erste Ausstellung der Gruppe „Kontakt“ fand vom 3. bis 18. November 1962 im Johann-Sebastian-Bach-Saal des Evangelischen Gemeindehauses in Aschaffenburg statt. Die Veranstalter waren das Museum der Stadt Aschaffenburg sowie der Geschichts- und Kunstverein.⁴ Die Eröffnungsansprache hielt der Kunsthistoriker Niels von Holst (1907–1993), der „Kontakt“ als die erste Gruppe dieser Art in der Bundesrepublik bezeichnete.⁵ Er selbst war mit Neidhart bekannt und vertrat in seinen Schriften ähnliche, kritische Ansichten im Bezug auf die vermeintliche Überlegenheit der abstrakten Kunst.⁶ Er wies dabei u. a. darauf hin, dass das Spannungsverhältnis zwischen dem Sichtbaren in der Welt und dem Kunstwerk verlorengegangen sei. Die Künstler hätten begonnen, sich von der sichtbaren Welt abzuwenden, und seitdem das Aparte in Mode gekommen sei, löste sich die Sache in sehr viel Schaum und leere Substanz auf. Der Rückgang zum Kontakt mit der sichtbaren Welt sei ein Gesundheitszeichen, auf das viele gewartet hätten, und deshalb sei auch die Ausstellung ein wesentlicher Anfang zu einem wichtigen Zeitpunkt.⁷ Aschaffenburg als Ort der Veröffentlichung des Manifestes und der ersten Ausstellung wurde von „Kontakt“ bewusst gewählt. Drei Jahre zuvor, am 14. März 1959, hatte hier der Dramaturg und Kritiker Heiner Ruths (1920–1986) eine eigene „galerie 59“ eröffnet. In dem am 9. April 1959 im bekannten Aschaffener Lokal „Schlappeseppel“ von ihm vorgestellten Galerie-Programm sollte in den Ausstellungen Kunst auf höchstem Niveau von Surrealisten, Gegenstandslosen und Naiven Berücksichtigung finden.⁸ Noch präziser erklärte er seine Absichten in sei-

ner Rede zur Eröffnung der Ausstellungen von Erwin Bechtold (* 1925) und Hans Laabs (1915–2004): *„Geist unserer Zeit ist ‚Ausdruck des Nicht-Materiellen‘, und wir sind überzeugt, daß dieser Ausdruck nur im Nicht-gegenständlichen gefunden werden kann. Wir werden auch in den nächsten Ausstellungen von diesem Weg nicht abirren, mag auch Mephisto sagen: ‚Allein der Beifall, gibt allein Gewicht‘ – so fragen wir, wessen Beifall, und schreiten weiter auf unserem vom Geiste der Zeit vorgeschriebenen Pfad.“*⁹ Den Worten folgten bald auch Taten. Ruths zeigte in dem von der Stadt gemieteten „Blauen Raum“ des Gesellschaftsvereins „Frohsinn“ gegenstandslose Arbeiten, u. a. von Lothar Quinte (1923–2000), Adolf Luther (1912–1990), Markus Prachensky (1932–2011), Maria Lassnig (* 1919) und Pablo Serrano (1908–1985). Im Gegensatz zu der bereits seit 1950 in der Weißenburger Straße in Aschaffenburg bestehenden Galerie des Malers und Buchhändlers Paul Romberger, stellte Ruths keine Werke lokaler Künstler aus, obwohl einige von Ihnen sich ebenfalls teilweise im Bereich der gegenstandslosen Kunst bewegten, wie z. B. Otto Gentil, Eve Neuner-Kayser und Walter Helm (1925–1987).¹⁰ Sein Bemühen darum, in Aschaffenburg deutschen und ausländischen Vertretern der zeitgenössischen, insbesondere der gegenstandslosen Kunst, eine Bühne anzubieten bzw. diese nach Aschaffenburg zu holen und somit auch die Position der Provinzstadt auf der Skala der Kulturstädte nach oben zu verschieben, war unbestritten verdienstvoll und beachtlich. *„Mit einem Male waren Ausstellungen internationaler Künstler quasi vor der eigenen Tür zu besuchen,“*¹¹ was von manchen Künstlern als direkte Quelle für neue Anregungen und Inspirationen sicherlich auch genutzt wurde. Diese Ent-

wicklung fand in Aschaffenburg jedoch nicht nur Unterstützung und Zuspruch, sondern auch Kritik und Ablehnung. Ein Teil seiner Freunde, Bekannten und Künstler distanzierte sich mit der Zeit von Ruths bzw. seinem Konzept; man warf ihm Hochstapelei vor, enge freundschaftliche Beziehungen kühlten ab, wie z.B. mit Paul Romberger, der in gemeinsame Projekte mit Ruths viel Energie und vor allem eigene finanzielle Mittel steckte.¹² Nachdem die Stadt Ruths die Mietung des „Blauen Raumes“ nach der ‚skandalösen‘ Farbaktion von Markus Prachensky 1960 im Stadttheater versagte, ging seine Galerie 1962 ein. Just im selben Jahr wurde „Kontakt“ gegründet.

Bereits die erste Ausstellung von „Kontakt“ fand in Aschaffenburg relativ großes Interesse, positive Kritiken in der Lokalpresse und brachte in die Aschaffener Ausstellungsszene nach den Erfahrungen mit der „galerie59“, der *„nur wenige eine Träne nachgeweint haben dürften,“*¹³ wieder gewisse ‚Normalität und Beruhigung‘. Das Main-Echo schrieb dazu: *„Und das ist es, was die Bilder aller Maler der Gruppe ‚Kontakt‘ auszeichnet: Sie sind nicht vom intellektuellen Kalkül beherrscht, nicht in kalter, esoterischer Formelhaftigkeit erstarrt, nicht geistvolle, aber sinnentleerte Farbspielerien, sondern sie sind Zeugnisse einer ständigen beseelten Auseinandersetzung mit der sichtbaren Welt. [...] Und noch eines muß gesagt werden: Der Kunstfreund, der die Ausstellung besucht, findet in ihr Bilder, die er versteht, aus denen er etwas mitnimmt, über die er sich Gedanken machen kann. Er wird nicht hilflos und an sich selbst irre geworden entlassen.“*¹⁴ Das Programm von „Kontakt“ sorgte bei manchen jedoch auch für Irritationen. Der Aschaffener Journalist und Buchautor Franz Schaub (1914–2002) wies darauf hin,



Abb. 2: Anton Bruder,
„Stadtansicht“, 1960er
Jahre, Öl/Karton,
Standort: Lohr a. Main,
Privatbesitz.
Photo: Leonhard Tomczyk,
Spessartmuseum,
Lohr a. Main.

dass die gegenständliche Kunst durch ein Erbe schwer belastet sei, das schwer, groß und voller Erfüllung sei und nur selten bereichert werden könne und stellte u. a. die Frage, ob der Kontakt zwischen Künstler und Publikum jemals verlorengegangen sei oder wann denn Künstler im Bereich der engeren Heimat auch einmal zu Wort kommen würden?¹⁵

Weniger freundlich fielen die Pressekritiken anlässlich ihrer nächsten Ausstellung im Universahaus in Nürnberg im Juli 1963 aus, die, wie es aussieht, auf Miss- bzw. Unverständnis des Manifestes basierten, obwohl die Künstler dessen Inhalt und Ziele bei jeder Ausstellung fast gebetsmühlenartig ausführlich erläuterten. Hinzukam noch die Aussage von Anton Bruder, die bei den Verteidigern der gegenstandslosen Kunst wahrscheinlich für große Empörung sorgte: *Die heutige gegenstandslose Kunst erscheint uns formalistisch und ohne geistig schöpferische Aussage. Nachdem die Malerei unserer Zeit zur Dekoration geworden ist, fordern wir deren Überwindung.*¹⁶ Dabei wiederholte Bruder

den Kern einer Aussage von G. Hubert Neidhart aus dem Jahr 1956, die auch die Ansichten der „Kontakt“-Künstler widerspiegelte: *„Bereits erkennt man die Grenzen der absoluten Malerei, die in ihrem heutigen Zustand (damit ist nicht das Werk Paul Klees oder Kandinskys gemeint) oft in den Bereich der Dekoration abgeleitet. Ihr fehlt Tiefe und Empfindung, sie ergötzt sich oft im formalen Spiel. Wiederum hält die malerische Potenz nicht Schritt mit der gefundenen oder gesuchten Geistigkeit. Die Sinnlichkeit der Welt, mit der sich die bildende Kunst auseinanderzusetzen hat, ist aus den gegenstandslosen Bildern verschwunden. Der Bildinhalt beschränkt sich nur auf das rein Geistige. Der Verstand ist überbetont. Nun ist es Aufgabe der nachfolgenden Generation, das Geistige wieder mit dem ‚Sinnlichen‘ zu verheiraten und durch Seelentiefe zu einem neuen Ausdruck zu gelangen.“*¹⁷ Nach Meinung des Verfassers eines Artikels in der Nürnberger Zeitung habe „Kontakt“ in einer geradezu überraschenden Entschlossenheit der abstrakten Kunst Feindschaft angesagt. Von den im Universahaus

gezeigten Werken würden demnach den Anspruch des Manifestes eigentlich nur jene von Karl F. Borneff erfüllen und Bilder von Anton Bruder kaum mehr als bunten Abklatsch der im Manifest beschworenen Umwelt liefern, die konstruktiven Realismen von G. Hubert Neidhart seien oft blutleer und die Linol- und Holzschnitte von Gunter Ullrich schön, aber nicht gerade neu. Als ausgezeichnet dagegen befand er Steinbildwerke von Helmut Weber und die Kleinplastiken in Metall von Ursula Ullrich-Jacobi reizvoll. Alles Übrige könnte man auf jeder großen Sommerausstellung haufenweise sehen. *„Insgesamt eine erfreuliche Demonstration zum Konservativen, wobei man nicht vergessen sollte, daß dies zugleich eine Demonstration des Könnens ist.“*¹⁸ Die „Kontakt“-Künstler hatten jedoch mit derartigen Kritiken eigentlich gerechnet und ließen sich von ihnen auch nicht beirren. Es folgten weitere Ausstellungen in Aschaffenburg (Bachsaal, 1963), Miltenberg (Galerie Gülden Cron, 1965), Würzburg (Haus der Industrieform, 1965), Essen (Forum bildender Künstler im Haus der Industrieform, 1965), Ansbach (Karlshalle, 1965), Worms (Museum Andreas-Stift, 1966) und Würzburg (Otto-Richter-Halle, 1967). 1965 stieß ein Bildhauer aus Höchberg namens Herbert Spielmann zur Gruppe „Kontakt“.¹⁹ Gunter Ullrich und insbesondere Borneff widmeten sich um 1964/1965 verstärkt der Schaffung von Collagen. Als Mittel der Aussage- und Wertetransformation an den Betrachter verwendeten sie vor allem Zeitungsausschnitte. Zu Borneffs Lieblingsmotiven wurden mit der Zeit auch Zahlen, Ziffern und Fragmente von Wegwerfprodukten. Ihre Collagen hatten starken sozial- und politisch-kritischen Charakter und waren u. a. gegen die negativen Erscheinungen



Abb. 3: Gunter Ullrich, „Affen-Paar“, um 1963, Farbholzschnitt, Standort: Lohr a. Main, Privatbesitz.

Photo: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.

des modernen Alltags, die Konsumgesellschaft, die Übermacht des Fernsehens, die Atombombe und den Krieg gerichtet.

Von den Kritiken in der Presse nach der Nürnberger Ausstellung ist vor allem eine im „Ansbacher Tagblatt“ erwähnenswert, dessen Autor im Unterschied zu seinen Nürnberger Kollegen die Umsetzung des Manifestinhaltes von „Kontakt“ in den dort ausgestellten Arbeiten erkannt und zutreffend wiedergegeben hat: *„Aber um so mehr wird erkennbar, daß es der konkrete Gegenstand, die Landschaft, oder die Dinge in ihrer vielfältigen und vielschichtigen Beziehung zueinander und zu den Menschen sind, für deren künstlerisch vertieftes Abbild sich die fränkische Künstlergruppe „Kontakt“ einsetzt. [...] Spielereien und künstlerische Mätzchen bleiben weg, zurück*

Abb. 4: Ursula
Ullrich-Jacobi,
„Stier“, um
1962, Bronze,
Standort:
Sammlungen der
Stadt Aschaffenburg,
Inv. Nr.
MSA 3/1963.

Photo: Museen
der Stadt
Aschaffenburg.



bleibt das Bild sauberer, solider Kunst, die die Grenzen des Gegenständlichen vorsichtig und manchmal fast ängstlich abzutasten versucht, wobei malerisches Können die gemeinsame Basis ist.“²⁰

Wie es scheint, hatte mit dem Manifest von „Kontakt“ nicht nur das Publikum ein Problem, sondern teilweise auch die Künstler selbst, vor allem mit dessen Einhaltung und Verwirklichung. Bereits 1964 versuchte Gunter Ullrich in einem schriftlichen Apell an seine Kollegen darauf aufmerksam zu machen: „Was wollen wir? Wollen wir nur als eine der vielen Künstlergruppen ausstellen? Das hieße, jeder hätte absolute Freiheit alles darzustellen, was ihn bewegt. Der Stil wäre interessant, würde aber keine Linie erkennen lassen. Also kleinere Ausstellungen mit höherem Niveau, jedoch im Sinne des Berufsverbandes. Wir wären dann eine Interessengemeinschaft, die sich zusammentut, nur um öfter ausstellen zu können. Sind wir das im letzten Jahr nicht

schon geworden? Vor 2 Jahren haben wir alle ein Manifest unterzeichnet und waren uns einig, daß uns ein gemeinsames Anliegen verbindet. Wenn wir ein Anliegen haben, das uns wirklich echt bewegt, müssen wir doch auch danach handeln, arbeiten und ausstellen. Wir wollten alle für unsere Sache aktiv sein; aber wie weit ist die Aktivität gegangen? Oft hat es nicht einmal zum Besuch einer Versammlung gereicht. Doch das wäre nicht das Schlimmste. Die letzte Ausstellung zeigt, daß wir, wenn wir so weitermachen, eben auch eine Künstlergruppe sind, die zwar ein Programm hat, aber es nicht einhält. Was nützt es dann, wenn wir groß die Überwindung der gegenstandlosen Kunst fordern und etwa nur Naturstudien aus der Akademiezeit ausstellen! und nicht die Auseinandersetzung mit der konkreten Umwelt, wie wir es sehr großspurig ausgedrückt haben. Warum werden keine neuen Arbeiten im Sinne unserer Gruppe geschaffen bzw. ausgestellt? Wenn die Idee ein echtes Anliegen wäre, wäre es doch

ein Leichtes, immer eine Reihe Bilder oder Graphik zur Ausstellung zur Verfügung zu haben. Wir malen doch wirklich nicht Verkaufsbilder! Es käme noch die große Frage: Engt uns das Manifest in unserer schöpferischen Kraft sowie in unserer Entwicklung ein oder schadet es unserem Ansehen in der Öffentlichkeit? Hier muß jeder selbst entscheiden, ob er weitermachen will oder ob wir die Gruppe wieder aufgeben sollen. Weitermachen bedeutet aktive Mitarbeit, keinen finanziellen Erfolg und viel Un- und Mißverständnis. Die Befriedigung besteht nur darin, in unserer Zeit das getan zu haben, was wir für richtig empfinden.“²¹

Ullrichs Apell blieb jedoch, wie sich später herausstellen sollte, ohne Widerhall. Die Künstler wollten irgendwie nicht mehr gemeinsam ausstellen bzw. für gemeinsame Ausstellungen keine neuen Werke schaffen. Im März 1967 fand in der Otto-Richter-Halle Würzburg die letzte „Kontakt“-Ausstellung statt. Bei manchen Arbeiten war eine deutliche Ausschweifung ins Gegenstandslose festzustellen. Laut eines Zeitungsartikels sei Karl F. Borneff auf aparte Wirkungen aus und alles andere als ein orthodoxer Nichtabstrakter. Die Plastiken von Herbert Spielmann sollen „ohne Frage die am weitesten vom Naturabbild entfernten die besten“ gewesen sein und Helmut Weber „ließ an einem lagernden Muschelkalkgebilde sogar raten, wieviel daran die Natur, wieviel er selbst ausgehöhlt hat.“²²

Die Gruppe „Kontakt“ geriet nach ihrem stillen Eingehen 1967 beinahe in Vergessenheit. Ihre Ausstellungen und die dort gezeigten Arbeiten waren sicherlich wichtig, nützlich und anregend für manche Künstler der Kunst- und Kulturszene zwischen Coburg und Aschaffenburg, auch wenn sich dieser Einfluss aus heuti-

ger Sicht ziemlich schwer abschätzen lässt. Mit ihrem klar umrissenen Programm für die gegenständliche Kunst kann „Kontakt“ im gewissen Sinne jedoch als ein deutschlandweites Phänomen in den 1960er Jahren angesehen werden. Den Platz der Gruppe in diesem Bereich beschrieb wohl am zutreffendsten Hanswernfried Muth (1929–2007), der ehemalige Direktor des Mainfränkischen Museums in Würzburg: *„Auf dem Höhepunkt der Alleinherrschaft des Abstrakten wollte sich diese Künstlergruppe für eine neue Gegenständlichkeit einsetzen. Der Traditionsgrund hierfür war durch den Expressionismus und dessen Wandlungen durchaus begründet. Die Gruppe ‚Kontakt‘ suchte in der Gegenstandswelt die Formzeichen zu finden, mit denen sich die Legende von Landschaft und Mensch beschreiben ließ. Von der Geschichte der zeitgenössischen Kunst her gesehen kam diesem gegenständlichen ‚Neoexpressionismus‘ eine bedeutsame bewahrende Funktion zu: Die moderne Definition des Sichtbaren, die in den vergangenen Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts erreicht worden war, blieb durch ihn fest markiert und damit auch die Dialektik zwischen Abstraktion und Abbild erhalten, die der Kunst der Gegenwart ihre Spannung verleiht.“²³* Offiziell gab die „Kontakt“-Gruppe ihre Auflösung nie bekannt und besteht, nach Ansicht der drei übrig gebliebenen Hauptakteure, bis heute fort.

Hier noch einige Hinweise zu den einzelnen Mitgliedern der Gruppe:

Karl F. Borneff (7.4.1930 Coburg – 12.12.2000 ebenda) – Maler. 1949–1953 Studium an der Akademie der Bildenden Künste in München bei Hermann Kasper und Adolf Thiermann, 1953–1955 Studium der Philosophie und der Kunstgeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München, 1959–1960

Studium der Kunstgeschichte an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen Nürnberg. Studienreisen nach Sizilien, Rom, Holland, Prag, Frankreich und in die DDR. 1960–1965 Mitarbeit an der Zeitschrift „Simplicissimus“. Auszeichnungen: 1978 Kunstpreis des Salon International Garches/Frankreich, 1979 und 1981 Kunstpreis der Stadt Radolfzell. Tätig in Coburg.

Anton Bruder (11.6.1898 Aussig/Böhmen – 17.2.1983 Glinde b. Hamburg) – Maler, Bildhauer, schuf auch Holz- und Linolschnitte. 1917–1919 Studium an der Kunstakademie in Prag, Meister-schüler bei Franz Thiele, 1919–1924 an der Akademie der Bildenden Künste in Dresden bei Emanuel Hegenbarth. 1921 Aufnahme in die Künstlergruppe „Die Schaffenden“ und 1922 in die Prager „Pilger“. 1930–1937 Mitglied der „Prager Sezession“. 1925–1927 Kunsterzieher in Ostrau/Mähren und 1927–1944 in Znaim. 1945–1947 in Wien als Designer tätig. 1947–1949 in Tittmoning. Ab 1949 Kunsterzieher an der Oberrealschule in Aschaffenburg, ab 1961 freischaffender Künstler. 1957 Kunstpreis der Stadt Aschaffenburg. 1960 Mitglied der Künstlergilde Esslingen. 1962 Umsiedlung nach Schwürbitz/Oberfranken und 1972 nach Hamburg.

Willi Götz (29.11.1926 Volkach-Rimbach – 18.7.1993 ebenda) – Maler, schuf auch Glasfensterentwürfe. 1949–1954 Studium an der Akademie der Bildenden Künste in München bei Franz Nagel. Studienreise nach Italien. Aufträge von Kirche und Staat. Tätig in Volkach-Rimbach.

Curd Lessig (* 22.11.1924 Stuttgart) – Maler, schuf auch Mosaiken, Keramik und druckgraphische Arbeiten. 1939–1940 Mal- und Zeichenunterricht im Polytechnischen Zentralverein in Würzburg



Abb.5: Karl Friedrich Borneff, „Bombenkrieg“ (Dresden 1945), 1962, Tempera, Kohle/Karton, Standort: Kunstsammlungen der Veste Coburg, Inv. Nr. Z.5805.

Photo: Kunstsammlungen der Veste Coburg.

bei Heiner Dikreiter, anschließend Lehre als Kirchenmaler. 1948–1951 Studium an der Akademie der bildenden Künste in München bei Walter Teutsch. 1954–1957 als Kirchenmaler und Restaurator bei der Fa. A. Menna in Würzburg tätig. Beteiligung an der „Biennale 57“ in Paris. Anschließend Weiterbildung als Wand- und Glasmaler. Auszeichnungen: 1972 Accademico d'Italia, 1974 Accademia Scienze Lettere Arti, Milano, 1982 Accademia Italia und 2009 Kulturpreis des Bezirks Unterfranken. Tätig in Würzburg.

Hubert G. Neidhart (25.3.1928 Schweinfurt – 14.5.1999 Dittelbrunn) – Maler, Zeichner. 1948–1950 Studium der Malerei an der Werkakademie der Künste in Kassel, 1950–1951 an der Hochschu-



Abb. 6. Hubert G. Neidhart, „Rote Gasse“, 1966, Öl/Leinwand, Privatbesitz.

Photo: Vogel-Fuchs, Schweinfurt.

le der Bildenden Künste in Stuttgart und 1951–1953 an der Hochschule der Bildenden Künste in München (dort auch Studium der Philosophie und der Kunstgeschichte). 1953 Staatsexamen für Kunsterziehung. 1954–1955 Lehrtätigkeit am Oskar-von-Miller-Gymnasium in München, 1955–1961 am Franz-Ludwig-von-Erthal-Gymnasium in Lohr a. Main. 1951–1961 Studienreisen u. a. nach Ägypten, Frankreich, Holland, Israel, Italien, Norwegen, in die Türkei und USA. Ab 1961 Lehrtätigkeit am Alexander-von-Humboldt-Gymnasium in Schweinfurt. Mitglied der „Schweinfurter Künstlergruppe“. 1958 Kunstpreis der Stadt Nürnberg. Ab 1961 tätig in Schweinfurt und Dittelbrunn.

Gunter Ullrich (* 7.4.1925 Würzburg) – Maler, Graphiker. Mal- und Zeichenunterricht im Polytechnischen Zentralverein in Würzburg bei Heiner Dikreiter und August Gerstner. 1948–1951 Studium an der Akademie der Bildenden Künste in München bei Anton Marxmüller. 1952–1984 Kunsterzieher an der Oberrealschule in Aschaffenburg. Studienreisen nach Italien, Frankreich und Spanien. Auszeichnungen: 1957 Kunstpreis der Stadt Aschaffenburg, 1969 und 1970 Premio Internazionale di Pittura Garda, 1992 Preis der Bayerischen Volksstiftung, 1998 Kulturpreis der Stadt Aschaffenburg, 2001 Kulturpreis des Frankenbundes, 2002 Verdienstmedaille des Verdienstordens der BRD. Ehemann von Ursula Ullrich-Jacobi. Tätig in Aschaffenburg seit 1952.

Ursula Ullrich-Jacobi (* 23.3.1926 Berlin) – Bildhauerin. 1946–1951 Studium an der Akademie der Bildenden Künste in München bei Josef Henselmann, Heinrich Kirchner und Josef Oberberger. Ehefrau von Gunter Ullrich. Seit 1952 tätig in Aschaffenburg.

Herbert Spielmann (5.7.1930 Soden – 14.11.2006 Höchberg) – Bildhauer und Zeichner in Höchberg. Mitglied der „Kontakt“-Gruppe ab 1965.

Helmut Weber (29.10.1924 Würzburg – 14.2.2012 ebenda) – Bildhauer, schuf auch Holz- und Linolschnitte sowie kleine Keramikfiguren. 1945–1949 Steinbildhauerlehre in Würzburg und Besuch der Kunst- und Handwerkerschule in München. 1949–1956 Studium an der Akademie der Bildenden Künste in München, Meisterschüler von Josef Henselmann. Ausgezeichnet mit drei Akademiepreisen. Studienreisen nach Paris, Rom, Florenz und Sizilien. 1961 Förderungspreis der Freunde der Bildenden Kunst München. Ab 1962 tätig in Würzburg.

Dr. Leonhard Tomczyk M.A., studierte Kunstgeschichte, klassische Archäologie und Philosophie an der Katholischen Universität in Lublin/Polen und an der Katholischen Universität in Eichstätt. Danach tätig am Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, am Glasmuseum in Wertheim und als Leiter eines norddeutschen Kunstauktionshauses. 1990 Promotion im Fach Kunstgeschichte zum Thema „Deutsche Bernsteinkunst im 20. Jahrhundert“. Seit 1994 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Spessartmuseum in Lohr a. Main, zuständig für die Bereiche Glas, Keramik sowie bildende Kunst und Kunsthandwerk im Spessart. Seine Anschrift lautet: Spessartmuseum, Schlossplatz 1, 97816 Lohr a. Main, leonhard.tomczyk@Lramsp.de.

Anmerkungen:

- 1 N.N.: Gruppe Kontakt. Kunstaussstellung im Universa-Haus Nürnberg 18.7.–18.8.1963. Ausst. Kat.
- 2 N.N. (rich): „Kontakt“ für subjektive Aussage, in: Aschaffener Volksblatt, 12.1.1965.
- 3 Jenderko-Sichelschmidt, Ingrid: Otto Gentil zum 100. Geburtstag, in: Schad, Brigitte: Otto Gentil 1892–1969. Plastik und Malerei. Aschaffenburg 1993, S. 26.
- 4 N.N.: „Kontakt“ bekennt sich zum Gegenständlichen, in: Main-Echo, 31.10.1962.
- 5 N.N. (pp): „Kontakt“ will Kontakt zum Publikum, in: Main-Echo, 3.11.1962.
- 6 Z.B.: Holst, Niels von: Moderne Kunst und sichtbare Welt. Berlin–Göttingen–Heidelberg 1957.
- 7 N.N. (pp): „Ein großes Erwachen geht durch die Kunst“, in: Main-Echo, 5.11.1962.
- 8 Röske, Thomas: Geschichte der „galerie 59“. Ein erfolgreicher Auftakt, in: Claus, Elisabeth/Teufel, Helmut (Red.): Rückblick. Ausstellungen und Projekte der „galerie 59“ zwischen 1959 und 1964. Aschaffenburg 1993, S. 15. Manuskript im Stadt- und Stiftsarchiv Aschaffenburg.
- 9 Ebd.
- 10 Walter Helm soll, laut Hans Völkl, der mit Walter Helm befreundet war, der einzige Aschaffener Künstler gewesen sein, dessen Arbeiten Ruths in seiner Galerie ausstellen wollte, „*wogen sich letzterer (W.H.) allerdings sträubte*“, in: Apke, Bernd: „Kunst, die nichts zu sagen hat, wird die Menschen nicht fesseln können“, in: Schad, Brigitte (Red.): Walter Helm. Spuren. Aschaffenburg 2000, S. 64, Anm. 40.
- 11 Apke: Kunst (wie Anm. 10), S. 54.
- 12 Röske: „galerie 59“ (wie Anm. 8), S. 13, sowie Driesum, Gisela van: Paul Carl Romberger (1899–1978). Buchhändler und Maler, in: Aschaffener Jahrbuch, Bd. 25 (2006), S. 309.
- 13 Schad, Brigitte: Moderne Kunst in der Provinz, in: Claus, Elisabeth/Teufel, Helmut (Red.): Rückblick. Ausstellungen und Projekte der „galerie 59“ zwischen 1959 und 1964. Aschaffenburg 1993, S. 60.
- 14 Wie Anm. 5.
- 15 Schaub, Franz: „Kontakt“ widersetzt sich dem Abstrakten, in: Aschaffener Volksblatt, 5.11.1962.
- 16 N.N.: „Kontakt“ im Universa-Haus, in: Fränkische Tagespost, 20.7.1963.
- 17 Neidhart, G. Hubert: Gedanken eines Malers, in: Die Mainleite. Schweinfurt 1956, S. 14.
- 18 N.N. (G.M.): Plädoyer für gegenständliche Kunst, in: Nürnberger Nachrichten, 26.7.1963.
- 19 Karl F. Borneff nahm an den Ausstellungen in Ansbach und Worms nicht teil.
- 20 N.N.: (hd): Manifest für die Gegenständigkeit, in: Ansbacher Tagblatt, 7.9.1965.
- 21 Gunter Ullrich: Gedanken zur Gruppe „Kontakt“, Privatbesitz Aschaffenburg. Besonderer Dank für wertvolle Informationen gilt an dieser Stelle Herrn Gunter Ullrich und seiner Ehefrau Ursula Ullrich-Jacobi, Herrn Curd Lessig und seiner Ehefrau Eva Lessig sowie Herrn Reinhard Klinger, Kulturreferent in Höchberg, Frau Nadine Bogner, stellv. Leiterin des Stadtarchivs Coburg, Frau Dr. Ute Feuerbach M.A. vom Stadtarchiv Volkach, Frau Heike Schmitt vom Stadt- und Stiftsarchiv Aschaffenburg, Frau Anja Lippert M. A. von den Museen der Stadt Aschaffenburg und Herrn Mathis Neidhart, Nürnberg.
- 22 Reitberger, Heiner (Kol.): Die „Gruppe Kontakt“, in: Main-Post, Nr. 57, März 1967.
- 23 Muth, Hanswernfried: Gunter Ullrich – ein Landschaftsmaler aus Mainfranken. Würzburg 1989, S. 8.

Karl-Heinz Grossmann: **Würzburgs Mendelssohn – Leben und Werk des jüdischen Aufklärers Simon Höchheimer (1744–1828)**. Würzburg (Verlag Königshausen & Neumann) 2011, ISBN 978-3-8260-4710-7, kart., 15,5 x 23,6 cm, 498 S., 58.- Euro

Zum Jahresende 2011 erschien im Würzburger Verlag Königshausen & Neumann ein Werk von Karl-Heinz Grossmann, in welchem er die wohl wichtigste Persönlichkeit der bayerischen und fränkischen jüdischen Aufklärung (Haskala) einem breiten interessierten Publikum vorstellt: den im unterfränkischen Veitshöchheim bei Würzburg geborenen Aufklärer, Arzt und Gelehrten Dr. Simon Höchheimer.

Nach einem sehr beeindruckenden Vorwort des Verfassers führt dieser im ersten Kapitel des Buches in die ersten 30 Jahre des zunächst nach dem Willen seiner Eltern in verschiedenen Talmudhochschulen (Jeschiwot) zum Rabbiner ausgebildeten Höchheimer ein. Daran schließt sich im nachfolgenden Teil des Werkes eine Beschreibung seines weiteren Werdeganges in Berlin an, wo der junge jüdische Autodidakt, als Hauslehrer bei begüterten jüdischen Familien tätig, mit der jüdischen Aufklärung und besonders mit deren wichtigstem Vertreter, Moses Mendelssohn, aber auch anderen wichtigen Aufklärern in Kontakt kam.

Der Aufklärung in Würzburg, wohin Höchheimer nach seinem ersten Berlin-Aufenthalt in der Hoffnung, hier Fuß fassen zu können, wieder zurück kommt, ist das dritte Kapitel des Werkes gewidmet, während im nachfolgenden Teil des Buches sein zweiter Aufenthalt in Berlin, seine Tätigkeit dort als Schriftsteller, Aufklärer und Philosoph sowie sein stetiges Bemühen um die Verbesserung der Le-

bensumstände seiner Glaubensgenossen sehr anschaulich beschrieben wird.

Das fünfte Kapitel ist dem Werk Höchheimers „Über Moses Mendelssohns Tod“ gewidmet; hier wird nicht nur sein Verhältnis zu dem von ihm hoch verehrten und immer als Beispiel vor Augen stehenden größten jüdischen Aufklärer Deutschlands sehr anschaulich aufgezeigt, man kann auch sehr viel Wissenswertes über seine Kritik am Judenleibzoll in seiner Heimat, über sein kritisches Verhältnis zu den Herrschenden, aber auch zu einem großen Teil seiner Glaubensbrüder und deren geistlichen wie weltlichen Obrigkeiten erfahren.

Das nachfolgende Kapitel befasst sich sehr gründlich mit dem zweiten Tätigkeitsfeld Simon Höchheimers, das er ergreifen musste, da er als Lehrer, Schriftsteller und Philosoph nicht überleben konnte – dem Studium der Medizin in Mainz und Freiburg – das er, gefördert von seinem Gönner, Graf Friedrich Lothar von Stadion, mit guten Examen und Praktika sowie mit der Promotion erfolgreich abschloss.

Immer wieder war er – leider ohne großen Erfolg – bemüht, die schreckliche Lage des Großteils der Juden zu verbessern. Dazu verfasste er eine bemerkenswerte Arbeit über die „Juden Zollzeichen“, die dem damals regierenden Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal vorgelegt wurde, an der menschenunwürdigen Situation aber nichts änderte.

Im achten Kapitel beschreibt Karl-Heinz Grossmann die Haskala (die jüdische Aufklärung), aber auch die Gegenreaktion darauf sowie die Situation der Maskilim (= Aufklärer) nach dem Tode Moses Mendelssohns sehr anschaulich, während er im darauf folgenden Teil des Werkes Simon Höchheimer als Arzt – seinen beruflichen Werdegang, sein ärztliches Selbstverständ-

nis und seine Haltung gegenüber den verschiedenen Strömungen in der Medizin, aber auch in der Philosophie und in anderen Wissenschaften sowie sein Verhältnis zu den Vertretern der verschiedenen Ideen – äußerst eindrucksvoll vorstellt.

Der zehnte Teil des Buches ist dem Wirken Höchheimers in Würzburg und in Heidingsfeld (1802/03–1806), das für ihn nicht gerade positiv verlief, seinem Verhältnis zum bedeutendsten katholischen Aufklärer der Stadt, Franz Oberthür, aber auch zu den jüdischen Aufklärern Aaron Wolfsohn und Joel Brill sowie dem Scheitern all' seiner Bemühungen, in Würzburg eine ständige Anstellung zu finden, gewidmet.

Im nachfolgenden Kapitel erfährt der Leser äußerst Interessantes über Hartog Sommerhausen, einen aus Niederwerrn bei Schweinfurt stammenden, inzwischen holländischen Aufklärer, der zudem Enkel Samuel Wolfs, eines hochfürstlich Würzburgischen Hoffaktors, war. Höchheimer kannte ihn nicht persönlich, es ist auch nicht überliefert, dass sie irgendwie oder irgendwo Kontakt miteinander hatten. Sie waren aber beide – darin stimmten sie überein – bis an ihr Lebensende Anhänger der Haskala.

Der letzte Teil des Buches hat die späteren Lebensjahre, die Höchheimer von 1806 bis 1828 in Fürth verbrachte, zum Inhalt: nicht nur sein ärztliches Wirken, die politische Situation in Bayern, das bayerische Judenedikt und die Hep-Hep-

Ausschreitungen werden hier sehr genau untersucht und beschrieben, sondern auch die Situation der jüdischen Gemeinde in Fürth, sein Alterswerk, in dem er sein Leben beschreibt, sowie sein Alter und Tod. Auch sein Grab auf dem alten jüdischen Friedhof von Fürth findet Erwähnung.

Ein umfassendes Quellenverzeichnis, ein Literaturverzeichnis, gegliedert nach Schriften Simon Höchheimers, zeitgenössischer Literatur, wissenschaftlicher Literatur und Nachschlagwerken sowie ein Personenregister schließen dieses einmalige, nach strengen wissenschaftlichen Kriterien konzipierte Werk harmonisch ab.

Es war vermutlich der Vater von Hartog Sommerhausen, Simon Sommerhausen, von dem mit großer Wahrscheinlichkeit die Initiative ausging, dem größten jüdischen Aufklärer Deutschlands, Moses Mendelssohn, im Park der Freiherren von Münster in Euerbach einen Gedenkstein setzen zu lassen. Auch in Berlin kann man einen solchen finden. Für Simon Höchheimer gab es bis jetzt kein Denkmal. Jetzt hat ihm Karl-Heinz Grossmann eines gesetzt – zwar keines aus Stein, aber ein bleibendes, in Form seines exzellenten Werkes. Dafür gebührt ihm Dank und Anerkennung aller, denen die Beschäftigung mit allen Formen und Strömungen des Judentums im Laufe der Zeit und ihren jeweiligen Vertretern etwas bedeutet.

Israel Schwierz

**Auszeichnung für Klaus-Peter Gäbelein,
1. Vorsitzender des Heimatvereins Herzogenaurach e.V.
und Mitglied der Bundesleitung**

Am 12. Dezember 2013 wurde Herrn Klaus-Peter Gäbelein vom Ersten Bürgermeister der Stadt Herzogenaurach, Herrn Dr. Hacker, die Stadtmedaille in Silber überreicht. Mit dieser Ehrung würdigt die Stadt das jahrzehntelange ehrenamtliche Engagement von Herrn Gäbelein.

Fester Bestandteil seines ehrenamtlichen Engagements ist der Heimatverein Herzogenaurach e.V., dem er seit 1981 vorsteht. Unter seinem Vorsitz ist dieser Verein zu einer festen Größe im Kulturleben der Stadt geworden, und dank attraktiver Programme steigt die Mitgliederzahl dieses Vereins weiterhin beständig. Herrn Gäbelein ist es auch zu verdanken, dass sich der Heimatverein Herzogenaurach e.V. 1983 dem FRANKENBUND als selbstständiger Verein anschloss.

Der FRANKENBUND gratuliert Herrn Klaus-Peter Gäbelein zu dieser Auszeichnung!



**Unser Bundesschatzmeister Theobald Stangl
feierte seinen 75. Geburtstag**

Am 12. Januar 2014 konnte Bundesfreund Theobald Stangl bei bester Gesundheit seinen 75. Geburtstag feiern. Zu diesem Festtag möchten ihm auch die Schriftleitung sowie die gesamte Bundesleitung des FRANKENBUNDES von Herzen gratulieren und ihm alles erdenklich Gute, vor allem weiterhin gute Gesundheit und viel Schwung, wünschen.



Bundesfreund Theobald Stangl trat am 1. Juni 1995 der Gruppe Würzburg des FRANKENBUNDES bei und übernahm dort auch schon bald Aufgaben im Rahmen der Vorstandschaft. Über neun Jahre lang (näherhin seit Februar 2005) ist er jetzt bereits 2. Vorsitzender der Gruppe Würzburg. Eine der wichtigsten von ihm übernommenen Aufgaben ist der regelmäßige Kontakt zur Presse, die er immer mit Vorberichten und Artikeln zu den Veranstaltungen der Gruppe versorgt.

Auch im Gesamtbund zeigte Bundesfreund Stangl frühzeitig großes Engagement. Aufgrund seiner besonderen beruflichen Eignung als Leitender Angestellter beim renommierten Würzburg Druckmaschinenhersteller Koenig & Bauer betraute ihn der Bundestag des FRANKENBUNDES

in Bad Rodach im Mai 1999 mit der Aufgabe des Stellvertretenden Bundesschatzmeisters. Nach dem Ausscheiden von Sparkassendirektor Theo Zimmermann übernahm er schließlich im Mai 2005 auf dem Bundestag zu Miltenberg von diesem die bedeutende Funktion des Bundesschatzmeisters und hält seither mit großem Geschick und viel Erfolg die Finanzen des Gesamtbundes zusammen.

Da Bundesfreund Theo Stangl die Musik sehr liebt, war er auch lange Jahre in wichtiger Funktion im Vorstand des Würzburger Dommusikvereins tätig und setzt sich darüber hinaus auch als Mesner in seiner Würzburger Pfarrgemeinde St. Bruno ein. Als großer Freund des Wanderns und des Frankenweins unternimmt er regelmäßig mit seinen gleichgesinnten Freunden ausgedehnte Touren in unserem schönen Franken (aber auch im „befeundeten Ausland“), bei denen jeweils auch die lokale Kulinarik nicht zu kurz kommt.

Kurzum: Theo Stangl ist ein liebenswürdiger, sportlicher und junggebliebener Jubilar, dessen freundliche, verbindliche und humorvolle Art noch jeden, der ihn hat kennenlernen dürfen, für ihn eingenommen hat. So dürfen wir ihm noch viele weitere Jahre voll Lebensfreude und Zufriedenheit wünschen!

PAS

Wichtiger Hinweis zur diesjährigen Unterfränkischen Regionaltagung!

Aus organisatorischen Gründen
muss die Veranstaltung in diesem Jahr leider ausfallen.

4. Fränkischer Thementag
am Samstag, den 21. Juni 2014, von 10 bis 17 Uhr
in 97209 Veitshöchheim

„Gärten in Franken“

Franken ist überaus reich an Gartenschätzen, und dies hat eine jahrhundertlange Tradition. Einige der bedeutendsten Zeugnisse europäischer Gartenkunst wurden hier angelegt und sind zum großen Teil noch erhalten. Wo, wenn nicht in Veitshöchheim mit seinem berühmten Rokokogarten und dem Sitz der Landesanstalt für Wein- und Gartenbau, könnte diese Tagung durchgeführt werden? Das abwechslungsreiche Programm des Thementages wird viele Aspekte rund ums Gärtnern beleuchten. Im Einführungsvortrag wird die vom Tourismusverband Franken e.V. und dem Gartenbauzentrum Bayern Nord (Kitzingen) herausgegebene Broschüre „Parks & Gärten. Frankens Paradiese“ vorgestellt.

Im Anschluss daran werden die Teilnehmer in Gruppen durch den Garten des fürstbischöflichen Sommerschlosses zu Veitshöchheim geführt. Nach der Mittagspause schlie-

ßen sich dann Vorträge und Sonderführungen auf dem Gelände der Landesanstalt für Wein- und Gartenbau an. Die Vorträge behandeln Themen aus den Bereichen Erwerbsgartenbau und öffentliches Grün. Vorgestellt wird mit dem Rhododendrongarten des Schlosses Dennenlohe ein Sondergarten und mit dem botanischen Garten der Universität Erlangen ein Schau- und Schulgarten. Dem privaten Garten ist ebenfalls ein Vortrag gewidmet; darüber hinaus können sich Gartenliebhaber in den Themenführungen über Balkon- und Beetpflanzen, Gemüse im Hausgarten sowie über Stauden und Gehölze informieren.

Das genaue Programm entnehmen Sie bitte der Übersicht auf der folgenden Seite. Änderungen behalten wir uns vor.

So erreichen Sie den Tagungsort:

Mit dem Auto: Über die A3 Ausfahrt Rottendorf auf die B 8 zum Stadtring Nord und weiter auf die B 27 bis Veitshöchheim. Die Landesanstalt ist ausgeschildert. Über die A7, Ausfahrt Estenfeld, auf die B 19, dann auf den Stadtring Nord, die B8 und weiter auf die B 27 bis Veitshöchheim.

Mit der Bahn: Mit der Main-Spessart-Bahn von Würzburg nach Aschaffenburg bis zum Regionalbahnhof Veitshöchheim, von dort 10 Min. zu Fuß zur Landesanstalt (An der Steige 15, 97209 Veitshöchheim).



Abb. 2: Herr Dipl.-Ing. Agr. Univ. Klaus Körber (LWG).

Bitte denken Sie an die Möglichkeit, Fahrgemeinschaften zu bilden!

Haben Sie noch Fragen – dann rufen Sie uns an! Weitere Auskunft erhalten Sie in der Bundesgeschäftsstelle unter Tel. Nr. 0931 – 5 67 12.



Abb. 1: Frau Landwirtschafträtin Christine Bender (Gartenbauzentrum Bayern Nord).

Die Teilnahmegebühr beträgt pro Person 25,-- €, für Familien 45,-- €, für Studenten 20,-- €; in der Tagungsgebühr enthalten sind: Willkommensfrühstück und Nachmittagskaffee, Tagungsgetränke sowie alle Führungen vor Ort.

Leitung: Dr. Verena Friedrich.

Anmelden können Sie sich bei Ihrer Gruppe oder in der Bundesgeschäftsstelle; den Anmeldebogen mit allen nötigen Angaben finden Sie auf dem hinteren Umschlag dieses FRANKENLAND-Heftes.

4. Fränkischer Thementag „**Gärten in Franken**“

21. Juni 2014 LWG Veitshöchheim

Zeit	Programmablauf, Stand bei Drucklegung dieses Heftes (Änderungen vorbehalten!)		
ab 9.15	Begrüßungsfrühstück in der Mensa der Landesanstalt für Wein- und Gartenbau (LWG) in Veitshöchheim. Es lädt ein, die Gruppe Würzburg des Frankenbundes		
10.00	Begrüßung durch den 1. Bundesvorsitzenden des Frankenbundes, Dr. P. Beinhofer und Grußwort des Präsidenten der LWG, Prof. Dr. S. Peisl		
10.30	Einführungsvortrag „Parks und Gärten. Frankens Paradiese“ (Christine Bender, Landwirtschaftsrätin Gartenbauzentrum Bayern Nord, Kitzingen)		
11.15	Transfer der Teilnehmer zum Rokokogarten	11.30	Geführte Besichtigung des Rokokogartens (Gruppen, zu max. 30 Pers.)
12.30	Transfer der Teilnehmer zurück zur LWG	12.30	
12.45	Mittagspause in der Mensa der LWG		
14.00 - 14.45	Vortrag 2 Erwerbsgartenbau in Franken (LLD G. Reichelsdorfer)	Vortrag 3 Öffentliches Grün (EurProBiol. Dipl. Biol. J. Raftopoulos)	14.00 Themenführung 1 Pflanzen für Balkon und Beet
15.00 - 15.45	Vortrag 4 Sondergärten , Rhododendrongarten Schloss Dennenlohe (S. v. Süsskind)	Vortrag 5 Schau- und Schulgärten , Bot. Garten Erlangen (C. Heuvenmann)	15.00 Themenführung 2 Gemüse im Hausgarten
15.45	Kaffeepause		
16.15 - 17.00	Vortrag 6 Privatgärten , Bsp. Clematisdorf Erlabrunn (Dipl.-Ing. Agr. Univ. K. Körber LWG)		16.00 Themenführung 3 Stauden und Gehölze
17.00	Zusammenfassung: Gärten in Franken – Gestern und heute (V. Friedrich, Uni Würzburg)		
17.15	Ende der Tagung		

Inhalt

Aufsätze

Helmut Beisbart

Goldarbeiter in Ansbach 1820–1823. Der Kampf zweier Goldschmiede
um Arbeitserlaubnis und Aufnahme in die Gemeinde 75

Herbert Schott

Baron Ernst von Manstein – ein zum Judentum Konvertierter
im „Dritten Reich“ 85

Werner K. Blessing

Was macht Franken zur Region? 97

Kunst und Kultur

Alexander von Papp

Altfränkischer Wengert in Randersacker – das mühsame Ringen
um ein Kleinod mainfränkischer Kulturlandschaft 105

Birgit Speckle

Tagebücher als kulturgeschichtliche Quelle – Das Tagebuch des Bauern
und Musikanten Johann Fasel aus Maidbronn (1887–1926) 121

Alexander Biernoth

Kanonen zu Klangkörpern – Die Glocken von St. Ludwig in Ansbach 125

Aktuelles

Historischer Atlas „Unterfranken in Bayern 1814 bis 2014“
zum 200jährigen Jubiläum veröffentlicht 128

Bücher zu fränkischen Themen 130

Frankenbund intern

Bernhard Wickl

Bundesfreund Robert Unterburger mit „Landersdorfer Stier“ ausgezeichnet 139

Carsten Pollnick

Zum Jubiläum von Bundesfreundin Ingeborg Walther 140

Verena Friedrich

Kurzer Bericht über die diesjährige Bundesbeiratstagung am 15. März 2014
im ehemaligen Zehntgebäude der Stadt Grünsfeld/Baden-Württemberg 141

Vorankündigung: 85. Bundestag des FRANKENBUNDES am
18. Oktober 2014 in Bamberg 144

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

Helmut Beisbart	Gymnasiallehrer i.R. Rotkreuzstraße 35, 95447 Bayreuth hbeisbart@t-online.de
Alexander Biernoth	Gymnasiallehrer Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach biernoth@ansbach.org
Prof. Dr. Werner K. Blessing	Universitätsprofessor i.R. Ludwig-Thoma-Straße 27 a, 91054 Erlangen werner.k.blessing@t-online.de
Dr. Verena Friedrich M.A.	1. Vorsitzende der Frankenbund-Gruppe Würzburg Friedrich-Ebert-Straße 201 a, 90766 Fürth verena.friedrich@t-online.de
Dr. Hubert Kolling	Dozent am Bildungszentrum Bad Staffelstein Hirtenweg 9, 96231 Bad Staffelstein Dr.Hubert.Kolling@t-online.de
Dr. Alexander von Papp	freier Autor Euweg 8, 97236 Randersacker alexander@vonpapp.de
Carsten Pollnick	Archivar Westendstraße 1, 63808 Haibach c.pollnick@t-online.de
Prof. Dr. Klaus Reder	Bezirksheimatpfleger, Kulturdirektor Silcherstraße 5, 97074 Würzburg k.reder@bezirk-unterfranken.de
Johannes Schellakowsky M.A.	Historiker, Regierungsdirektor Steinbachtal 75 b, 97082 Würzburg schellakowsky@web.de
Dr. Herbert Schott	Archivdirektor am Staatsarchiv Nürnberg Archivstraße 17, 90408 Nürnberg herbert.schott@stanu.bayern.de
Israel Schwierz	Rektor i.R. Postfach 250139, 97044 Würzburg, DL2NAI@t-online.de
Dr. Birgit Speckle M.A.	Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kulturarbeit und Heimatpflege beim Bezirk Unterfranken Silcherstraße 5, 97074 Würzburg b.speckle@bezirk-unterfranken.de
Thomas Voit	Herschelstraße 40 b, 70565 Stuttgart Tho.Voit@t-online.de
Dr. Bernhard Wickl	Gymnasiallehrer Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach bwickl@franken-online.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Helmut Beisbart

Goldarbeiter in Ansbach 1820–1823

Der Kampf zweier Goldschmiede um Arbeitserlaubnis und Aufnahme in die Gemeinde

Freizügigkeit, Niederlassungsfreiheit und Gewerbefreiheit sind hohe Werte, die uns zur Selbstverständlichkeit geworden sind. Dabei ist es noch nicht einmal zweihundert Jahre her, dass man um die Niederlassung in einer Gemeinde und um die Erlaubnis, ein Gewerbe auszuüben, kämpfen musste. Der Weg zur Gewerbe- und Niederlassungsfreiheit im Königreich Bayern, zu dem die ehemalige Markgrafschaft Ansbach seit 1806 gehörte, war lang und nicht geradlinig.

Die Rechtslage in der Periode 1811 bis 1825

Erste Ansätze der Gewerbeliberalisierung¹ in dem sich konstituierenden Königreich Bayern wurden durch die *„Verordnung vom 2. Oktober 1811, die Erweiterung des Wirkungskreises der Generalcommissariate betreffend“*, wieder zurückgenommen. Diese Verordnung, die sich mit den Kompetenzen der Generalkommissariate, der Vorläufer der heutigen Regierungsbezirke, befasst, geht in ihrer dritten Abteilung auch auf Erteilung der Gewerbekonzessionen ein. Dabei wurden zunächst formal die Zuständigkeiten und die Instanzen festgelegt: Zum Betrieb eines Gewerbes war eine Konzession nötig, für deren Erteilung die Landgerichte, die Polizeidirektionen und die Polizei-Kommissariate in erster Instanz

zuständig waren. Gegen deren Entscheidung konnte binnen 14 Tagen *„Rekurs“*, also Einspruch, beim Generalkommissariat eingelegt werden. Nur falls die Entscheidungen der ersten und der zweiten Instanz nicht übereinstimmten, war eine Revision zum königlichen Geheimen Rat zulässig, der ausdrücklich für Gewerbestreite über Berechtigung zum Gewerbe oder zwischen mehreren Berechtigten² zuständig war.³ Unabdingbare Voraussetzung für die Verleihung einer Gewerbekonzession war im Übrigen das Indigenat, d. h., die rechtliche Zugehörigkeit zum Königreich Bayern.⁴ Eine Gewerbeerlaubnis, die einem Ausländer, also einem Angehörigen anderer deutscher Staaten, erteilt wurde, war erst rechtskräftig, wenn der Bewerber um das Indigenat nachgesucht und es erhalten hatte.

Inhaltlich bestimmte die Verordnung vom 2. Oktober 1811,⁵ dass *„ganz neue Konzessionen vor der Hand nirgends mehr verliehen werden sollen, den Fall des evidenten und unwidersprochenen Bedürfnisses ausgenommen.“*⁶ Auch eine Wiederbesetzung eines frei gewordenen Gewerbes sollte nur dann erfolgen, *„wenn sich solche evident und unwidersprochen als nothwenig darstellt“*. Dabei wurde ausdrücklich auf das Einspruchsrecht hingewiesen und betont, dass die *„allerhöchste Stelle“*, also der König bzw. der Geheime Rat, den Gesichtspunkt der Notwendigkeit des Gewerbes *„unverrückt im Auge behalten werde“*. Jedes Gesuch um Gewerbeerlaubnis sollte

kollektiv beraten werden, wobei die Qualität des Bewerbers und sein Vermögen und die für und gegen die Konzession sprechenden Verhältnisse sorgfältig untersucht werden sollten. Dazu sollten sämtliche „*Gewerbsgenossen*“ zu Rate gezogen und befragt werden. Die Entscheidung war mit Gründen zu versehen.

Gerade die Bestimmung, dass die „*Gewerbsgenossen*“, also die möglichen Konkurrenten, in den Entscheidungsprozess einbezogen werden mussten, öffnete der Willkür und dem Egoismus der bereits Etablierten Tür und Tor und festigte noch einmal das Zunftwesen, das eigentlich durch das Konzessionswesen, also die staatliche Zulassung zum Gewerbe, ersetzt werden sollte. Tüchtige junge Handwerker hatten kaum eine Chance, sich selbständig zu machen, da der Widerspruch der Altingesessenen, die ihren Besitzstand und ihre Einkommen bewahren wollten, zu erwarten war.

Diese restriktiven Bestimmungen galten bis zum eigentlichen „*Gewerbsgesetz vom 11. September 1825*“, das zwar nicht die volle Gewerbefreiheit, wohl aber die Rückkehr zum reinen Konzessionssystem brachte und sogar bestimmte Gewerbe dem Wettbewerb überließ.

Mit der Zulassung zu einem Gewerbe war noch ein zweites wichtiges Recht verbunden, nämlich die Ansässigkeit. Ansässigkeit ist eine bestimmte rechtliche Zugehörigkeit zu der Gemeinde. Wer in einer Gemeinde ansässig war, hatte nicht nur das Recht auf Heimat, d. h., das Recht auf dauernden Aufenthalt und das Recht auf Unterstützung im Notfall, sondern auch das Recht auf Eheschließung und damit das Recht auf Gründung einer Familie.⁷ Im 19. Jahrhundert bedurfte man grundsätzlich einer gemeindlichen Heirats Erlaubnis. Diese musste aber jedem erteilt

werden, der in dem Ort ansässig war, soweit nicht zivilrechtliche Gründe (z.B. eine bereits eingegangene Ehe) oder militärrechtliche Gründe dagegen standen. Für die Ansässigmachung, d. h., für die Aufnahme in die Gemeinde, war wie bei der Erteilung der Gewerbekonzession das bayerische Indigenat Voraussetzung. Die Ansässigkeit ist nicht zu verwechseln mit dem Bürgerrecht, das in einem eigenen Verfahren erworben werden konnte und das dem Bürger ein aktives und passives Mitspracherecht in der Gemeinde vermittelte.⁸

Eine Fallstudie⁹ aus Ansbach

Trotz der widrigen Bestimmungen, die zwischen 1811 und 1825 galten, gelang es einzelnen Handwerkern, die Gewerbekonzession gegen den Einspruch der Altingesessenen zu erhalten und sich auf das Gewerbe ansässig zu machen. Das zeigt ein Fall aus Ansbach, der zugleich Einblicke in ein spezielles Gewerbe in Ansbach gibt, nämlich das der Goldschmiede und Juweliere.¹⁰

Der gebürtige Ansbacher Alexander Herrmann, Sohn eines Ansbacher Kammerdieners, reichte unter dem 22. März 1822 dem Ansbacher Magistrat¹¹ ein Gesuch auf „*Konzessionierung als Goldarbeiter*“¹² ein, was zugleich ein Gesuch auf Ansässigmachung bedeutete. In dem Gesuch führte er an, dass er die „*Goldarbeiterprofession*“ bei dem Ansbacher Goldarbeiter Weidmann senior „*gehörig erlernt*“ habe. Während seiner achtjährigen Wanderzeit habe er sowohl in den großen Städten des Königreiches – gemeint ist Bayern – als auch „*im Österreichischen*“ gearbeitet. Dabei habe er sich in allen Geschäften eines Goldarbeiters perfektioniert und besonders in der Fertigung gepresster Arbeiten und der Fassung der Juwelen so quali-

fiziert, dass er sich jeder Probe unterwerfen könne. Von der Konskriptionspflicht, der Wehrpflicht, sei er durch Stellung eines Ersatzmannes befreit.¹³ Sein Vater, der pensionierte Kammerdiener Herrmann, gebe ihm alles, was er für den Anfang an Handwerkszeug und Waren brauche. Seinen „*Nahrungserwerb*“ gedenke er, „*als eigentlicher Goldarbeiter und Juwelier größtentheils außerhalb der hiesigen Stadt nur durch Verbindung mit auswärtigen großen Goldarbeitern und Juwelieren, dann Besuch der Messen mit [s]einen Fabrikaten*“ zu begründen. Der Antragsteller war also vorsichtig und erweckte den Anschein, als würde er den bereits konzessionierten und niedergelassenen Goldarbeitern keine Konkurrenz machen.

Am 29. Juli legte er dem Magistrat verschiedene Probestücke seiner Kunst vor, und zwar sowohl gepresste Arbeiten wie Fassungen von Juwelen. Sie wurden den Ansbacher Goldarbeitern zur Begutachtung gezeigt, und sie erkannten diese als „*vollkommen gut und tüchtig*“ an.

Trotzdem verlief die Zulassung nicht widerspruchsfrei. Zwar erkannten die beiden „*ältesten und bedeutendsten*“ Goldarbeiter, nämlich der ältere Weidmann und der ältere Rupp, den Anspruch Herrmanns, sich in Ansbach niederzulassen, ohne Einschränkung an, und auch die Goldarbeiter Johann Martin Türck und Andreas Weidmann¹⁴ willigten unter gewissen, nicht näher genannten Bedingungen ein; allerdings protestierten die Goldarbeiter Rupp junior¹⁵ und Johann Simsel gegen die Aufnahme des Antragstellers, ohne jedoch Gründe anzugeben. Diesem Widerspruch schloss sich auch der „*Langmesserschmied oder Schwerdtfeger*“ Güll an, der aber nicht als Goldarbeiter in die Stadt aufgenommen war, also letztlich gar nicht befragt werden mußte.

Der Magistrat ließ sich mit der Entscheidung Zeit. Erst am 5. November erteilte er dem Antragsteller die Erlaubnis, „*zur Ansässigmachung auf [s]einem Gewerbe als Goldarbeiter*“ und stellte darüber am 12. November ein „*Resolut*“, also eine offizielle Bescheinigung des Beschlusses, aus. Diese enthielt allerdings die Einschränkung, dass Herrmann sich – zu ergänzen: beim Verkauf in Ansbach – auf eigene Produkte beschränken müsse und dass er mit dem Handel mit „*Bijouterie Waren*“ auf die Erledigung eines älteren Gewerberechts warten müsse. Damit nahm der Magistrat die Selbstbeschränkung des Antragstellers auf, konkretisierte sie und machte sie verpflichtend.¹⁶ Auch kam er damit dem Einspruch der Minderheit der ansässigen Goldarbeiter entgegen, die nun nur noch die eigene Produktion des Antragstellers als Konkurrenz fürchten mussten.

Trotzdem legten Andreas Weidmann und andere Goldarbeiter gegen den Beschluss des Magistrates Widerspruch bei der Regierung von Mittelfranken ein. Auch sie ließ sich Zeit und verfügte erst am 2. April 1823, veröffentlicht am 15. April, dass der Beschluss des Magistrates abzuändern und das Konzessionsgesuch „*zur Zeit noch*“ zurückzuweisen sei, „*weil die dahier bereits ansässigen Goldarbeiter mit ihren Fabrikaten die Bedürfnisse des Publikums wohl zu befriedigen im Stande wären und so nach das gesetzliche Erforderniß zur Verleihung eines neuen Gewerberechts nicht vorhanden wäre.*“ Die Regierung handelte also ganz im Sinne der Verordnung vom 2. Oktober 1811.

Die Entschließung der Regierung des Rezartkreises wurde Alexander Herrmann am 15. April durch den Magistrat mit den Hinweis eröffnet, er könne innerhalb von 30 Tagen beim königlichen Staatsministerium des Inneren Widerspruch einlegen.

Das tat Herrmann auch in einem ausführlichen Schreiben vom 12. Mai 1823, das leider nur in einer Abschrift vorliegt, so dass nicht entschieden werden kann, ob er es selbst verfasst hat, was wegen der gewandten Formulierung wohl eher unwahrscheinlich ist.

In dem Schreiben stellte Herrmann zunächst das bisherige Verfahren chronologisch dar und wies dann darauf hin, dass weder der Magistrat noch die Regierung des Rezartkreises seine Befähigung zu dem Gewerbe und den Besitz des zur Begründung der Ansässigkeit erforderlichen Vermögens bestritten hätten. Nur ein vermuteter fehlender Bedarf könne der Grund für die Ablehnung durch die Regierung des Rezartkreises gewesen sein. Er beklagte, dass ihm der Einspruch seiner „Kontrahenten“, d. h., der Beschwerdeführer bei der Regierung des Rezartkreises, „gegen die Ordnung“ nicht zur Stellungnahme vorgelegt worden sei, und er vermutete, dass seine Kontrahenten in ihrem Einspruch die Lage so dargestellt hätten, als ob es genügend Goldarbeiter in Ansbach gäbe und kein Bedürfnis für eine neue Gewerbe Konzession bestünde. Das sei aber nicht der Fall. Da Herrmann weder seine Kontrahenten noch deren Begründung kannte, nahm er sich alle Goldarbeiter vor und beschrieb ihre Tätigkeit auf dem Gebiet der Silber- und Goldverarbeitung. Damit wollte er beweisen, dass sie zum größten Teil nicht als Konkurrenz für seine geplanten Tätigkeiten in Frage kämen und daher auch nicht zum Einspruch berechtigt gewesen seien.

So sei der als Langmesserschmied oder Schwertfeger konzessionierte Güll nicht als Goldarbeiter bei der Polizei aufgenommen, habe sich nur bei der Gewerbesteuer als Goldarbeiter eingetragen und leiste daraus Steuer an das königliche Rentamt.

Auf seine Stimme komme es nicht an, da er kein Goldarbeiter sei und von seinen Goldarbeiten nichts bekannt sei. Sein Geschäft seien vielmehr Messerschmiedarbeiten und das Schneiden von Pfeifenköpfen, die er mit Silber beschlage, das ihm die Kunden lieferten. Mit eigentlichen Silber- und gar Goldarbeiten gebe er sich nicht ab, noch weniger mit dem Fassen von Juwelen, das er nicht könne und nicht gelernt habe. Ähnlich stehe es mit den „als Goldarbeiter aufgenommen sein wollenden“ Türk und Simsel. Auch sie beschäftigten sich vornehmlich mit dem Beschlagen der Pfeifenköpfe und nicht mit eigentlichen Silber- oder gar Goldarbeiten und schon gar nicht mit echten Juwelierarbeiten, dem Fassen von Juwelen, was sie gar nicht gelernt hätten. Türk sei auch nicht gegen seine Zulassung und Aufnahme als Goldarbeiter gewesen.

Von den restlichen vier Goldarbeitern sei nur der ältere Rupp „fast als der einzige Juwelier“ anzunehmen. Als einziger befasse er sich mit „Juwelenarbeiten“ und dem Fassen von Juwelen, auch habe er das teils bei seinem Vater, teils „in der Fremde besonders zu Frankfurt“ gelernt. Die anderen, also die beiden Weidmann und der jüngere Rupp, würden sich nur mit Goldarbeiten befassen – hier wird der Verfasser des Schreibens merkwürdig ungenau, bemerkt aber später, dass nur der jüngere Weidmann, der noch sehr jung und nicht gewandert sei, bei seiner erst vor kurzem erfolgten Aufnahme Proben von gepreßten Goldarbeiten vorgelegt habe. Die anderen Goldarbeiter hätten zwar erklärt, sie könnten ebenso gute Arbeiten wie Herrmann vorlegen, hätten dies aber nicht getan.

Da die beiden Weidmann keinen Einspruch gegen seine Etablierung erhoben hätten, machte Herrmann als eigentlichen Kontrahenten den jüngeren Rupp aus, der

ja auch bei der Vorlegung der Probestücke gegen die Aufnahme Herrmanns protestiert hatte. Damit aber irrte Herrmann, denn im Betreff der Schreibens der Regierung vom 29. August 1823 an den König werden „Weidmann und Konsorten“ als Beschwerdeführer genannt, was nicht ausschließt, dass sich Rupp an dem Einspruch beteiligt hatte. Jedenfalls wollte nicht nur Rupp allein die Aufnahme eines möglichen Konkurrenten verhindern.

Zum Schluss seines Schreibens argumentierte Hermann ganz modern mit der Notwendigkeit einer Konkurrenz: Da nur der ältere Rupp sich mit echten Juweliergeschäften befasse und der jüngere Weidmann nur mit gepressten Goldarbeiten konzessioniert sei, sei „das Publikum nur auf diese beiden [...] eingeschränkt.“ Da sonst „keine Konkurrenz statt finden würde,“ sei seine Etablierung „Bedürfnis“.

Als Ergebnis seiner Argumentation bat er das Innenministerium, die Entschließung der Regierung des Rezarkreises vom 2. April 1823 aufzuheben und das Resolut des Ansbacher Magistrates vom 5. November 1822, also seine Konzessionierung, wieder herzustellen, die Kosten aber der Gegenpartei aufzuerlegen. Dieses an den König adressierte Schreiben ging auf dem damaligen Dienstweg über den Ansbacher Magistrat an die Regierung des Rezarkreises, die es erst am 29. August 1823, also erst über ein Vierteljahr später, an das Staatsministerium des Inneren weiterreichte. Beigefügt wurden die Akten der ersten Instanz, also des Magistrates, und die Verhandlungen der Regierung.

Beigefügt wurde aber auch ein Akt über einen ähnlichen Fall, der sich drei Jahre früher ereignet hatte: Im Jahre 1820 wollte der verabschiedete Soldat Friedrich Wilhelm Staedtler, ebenfalls ein gebürtiger Ansbacher,¹⁷ sich in seiner Heimatstadt

als Juwelier und Goldarbeiter ansässig machen. Der Magistrat lehnte das Gesuch aber ab, und die Regierung des Rezarkreises wies den Einspruch Staedtlers dagegen zurück. Staedtler wandte sich daraufhin an den König, und das Innenministerium in München bestätigte unter dem 4. Dezember 1820 die Entscheidung der beiden unteren Behörden. Außerdem wies es die Regierung des Rezarkreises an, „dem Bittsteller [...] die Abweisung zu bedeuten.“ Sein Gesuch um Ansässigmachung auf das Gewerbe als Goldarbeiter führte also dazu, dass Staedtler Ansbach verlassen mußte. Ihm wurde die Ansässigkeit verweigert.

In dem oben erwähnten Begleitschreiben vom 29. August 1823 erläuterte die Regierung den Fall und informierte über die Lage des Gewerbes: Staedtler habe „alle erforderliche Eigenschaften zu seiner Concessionierung dargethan,“ auch habe er „dem Vaterlande unter dem Militair gedient.“ Er sei von dem Magistrat „wegen mangelnden Bedürfnis zur Ertheilung einer neuen Goldarbeiters Concession“ abgewiesen worden, und die Abweisung sei von der Regierung des Rezarkreises bestätigt worden. Derzeit bestünden noch die gleichen Gewerbeverhältnisse wie 1820, ja es sei sogar durch die Zulassung des Weidmann junior, der eine besondere Geschicklichkeit im Verfertigen von Pressarbeiten zeige, mit denen sich sonst nur sein Vater beschäftige, das Gewerbe vermehrt worden. Daher rechtfertige sich die Aufhebung des magistratlichen Erkenntnisses und die Abweisung des Herrmann nach der allerhöchsten Verordnung vom 2. Oktober 1811 „wegen Mangel eines Bedürfnisses“. Die Regierung rechtfertigte ihre Entscheidung also mit dem vorhergehenden Fall Staedtler und dem Verweis auf die Rechtslage.

Erst einen Monat später antwortete das Staatsministerium unter dem 30. September 1823. Es sei bekannt, dass der Goldarbeitergeselle Friedrich Wilhelm Staedtler sich nach seiner Abweisung aus Ansbach in Gostenhof bei Nürnberg¹⁸ ansässig gemacht habe. Die Regierung solle darüber näher berichten.

In ihrer Antwort vom 27. November stellte die Regierung des Rezartkreises klar, dass Staedtler nicht in Gostenhof im Polizeibezirk Nürnberg, sondern in Schweinau¹⁹ im Landgericht²⁰ Nürnberg konzessioniert worden sei. Dagegen hätten die Goldarbeiter der Stadt Nürnberg Berufung bei der Regierung des Rezartkreises eingelegt, die aber inzwischen von ihr zurückgewiesen worden sei. Somit habe Staedtler im Landgerichtsbezirk Nürnberg die persönliche Konzession als Goldarbeiter endgültig erhalten.

Daraufhin teilte das Staatsministerium des Inneren unter dem 8. Dezember 1823 der Regierung des Rezartkreises mit, dass der König den Beschluss des Ansbacher Magistrates vom 5. November 1822, wodurch „*dem Alexander Herrmann die Ansässigmachung in seinem Geburtsorte in Ansbach auf die ihm ertheilte persönliche Goldarbeiters-Concession bewilliget wurde*,“ bestätigt habe.²¹ Aus dieser Formulierung geht wieder hervor, dass die Konzessionierung zugleich die Ansässigmachung beinhaltet und beide ein einziger Rechtsakt sind.

Ergebnis

Im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts gab es in Ansbach sieben Goldmacher, die in unterschiedlichen Bereichen tätig waren:

Es waren dies:

1. Weidmann senior: Er stellte Pressartikel her und bildete auch aus.

2. Sein Sohn Andreas Weidmann junior: Er machte Pressarbeiten und hatte als einziger bei seiner erst kürzlich erfolgten Aufnahme Pressartikel vorgelegt.
3. Der ältere Bruder Rupp war der einzige echte Juwelier. Er hatte bei seinem Vater und in der Fremde gelernt. Er stellte auch Preßarbeiten her.
4. Der jüngere Bruder Rupp stellte Pressarbeiten her.
5. Johann Martin Türck beschlug Pfeifenköpfe in Silber.
6. Johann Simsel beschlug Pfeifenköpfe in Silber.
7. Güll²² war eigentlich Langmesserschmied bzw. Schwertfeger und machte daher Messerschmiedarbeiten. Außerdem handelte er mit Pfeifenköpfen, die er zuschnitt und mit Silber beschlug.

Hinzu kam seit dem Jahre 1823 noch:

8. Alexander Herrmann, der Pressarbeiten herstellte und Juwelen fasste. In Ansbach war er nur für Verkauf eigener Waren zugelassen. Er wollte auswärtige Juweliergeschäfte betreiben und Messen besuchen.

Damit ist Ansbach mit Goldarbeitern weit überbesetzt. Denn im ganzen Königreich Bayern gab es damals bei ca. vier Millionen Einwohnern²³ nur 400 Goldarbeiter,²⁴ so dass auf ca. zehntausend Einwohner ein Goldarbeiter kam. In Ansbach hingegen arbeiteten bei einer Zahl von rund 12.000 Einwohnern²⁵ nach der Aufnahme des Alexander Herrmann acht Goldarbeiter, so dass ein Goldarbeiter auf nur ca. 1.400 Einwohner kam. Der Grund für die Überbesetzung dürfte die jahrhundertelange Residenz- und Regierungsfunktion Ansbachs gewesen sein.²⁶ Diese Funktion aber war seit 1791 mit der Abdankung des letzten Markgrafen Carl Alexander bzw. seit 1798, als Hardenberg nach Berlin abberufen worden war, längst

Vergangenheit. Die Gold- und Silberverarbeitung jedoch ist zunächst Ansbacher Tradition geblieben. Sie verwandte nun ihre Kunst auf die Herstellung ‚bürgerlicher‘ Pfeifenköpfe oder suchte, wie der neu zugelassene Alexander Herrmann, den Absatz außerhalb Ansbachs und des Königreichs.

Die beiden Beispiele Friedrich Wilhelm Staedtler und Alexander Herrmann zeigen, wie schwer es in der Phase 1811 bis 1825 war, eine Gewerbeerlaubnis zu bekommen. Nicht jeder konnte den monate-, ja jahrelangen Kampf um endgültige Zulassung finanziell und nervlich durchhalten. Er dauerte bei Staedtler über drei Jahre, wobei ihm die Zulassung in seiner Heimatstadt misslang. Ob das Gewerbedorf Schweinau der rechte Ort für einen Goldarbeiter war, ist zu hinterfragen. Standortfaktoren waren sicher die Nähe zu Nürnberg – daher protestierten auch die Nürnberger Goldarbeiter prompt gegen die Ansiedlung Staedtlers – und die wichtige Straße von Nürnberg nach Augsburg bzw. Schwäbisch Hall, die durch den Ort führt. Bei Alexander Herrmann dauerte der Kampf um die Konzessionierung vom 29. März 1822 bis zum 8. Dezember 1823, also zwanzig Monate. Eine solche Durststrecke ohne Erwerb konnte nicht jeder durchhalten. Alexander Herrmann war aber offensichtlich durch seinen Vater wohlhabend genug.

Ein letzter Blick soll auf das Verhalten der Behörden geworfen werden. Sie arbeiteten sehr langsam, doch unter Beachtung rechtsstaatlicher Grundsätze: Das Staatsministerium des Inneren verlangte den Vergleich mit dem drei Jahre zurückliegenden Fall Staedtler. Die Regierung des Rezartkreises hingegen wies in dem an sie gelangten Rekurs-Fall Staedtler den Einspruch der ansässigen Konkurrenten der

Nachbarortes Nürnberg zurück, wohl weil sie eine weitere Appellation an den König fürchtete. Dadurch machte sie den Weg frei für eine Zulassung Herrmanns durch den König.

Ausblick

Die Nachteile der restriktiven Gewerbepolitik der Verordnung von 1811 wurden schnell erkannt und in der zeitgenössischen Literatur und in der Kammer der Abgeordneten diskutiert. Das führte zu einer ersten Revision durch das Gewerbegesetz, das noch König Max I. Joseph „*auf Antrag Unseres Staatsministeriums des Innern, nach Vernehmung Unseres Staatsrathes – und mit Zustimmung [...] der Stände des Reiches*“ unter dem 11. September 1825 erließ.

Zweck des Gesetzes, das die Materie neu, zusammenfassend und grundsätzlich ordnete,²⁷ war es, „*die Hindernisse des Kunstfleißes zu beseitigen*“, die Entwicklung der Gewerbe zu fördern „*und die inländische Industrie*“²⁸ *zu einer höheren Stufe der Vollkommenheit zu erheben.*“²⁹ Allerdings bestünden „*zur Zeit*“ noch „*erhebliche Bedenken*“ gegen die völlige Gewerbefreiheit, an die immerhin schon gedacht wurde.

Grundlage der immer noch erforderlichen persönlichen (Art. 3) Zulassung zu einem Gewerbe (Art. 1) ist die „*persönliche Fähigkeit des Bewerbers*“ (Art. 2). Wenn zusätzlich der „*erforderliche Nahrungsstand*“ gegeben ist, also das Gewerbe den Bewerber und gegebenenfalls seine Familie auch ernähren kann, und die Voraussetzungen des Ansässigmachungs erfüllt sind, dann darf die GewerbeKonzession nicht verweigert werden (Art. 2). Durch die pflichtgemäße Prüfung des „*erforderlichen Nahrungsstandes*“ und durch die Entscheidung, ob die Voraussetzungen der Ansässigkeit erfüllt sind (Art. 2), wurde der Be-

hörde ein Gestaltungsspielraum gegeben. Das Konzessionssystem und die Gestaltungsmacht der Behörden – in der Regel des Magistrates – blieben somit erhalten. Die Einspruchsmöglichkeit der bereits ansässigen Berufsgenossen, die ja, wie unser Beispiel zeigt, viel Ärger, Restriktionen, Bürokratie und Untätigkeit verursachte, gab es nun allerdings nicht mehr.

Einige Gewerbearten wurden sogar der freien Konkurrenz überlassen. So war in den ländlichen Gebieten die Leinenweberei als Nebenerwerb erlaubt. In den Städten bedurfte die Erzeugung von Luxusartikeln, die ohne besondere Vorbildung erzeugt werden konnten, – gedacht war etwa an die Putzmachergewerbe – keiner Zulassung (Art. 8). Die engen Grenzen der einzelnen Gewerbe wurden erweitert, Überschneidungen zugelassen (Art. 5). Innovationen und Erfindungen erhielten einen zeitlich begrenzten Schutz (Art. 9). Die Zünfte wurden als Gewerbevereine neu gebildet und entmachtet (Art. 7).

Das waren durchaus Verbesserungen gegenüber der Rechtslage von 1811 bis 1825. Die echte Gewerbefreiheit wurde aber erst durch das „Gesetz, das Gewerbeswesen in Bayern betreffend“ vom 30. Januar 1868 eingeführt. Dieses Gesetz be-

ginnt mit dem langen, aber schönen Satz: „Durch das Gewerbsgesetz vom 30. Januar ist das durch die Erfahrung anderer Länder bewährte Prinzip, daß die Gewerbefreiheit in politischer, sozialer und industrieller Beziehung die richtigste Grundlage eine Gewerbeordnung ist und Beschränkungen nicht im Interesse der Gewerbetreibenden oder Einzelnen, sondern einzig und allein im Interesse der Gesamtheit zugelassen werden können, nunmehr auch im diesrheinishen Bayern³⁰ verwirklicht und damit Gleichförmigkeit für das ganze Königreich hergestellt.“

Helmut Beisbart studierte an den Universitäten Erlangen und Würzburg Deutsch, Geschichte und Geographie und unterrichtete diese Fächer anschließend vierzig Jahre lang an Gymnasien in Regensburg, Pfarrkirchen, Oberviechtach und Bayreuth. Nebenbei beschäftigte er sich bei Führungen, in Vorträgen und in Beiträgen für heimatkundliche Periodika mit Themen aus der Geschichte von Oberfranken und Bayreuth. Seine Anschrift lautet: Rotkreuzstraße 35, 95447 Bayreuth, hbeisbart@t-online.de.

Archivalische Quelle:

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, MH 2636: Goldarbeiter in Ansbach 1820–23.

Literatur:

Anonymus: Bemerkungen zu den Gesetz-Entwürfen über Armenwesen, Heimath, Ansässigmachung und Verhehlchung von 1867. München 1867 (online: bavarica.digitale-sammlungen.de/de).

Buchner, Andreas/Zierl, Lorenz: Neue Beiträge zur vaterländischen Geschichte, Geographie und Statistik. München 1832.

Dallhammer, Hermann: Ansbach. Geschichte einer Stadt. Ansbach 1993.

Dallhammer, Hermann: Das St. Gumbertusstift: Ansbachs harter Kern im Mittelalter, in: 1250 Jahre Ansbach. Aufsätze zur Stadtgeschichte. Ansbach 1998.

Götschmann, Dirk: Das bayerische Innenministerium 1825–1864. Organisation und Funktion, Beamtenschaft und politischer Einfluß einer Zentralbehörde in der konstitutionellen Monarchie. Göttingen 1993.

Götschmann, Dirk: Wirtschaftsgeschichte Bayerns. 19. und 20. Jahrhundert. Regensburg 2010.

- Hohn, Karl Friedrich: Der Rezartkreis des Königreichs Bayern, geographisch, statistisch und historisch beschrieben. XX 1829.
- Kleinschrod, Carl Theodor von: Beiträge zu einer deutschen Gewerbeordnung mit Rücksicht auf die bayerische Gewerbsgesetzgebung. Augsburg 1840.
- Kraus, Antje: Quellen zur Bevölkerungs- und Sozialgeschichte Deutschlands 1816–1875. Bop-pard 1995.
- Dr. Moritz: Novellen zur Baierischen Gerichts-Ordnung. Landshut 1818.
- Rusam, Hermann: Gostenhof, in: Diefenbacher-Endres: Stadtlexikon Nürnberg. 2. verb. Aufl. Nürnberg 2000.
- Scherr, Laura, Kommunen in Bayern (1799–1818). Ende und Anfang der kommunalen Selbstverwaltung, in: Bayerns Anfänge als Verfassungsstaat. Die Konstitution von 1808. Ausstellungskatalog des Bayerischen Hauptstaatsarchivs. München 2008.
- Spindler, Max: Handbuch der bayerischen Geschichte Bd. 4,1; 2. völlig neubearb. Aufl. München 2003.
- Volkert, Wilhelm (Hrsg.): Handbuch der bayerischen Ämter, Gemeinden und Gerichte 1799–1980. München 1983.
- Walter, Rolf: Einführung in die Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Köln 2008.

Anmerkungen:

- 1 Vor allem durch die Verordnung vom 1. Dezember 1804, „*die Handwerkordnung betreffend*“, durch die der Zunftzwang abgeschafft, die Zünfte selbst und die Realgerechtigkeiten, also vererb- und verkaufbare Gewerbeerlaubnisse, aber beibehalten wurden (Kleinschrod, Carl Theodor von: Beiträge zu einer deutschen Gewerbeordnung mit Rücksicht auf die bayerische Gewerbsgesetzgebung. Augsburg 1840, S. 98). S. auch Spindler, Max: Handbuch der bayerischen Geschichte Bd. 4,1; 2. völlig neubearb. Aufl. München 2003, S. 82.
- 2 Verordnung vom 8. August 1810.
- 3 Diese Bestimmung wurde am 6. Mai 1815 nochmals bekräftigt und damit der Gnadenweg ausgeschlossen. (A. Reg. Bl. von 1815, St. XX, p. 377, Novellen, S. 52f.).
- 4 A. Reg. Bl. von 1816, St. II. p. 17.
- 5 Den genauen Wortlaut siehe Dr. Moritz: Novellen zur Baierischen Gerichts-Ordnung. Landshut 1818, S. 50–52.
- 6 Zitiert nach Kleinschrod.
- 7 „*Die wesentlichste Folge der Ansässigkeit, wenigstens im großen Ganzen betrachtet, besteht in dem Recht der Gründung einer Familie und im / Erwerb der Heimath für dieselbe; letztere äußert wieder ihre hauptsächlichste praktische Wirksamkeit in der Verpflichtung der Gemeinde zur allenfalls benötigten Unterstützung; Maaß und Beschaffenheit dieser Unterstützung endlich soll das Gesetz über Armenpflege regeln.*“ (Bemerkungen zu den Gesetz-Entwürfen, erste beide Seiten des unnummerierten Vorwortes).
- 8 Genaue Auskunft über das Bürgerrecht gibt als zeitgenössische Quelle das „Das Staats-Lexikon. Encyclopädie der sämtlichen Staatswissenschaften für alle Stände“ von Karl von Rotteck und Carl Theodor Welcker.
- 9 Walter, Rolf: Einführung in die Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Köln 2008, S. 50.
- 10 Das Folgende nach dem Akt im Bayerischen Hauptstaatsarchiv München, MH 2636: Goldarbeiter in Ansbach 1820–23.
- 11 Seit der „*Verordnung, die zukünftige Verfassung und Verwaltung der Gemeinden im Königreich betreffend*“ vom 17. Mai 1818 ist für Bürgeraufnahmen und Erteilung von Gewerbebewilligungen der durch diese Verordnung neugeschaffene städtische Magistrat zuständig und nicht mehr das staatliche Lokal-Kommissariat. Scherr, Laura, Kommunen in Bayern (1799–1818). Ende und Anfang der kommunalen Selbstverwaltung, in: Bayerns Anfänge als Verfassungsstaat. Die Konstitution von 1808. Ausstellungskatalog des Bayerischen Hauptstaatsarchivs. München 2008, S. 179 u. 187.
- 12 Goldarbeiter ist ein sehr allgemeiner Begriff und umfasst alle, die handwerklich mit Silber und Gold arbeiten, s. Grimms Wörterbuch. Bd. 8, Sp. 714: „*ein handwerker, der mit gold arbeitet, gelegentlich identisch mit dem goldschmied, juwelier, münzschläger, golddrahtzieher und dergl., aber auch als umfassendere bezeichnung angewandt.*“
- 13 Das war durch das Konskriptionsgesetz von 1812 möglich und wurde erst durch das Wehrerfassungsgesetz von 1868 abgeschafft. Wenn Herrmann einen Ersatzmann, einen

- sogenannten Einsteher, stellen konnte, dann deutet das auf einen gewissen Wohlstand hin, denn zur Einstandsgebühr an die Konskriptionskasse kamen noch die Zahlungen an den Einsteher und die Kautionshinzu.
- 14 Andreas Weidmann oder Weidmann junior war der Sohn von Weidmann senior und erst seit kurzem mit Pressarbeiten konzessioniert worden, wie aus dem Schreiben der Regierung vom 29. August 1823 hervorgeht.
 - 15 Es handelte sich laut dem Schreiben des Alexander Herrmann vom 12. Mai 1823 um den jüngeren Bruder des älteren Rupp.
 - 16 Diese einschränkenden Bestimmungen des Zulassungsbescheides zeigen erneut, welche Macht die zulassende Behörde – hier der Magistrat – im Konzessionssystem hatte.
 - 17 Geboren am 5. Januar 1794 als Sohn des königlichen Holzinspektors Johann Friedrich Wilhelm Städler und seiner Frau Anna Louise, geb. Geiß (Freundliche Auskunft der Gesellschaft für Familienforschung in Franken vom 3. April 2013 laut GFF Mappe Taufen Ansbach – DA0041 – Scan 2286).
 - 18 Der heutige Nürnberger Stadtteil Gostenhof wurde erst 1825 eingemeindet und war bis dahin ein selbständiges Dorf vor dem Spittler Tor (Rusam, Hermann: Gostenhof, in: Dieffenbacher-Endres: Stadtlexikon Nürnberg. 2. verb. Aufl. Nürnberg 2000, S. 372).
 - 19 Der heutige Nürnberger Stadtteil Schweinau liegt südlich von Gostenhof und wurde erst 1899 nach Nürnberg eingemeindet, nachdem er vorher im Jahre 1850 die Marktrechte erhalten hatte (Volkert, Wilhelm (Hrsg.): Handbuch der bayerischen Ämter, Gemeinden und Gerichte 1799–1980. München 1983, S. 602).
 - 20 Also heute: Landkreis.
 - 21 Bei dieser Gelegenheit hat das Staatsministerium die Akten an die Kreisregierung zurückgegeben. Sie sind aber im zuständigen Staatsarchiv Nürnberg nicht mehr vorhanden (Freundliche Mitteilung durch Herrn Archivdirektor Dr. Schott vom 30.01.2013).
 - 22 Leider sind in dem Akt weder Vornamen noch Alter angegeben. Dadurch ist eine Einordnung in die Schwertfeger- und Galanteriearbeiter-Familie Güll in Ansbach nicht möglich. Dieser Familie entstammt der Kinderliederdichter Friedrich Wilhelm Güll (1812–1879). Über diesen s. Neue Deutsche Biographie. Bd. 7, S. 257.
 - 23 Buchner, Andreas/Zierl, Lorenz: Neue Beiträge zur vaterländischen Geschichte, Geographie und Statistik. München 1832 geben S. 150 für das Jahr 1820 3.751.739 und für das Jahr 1830 4.134.897 Einwohner an.
 - 24 Kraus, Antje: Quellen zur Bevölkerungs- und Sozialgeschichte Deutschlands 1816–1875. Boppard 1995. Bd. 5, S. 103.
 - 25 12.330 Einwohner im Jahre 1830 (Bayern im Lichte seiner 100jährigen Statistik. München 1933, Tab. 12, S. 67).
 - 26 Ansbach hat eine lange Tradition der Goldverarbeitung: Bereits 1390 und 1394 erscheint der Goldschmied Hans Merklein mit seiner Frau Anna (Dallhammer, Hermann: Das St. Gumbertusstift: Ansbachs harter Kern im Mittelalter, in: 1250 Jahre Ansbach. Aufsätze zur Stadtgeschichte. Ansbach 1998, S. 34). Das Ansbacher Stadt- und Pflichtbuch führt die Zunftordnung der Goldschmiede auf, auf die jeder neue Goldschmied schwören musste (Dallhammer, Hermann: Ansbach. Geschichte einer Stadt. Ansbach 1993, S. 89). Im Jahre 1651 gab es zwei Goldarbeiter und einen Goldschmied, 1741 drei Goldarbeiter und vier Goldschmiede (Ebd., S. 91). In der preußischen Zeit (1792–1805) wurden sieben Gold- und Silberarbeiter gezählt, doch stellt der Zeitgenosse Georg Friedrich Daniel Goeß fest, dass alle Gewerbe überbesetzt und „*nahrungslos*“ seien (Ebd., S. 241).
 - 27 Bis dahin gab es nur Einzelverordnungen, wie die vom 15. November 1802, vom 10. März und vom 1. Dezember 1804, s. Kleinschrod: Gewerbeordnung (wie Anm. 1), S. 96ff.
 - 28 Unter Industrie verstand man damals „*nicht nur gewerbefleisz, sondern auch gewerbe, gewerbtätigkeit im allgemeinen*“ (Grimms Wörterbuch. Bd. 10. Sp. 2112).
 - 29 Zitate nach Präambel.
 - 30 Im linksrheinischen Bayern, also dem Rheinkreis, galten von jeher, bedingt durch die vorhergehende Zugehörigkeit zu Frankreich, freiere Bestimmungen.

Baron Ernst von Manstein – ein zum Judentum Konvertierter im „Dritten“ Reich

*„Für Johann Fleischmann, Arbeitskreis
jüdische Landgemeinden an Aisch, Aurach,
Ebrach und Seebach, gest. 25.11.2013“*

Der 1892 zum Judentum konvertierte Baron Ernst von Manstein (1869–1944), später Lehrer an der Israelitischen Bildungsanstalt in Würzburg, wurde in der Reichspogromnacht als Jude verfolgt. 1939 stufte ihn das NS-Regime aus „rassischen“ Gesichtspunkten aber als „deutschblütig“ ein – war er Jude oder nicht? Er wurde nicht deportiert, vielmehr 1944 auf dem städtischen Friedhof in Würzburg vermutlich mit NS-Ehren begraben, erst 1960 wurde er auf den jüdischen Friedhof umgebettet.

*tamentarischen Wunsch entsprechend, ihn
hierher überführt.“¹*

Amichai,² der unter dem Namen Ludwig Pfeuffer 1924 in Würzburg geboren wurde, wanderte 1935 mit seiner Familie nach Palästina aus; er starb im Jahre 2000 als auch in Würzburg hochgeachteter Schriftsteller. Amichai wurde als Lyriker berühmt, sein einziger Roman „Nicht von jetzt, nicht von hier“ verbindet auf originelle Weise eine Geschichte im Israel der Gegenwart mit einer Reise nach Würzburg, das in diesem Roman, in dem

Einleitung

In Jehuda Amichais Würzburg-Roman heißt es an einer Stelle: *„Ich schlenderte zwischen den Gräbern umher. [...] Ich kam an das Grab des Barons von Passen. Das war ein Konvertit aus altem preußischem Adels-
haus. Sein Bruder war ein großer General gewesen, dessen strategische Lehren sämtliche Offiziere, einschließlich derer der israelischen Armee, ebenso studieren wie die Strategien von Clausewitz, Rommel und diversen chinesischen Feldherren, die alle im Kampf unterlegen sind, während ihre Theorien die Generationen überdauern. Obgleich er bei seinem Tod mit Leib und Seele gläubiger Jude war, wollte man ihn nicht auf dem jüdischen Friedhof begraben. Erst nach dem Niedergang der Nazis hat man, seinem tes-*



Abb. : Baron Ernst von Manstein.

alle Orts- und Personennamen verfremdet wurden, „Weinburg“ heißt. Amichai spielt in seinem Buch auf verschiedenste Personen, Ereignisse und Orte an. Doch auf wen bezog sich die anfangs zitierte kurze Passage, die etwas isoliert steht? Sie bezieht sich zweifelsohne auf Ernst von Manstein, einem Konvertiten, den die Nationalsozialisten schließlich doch nicht als Juden einstufte, ihn als sog. Arier begruben und der dann nach 1945 auf den jüdischen Friedhof in Würzburg umgebettet wurde. An seinem Schicksal kann man sehen, wie schwierig es war, im Dritten Reich zu definieren, wer Jude war.

Biographie und Übertritt zum Judentum

Ernst Albert Emil von Manstein, Rufname Ernst, wurde am 19. Mai 1869 in Dommersleben geboren. Er war das fünfte und damit jüngste Kind des Otto Sigismund von Manstein (1816–1879), eines preußischen Steuerbeamten, und der Karoline Mevius (1831–1898).³ Die Familie entstammt dem „Altpreuß. Uradel“. Ernst von Manstein war verheiratet mit Fanny Bezold; die Hochzeit fand am 4. Dezember 1892 statt.⁵ Ernst von Manstein konvertierte zum Judentum, vermutlich in Amsterdam 1892, und zwar kurz vor der Eheschließung. Die Familie legte 1939 eine Urkunde vor, lt. derer die Eheleute am 13. Dezember 1892 zum Judentum übergetreten waren.⁶ Nach Steidle soll Fanny Bezold ein Waisenkind gewesen sein, das von einer christlichen Familie adoptiert wurde. „Sie entwickelte schließlich die Idee aus einer jüdischen Familie zu stammen, da sie glaubte, in ihrer frühen Kindheit die jüdischen Sitten und Gebräuche bereits erlebt zu haben. So gehörte es unausweichlich zu ihrer existenziellen Identität, den jüdischen

Glauben anzunehmen. Kurz danach heiratete sie Ernst von Manstein.“⁷ Ob diese Angaben so stimmen, ist nicht sicher.⁸ Frau von Manstein, geb. Bezold, wurde am 2. Dezember 1850 in Unterlangenstadt geboren.⁹ Über die genauen Hintergründe der Konversion zum Judentum gibt es keine Quellen. Nach Steidle beeindruckte ihn aber „die Begegnung mit einigen orthodoxen Heidingsfelder und Würzburger jüdischen Familien,“ zu „seinen religiösen Mentoren gehörte Weinhändler Jonas Ansbacher (1846–1916), der eine Rabbinatsausbildung absolviert hatte und 1869 vermutlich bei Rabbiner Seligmann Bär Bamberger zum Rabbinatskandidat avancierte.“¹⁰ Diese Aussagen beruhen offenbar auf Äußerungen von Jakob Stoll, Leiter der Israelitischen Lehrerbildungsanstalt in Würzburg, gegenüber David Schuster (1910–1999), nach dem Krieg von 1958 bis 1996 Vorsitzender der jüdischen Gemeinde Würzburg. Ernst von Manstein ließ sich noch in Amsterdam beschneiden.¹¹ Harry Maor, ein Schüler von Mansteins, schrieb nach dem Krieg, er sei „ein Schüler des Würzburger Talmid Chachan Jonas Ansbacher“ gewesen, „der ihn auch in Amsterdam beschnitten hat.“¹² Ein Gedicht Amichais über Konvertiten dürfte sich auch auf Manstein beziehen.¹³ Im Internet findet sich ein weiteres Gedicht Amichais, das sich direkt auf von Manstein, den „Ben Avraham“, bezieht.¹⁴

Erich von Manstein

Ernst von Manstein war verwandt mit einem der wichtigsten Heerführer Hitlers, Erich von Manstein. Dieser war das Adoptivkind des Georg Albrecht Ernst von Manstein (1844–1913) und seiner Frau Hedwig von Sperling (1852–1925). Erich von Manstein hieß eigentlich Erich von

Lewinski. Heinrich Himmler wies am Rande seiner berühmten Rede vor den Gauleitern am 3. August 1944 amüsiert darauf hin.¹⁵ In den von Erich von Manstein nach Kriegsende veröffentlichten Büchern wird sein zum Judentum konvertierter Verwandter nicht erwähnt. Erich von Manstein wurde nicht nur durch offenbar bedeutende militärische Leistungen bekannt, sondern auch durch harte antisemitische Äußerungen während des sog. Russlandfeldzuges 1941.

Ernst von Manstein als Lehrer

Von Manstein arbeitete in Höchberg bei Würzburg an der israelitischen Präparandenschule als Lehrer, außerdem an der Kunstabteilung der Maxschule (Berufsschule), außerdem war er letzter Vorsitzender der Lazarus-Ottensoser-Stiftung. Als die Präparandenschule Höchberg 1930 von der ILBA (Israelitische Lehrerbildungsanstalt) Würzburg übernommen wurde, wechselte er dorthin. „Soweit uns noch Berichte vorliegen, kann man ihn wohl als einen eigenwilligen und originellen Lehrer bezeichnen, der seine begabten Schüler und Schülerinnen förderte,“ schreibt Steidle.¹⁶ Ernst von Manstein war künstlerisch begabt, er war musikalisch und malte selbst, mindestens zwei Bilder von ihm sollen erhalten sein.¹⁷ Im Jahre 1995 kaufte der damalige Vorsitzende der jüdischen Kultusgemeinde Würzburg, David Schuster, ein Aquarell von Mansteins. Roland Flade schrieb in diesem Zusammenhang, der Maler blickte 1909 „auf die Festung. Hellgrün leuchtet der Weinberg, auf dem leicht bewegten Main sind Ruderer unterwegs. Einige haben Strohhüte auf: wahrscheinlich ist es ein Sonntag.“¹⁸ Baron von Mansteins Schüler Harry Maor stell-

te nach 1945 fest, er hätte „einen stadtbekannten Garten“ gepflegt, außerdem war er „der Bienenzucht ergeben“. „Er führte, obgleich ein etwas stiller in sich gekehrter Mensch – für uns Schüler war er ein Sonderling – ein gastliches Haus und im jüdischen Volksmund der Stadt hieß es, wenn man wo koscher essen kann, dann beim Baron. Manstein hatte einen Namen als jüdischer Philanthrop, in Höchberg an der Lehrerpräparandie, wo ich ihn kennenlernte, lernte so mancher weil der Baron das Geld für ihn aufgebracht hatte.“¹⁹

Reichspogromnacht

Während der sog. Reichspogromnacht, d.h., in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938, zogen Trupps (Nationalsozialisten, SA) auch durch Würzburg, um jüdisches Eigentum zu zerstören und Juden zu drangsalieren. Im Würzburger Stadtteil Keesburg, in dem von Manstein wohnte, erfolgten die Zerstörungen offenbar etwas verspätet. In der Nacht beschaffte sich Aquilin Schauer „bei dem Mitglied des Ortsgruppenstabes Fech die Anschriften der Juden der Ortsgruppe. Dann besuchte er gemeinsam mit Schauer nachts die jüdischen Familien Vogler, Manstein und Sichel in ihren Wohnungen.“ Übergriffe in dieser Nacht konnte das Landgericht Würzburg nach 1945 nicht nachweisen, vielmehr scheint es im Stadtteil Keesburg in dieser Nacht noch ruhig geblieben zu sein. „Erst in der Nacht vom 10./11.11.1938 wurde die Judenaktion in der Ortsgruppe Keesburg durchgeführt. Von deren Leitern ist nur der SA-Brigadeführer Schug ermittelt worden.“²⁰ Schauer, seit dem 1. Mai 1931 Mitglied der NSDAP, war Blockleiter, dann Propagandaleiter und Organisationsleiter, von August 1939 bis Kriegsende schließlich Ortsgruppenleiter der Orts-

gruppe Würzburg-Keesburg der NSDAP. In der folgenden Nacht war dies anders. Ein Trupp wurde offenbar vom SA-Brigadeführer Schug, der am 10. November 1938 in die Geschäftsstelle der Ortsgruppe Würzburg-Keesburg gekommen war, angeführt. Das Urteil des Landgerichts Würzburg aus dem Jahre 1949 spricht von einer „auf der Strasse zusammengewinkelten Menschenmenge“ unter Schugs Leitung. Zehn bis zwölf Mann drangen in jüdische Wohnungen ein und zerstörten sie. Betroffen waren die „Wohnungen der Juden Hilp, Wolf, Vogel und Manstein“ und v. a. die des Jakob Sichel.²¹ Die Beteiligten am Pogrom sagten gegenüber der Staatsanwaltschaft, sie wären zwar in den Wohnungen gewesen, bis zu ihrem Weggang sei aber nichts passiert. So sagte etwa der frühere Propagandaleiter Aquilin Schauer aus, der Ortsgruppenleiter von Würzburg-Keesburg, Richard Burckhardt, hätte vom Würzburger Kreisleiter Knap den Auftrag erhalten, zu den Juden des Ortsgruppenbereichs zu gehen, die größere Summen ausländischen Geldes hätten. Burckhardt soll Schauer gegenüber geäußert haben, Knap habe befohlen, die Wohnungseinrichtungen der Juden zu zerstören und sie in Schutzhaft zu nehmen. Burckhardt und Schauer fuhren mit dem Motorrad des Erstgenannten zum Organisationsleiter Fech in der Keesburgstraße und fragten ihn nach jüdischen Familien; er nannte Dr. Vogel (Keesburgstr. 9) und von Manstein (Keesburgstr. 13). In der Wohnung der Familie Vogel waren sie um 5 Uhr morgens, anschließend klingelten sie bei von Manstein, „wo uns nach Läuten von dem Manstein aufgemacht worden ist. Burckhardt war auch da wieder der Sprecher u. hat Manstein erklärt, er sei ein armer Mann u. habe keine ausländischen Gelder u.s.w.“ Schauer bestritt, dass es zu Zerstörungen

gekommen sei. Der Organisationsleiter Julius Fech war 1944 gestorben und konnte nicht mehr verhört werden.²² Dagegen sagte Bernhard Schumm aus, dass die Wohnung von Mansteins „demoliert“ worden sei und sich Fech „ihm gegenüber wie ein Staatsanwalt benommen hätte“. Weitere Namen hätte von Manstein ihm gegenüber nicht geäußert.²³ Auch Georg Weißkopf, Parteimitglied seit dem 1. Mai 1933, gab an, dass bei von Manstein die Wohnung nicht zerstört worden sei, aber unter der Führung des Schauer seien sie dort gewesen, um hier wie an anderen Orten nach „Korrespondenz aus dem Ausland“ zu suchen; man hätte auch einen Brief gefunden, den Schauer an sich genommen hätte. Die Gruppe, bei der Weißkopf war, soll sich nach seiner Aussage nicht an Zerstörungen im Hause von Mansteins beteiligt haben, das sei ein anderer Trupp gewesen.²⁴ Der Tatbeteiligte Richard Burckhardt, Parteimitglied (Pg) seit dem 1. Januar 1933 und von 1934 bis 1939 Ortsgruppenleiter in Würzburg-Keesburg, hatte angeblich von seiner Schwägerin erfahren, dass es zu Zerstörungen in den Wohnungen der Juden gekommen war, Schauer habe ihm erzählt, er sei dabei gewesen, habe ansonsten keine Namen genannt.²⁵ Georg Weißkopf, Pg seit dem 1. Mai 1933, gab zu, dass eine Gruppe unter Führung Schauers auch die Wohnung von Mansteins besucht hatte. „Auch da haben wir nach Korrespondenz aus dem Ausland gesucht. Es wurde auch ein Brief vorgefunden, den Schauer zu sich genommen hat.“ Dann sei man in einer Wirtschaft zusammen gesessen, als andere kamen und sagten, sie sollten aufpassen, damit nichts geplündert werde. Ein „Zerstörungstrupp“ sei in verschiedenen Wohnungen aktiv gewesen, auch in derjenigen von Mansteins. „Von der Wohnung Manstein aus, haben

sich Gruppen von Personen in die Hofmeisterstrasse begeben und ich bin diesen gefolgt. Die Zerstörungen in der Wohnung Manstein habe ich mir nicht angesehen, sondern bin direkt in die Hofmeisterstrasse, weil eben die betr. Personengruppe sich dorthin begeben hat.“ Dort wohnte der jüdische Kaufmann Sichel. *„In das Haus Sichel haben sich meiner Schätzung nach etwa 50 Personen begeben, die die Zerstörungen dort an der Wohnungseinrichtung durchgeführt haben.“* Weißkopf gab an, die Täter nicht gekannt zu haben.²⁶

In der Reichspogromnacht wurde von Manstein als Jude behandelt, dabei sagte noch 1948 der Zeuge Bernhard Schumm aus, dass von Manstein „an [und] für sich gar kein Jude war, sondern nur zum jüdischen Glauben übergewechselt ist.“²⁷ Nach Ansicht des Nationalsozialismus zählte nun einmal die propagierte Rassezugehörigkeit, nicht das Anhängen an eine Glaubensgemeinschaft. Im Verfahren vor dem Landgericht Würzburg standen 1949 insgesamt acht Angeklagte. Nur Schauer erhielt wegen Landfriedensbruchs und schweren Hausfriedensbruchs eine Haftstrafe von sechs Monaten, gegen alle anderen Angeklagten wurde das Verfahren eingestellt (z. B. gegen Weißkopf) oder sie wurden freigesprochen (z. B. Burckhardt). Das Gericht konnte die Vorgänge im Würzburger Stadtteil Keesburg nur bedingt aufklären.²⁸

War Manstein in der Sicht der Nationalsozialisten Jude?

Ernst von Manstein war Konvertit, nach der Lehre der Nationalsozialisten war aber ein Jude eine Person, die jüdische Vorfahren hatte, also zur sog. „jüdischen Rasse“ zählte. Nimmt man das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“

vom 7. April 1933, dann war von Manstein kein Jude. Im berühmten Kommentar zu den „Nürnberger Gesetzen“ schrieben aber Hans Globke und Wilhelm Stuckart, dass ein zum Judentum Konvertierter mit deutschem Blut „deutschblütig“ sei, dagegen wäre sein Enkelkind ein Jude: *„Danach gilt ein Großelternteil ohne weiteres als volljüdisch, wenn er der jüdischen Religionsgemeinschaft angehört hat. Auch ein voll deutschblütiger Großelternteil, der – etwa aus Anlaß seiner Verheiratung mit einem Juden – zur jüdischen Religionsgemeinschaft übergetreten ist, gilt daher für die rassische Einordnung seiner Enkel als volljüdisch. Ein Gegenbeweis ist nicht zugelassen.“*²⁹ Damit war eigentlich die „rassische“ Komponente der Bestimmung von „Juden“ durchbrochen. Galt das auch für Konvertiten?

Die Würzburger Gestapo tat sich schwer damit, Konvertiten „richtig“ einzuschätzen (s.u.). In Würzburg lebten in den 1930er Jahren außer den von Mansteins offenbar noch drei Frauen, die zum Judentum konvertiert waren und die einen jüdischen Mann geheiratet hatten. Alle diese Juden wurden bei der großen Volkszählung der Juden Anfang 1939 nicht als Juden erfasst, d.h., man sah sie offiziell nicht als Juden an. Folgerichtig werden sie im bekannten Handbuch Würzburger Juden von Strätz auch nicht mit einem eigenen Eintrag bedacht, vielmehr werden sie nur im Anschluss an den Artikel über ihren jeweiligen jüdischen Ehemann genannt – nur Ernst von Manstein bildet hier die Ausnahme.³⁰

Ob von Manstein Jude war oder nicht, darüber gibt es in seiner Gestapoakte einen Schriftwechsel. Das Einwohner- und Erfassungsamt der Stadt Würzburg stellte im März 1939, also wenige Monate nach der sog. Reichspogromnacht, fest, dass von Manstein und seine Frau aufs Amt geladen

wurden, wo sie einschlägige Urkunden vorlegten, die nach Meinung des Amtes den Nachweis ihrer beider „arischen“ Abstammung erbrachten. *„Auf die Frage, ob Manstein nun nicht wider von der jüdischen Religionsgemeinschaft austreten wolle, entgegnete dieser solches vorerst nicht zu tun. Er sei zwar Arier aber in Bezug auf die Konfession, gehöre er der jüdischen Religionsgemeinschaft an, d.h. er pflege die jüdischen rituellen Gebräuche.“* Das Amt stellte aber an die Gestapo folgende Fragen: *„Gilt von Manstein als Jude iS. der bisher erlassenen einschlägigen Gesetze? Muß Ernst von Manstein sich die zusätzliche Vornamensänderung „Israel“ zulegen? Benötigt von Manstein die Kennkarte? Wie steht es mit dem Wahlrecht?“* Die Frage war also, ob von Manstein den jüdenfeindlichen Diskriminierungen unterworfen werden sollte. Das Standesamt hatte keine Zweifel an der „deutschblütige[n] Abstammung“ der von Mansteins. *„Wenn sich dieselben konfessionell dem jüdischen Kult hingezogen fühlen, so ist das zwar mehr wie merkwürdig und dürfte sicher die Gestapo interessieren, aber irgendwelche rechtliche Auswirkungen bezüglich der blutsmäßigen Abstammung können auf Grund der gegebenen Gesetze (§ 5 u. 2 der 1. VO. zum Reichsbürgergesetz) aus der Zugehörigkeit eines Voll-Ariers zur jüdischen Religionsgemeinschaft nicht abgeleitet werden.“* Damit waren sie wie sog. Arier zu behandeln.³¹ Die eingeschaltete Gestapo Würzburg legte diese Frage ihrer vorgesetzten Stelle, dem Geheimen Staatspolizeiamt in Berlin (Gestapo), vor, wobei die Würzburger Gestapo sich darüber beschwerte, dass von Manstein *„die Frechheit“* besitze, *„bei Behörden und auf der Straße mit ‚Heil Hitler‘ zu grüßen,“* laut Gestapo würde das vermutlich unter der *„nationalsozialistischen Bevölkerung“* in *„absehbarer Zeit zu größeren Mißhelligkeiten“* führen.³² Das Gestapa

antwortete, von Manstein sei *„deutschblütig“* und deshalb von antijüdischen Maßnahmen nicht betroffen. Nur wegen seines fortgeschrittenen Alters verzichtete man auf die Verhängung der „Schutzhaft“ trotz seines herausfordernden Verhaltens; man sollte ihn aber vor weiteren Provokationen warnen, es sollte ihm auch ausdrücklich verboten werden, den „Deutschen Gruß“ zu zeigen oder die Reichsfarben. Die Gestapo teilte das von Manstein mit und ließ ihn die Verbote unterschreiben, ansonsten drohte sie ihm „Schutzhaft“ und ausdrücklich die Einweisung in ein Konzentrationslager an.³³ Die Gestapo machte den für die Wohnstraße von Mansteins zuständigen Ortsgruppenleiter der NSDAP ausdrücklich auf die Familie von Manstein aufmerksam und bat, ihn *„von den politischen Leitern der Ortsgruppe“* überwachen zu lassen.³⁴ Frau Barner betont dezidiert, dass die Gestapo und die NS-Verwaltung das Verhalten von Mansteins als Affront gegen die „Volksgemeinschafts“-Ideologie ansahen.³⁵

Gescheiterte Auswanderung

Angesichts der für Juden zunehmend schwieriger, ja aussichtsloser werdenden Situation in Deutschland dachte auch die Familie von Manstein über eine Auswanderung nach. Am 24. November 1939 beantragten von Manstein und seine Frau einen Reisepass für die Auswanderung. Die Gestapo hatte keine Bedenken dagegen. Aber ein Vierteljahr später schrieb die Gestapo an die Polizeidirektion – Paßstelle, dass die Auswanderung des „Juden“ (!) von Manstein *„z.Zt. aus staatspolizeilichen Gründen unerwünscht“* sei, man sollte keinen Reisepass ausstellen.³⁶ Was war geschehen? Aus einem einige Zeit später erstellten Vermerk der Gestapo lässt sich mit

großer Sicherheit entnehmen, dass es um die Kosten für die Verpflegung und Unterbringung von Frau von Manstein ging, die am 8. September 1939 in die Heil- und Pflegeanstalt Werneck verbracht worden war. Im April 1940 hatte die Gestapo nichts mehr gegen die Auswanderung, weil die Verpflegungs- und Unterhaltskosten für Frau von Manstein in der Höhe von 120 RM monatlich durch eine Rentenversicherung bis zu ihrem Lebensende gedeckt wurden.³⁷ Gleichzeitig stellte der zuständige Beamte der Gestapo gegenüber dem Oberfinanzpräsidenten fest, er sei zwar „deutschblütig“, sein Verhalten aber untragbar und für Deutschland herausfordernd, er habe sich damit außerhalb der „Volksgemeinschaft“ gestellt, deshalb werde er „nach seiner Auswanderung sofort Antrag auf Ausbürgerung und Einziehung seines im Inland befindlichen Vermögens beim Reichsführer-SS und Chef der Deutschen Polizei im Reichsministerium des Innern stellen. Dem Antrag wird aller Voraussicht nach stattgegeben werden. [Abs.] Aus diesen Gründen habe ich gegen die Zurückerstattung der Judenabgabe an von Manstein keine Bedenken, sofern die Zurückerstattung auf ein Sperrkonto bei einer Bank in Würzburg erfolgt, und dadurch nach der Auswanderung des von Manstein eine Sicherstellung dieses Geldes ohne Schwierigkeiten durchgeführt werden kann.“³⁸

Aus dieser Zeit gibt es eine Stelle in einem Brief der jüdischen Schriftstellerin Marianne Rein (geb. 1911, Ende November 1941 aus Würzburg Richtung Riga deportiert und dort verschollen) über einen Kammermusikabend mit Ernst von Manstein. Frau Rein schrieb am 4. Juli 1940 in einem Brief an Jacob Picard: „dieser baltische Baron, der mit seiner arischen Frau zum Judentum übergetreten ist, ein Siebziger, ein feiner, magerer, großer, stiller

Mann, lebt in den dürftigsten Verhältnissen, es hat etwas Herzerreissendes, das zu bedenken, da wurden Kirschen herumgereicht, wer weiß, ob der Mann sich sonst Kirschen kaufen kann.“³⁹

Austritt aus der jüdischen Kultusgemeinde

Baron von Manstein, der als „Arier“ eingestuft wurde, war weiterhin Mitglied der jüdischen Kultusgemeinde. Erst im Herbst 1942, als fast alle mainfränkischen Juden bereits deportiert worden waren, trat er aus ihr aus. Bis zum Jahresende 1940 hatte er seine Beiträge bezahlt – er fühlte sich ja als Jude. Aber am 23. Oktober 1942 stellte er, der seit Anfang 1892 Mitglied gewesen war, einen Antrag auf Austritt. In der Anlage seines Antrags schrieb er, seine ganze Familie sei „arisch“, er seiner Abstammung nach auch, aber aus „Rücksicht auf die durch die Familiengemeinschaft geschaffene Bindung“ wollte er sich „von der Gemeinschaft mit dem Judentum frei machen“, deshalb bat er um die Genehmigung seines Austritts.⁴⁰ Die Gestapo, die bei von Manstein noch ein Vermögen an Wertpapieren im Wert von 12.000 RM vermutete, hinzu kam eine monatliche Rente von 79 RM, stimmte dem Austritt zu, der gemäß § 1 der Dritten Verordnung zur Durchführung des Gesetzes über die Rechtsverhältnisse der jüdischen Kultusgemeinden vom 25. März 1942 erfolgte.⁴¹ Einen analogen Antrag stellte etwa gleichzeitig auch Regina Mannheimer, die auch zum Judentum konvertiert war, allerdings einen jüdischen Ehepartner hatte.⁴² Obwohl von Manstein offiziell als „Arier“ galt, war er solange wie möglich Mitglied der Reichsvereinigung gewesen und hatte seine Zugehörigkeit zu den Juden dokumentiert. Die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland verlor

angesichts der Deportationen zunehmend an Aufgaben, sie wurde schließlich im Juni 1943 mit der Verhaftung ihrer letzten Funktionäre aufgelöst.

Deportationen

Die Deportationen der mainfränkischen Juden begannen Ende November 1941 und endeten im Frühjahr 1943. Baron von Manstein wurde nicht deportiert, er stand auf keiner Liste der zu deportierenden Juden der Würzburger Gestapo. Im Internet berichtet dagegen Simon Greenbaum, dessen Familie aus Würzburg stammte, dass die Nationalsozialisten die Juden der Stadt zum „main square“, wohl den Marktplatz, befohlen hätten, von da aus wären sie zum Bahnhof marschiert. Baron von Manstein sei zum Platz gekommen, er hatte seinen Gebetsschal angelegt und Gebetsriemen (Tefilin) auf der Stirn und am Arm getragen. Die Nationalsozialisten hätten ihn zurückschicken wollen, da er kein Jude sei, aber er hätte standhaft betont, er wolle dorthin gehen, wohin die Juden gehen. Er sei dann mit den anderen Juden nach Theresienstadt gekommen und dort 1944 verstorben. Auf Initiative des Generalfeldmarschalls von Manstein sei sein Leichnam nach Würzburg transportiert worden.⁴³ Diese Aussagen sind allerdings alle unhaltbar, in den Gestapokarten zu den Judendeportationen ist darüber nichts zu finden, außerdem verstarb er in Würzburg (s.u.).⁴⁴

Beerdigung und Umbettung auf den jüdischen Friedhof

Frau von Manstein wurde 1939 psychisch krank, sie wurde in die Heil- und Pflegeanstalt Werneck eingewiesen, 1941 ist sie

verstorben. Baron von Manstein verstarb am 17. Januar 1944. Entgegen seinem Wunsch wurde er nicht auf dem jüdischen Friedhof begraben – für die Nationalsozialisten galt er ja nicht als Jude. *„Die Nazis machten sich eine beschämende Freude daraus, seinen Sarg mit einer Hakenkreuzflagge bedeckt, getragen von uniformierten SA-Männern, auf dem Hauptfriedhof zu Grabe zu bringen.“*⁴⁵ Seltsam bleibt, warum SA-Männer oder SS-Männer ihm die letzte Ehre gegeben haben sollen. Shlomo Mark, dessen Vater bei Baron von Manstein Schüler war, schrieb im Internet, dass dessen adoptierter Verwandter, Erich von Manstein, der zu dieser Zeit wegen unterschiedlicher Auffassung mit Hitler keine militärische Verwendung hatte, dies arrangiert hätte.⁴⁶ Dies ist sicher falsch, da der Generalfeldmarschall von Manstein erst am 30. März 1944, also lange nach dem Tod seines Verwandten, von Hitler entlassen worden war. Auch wenn er selbst keinen Einfluss ausgeübt hat, so ist doch anzunehmen, dass allein der Name von Manstein so symbolträchtig war, dass er ein besonderes Begräbnis erhielt. Ophir/Wiesemann gehen davon aus, dass es *„ein heidnisches Begräbnis“* war, veranstaltet von den Nationalsozialisten, *„um sich an ihm zu rächen“*, der Sarg sei mit NS-Fahnen bedeckt gewesen – von einer Begleitung durch SA oder SS schreiben sie aber nichts.⁴⁷

Eine andere Version gibt H. G. Adler, der eines der ersten Standardwerke zur Vernichtung der deutschen Juden verfasste; er beruft sich auf eine mündliche Mitteilung einer nicht genannten Person. Demnach wurde Baron von Manstein im Würzburger Juliusspital behandelt, in den Aufnahmepapieren durfte man nicht *„jüdisch“* eintragen, wenn er behandelt wer-

den sollte, also schrieb man „gottgläubig“, eine Bezeichnung, die viele aus der Kirche ausgetretene Anhänger des Regimes verwendeten. Nach seinem Tod wurde er folgerichtig auf dem nicht-jüdischen Friedhof beigesetzt. Adler schreibt übrigens nichts von einem Begräbnis mit NS-Ehren.⁴⁸ Der jüdische Friedhof war außerdem längst geschlossen, Würzburg war ja lt. NS-Jargon weitgehend „judenfrei“, was damals das Ziel der meisten Stadt- und Gemeindeverwaltungen gewesen war.

Die grundsätzliche Frage ist aber: Wurde von Manstein wirklich mit NS-Ehren beigesetzt und wer hat dies gegebenenfalls veranlasst? Eine zeitgenössische Quelle dafür gibt es nicht, der spätere Vorsitzende der jüdischen Kultusgemeinde Würzburg, David Schuster, beruft sich eher vage auf eine Konvertitin, deren Namen er nicht nennt.⁴⁹ Der gut informierte Amichai (vgl. den Anfang des Beitrags) wusste davon offenbar nichts. In den Würzburger Zeitungen wurde das Begräbnis nicht geschildert, was im Falle der von Schuster vermuteten Beteiligung der SA oder SS eher unwahrscheinlich oder ungewöhnlich zu nennen wäre. Lediglich in der Totentafel der Mainfränkischen Zeitung wurde seine Beerdigung am 21. Januar 1944 um 14.20 Uhr genannt. Die Mainfränkische Zeitung war die NS-Zeitung in Würzburg und 1944 als einzige Zeitung dort noch zugelassen. Als Beruf gibt die Zeitung „*ehem. Zeichenlehrer*“ an, als Adresse die Domerschulstraße 25, was für alle, die es wissen wollten, zeigte, dass es sich um einen Juden handelte, denn dieses Haus galt als sog. Judenhaus, in dem Juden konzentriert wurden.⁵⁰

Nach dem Krieg wurde darüber diskutiert, die Leiche von Mansteins auf den jüdischen Friedhof umzubetten. Den ers-

ten Vorstoß unternahm 1946 der letzte Rabbiner Würzburgs (von 1920–1939), Dr. Siegmund Hanover (1880–1964), der in den USA lebte; Hanovers Tochter Ruth war die Freundin Yehuda Amichais gewesen, in dessen zu Beginn des Beitrags genanntem Roman sie namentlich verfremdet eine Hauptrolle spielt. Aber erst im Jahre 1959 wurde der Fall wirklich konkret. Dr. Harry Maor (1914–1982), der über die Wiederanfänge der jüdischen Gemeinden in Deutschland nach 1945 promovierte, forderte vom Zentralrat der Juden, dass von Manstein, den er als „Märtyrer“ betrachtete, auf den jüdischen Friedhof umgebettet werde. Auch die jüdische Gemeinde Würzburg wurde von ihm kontaktiert. Maor war ungehalten darüber, dass sich die Angelegenheit hinzog und dass als bürokratisch eingeschätzte Hürden zu überwinden waren. In Würzburg ging schließlich David Schuster, der erste Vorsitzende der jüdischen Gemeinde, der Sache nach. Da für das Grab 15 Jahre lang keine Gebühren gezahlt worden waren, stimmte die Stadtverwaltung von Würzburg letztendlich der Umbettung zu. Mit Erlaubnis des Rabbi Dr. Lichtigfeld (1894–1967), der von 1954 bis 1967 Landesrabbiner von Hessen war und der lt. Herrn Maor den Baron von Manstein gekannt haben soll, erfüllte die jüdische Gemeinde Würzburg den letzten Wunsch von Mansteins und ließ ihn am 22. Mai 1960 auf den jüdischen Friedhof umbetten, und zwar neben seine vor ihm verstorbene Ehefrau. Die Zeremonie wurde von Dr. Lichtigfeld vollzogen.⁵¹ Am Rande sei erwähnt, dass Maor in einem Brief vorgeschlagen hatte, von Manstein „*in der Ostzone beerdigen [zu] lassen (mit Sowjetfahnen diesmal und Ulbricht am offenen Grab)*“, er selbst be-

zeichnete diesen Vorschlag als „zugegeben maliziöse ‚Drohung‘“.⁵²

Baron Ernst von Manstein, der sich selbst als Jude ansah und 50 Jahre Mitglied der jüdischen Kultusgemeinde gewesen war, wurde damit 16 Jahre nach seinem Tod doch noch seinem Wunsch entsprechend auf dem jüdischen Friedhof zur letzten Ruhe gebettet. Wer wie von Manstein von der jüdischen Kultusgemeinde nach seiner Konversion anerkannt wird, gilt heute rechtlich als Jude – dass die Nationalsozialisten dies anders sahen, rettete ihn sicherlich 1942/1943 vor der Deportation in den Osten.

Dr. Herbert Schott wurde über ein Thema zur Geschichte Würzburgs im 18. Jahrhundert promoviert. Von 1991 bis 2004 war er Sachbearbeiter am Staatsarchiv Würzburg, seit 2005 ist er stellvertretender Leiter des Staatsarchivs Nürnberg. Sein Interesse gilt nicht zuletzt der Zeitgeschichte, insbesondere auch der Verfolgung der Juden in Franken. Seine Anschrift: c/o Staatsarchiv Nürnberg, Archivstraße 17, 90408 Nürnberg, E-Mail-Adresse: herbert.schott@stanu.bayern.de.

Anmerkungen:

- 1 Amichai, Jehuda: Nicht von jetzt, nicht von hier. Roman. München– Zürich 1992, hier S. 331.
- 2 Zu Amichai vgl. Eichmeier, Renate/Raim, Edith (Hrsg.): Zwischen Krieg und Liebe. Der Dichter Jehuda Amichai. Berlin 2010.
- 3 Genealogisches Handbuch des Adels. Adelige Häuser A Band IX. Limburg a.d.Lahn 1969, S. 231–242 (Familie von Manstein), hier S. 242 (Ernst von Manstein).
- 4 Genealogisches Handbuch (wie Anm. 3), S. 231. Dagegen spricht Steidle von einer „*thüringischen Adelsfamilie*“. Vgl. Steidle, Hans: Jakob Stoll und die Israelitische Lehrerbildungsanstalt – eine Spurensuche. Würzburg 2003, S. 96–98 (betr. von Manstein), hier S. 96.
- 5 Genealogisches Handbuch (wie Anm. 3), S. 242. Das Handbuch kennt kein Geburtsdatum, gibt das Sterbejahr aber mit 1943 an. Steidle nennt als Lebensdaten dagegen 1850–1941; Steidle: Jakob Stoll (wie Anm. 4), S. 97. Das Todesjahr von Frau von Manstein wird durch dessen Gestapoakte (s.u.) bestätigt.
- 6 Schreiben des Einwohner- und Erfassungsamtes Würzburg, 24.03.1939, in Staatsarchiv Würzburg (StAW), Gestapo 6908.
- 7 Steidle: Jakob Stoll (wie Anm. 4), S. 97. Leider nennt Steidle keine Quelle für seine Aussagen.
- 8 Lida Barner schrieb dem Autor am 11.04.2012, sie habe bisher „*weder eine Uebertrittsurkunde*

noch Einträge in Kirchenbüchern gefunden, die seine Religionszugehörigkeit vor dem Uebertritt oder das genaue Datum des Uebertritts belegen.“ Frau Barner hat ihre Studien in folgender Arbeit niedergelegt: Members of the ‚Volksgemeinschaft‘. About Nazi Policy towards Converts to Judaism. M.A. Dissertation UCL. Ungedrucktes Manuskript, ca. 2011; Frau Barner stellte freundlicherweise dem Verfasser eine Datei ihrer Arbeit zur Verfügung. Auf S. 14 schreibt sie lediglich: „*Ernst and his wife had converted in 1892 for religious reasons.*“

- 9 Polizeidirektion Würzburg an das Finanzamt Würzburg, 24.11.1939; StAW, Gestapo 6908. Zu Konvertiten vgl. grundsätzlich die Arbeit von Frau Barner: Members (wie Anm. 8).
- 10 Steidle: Jakob Stoll (wie Anm. 4), S. 96f.
- 11 Vgl. Schuster, David: Baron Ernst von Manstein, the Ger Tesek of Würzburg, in: Ottensoffer, Max/Roberg, Alex (Hrsg.): ILBA Israelitische Lehrerbildungsanstalt Würzburg, 1864–1938. Huntington Woods 1982, S. 134–138; hier S. 135. Der Text ist weitgehend identisch mit folgendem Beitrag: Schuster, David: Der Tod des ehemaligen Generalfeldmarschalls von Manstein bringt den Ger Zedek von Würzburg, Baron Ernst von Manstein, wieder in Erinnerung, in: Nachrichten für die jüdischen Bürger der israelitischen Kultusgemeinde Fürth, Sept. 1973, S. 28–30. Die Beschnei-

- dung wird auch erwähnt in einem Schreiben der Gestapo Würzburg an das Gestapo in Berlin, 3.05.1939; StAW, Gestapo 6908.
- 12 Schreiben von Harry Maor, Frankfurt a.M., an den Zentralrat der Juden in Deutschland, 17.07.1959; Stadtarchiv Stuttgart, Bestand 1026 Israelitische Religionsgemeinschaft, 206. Eine Abschrift des Briefes wurde dem Verf. freundlicherweise von Frau Lida Barner zur Verfügung gestellt.
 - 13 Gedicht „To a convert“, in: Amichai, Yehuda: *Selected Poems*. Ed. Ted Hughes und Daniel Weisbort. London 2000, S. 8. Das Gedicht handelt von der Beschneidung.
 - 14 Vgl. www.zeevgalili.com/english/2009/03the-uncle-of-the-nazi-general-von-manstein-who-convert-to-judaism, die Seite wurde am 12. 10. 2012 besucht. Das dort abgedruckte Gedicht heißt „To the True-Convert“.
 - 15 T.E.: Die Rede Himmlers vor den Gauleitern am 3. August 1944, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 1 (1953), S. 357–394, hier S. 372: „*Er heißt ja Lewinski, nicht Manstein, im Ernst, er ist ein geborener von Lewinski und hat erst später den Namen von Manstein angenommen.*“ Der Herausgeber der Rede kürzt sich mit „T.E.“ ab, die Abkürzung wird nicht aufgelöst. Vgl. *Genealogisches Handbuch* (wie Anm. 3), S. 234.
 - 16 Steidle: Jakob Stoll (wie Anm. 4), S. 97.
 - 17 Dies schreibt Rachel Ben Gedalia. Sein Vater, Yehuda Friedman, war ein Schüler von Mansteins. Rabbi Zako Grunwald sagte, dass seine Eltern eines von von Mansteins Gemälden zur Hochzeit bekommen haben, es ist im Internet abgebildet: www.zeevgalili.com/english/2009/03the-uncle-of-the-nazi-general-von-manstein-who-convert-to-judaism. Die Seite wurde am 12.10.2012 besucht.
 - 18 Flade, Roland: Ein Bild kehrt aus der Fremde zurück, in: *Main Post* 28.04.1995. Vgl. auch: Kern, Josef: Ein Zeichen der Heimatverbundenheit, in: *Fränkisches Volksblatt* 28.04.1995. Das Bild ist in beiden Zeitungs Ausgaben abgebildet, Flade veröffentlichte auch ein Photo von Mansteins. *Freundl. Hinweis* von Frau Wolf, Stadtarchiv Würzburg, 2013.
 - 19 Harry Maor an den Zentralrat der Juden in Deutschland, 17.07.1959 (wie Anm. 12).
 - 20 Urteil des Landgerichts Würzburg vom 11.11. 1949. StAW, Staatsanwaltschaft Würzburg 428, fol. 192ff., Zitate fol. 198f.
 - 21 Ebd., hier fol. 192ff. (Urteil), Zitate fol. 195.
 - 22 Aussage des Aquilin Schauer am 23.06.1948; StAW, Staatsanwaltschaft Würzburg 428, fol. 69v.
 - 23 Aussage des Zeugen Bernhard Schumm, 14.04.1948; StAW, Staatsanwaltschaft Würzburg 428, fol. 63v.
 - 24 Aussage des Georg Weißkopf, 27.09.1948; StAW, Staatsanwaltschaft Würzburg 428, fol. 89–90, Zitat fol. 89v.
 - 25 Aussage des Richard Burckhardt, 12.07.1948; StAW, Staatsanwaltschaft Würzburg 428, fol. 74–75.
 - 26 Aussage des Georg Weißkopf, 27.09.1948; StAW, Staatsanwaltschaft Würzburg 428, fol. 89–90v, Zitate fol. 89v u. 90.
 - 27 Aussage des Zeugen Bernhard Schumm, 14.04.1948; StAW, Staatsanwaltschaft Würzburg 428, fol. 63v.
 - 28 Ebd., fol. 192–213 (Urteil).
 - 29 Stuckart, Wilhelm/Globke, Hans: *Kommentare zur deutschen Rassengesetzgebung* Bd. 1: *Reichsbürgergesetz, Blutschutzgesetz, Erbsundheitsgesetz*. München–Berlin 1936, hier S. 64 (die beiden Worte „*jüdischen Religionsgemeinschaft*“ sind im Original fett gedruckt).
 - 30 Strätz, Reiner: *Biographisches Handbuch. Würzburger Juden 1900–1945*. Zwei Teilbände (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Würzburg IV 1–2). Würzburg 1989. Es handelt sich um Regina Mannheimer (Band I, S. 371), Emma Schafheimer (Band II, S. 504) und Magdalena Strauß (Band II, S. 610f.). Die genannten Personen sowie von Manstein fehlen in der Judenkartei der Volkszählung 1939; freundliche Auskunft von Robert Bierschneider, Staatsarchiv München, am 19.10. 2012. Das Schicksal dieser Konvertiten ist dargestellt in der Arbeit von Barner: *Members* (wie Anm. 8).
 - 31 Schreiben des Standesamts, 30.03.1939, in StAW, Gestapo 6908.
 - 32 Gestapo Würzburg an das Gestapo, 03.05. 1939, in StAW, Gestapo 6908. Das Schreiben ist von Michael Völkl, dem bei der Gestapo für Judenangelegenheiten zuständigen Beamten, unterzeichnet.
 - 33 Schreiben des Gestapo an die Gestapo Würzburg, 13.07.1939, und die von von Manstein unterzeichnete Erklärung vom 19. 07.1939 in StAW, Gestapo 6908.
 - 34 Gestapo Würzburg an die Kreisleitung der NSDAP, 21.07.1939, in StAW, Gestapo 6908.

- 35 Vgl. Barner: Members (wie Anm. 8), S. 26ff.
- 36 Polizeidirektion – Paßstelle, 24.11.1939, und Schreiben der Gestapo an diese, 30.11.1939 bzw. 23.02.1940 (Zitat), in StAW, Gestapo 6908.
- 37 Vermerk der Gestapo Würzburg, 17.04.1940. Baron von Manstein hatte am 3. April um eine Auswanderungsgenehmigung nach Palästina ersucht, da ihm die Vorbereitung schon viel Geld gekostet habe. StAW, Gestapo 6908.
- 38 Gestapo Würzburg an den Oberfinanzpräsidenten, 19.04.1940, in StAW, Gestapo 6908.
- 39 Zitiert bei Raim, Edith: „Marianne Rein – Eine vergessene jüdische Dichterin aus Würzburg“, in: Mainfränkisches Jahrbuch 59 (2007), S. 335–375, hier S. 353. Frau Rein fertigte eine Skizze zu diesem Kammermusikabend an, auf der auch von Manstein mit Geige skizziert ist; ebd., S. 354. Frau Rein hatte vergeblich versucht, noch auszuwandern.
- 40 Distriktsstelle Bayern der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland an die Gestapo, eingegangen am 10.11.1942; die Anlage ist nicht datiert und nicht unterschrieben. StAW, Gestapo 6908.
- 41 Vermerk der Gestapo Würzburg, 07.12.1942, in StAW, Gestapo 6908. Die Verordnung besagte, dass das Reichsinnenministerium bzw. von ihm benannte Stellen, hier also die Gestapo, dem Austritt zustimmen musste. Seit dem 01.04.1938 waren die jüdischen Kultusgemeinden keine Körperschaften des öffentlichen Rechts mehr, sondern nur noch Vereine.
- 42 Vgl. StAW, Gestapo 6903. Frau Mannheimer war seit 1924 Mitglied der jüdischen Kultusgemeinde Giebelstadt, dann Würzburg gewesen. Bei ihrem Antrag ist eine ähnliche Anlage wie bei von Manstein vorhanden, aber in diesem Fall unterschrieben und datiert.
- 43 Vgl. www.zeevgalili.com/english/2009/03the-uncle-of-the-nazi-general-von-manstein-who-convert-to-judaism, abgedruckt im Abschnitt „died in the name of god’s sanctity“.
- 44 Vgl. Theresienstädter Gedenkbuch. Prag 2000. Im Gedenkbuch findet man keinen Eintrag zu Baron von Manstein.
- 45 Steidle: Jakob Stoll (wie Anm. 4), S. 98; so ähnlich wird die Beerdigung immer wieder geschildert. Vgl. z. B. Schuster: Baron Ernst von Manstein (wie Anm. 11), S. 137.
- 46 Vgl. www.zeevgalili.com/english/2009/03the-uncle-of-the-nazi-general-von-manstein-who-convert-to-judaism.
- 47 Ophir, Baruch Z./Wiesemann, Falk (Hrsg.): Die jüdischen Gemeinden in Bayern 1918–1945. München–Wien 1979, S. 448.
- 48 Adler, H.G.: Der verwaltete Mensch. Studien zur Deportation der Juden aus Deutschland. Tübingen 1974, hier S. 293.
- 49 Schuster: Baron Ernst von Manstein (wie Anm. 11), S. 137.
- 50 Mainfränkische Zeitung 20.01.1944; freundl. Auskunft von Frau Wolf, Stadtarchiv Würzburg, 2013.
- 51 Schuster: Baron Ernst von Manstein (wie Anm. 11), S. 137.
- 52 Harry Maor an Landesrabbiner Dr. Fritz Elieser Bloch (1903–1979), 01.02.1960; Maor erwähnt diesen Vorschlag, den er offenbar an Dr. Lichtigfeld geschickt hatte. Das Schreiben findet sich im Stadtarchiv Stuttgart, Bestand 1026 Israelitische Kultusgemeinschaft 206. Eine Abschrift wurde dem Verf. freundlicherweise von Frau Barner zur Verfügung gestellt. Bloch war seit 1953 Landesrabbiner von Württemberg-Hohenzollern in Stuttgart.

Was macht Franken zur Region?

„Europa der Regionen“ ist ein in letzter Zeit häufig zu hörender Begriff. In seinem Beitrag, den unser Zweiter Bundesvorsitzender als Diskussionsgrundlage bei der letzten Bundesbeiratstagung des FRANKENBUNDES in Grünsfeld zu Gehör brachte, geht er der Frage nach, ob und wie sich Franken über die Jahrhunderte zu einer Region zu formen vermochte und was letztlich unser fränkisches Land denn überhaupt zu einer Region macht.

Den Globus teilen sich großenteils Nationalstaaten. Auch in Europa ist die seit dem 18. Jahrhundert wirksame Idee der Nation wichtiger geblieben, als es nach dem Zweiten Weltkrieg schien. Das wurde vor zwei Jahrzehnten beim Ende der Sowjetunion und im Zerfall Jugoslawiens drastisch sichtbar, das zeigt in diesen Tagen die Ukraine-Krise, und es wird in der Europäischen Union immer wieder bewusst, wenn das Projekt ‚Europa‘ auf die Räson der Staaten stößt. Nicht zuletzt bei den Deutschen, die erst spät, 1871, zu einem Nationalstaat gelangten, sich umso mehr mit ihm identifizierten, bis sie nach seinem Gewaltexzess unter Hitler, dem Absturz und Teilung folgten, nur mehr ein verhaltenes Nationalbewusstsein wagten – und nun, nach Aufstieg und unerwarteter Wiedervereinigung, sich zunehmend in neuem nationalen Selbstbewusstsein gefallen.

Da der Nationalstaat sichtlich bedeutsam bleibt, muss er, das lehren die Kriege des 20. Jahrhunderts, begrenzt werden: Nicht nur, indem er Souveränität ‚nach oben‘, an Europa, abgibt und mit der wirt-

schaftlichen auch eine politische und kulturelle Integration in Gleichtakt bringt, sondern auch durch Kompetenzenverlagerung ‚nach unten‘. Es gilt die regionale Ebene zu stärken, wo die staatliche Ordnungs- und Leistungsrolle den Bedürfnissen der Gesellschaft am nächsten kommen kann. Doch was ist eine Region – und was charakterisiert in dieser Kategorie Franken?

1. Ein offener Begriff

Aus historisch-politischer Sicht gilt als Region ein Raum, in dem die Bevölkerung, durch wichtige Traditionen, Sinnorientierungen und Handlungsfelder verbunden, bewusst in einem inneren Zusammenhang lebt und sich nach außen abgrenzt, also wesentliche Gemeinsamkeiten hat. Solche Räume gibt es nun freilich in allen Epochen, in allen Kulturen und in allen Größen, mit höchst verschiedenen Integrationsselementen. Kleine Gebiete gleichen Dialekts werden ebenso Regionen genannt wie Großräume, in denen etwa die westliche Demokratie oder die arabische Kultur über viele Unterschiede hinweg fundamental verbinden. Alle wesentlichen Faktoren menschlichen Zusammenlebens, reale wie mentale, können eine Region bilden; ihre Reichweite und ihre Stärke bestimmen deren Größe und Dichte.

Zum Beispiel bildeten im Europa der Frühen Neuzeit die Konfessionen erstrangige Regionen, indem sie über die Kultur hinaus die gesamte Lebenswelt durchdrangen, Selbstbild und Fremdwahrnehmung bestimmten und Politik lenkten. Sie prägten eine ganze Epoche zum Konfessionellen

Zeitalter. Dagegen hat heute nicht nur eine breite Mobilität die geschlossenen Konfessionslandschaften weitgehend aufgelöst, sondern eine säkularisierte Gesellschaft generell dem religiösen Bekenntnis jede regionsbildende Leitfunktion genommen. Welcher Gemeinsamkeit eine solche Funktion zukommt, hängt, das ist evident, vom Blick des Betrachters ab, also vom Erkenntnisinteresse. Auch im Konfessionellen Zeitalter wird man ja nach Wirtschaftsregionen oder Räumen politischer Kultur und ihrem Verhältnis zu den Konfessionslandschaften fragen. Region ist keine allgemein definierbare Kategorie, sondern gewissermaßen ein Passepartout-Begriff: Es gibt nicht *die* Region, sondern nur Räume, die unter einer bestimmten Perspektive kohärent sind, einen offenkundigen inneren Zusammenhang besitzen.

Daher kann die folgende Erörterung durchaus von der Annahme ausgehen, Franken sei eine Region. Das behauptet ja nicht nur der Frankenbund, der durch ihre Geschichte und Gegenwart existiert; gewichtiger ist, dass im Selbstverständnis vieler Bewohner unseres Raumes eine fränkische Identität, wie sie auch aussehen mag, ihre nicht geringe Rolle spielt.

2. Franken Grundstruktur entsteht: Vielfalt

Werden wir konkret. Franken bildet, allgemein gesagt, einen Siedlungsraum in der Mitte Deutschlands, der vor eineinhalbtausend Jahren durch Herrschaft entstanden ist und für Bewohner gewisse Gemeinsamkeiten geschaffen hat, aber die längste Zeit auch herrschaftlich, kulturell und wirtschaftlich-sozial geteilt war, bis er schließlich zum wesentlichen Teil von außen vereinigt wurde. Es ist also – das kann schon gesagt werden – kein eindeutiger Raum.

Der Anfang liegt im Frühmittelalter. Seit dem 6. Jahrhundert wurde die keltisch-germanische Mischbevölkerung im Raum um Main und Altmühl von Westen her, aus dem Frankenreich jenseits des Rheins, als Kolonie herrschaftlich überschichtet und dann diesem Reich eingefügt. Die Quellen nennen den Raum denn auch „*Francia orientalis*“, Ostfranken, allmählich dann nur mehr Franken. Sein Kern lag am Maindreieck, wo der Bischof von Würzburg auch weltlicher Herr war. Dieser Bereich vor allem wird bis in die Frühe Neuzeit als ‚Franken‘ bezeichnet, obwohl die Grenzen längst über die Regnitz an den bayerischen Nordgau und mainaufwärts ins Slawengebiet vorgeschoben waren, also der bis heute als fränkisch geltende Raum im Wesentlichen feststand.

Bereits im Hochmittelalter entschied sich ein für die Struktur Frankens bis in die neueste Zeit bestimmender Grundzug, die Vielfalt. Denn zum einen war das Gebiet geographisch relativ offen, fast ohne abschließende natürliche Grenzen, sowie ethnisch gemischt, also von keinem germanischen ‚Stamm‘ bewohnt. Zweitens konkurrierten mehrere Herren miteinander, die Bischöfe von Würzburg, Eichstätt, Bamberg und mächtige Adelsgeschlechter, voran die Schweinfurter und die Meranier. Drittens besaß der König starken Einfluss. In dieser königsnahen, herrschaftlich geteilten und gemischt bevölkerten Region kam es, anders als in Bayern, Schwaben, Sachsen, zu keinem Stammesherzogtum. Der Herzogstitel, den der Würzburger Bischof im Spätmittelalter gewann, galt faktisch kaum über sein Hochstift hinaus.

Daher bildete sich kein zentrales Fürstentum aus, so dass später auch kein fränkischer Staat entstand. Bayern hingegen, ein konträrer Fall, wurde aus dem mächtigen Stammesherzogtum – nach einer Schwächezeit der Teilungen – zu einem

zwar verkleinerten, aber starken Herzogtum und dann zum frühmodernen, innerlich geschlossenen Kurbayern, das im Reich Gewicht hatte und seine Bevölkerung durchgreifend und eindeutig prägte.

In Franken spielte sich der allgemeine Herrschaftsausbau, welcher seit dem 14. Jahrhundert überall stattfand, parallel in den drei geistlichen Fürstentümern, den erstarkenden Markgraftümern Ansbach und Bayreuth und dem mit der Geldwirtschaft aufstrebenden Nürnberg ab. In ihnen verdichtete sich die mittelalterliche Herrschaft durch neue Instrumente – Römisches Recht, Beamte, Finanzwesen – zur Staatlichkeit mit Regierung und Verwaltung. Auch der Zugriff auf die Untertanen, so sehr diese rechtlich, materiell und symbolisch abgestuft waren, verstärkte sich insgesamt wesentlich. Das feudale Zeitalter mit Fürstenmacht und Ständegesellschaft verlief hier nicht in einem großen Rahmen mit einem Zentrum, sondern verteilte sich auf eine Reihe mittlerer und viele kleine Räume unterschiedlicher Art.

Natürlich gab es gemeinsame Grundzüge: Die außerhalb der großen Städte beherrschende Agrarwirtschaft und reichsweit wirksame Handwerksregeln, die großräumige Adelskultur, das Netz des mit der Geldwirtschaft aufsteigenden Bürgertums und überall gültige Umgangsmuster der einfachen Leute. Aber herrschaftlich und damit auch gesellschaftlich war Franken ein halbes Jahrtausend lang zersplittert. Überdies wurde es strukturell zunehmend unterschiedlich: Es entstand ein Entwicklungsgefälle von Fürstentümern mit frühmoderner Staatlichkeit oder dem frühkapitalistischen Nürnberg bis zu den nahezu archaischen Personenverbänden der Ritterkantone.

Dennoch, auch in diesem so verschiedenen Raum gab es offenbar eine überterrito-

riale Identität. Zumindest bei den herausragenden Gruppen, die an der Schriftkultur teilhatten und/oder die in andere Gebiete reisten wie Kaufleute, Gelehrte, Studenten, entfaltete sich ein gewisses Wir-Gefühl, das nicht zuletzt durch ihr Außenbild belegt ist. In der Fremde, etwa am Fondaco dei Tedeschi in Venedig oder an der Universität Paris, wurden Personen aus dem Fränkischen durchaus als Franken wahrgenommen, ob sie aus dem Hochstift Würzburg, der Grafschaft Castell, der Reichsstadt Schweinfurt oder dem Ritterkanton Gebirg kamen.

3. In der Territorienwelt des Alten Reiches: gestufte Horizonte

In diese Gemeinsamkeit schnitt seit dem 16. Jahrhundert die Glaubensspaltung tief ein. Reformation und Gegenreformation teilten unseren Raum so, dass er schließlich je zur Hälfte in den europäischen Großräumen der katholischen und der lutherischen Konfessionskultur lag. Jede forderte – wie erwähnt – eine die Lebenswelt umfassende Geltung. Beider Trennlinie lief, vielfältig verschlungen, mitten durch Franken.

Wenn ein übergreifendes fränkisches Bewusstsein in dieser Polarisierung dennoch nicht unterging, lag das primär an einem neuen politischen Rahmen. Eine Reichsreform um 1500, die angesichts des Erstarkens der Landesherren das Reich besonders für Landfrieden, Reichsexekution und Steuererhebung wieder kräftigen sollte, fasste die Territorien in zehn Reichskreisen zusammen. Vor allem die Kreise im kleinteiligen Süden und Westen des Reiches gewannen eine nicht geringe Ausgleichs- und Ordnungsrolle, am aktivsten der Fränkische Kreis. In einem vielherrigen und konfessionell gespaltenen, deshalb besonders kooperationsbedürftigen Raum war er bis in das späte 18. Jahrhundert von

sichtlicher Wirkung für öffentliche Sicherheit, Kriegswesen, Verkehr und Wirtschaft. Das trug wesentlich dazu bei, dass Franken als Horizont weiterlebte.

Zugleich förderte dieser Kreis, wo Reichskirche und Reichsstädte Gewicht hatten und daher Kaiser und Reich in Institutionen und Symbolen gegenwärtig waren, das Reichsbewusstsein; ja, hier blühte, je mehr das Reich im 18. Jahrhundert von den großen Fürstenstaaten geschwächt wurde, ein Reichspatriotismus wie in wenigen Regionen. Kaisertreue und Reichsgeist lebte besonders die über unseren Raum verstreute freie Ritterschaft Landes zu Franken. In den fünf Kantonen ihrer neben dem Reichskreis gebildeten Korporation verkörperte sie eine überkonfessionelle Gemeinsamkeit der Region und deren Funktion im Reich.

Allerdings fand man einen solchen Franken umgreifenden, im Reichsbewusstsein gründenden Gesichtskreis vorwiegend in den höheren Ständen, denen Bildung, Beruf, Umgang einen weiteren Blick gaben. Zwar wussten wohl auch die einfachen Leute vom Kaiser; manche suchten gar in Konflikten mit ihren Herren Recht am Reichshofrat in Wien. Aber gewöhnlich zog ihren politischen Horizont der Landesherr – ob Bamberger Fürstbischof, Ansbacher Markgraf oder Nürnberger Rat. Dieser christlichen Obrigkeit, diesem Landesvater, der Gottvater vertrat, waren sie mannigfach untertan. Er verfügte mit Gebot, Verbot und Dienst- wie Steuerzwang über sie, er gab Schutz und Fürsorge, er verbürgte für die Seelen den rechten Glauben. Das prägte die mentale Landkarte der einfachen Leute nachhaltig: Der fränkische Raum teilte sich in territoriale Gesellschaften, mit der eigenen im Zentrum.

Dieses Bild war freilich unscharf. Denn in dem für Franken typischen ‚territorium

non clausum‘ überlagerten sich die Herrschaftsrechte häufig in Grenzsäumen und Enklaven. Sie galten nicht im ganzen Territorium gleichmäßig, sondern fächerten sich vor allem an den Rändern auf; nicht wenige Menschen waren so Untertanen von zwei oder noch mehr Herren mit unterschiedlichen Ansprüchen. Das konnte in deren Streit ziehen, aber machte zugleich beweglich und vorteilsbewusst.

In gleichem Sinne wirkte für viele bauerliche Untertanen eine geteilte Abhängigkeit auch auf der untersten Ebene, wenn Grundherrschaft und Dorfherrschaft nicht zusammenfielen. Die Grundherrschaft war für die agrarische Lebenswelt zentral, weil vor allem sie in Arbeit und Auskommen einwirkte, Abgaben und Dienste forderte und Untertänigkeit direkt erfahren ließ. Wo es mehrere Grundherren im Dorf gab, trennte diese Beziehung auch Nachbarn. Dagegen orientierte die Ortsherrschaft, die meist beim größten Grundherrn lag, als unmittelbare Obrigkeit alle Hausväter gleichermaßen auf sich. Neben ihr und mit ihr verbunden schuf die Pfarrei, die Weltbild, Daseinssinn und das ewige Heil vermittelte, lokale Gemeinschaft; deren besonderer Rang in einer christlichen Gesellschaft war in der Kirche augenfällig. Daneben regelte die Dorfgemeinschaft der Hausväter Arbeitsabläufe in Feld und Wald, gab Beistand und trug Geselligkeit und Brauch. Für die große Mehrheit der Bevölkerung bildeten diese drei Ordnungsrahmen den engsten Horizont, den Kreis der „alltäglichen Regionalisierung“. In ihrem Denken, Fühlen und Handeln spielte der Lokalismus eine zentrale Rolle.

So lebten die Menschen in sich überlagernden Horizonten – lokale Umwelt, Territorium, Franken, das Reich –, die freilich je nach Stand unterschiedliches Gewicht hatten. Es war eine gestufte, durchschich-

rete, vieldeutige Struktur, allenthalben konfliktträchtig und doch durch Macht und Gewohnheit so verfestigt, dass sie in relativ stabile Orientierungen band.

4. In Bayern: Staatsintegration und fränkische Solidarität

Im Umbruch Deutschlands durch Napoleon ging diese Welt jäh unter. Mit dem Ende des Alten Reiches 1806 versank dessen Herrschafts- und Rechtsordnung. Bereits ab 1802 wurden die Territorien nach den Zufällen der Machtpolitik überwiegend von Bayern, das zum Königreich aufstieg, mediatisiert. Damit legte sich ein seit langem straffer, nun von Montgelas stürmisch modernisierter Staat über den fränkischen Raum – mit *einem* Herrscher und zentralistischer Einheitsverwaltung, mit klaren Grenzen und rational über die territoriale Vielfalt gelegten Kreisen. Seine aufgeklärte Bürokratie griff tief in die herkömmlichen Lebenswelten. Zwar behielten bis 1848 durch einen Überhang feudaler Rechte, zu denen die Grundherrschaft gehörte, gerade im Adelsland Franken noch zahlreiche Zellen der alten Verfassung unter der Staatsdecke eine gewisse Geltung. Aber wesentliche Vereinheitlichungsmittel wurden vom Montgelas-Regiment allen Einwohnern oktroyiert: neue Grundsätze von Verwaltung und Justiz, landesweite Veränderungen in Wirtschaftsverfassung, Sozialleben und Religionsstil sowie die planvolle Prägung durch Schule, Armee und politische Feste. Eine Flut von Reformen und ein massiver Integrationsdruck, die sich gegenseitig bedingten, sollten die territorialen Gesellschaften zu einem bayerischen Staatsvolk verschmelzen.

Dagegen suchten viele auf vertrauten Zuständen und Vorstellungen zu beharren, manchmal bis zur Renitenz. So behielt, als

auf der untersten Ebene aus Steuerdistrikten politische Gemeinden errichtet wurden, die Pfarrei im religiös durchtränkten Alltag der einfachen Leute oft noch lange Priorität. Ebenso wirkten die alten Horizonte der untergegangenen Territorien für die Orientierung und im Umgang bis in die höheren Schichten weit in das 19., ja 20. Jahrhundert nach. Noch heute erinnern etwa in Oberfranken sprachliche Färbung, die Radien von Heiratskreisen und die Bipolarität der Wirtschaft an die beiden Fürstentümer Bamberg und Bayreuth.

Auch der vom Reichskreis gezogene gesamtfränkische Horizont wurde durch Bayern mit seinen Kreisen/Regierungsbezirken Oberfranken, Mittelfranken, Unterfranken nicht durchweg verdrängt. Schon die Sprache erinnert sowohl an seinen über Bayern hinausreichenden Teil, der an Baden, Hessen und Thüringen gefallen ist, als auch an die mainzische Vergangenheit des Fürstentums Aschaffenburg, das ihm nie angehört hat.

Seit den 1820er Jahren wurde die Rückorientierung in vorbayerische Verhältnisse schwächer. Das rationalistische Montgelas-Regiment war beendet, König Ludwig I. ließ Zeichen und Riten, an denen das Volk hing, wieder zu oder förderte sie sogar, und auch das Neue wurde allmählich gewohnt. Dennoch blieb Franken bewusst, ja gewann mehr Bedeutung denn je – gerade durch Bayern. Da der König zunehmend autoritär, hochkonservativ und einseitig prokatholisch regierte, sah ein fortschrittsbewusstes Bürgertum in den fränkischen Städten politische Mitbestimmung und Bürgerrechte bedroht, welche ihnen die Verfassung 1818 gewährt hatte. Das löste eine latente, vereinzelt wie 1832 in Gaibach schon offene Widerständigkeit aus. Sie verschärfte sich in der Revolution 1848/49 zum breiten Protest gegen den Zustand Bayerns im Innern wie nach außen: Man

forderte eine weitgehende Verfassungsreform und die Eingliederung in einen liberalen deutschen Nationalstaat. Franken war eine Hochburg der vormärzlichen Einheits- und Freiheitsbewegung, in der sich romantischer Geist und politisches Emanzipationsstreben verbanden; sie reichte von breiten Bürgerkreisen bis unter einfache Leute. Dabei wirkte auch die Präsenz des Reiches nach, die hier real wie im Bewusstsein stärker als anderswo gewesen war. Als die Regierung in München 1849 jene Forderungen abschlug, kam es auf Massendemonstrationen, zu denen Zigtausende aus allen Teilen Frankens nach Nürnberg strömten, bis zu Abspaltungsdrohungen – also zum Widerstand gegen Bayern an sich.

Möglich wurde solcher Protest in und gegen Bayern nicht zuletzt aufgrund der Integration und Vereinheitlichung durch Bayern selbst. Denn diese nahm alten Territorialismen wie dem Gegensatz zwischen Reichsstadt Nürnberg und Markgraftum Ansbach Wirkungskraft. Sie überbrückte die Konfessionskulturen durch den Verfassungsgrundsatz der Parität, also religiöser wie bürgerlicher Gleichstellung. Zudem gab sie der wirtschaftlichen und sozialen Vernetzung weitgehend freie Bahn. Pointiert gesagt: Die ‚Einbayerung‘ wirkte zugleich als kräftige ‚Frankonisierung‘. Zunächst galt diese in erster Linie der gemeinsamen Behauptung gegen München; seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde sie jedoch zu einem Regionalismus, der in dem nun weitgehend verinnerlichten Bayern die Bedeutung Frankens für das gemeinsame Land verfocht und auf seinen Anteil an Leistung und Gewinn pochte.

5. Im Kaiserreich: Frankenstolz und Nationalsinn

Die Wendung zu Bayern, um über dieses mit zu bestimmen, kam freilich nicht über-

raschend. Bereits seit dem Beginn der bayerischen Herrschaft wirkte ein solcher Blick für die Chancen im neuen Staat. Während das Montgelas-Regiment die Mehrheit befremdet, ja nicht selten verstört hatte, war es mit seinem Modernisierungsdruck unter aufgeklärten Bürgern auch durchaus auf Zustimmung gestoßen. Beamte, Kaufleute, Advokaten, die gleichfalls eine rationale ‚Verbesserung‘ – ein Schlüsselwort der Aufklärung – ‚altfränkischer‘ Verhältnisse wollten, hatten die neuen Autoritäten und Normen nicht nur pragmatisch hingenommen. Ein rasch wachsender Kreis war im Staatsdienst einflussreich geworden, andere hatten in der Wirtschaft, im Kulturleben und in der Öffentlichkeit, vor allem in der mit der Politisierung des Bürgertums vermehrten Presse, reüssiert. Der Erfolg hielt an: Bis in das 20. Jahrhundert stiegen Franken überproportional auf in den Kreis hoher Beamter und Minister, in die Führung von Banken und Fabriken, in Wissenschaft und Kunst, an die Spitze von Vereinen, Verbänden, Parteien. In vieler Hinsicht ging die Region dieser Männer, zusammen mit Pfälzern, bei der Entwicklung Bayerns voran.

Eben deshalb protestierten, wie erwähnt, vor allem liberal und national gesinnte fränkische Bürger im Vormärz und 1848/49 gegen die bayerische Regierung, seit ihnen diese reaktionär und partikularistisch erschien. In der zweiten Jahrhunderthälfte stimmten sie ihr dann ganz überwiegend zu, wieder und mehr denn je. Denn nun kamen ihnen ein liberal-gouvernementaler politischer Kurs sowie kräftige Förderung von Wirtschaft und Kultur entgegen – und besonders der Eintritt in das Deutsche Reich 1871, den lange ersehnten und sogleich begeistert verinnerlichten Nationalstaat. Er trat denn nun auch für viele deutlich vor Bayern. Dass man diesem angehörte, war weithin selbstverständlich geworden; Separatisten fanden kein

Echo mehr. Aber man stand zu ihm mehr mit nüchterner Staatsloyalität, die man im Königs kult auch demonstrierte, als mit hochgemutem Bekenntnis. Das gehörte der Nation: Franken verstanden sich offenkundig als besonders deutsch.

Allerdings war, blickt man näher hin, die nationale Gesinnung doch nicht überall von gleicher Art und Intensität. Das lag an einer gespaltenen Politischen Kultur. Als die geistige Grundspannung des 19. Jahrhunderts zwischen Fortschrittsglauben und Traditionssinn sich im zweiten Drittel – auch durch den wiederbelebten konfessionellen Gegensatz – zum Weltanschauungskonflikt von Liberalen und Konservativen verschärfte und dann in Parteien schlagkräftig formierte, teilte sich das seit vier Jahrhunderten bikulturelle Franken erneut. Im einst hochstiftischen Mainfranken wurde die katholisch-konservative Richtung, die in Gesamtbayern die Mehrheit gewann, am stärksten. Das rückte diesen Teil Frankens näher an Altbayern und nährte auch einen bayerischen Patriotismus neben dem Nationalgeist. Dieser dominierte dagegen entschieden in den protestantischen, einst markgräflichen, reichsstädtischen und vielen adeligen Gebieten; dort war man kulturell mit Mittel- und Norddeutschland verbunden und wählte die Nationalliberalen. Sie verloren freilich um 1900 überall, wo die Industrie stark wurde – vor allem in Nürnberg-Fürth, Schweinfurt und um Hof – erheblichen Einfluss an die Sozialdemokratie, die zugleich auch zahlreiche katholische Arbeiter anzog. Denn in dieser Lebenswelt trat die Produktion vor die Konfession. So wurde in den rasch wachsenden Ballungsgebieten die internationale Solidarität der Arbeiterklasse zu einem starken Leitbild; sie drängte Patriotismus wie Nationalismus zurück.

Durch die weltanschaulich-politische Dreiteilung verlor der fränkische Eigensinn, der bis zur Jahrhundertmitte im gesamten bayerischen Franken übergreifend gewirkt hatte, an Gewicht. Dazu trug auch bei, dass sich die partikularen Gesinnungsräume teilweise mit alter territorialer Identität aufluden. Sie wurde durch den populär gewordenen historischen Sinn des Jahrhunderts erneut bewusster. Sie belebte sich seit dessen letztem Drittel zudem mit der breiten Werbung für den Fremdenverkehr, die auch den Einheimischen das je Charakteristische der viel kolportierten ‚alt-deutschen‘ Szenerien oder der wieder aufgewerteten Barocklandschaften vorstellte.

Aber es gab auch eine Gegentendenz, die auf kulturellem Feld zusammenführte. Denn eben der romantische Blick auf Franken, der es nach außen anziehend und für seine Bewohner bedeutsam machte, überwölbte zugleich jene engeren Räume. Seit dem späten 19. Jahrhundert haben Zeitschriften, Vereine, Feste in mannigfacher Anmutung ganz Franken als einen vielfältig sinnhaften Horizont erlebbar gemacht. Sie umgaben es mit der Aura einer an Schönheit besonders reichen, von großer Geschichte beseelten und zugleich zukunfts gewissen Heimat, die sich in Ikonen wie Dürer-Nürnberg, Rothenburg, dem Bamberger Reiter, der Würzburger Residenz verdichtete und auf den Wagemut ihrer Kaufleute, den Fleiß ihrer Arbeiter vertraute. So stärkte die Inszenierung zu einer zentralen deutschen Kulturregion aus großer Geschichte, touristischem Reiz, aber auch industriellem Fortschritt erneut fränkisches Eigen- und Selbstbewusstsein. Es floss, vor allem im liberalen Bürgertum, oft unmittelbar in ein emphatisches Bekenntnis zu Deutschland, dessen getreuester Spiegel Franken sei.

6. Region als Rahmen multipler Identität

Fassen wir zusammen: Kollektive Identität in Franken um 1900 erweist sich als komplex. Sie liegt zum einen auf mehreren Ebenen: Es überlagern sich, mit wachsender Reichweite, historische Territorialisierungen und moderne Weltanschauungslager, fränkisches, bayerisches und schließlich nationales Wir-Gefühl. Zweitens wirken mehrere Integrationsfaktoren: die nachwirkende Verfassung des Alten Reiches mit Territorien und Kreis, bayerische Staatsintegration und politische Frankensolidarität, schließlich nationale Einigung und fränkisches Kulturarrangement. Drittens kommt, gesellschaftlich gesehen, diesen Horizonten in den Schichten und Milieus unterschiedliche Bedeutung zu.

Als Ergebnis einer besonders vielfältigen Geschichte wirken in Franken in besonderem Maß verschiedene Identitäten. Da seinen Bewohnern, anders als im alten Bayern, keine starke Herrschaft von langer Dauer einen dominanten Rahmen vorgegeben hat, ihnen keine eindeutige Verbindung eingeübt wurde, ist Franken ein klassischer Raum der ‚multiple loyalties‘ geworden – wie es ihn in Deutschland nur noch im Südwesten und am Rhein gibt. Diese Konstellation gilt, abgesehen von dem durch die Gewaltperversion des NS-Regimes gebrochenen Glauben an die Nation, im Wesentlichen bis heute.

Doch wenn das Verbindende so vieldeutig, das Umgrenzende so vage bleibt – was ist dann Franken? Es war stets die Erfahrungslandschaft, in der sich Bewohner gemeinsam bewusst waren, Franken zu sein: die nach Italien ziehenden Studenten und Kaufleute um 1500, die Gesandten, Räte

und Schreiber des Kreises und der Ritterchaftskantone im 18. Jahrhundert, die Beamten, Soldaten, Händler, Gewerbsleute und Arbeiter, die sich innerhalb des von Bayern in drei Kreisen gebildeten Franken durch zunehmenden Berufsumgang gleichartig fühlten, die Demonstranten auf dem Judenbühl bei Nürnberg 1849, die Bürger, die um die Jahrhundertwende in Kunst und Geschichte fränkischem ‚Wesen‘ nachspürten, die Flüchtlinge, die nach dem Zweiten Weltkrieg hier wieder ein Zuhause fanden, und viele andere mehr.

Franken konnte zwar, da es von den Menschen selbst über gesetzte Rahmen hinweg stetig als Orientierungsraum konstituiert wurde, keine klar geprägte Form gewinnen. Es blieb labil, mit oft undeutlicher Binnenstruktur, einem nur ungefähren Horizont und mehreren Zentren von wechselnder Gewichtung. Aber eben durch seine Vielfalt kollektiver Beheimatung, durch seine variable Gestalt, die nicht einsinnig Staatsgrenzen folgt, steht es exemplarisch für den eingangs beschriebenen offenen Begriff der Region. Und – in einer demokratischen Gesellschaft besitzt es gerade dadurch eigenen Wert.

Unser Zweiter Bundesvorsitzender Prof. Dr. Werner K. Blessing studierte Geschichte, Germanistik, Philosophie und Politische Wissenschaft in München sowie Amsterdam und ist Universitätsprofessor i.R. an der Universität Erlangen-Nürnberg, wo er von 1989 bis 2007 Neuere Geschichte und Landesgeschichte lehrte. Seine Anschrift lautet: Ludwig-Thoma-Straße 27 a, 91054 Erlangen, E-Mail: werner.k.blessing@t-online.de.

Alexander von Papp

Altfränkischer Wengert in Randersacker – das mühsame Ringen um ein Kleinod mainfränkischer Kulturlandschaft

Über Jahrhunderte gaben die kleinteiligen Weinberge der mainfränkischen Landschaft ihren typischen Charakter und besonderen Reiz, bis in die 1960er Jahre. Sie waren „Monumente menschlicher Arbeit und Kultur, gestaltete Landschaft in Perfektion, Lebensräume von beeindruckender Schönheit, im Ganzen und im Detail“ und galten seit dem 19. Jahrhundert „als der Inbegriff von Kulturlandschaft“.¹ Einige „Museumsweinberge“ wollen die Nachwelt an diese historische Weinlandschaft und Weinbergsarbeit erinnern. Ein bahnbrechendes und besonders markantes Beispiel ist der Altfränkische Wengert in Randersacker, herausragend sowohl durch sein Erscheinungsbild als auch durch den Zusammenhang mit einer umgebenden radikal neugestalteten Landschaft.

Er entstand 1985 bis 1988 als krönender Abschluss der örtlichen Weinbergsbereinigung. Zentral in der renommierten Spitzenlage Pfülsen wurde der Weinberg des 19. Jahrhunderts als Landschafts- und Lebensraum für die Nachwelt gesichert. Er dokumentiert ‚Großvaters Weinberg‘, die wesentlichen Elemente der früheren Weinbergslandschaft und Weinbergsarbeit, wie sie vor dem Maschineneinsatz und der dazu notwendigen großflächigen Flurbereinigung über Jahrhunderte ver-

traut waren. Hoch über dem lieblichen Maintal erinnert er an die Schönheit und Vielfalt der vormaligen naturnahen und artenreichen Weinbergslandschaften, wunderschön z.B. im April, wenn einige tausend Weinbergstulpen in goldgelber Pracht erblühen. Nicht zuletzt bezeugt er aber auch ein herausragendes bürgerschaftliches Engagement seiner Initiatoren und Wegbereiter.

Der „Altfränkische Wengert“ in Randersacker entstand während und wegen der Flurbereinigung der die Gemeinde umrahmenden Weinberge. Vorgesehen war er freilich keineswegs, als man die Flurbereinigung plante und dann begann, die Weinlandschaft radikal umzugestalten. Jahrhundertelang² hatte der Weinbau das Erscheinungsbild des Ortes mit seinen steil zum Main abfallenden Hängen geprägt. Als nach dem Zweiten Weltkrieg der Maschineneinsatz voranschritt, waren die Mäuerchen, Terrassen, Treppen und Raine hinderlich und eine Modernisierung unausweichlich. Modellhaft wurde das Instrument der Weinbergsbereinigung 1953/1954 in Erlenbach bei Marktheidenfeld und 1955/1956 in Hüttenheim neu entwickelt. Gleich danach kam Randersacker an die Reihe. Dort wurde die Weinbergsbereinigung 1985/1988 mit der Maßnahme am Pfülsen abgeschlossen, bei der dann auch das zwischenzeitlich erstarkte ökologische Bewusstsein Wichtigkeit bekommen hat.



Abb. 1: In Randersackers flurbereinigter Spitzenweinlage Pfülsen erinnert die 0,5 ha große Biotopin-
 sel (Bildmitte) an die frühere mainfränkische Weinlandschaft. Das Biotop ist dreigeteilt: Altfränki-
 scher Wengert (unten), angedachte Streuobstanlage (Mitte) und wildes Biotop (oben), eingefasst durch
 die restaurierten alten Weinbergsmauern. Photo: v. Papp.

Der Pfülsen – historische Spitzenweinlage

„Ein Wein schmeckt immer nach dem Weinberg.“ Dieses alte und in vielen Weinregionen so oder ähnlich geläufige Sprichwort entsprang der Erfahrung, dass die Qualität des Weines vor allem im Weinberg wächst.³ Das kennzeichnet in besonderer Weise die unverwechselbaren Weine der Randersackerer Spitzenlage Pfülsen. Sie weist alle für große Weine notwendigen Naturfaktoren auf: Boden, Lage, Exposition des Hanges, Mikroklima sowie die Reben. Seinen Namen trägt der steil zum Main abfallende Südhang bereits seit Jahrhunderten. Eine Urkunde von 1379 erwähnt Weine vom „pfulwen“. Der Hang erscheint dem Betrachter wie ein großes Kissen (latei-

nisch: *pulvinus*, althochdeutsch: *pfuliwi*, mittelhochdeutsch: *pfülwe*). Diese Wortentwicklung erläutert ausführlich bereits das Deutsche Wörterbuch der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm und verweist dabei auf „eine weinbergslage bei Würzburg heizt der pfulben“ und auf geläufige Aussprüche wie „der pfulben ist gut gerathen, ein glas pfulben trinken u. dergl.“⁴

Der Pfülsen zählt zu den großen deutschen Weinlagen und wird von jeher gerühmt als „Perle des fränkischen Weinbaus“.⁵ Für Kenner bedeutet der Name Pfülsen hervorragende Weinqualität, die weithin geschätzt und begehrt wird – seit 700 Jahren. So schreibt das Blatt *Bocksbeutelkunde* 1988: „Urkunden belegen es, daß der Pfülsen schon immer eine begehrte Lage war, daß jeder Morgen in diesem Weinberg



Abb. 2 : Die Weinbergslandschaft des Pfälzen (rechts oben) vor der Flurbereinigung.

Photo: Archiv Herbert Haas (Postkarte).

einen beträchtlichen Wert darstellte.“⁶ Einst hatten vor allem viele kirchliche und weltliche Herrschaften hier Besitz. Dadurch wurde der Pfälzen frühzeitig weithin bekannt, ja zu einer Art Synonym für hervorragende Weinqualität. Um 1838 hat den Pfälzen der „Atlas der vorzüglichsten Weinländer Europas“ aufgeführt und mit der Lage Würzburger Stein gleichbewertet.⁷ Am 12. November 1872 schrieb das angesehene „Frankfurter Journal“: „... im pfälzen werden für most preise bezahlt, wie sie seit dem Jahre 1822 nicht vorgekommen sind.“⁸

Flurbereinigung in Randersacker

Die in Franken seit der Französischen Revolution übliche Realteilung im Grundbesitz hatte auch im Weinbau zu einer ungeheuren Zersplitterung der Flurstücke

geführt. Mit Ausnahme der Weinberge weniger großer Güter waren die Parzellen immer kleiner geworden. Zudem waren sie oft ungünstig geformt und schwer erreichbar. Das Bayerische Landwirtschaftsministerium hat das nach den beiden erwähnten Modell-Flurbereinigungen so bewertet: „Die unheilvolle Zersplitterung der landwirtschaftlichen Nutzfläche im fränkischen Realteilungsgebiet macht sich bei der Sonderkultur Wein wohl am stärksten bemerkbar und erstickte das Streben einzelner fortschrittlicher Winzer ...“⁹ In Randersacker umfasste in den 1950er Jahren der ‚Fleckerlteppich‘ insgesamt 7.500 Weingrundstücke mit etwa 450 Flurnamen. Für An- und Abfahrten war ein großer Zeitaufwand nötig. Ausreichende Wirtschaftswege in den Weinbergen fehlten. Die Wasserführung war oft ungeregt; viele Weinberge waren überaltert.

Für eine moderne Bewirtschaftung mit zweckmäßiger Zufahrt und geordneter Entwässerung war deshalb eine ‚Weinbergsbereinigung‘ unumgänglich. Nach der Zusammenlegung der zersplitterten Flurstücke und dem Bau geeigneter Wege oberhalb und unterhalb der neuen Gewanne konnten die Winzer ihre Weinbergsarbeit vereinfachen und mechanisieren sowie ihre Produktionskosten erheblich verringern. Die Aussicht auf solche strukturellen Verbesserungen und großzügige Förderungen hat die Gemeinde und die örtlichen Winzer frühzeitig bewogen, sich um eine Flurbereinigung ihrer Weinbergslagen zu bemühen. Diese wurde bereits 1958 in der einfachsten Lage begonnen, um Erfahrungen zu gewinnen. Schon 1959 konnte diese erste Teilfläche am Riedberg neu geordnet und wiederaufgebaut werden. Danach folgten weitere vier große Bereinigungen: Dabug 1965, Sonnenstuhl 1967, Marsberg 1973 und zuletzt Hohbug/Teufelskeller 1975/1976.¹⁰ Jetzt fehlte nur noch das letzte Stück, der Pfülben.

Nun war die Flurbereinigung anfänglich aus fachlichen wie aus finanziellen Gründen nur isoliert in einzelnen ‚Operationsgebieten‘ vorgenommen worden. Mit zunehmender Erfahrung erkannte man das als unzweckmäßig. Vielmehr mussten die Teilflächen eingebunden sein in ein ‚Gesamtverfahren‘, das dann in Abschnitte unterteilt werden konnte. So war die noch fehlende Bereinigung des Pfülben eigentlich schon 1969 beschlossen worden, nunmehr als Teil eines Gesamtverfahrens, das neben den Berghängen auch die Tallage einbezog einschließlich der hier geplanten Umgehungsstraße des Ortes. Dass die Maßnahme am Pfülben sich dann jahrelang (am Ende um ganze 15 Jahre!) verzögerte, „ist vor allem durch

die geplante Erweiterung der B 13 entstanden.“¹¹ Das Straßenbauamt plante damals, ab 1983 die am Fuße des Pfülben entlang führende Bundesstraße B 13 mit gewaltigem Aufwand vierspurig auszubauen. Das war auf der Fluss-Seite, im Hochwasserbereich, nicht möglich und musste deshalb „in den Hangfuß des ‚Pfülben‘ hinein erfolgen.“¹² (Zusätzlich sollte dabei auch die alte Weinbergsmauer entlang der B 13, einer der wenigen Reste der nachmittelalterlichen Weinkulturlandschaft, abgerissen werden.¹³) Verzögerungen verursachte außerdem vor allem die Wasserwirtschaft wegen der unklaren Wassersituation (Wasseraustritte am Hang, Trinkwassersicherung usw.). Ferner waren in der mittlerweile fertiggestellten Flurbereinigung im Abschnitt Teufelskeller Hangrutsche eingetreten, wie zuvor schon bei einer Maßnahme im Nachbarort Eibelstadt. Wegen der hohen Kosten für die notwendigen Nachbesserungen hatte daraufhin der Rechnungshof grundsätzlich die Weinbergsbereinigungen in den Steillagen in Frage gestellt. Auch diese Bedenken mussten erst ausgeräumt werden. Alles in allem zogen sich die notwendigen Untersuchungen, Gegenmaßnahmen und Verhandlungen über Jahre hin.

Inzwischen waren aber am Pfülben in Erwartung der 1969 angeordneten Flurbereinigung viele Weinberge nicht genutzt und notwendige Erneuerungsmaßnahmen unterblieben. Die lange Verzögerung führte bei den Winzern zu erheblichen Verlusten und zu Ärger über die staatlichen Stellen.¹⁴ Der bayerische Landwirtschaftsminister besuchte deshalb persönlich am 28. Oktober 1977 Randersacker und veranlasste eine örtliche Dienstbesprechung am 16. Januar 1978 „über die anstehenden Probleme der Weinbergsflurbereinigung Randersacker V, Lage ‚Pfülben‘ und ‚Teu-



Abb. 3: Die Flurbereinigung hat zweifellos dem Weinbau das Überleben gesichert. Ein Winzer 1934 auf dem Weg zur Weinlese am Pfülben. Im Hintergrund der damalige ‚Fleckerlteppich‘ der Lagen Spielberg, heute Marsberg (o. l.) und Sonnenstuhl (o. M.). Photo: Erika Groth-Schmachtenberger.

felskeller‘, mit anschließender Ortsbesichtigung“. Als Ergebnis sollten Straßenplanung und Flurbereinigung „*deshalb zeitlich und sachlich aufeinander abgestimmt werden,*“¹⁵ um den Straßenbau zwei Jahre vorzuziehen und die Flurbereinigung 1981 zu beginnen. Doch letztendlich konnte die Flurbereinigung am Pfülben erst 1983 eingeleitet und dann von 1985 bis 1988 durchgeführt werden – begleitet von heftigen Protesten aus Naturschutzkreisen, insbesondere auch des örtlichen Architekten und Naturschutzbeauftragten Herbert Haas.

Naturschutz

Zweifelloso hat die Flurbereinigung die überalterten Strukturen und Produktionsbedingungen des Weinbaus entscheidend verbessert und den Winzern das Überleben gesichert. Andererseits fehlte den Flurbereinigungsverfahren anfänglich ein ganzheitlicher Ansatz beim Blick auf die Umwelt. Auf etwa der Hälfte der mainfränkischen Weinbaufläche haben sie eine

vielfältige historische Kulturlandschaft, die über Jahrhunderte entstanden und vertraut war, „*rigoros umgestaltet, geradegeschoben, ausgeräumt und ihres bisher so naturnahen Aussehens entkleidet. Ökologisch vielfältige Lebensräume wurden zu seelenlosen Monokulturen,*“ kritisierte Herbert Haas die Flurbereinigung.¹⁶ In der Tat, denn gerade „*die Weinberge gehören mit zu den am stärksten von der Flurbereinigung umgestalteten Teilen der Kulturlandschaft.*“¹⁷ Überdies haben zeitgleich zur Flurbereinigung die Winzer ihre Bewirtschaftungsmethoden modernisiert. Infolge von Technisierung, Maschineneinsatz sowie chemischen Dünge- und Spritzmitteln sind die uralten Begleitpflanzen – wie in allen Weinbaugebieten – aus der modernen Weinbergsflur verschwunden. So ist von der einstigen landschaftlichen und biologischen Vielfalt nicht mehr sehr viel übrig geblieben.

In einer 1955 vom Bundeslandwirtschaftsministerium veröffentlichten Studie über die Flurbereinigung im Weinbau hatten die landschaftlichen und ökologischen

Fragen noch keine Rolle gespielt.¹⁸ Im langen Verlauf der Flurbereinigung bekamen aber Naturschutz und Denkmalschutz immer mehr Gewicht. Noch länger dauerte es, bis auch die Landschaftspflege Gehör fand. Immerhin war in den deutschen und europäischen Weinbaugebieten deutlich geworden, dass ein traditioneller Weinbau in den steilen und steilsten Lagen die Interessen von Natur- und Landschaftsschutz durchaus fördert, und dass die pflanzlichen und tierischen Leitarten „in erheblichem Maße von umweltschonend bewirtschafteten Weinbergen partizipieren.“¹⁹ Zu der am Pfülsen (1969) angesetzten Maßnahme (der zwischenzeitlich zwei weitere Teilbereinigungen vorgezogen worden waren) schrieb das Landesamt für Umweltschutz am 4. März 1976: „Die bereits bereinigten Flächen sind als ökologisch monostrukturierte Bereiche zu bezeichnen. Grundsätzlich sollte deshalb bei der geplanten Weinbergsbereinigung angestrebt werden, wertvolle Landschaftsbestandteile zu erhalten und möglichst auch neue ökologische Ausgleichsflächen zu schaffen. [...] Hinzu kommt, daß sich Teilbereiche des ‚Pfülsen‘ wegen des Vorkommens seltener Pflanzen aus dem submediterranen Florenggebiet als ein floristisch wertvolles Areal erwiesen haben [... weshalb ...] mindestens Teilkomplexe bzw. Teilstrukturen des Bereinigungsgebietes ‚Pfülsen‘ in ihrer bisherigen ökologischen Qualität erhalten werden sollten.“

Diese Mitsprache des Naturschutzes und der Landschaftspflege beleuchtet auch der schon erwähnte „Ergebnisvermerk“ des Landwirtschaftsministeriums vom 3. Februar 1978. Darin heißt es zum Punkt „Neuordnung (Einteilung in Gewanne) und Wegeführung am Pfülsen“: „Ob und inwieweit in dieser Frage Einigung mit den Behörden des Naturschutzes erzielt werden kann, bleibt abzuwarten.“²⁰ Nun, die Wertschät-

zung historischer Kulturlandschaften im allgemeinen und alter Weinberge im speziellen kam voran. In Bayern förderte das wesentlich der Denkmalpfleger Tilmann Breuer, der Anfang der 1980er Jahre den Begriff ‚Denkmallandschaft‘ entwickelte und auch Weinberge als Denkmale würdigte. In der Folge wurden schon 1981 in Bayern als erstem Bundesland sechs Weinberge in die bayerische Denkmalliste eingetragen.²¹ Dafür hatten die Experten entsprechend den unterschiedlichen geologischen Strukturen Weinfrankens sechs typische Weinlandschaften identifiziert und für jede einen Musterweinberg ausgewählt.

Auch in der Allgemeinheit hatte sich in der Zwischenzeit das Bewusstsein für Eingriffe in Landschaftsbild und Naturhaushalt geschärft und in vielerlei Initiativen – wie z.B. dem Bund Naturschutz – zu Wort gemeldet.²² In besonderem Maße engagierte sich der von Herbert Haas gegründete „Aktionskreis Maintal e.V.“, z.B. gegen die übermäßige Ausbauplanung für die Bundesstraße B 13 sowie auch zur Umlegung des Pfülsen.²³ In einer „Petition“ vom 29. April 1980 heißt es u.a.: „Die Weinbergsflur neu gestalten, aber dem Hügel und seiner Form die Identität bewahren [...] Die Musik des Maintales im Zusammenhang von Fluß und Berg hören, verstehen und nicht drauflosbereinigen, bis alles in Schollen fällt.“ Die Fortsetzung der Flurbereinigung geriet durch die Argumente der Naturschützer und Landschaftsschützer immer mehr in die Diskussion, und die beteiligten Winzer sahen sie zeitweise sogar in Frage gestellt. Immerhin hatte selbst der federführende Landwirtschaftsminister Eisenmann 1980 bei einem Besuch der Weinbergsbereinigung in Thüningersheim nördlich von Würzburg festgestellt, dass er sich so die Flurbereinigung nicht

vorstellen könne. (Am Beispiel Thüngerheims hat später der Präsident der Würzburger Flurbereinigungsdirektion, Rolf Richter, die Gründe, Methoden und Auswirkungen der Flurbereinigung sowie das im Laufe der Verfahren eingetretene Umdenken sehr detailliert und grundsätzlich reflektiert.²⁴⁾

Auf Dauer war die anfängliche Position der Flurbereinigung, „das Machbare mit der geballten Kraft der zur Verfügung stehenden Mittel auch umzusetzen“²⁵ nicht mehr durchzuhalten. Als endlich die Flurbereinigung des Pfulben vorbereitet wurde, konnten auch Naturschutz und Landschaftspflege maßgeblich mitwirken. Erhalten wurden der natürliche Bewuchs am westlichen Rand sowie der gesamte Biotopgürtel oberhalb der Weinberge. Obendrein drängten die Naturschutzbehörden, zusätzlich im zentralen mittleren Teil, in der besten Ertragslage, eine 0,5 Hektar große Biotopinsel auszusparen. Sie wurde dann im Einvernehmen mit der Teilnehmergeinschaft nicht inselartig in die Mitte des Weinbergs, sondern in den oberen Bereich gelegt; damit war ein Anschluss an die Ökozone auf der Höhe gegeben. Das Biotop zog von der Hangkante talwärts, war seit Jahren nicht mehr bearbeitet, von Buschwerk, Wildkräutern und Stauden bewachsen und umfasste brachliegende Flächen, historische Weinbergsmauern sowie gemauerte Treppen, welche die Terrassen erschlossen und gleichzeitig dem Wasserabfluss gedient hatten. Eine solche ökologische Schutzzone inmitten des besten und teuersten Weinbauareals war damals, nach 25 Jahren der Flurbereinigung, für den Weinort eine nachgerade revolutionäre Idee, die beträchtlichen Widerstand erfuhr. Die Gegner der Schutzzone kritisierten vor allem die „Vergeudung wertvollster Ertragsflächen“, einige auch die

„Verschandelung der Landschaft“. Ihre Befürworter hingegen lobten die „wertvolle ökologische Oase inmitten der uniformen Einheitsflur“. Davon wiederum befürchteten die protestierenden Winzer schädliche Auswirkungen (durch Unkräuter, Schädlinge und Krankheiten) auf den benachbarten Ertragsweinbau.

Denkmal für ‚Großvaters Weinberg‘

Die ökologische Ausgleichsfläche wurde im Rahmen der Flurbereinigung der Gemeinde Randersacker übertragen, obgleich die Gemeinde im Maßnahmengbiet (Pfulben) keinen Grundbesitz hatte. In diesem Biotop rekonstruierte die Gemeinde, dank des Anstosses und unermüdlichen Einsatzes des örtlichen Naturschutzbeauftragten und Heimatpflegers Herbert Haas, eine Fläche von 800 m² als historischen „Lebensraum Weinberg“. Haas hatte in seinem Beruf als Architekt seinen Schwerpunkt auf historische Gebäude und Ensembles gelegt. Darüber hinaus engagierte er sich leidenschaftlich für Landschaftspflege und Heimatkultur, u.a. auch als Mitglied im Bund Naturschutz.²⁶ Streiftreudig kritisierte er die „unsinnigen und umweltzerstörenden Planungen des Machbarkeitswahns der 1960er und 1970er Jahre“, nicht zuletzt bei der „seelenlosen Flurbereinigung, die gewachsene Kulturlandschaften veränderte ohne ihre historischen Werte zu beachten.“ Frühzeitig, als das Thema ‚Historische Kulturlandschaften‘ in der Denkmalpflege nur zögerlich vorankam, machte er auf die historische Zeugniskraft der alten Weinbergsterrassen mit ihren Trockenmauern aufmerksam. Dabei zitierte er immer wieder fortschrittliche Denkmalpfleger, z.B. den genannten Tilmann Breuer.

Als nun das Biotop mit alten Weinbergsmauern als ökologische Schutzzone

ausgewiesen war, sah er kommen, dass die in dem Biotop notwendigen, kostenträchtigen Mauersanierungen die Gemeinde finanziell überlasten würden, wenn kein (förderungsfähiges) Nutzungskonzept vorhanden wäre. Andererseits waren bei einer ökologisch verträglichen Nutzung aber hohe Zuschüsse zu erwarten. Deshalb entwarf er 1985 ein erstes Konzept für ein *„Rebenreservat von etwa 800 m² in dem bei der Umlegung des Pfulben ausgesparten Biotop“*. Darin machte er *„den Vorschlag, etwa ein Drittel der Fläche [...] als ALTFRÄNKISCHEN WEINBERG anzulegen, um so den Mauern eine ständige Pflege zu garantieren.“*²⁷ Zusammen mit dem Weinbaumeister und Gemeindecarchivar Friedrich Lippe²⁸ hat er dann diesen Plan intensiv bis in die kleinsten Details ausgearbeitet. Dazu reichte er in einer *„Argumentation“* vom 3. April 1986 *„Empfehlungen für die Gestaltung eines Altfränkischen Wengert“* nach sowie im Juli 1986 eine Projektbeschreibung mit Kostenschätzung.

Als ‚Vater des Altfränkischen Wengerts‘ hat Haas seine Gedanken hartnäckig und zielstrebig, gelegentlich auch recht radikal verfochten und zum Leben gebracht. Zunächst überzeugte er den Ersten Bürgermeister Franz Hartel, indem er auf die Kosten für die Mauersanierungen des Biotops und auf die möglichen Zuschüsse bei einem Nutzungskonzept hinwies. Fortan vertrat der Bürgermeister konsequent das Vorhaben und versuchte, den Widerstand einzelner Winzer zu überwinden. Wesentlich unterstützt haben die visionäre Idee zwei hochrangige Mitstreiter: auf der behördlichen Ebene der Präsident der Flurbereinigungsdirektion, Rolf Richter, *„ein begeisterter Mitstreiter für den altfränkischen Weinberg“*.²⁹ Der damals in der Teilnehmergemeinschaft aktive Winzer Wolfram König sagt heute: *„Richter hat viel mit*

den Leuten gesprochen und dadurch den Gegenwind aufgebrochen und ein Miteinander erreicht.“ Auf der politischen Ebene setzte sich der Landtagsabgeordnete Christian Will ein, auch gegen den Widerstand seiner Parteifreunde. Er erreichte u.a., dass der Landkreis Würzburg das Vorhaben mit einem Zuschuss förderte. In seinem Buch *„Lebenserinnerungen“* widmet Will dem Altfränkischen Wengert ein eigenes Kapitel.³⁰ Weiterhin unterstützten der Bund Naturschutz sowie im späteren Verlauf dann auch einige erfahrene örtliche Winzer das Projekt.

Am 29. April 1987 beschloss der Gemeinderat die *„Bildung einer ‚Trägerschaft‘ für diese Maßnahme“*. Vertreten waren darin Gemeinderat, Weinbauverein, Teilnehmergemeinschaft Flurbereinigung, Bund Naturschutz – Ortsgruppe Randersacker sowie als Planer Herbert Haas. Die Trägerschaft konstituierte sich am 16. September 1987 und entschied, einen *„Denkmalsweinberg gemäß dem Konzept von Herbert Haas“* einzurichten. Die Pflege und Bewirtschaftung sollten in der Hand der Gemeinde bleiben und *„die Pflege nach altfränkischer Art erfolgen“*. Dem musste noch der Gemeinderat zustimmen. Vor dessen entscheidender Abstimmung versuchte der örtliche Weinbauverein zwar nochmals, das Projekt scheitern zu lassen: Er machte seine Zustimmung von einer Pflegegarantie abhängig, zu der seine Mitglieder nicht bereit waren. Doch um den Altfränkischen Weinberg zu retten, gab Herbert Haas *„persönlich mit [s]einem Vermögen eine Pflegegarantie“* ab. Der Gemeinderat erklärte sich am 7. Oktober 1987 *„mit dem Konzept des Herrn Architekten Herbert Haas [...] wie auch mit den von der Trägerschaft getroffenen Festlegungen“* grundsätzlich einverstanden. Der Landkreis Würzburg gestattete am 19.

Oktober 1987 „zur Anlage eines altfränkischen Weinbergs das Roden von Aufwuchs auf der [...] eingezeichneten Fläche.“ Die Regierung von Unterfranken genehmigte das Vorhaben am 9. Dezember 1987 mit den kleinen Auflagen, einen genauen Pflanzplan vorzulegen, die Ernteergebnisse jährlich zu melden und vom Wein jeweils zehn Flaschen mindestens drei Jahre aufzubewahren und für amtliche Versuchszwecke zur Verfügung zu stellen.

Um allen Ansprüchen einer historisch gewachsenen Weinkulturlandschaft gerecht zu werden, galt es als erstes, die übriggebliebenen 100 bis 150 Jahre alten Mauern in handwerklicher Arbeit fachgerecht zu sanieren. Hierbei konnte der Architekt Haas sein enormes fachliches Wissen und Können einbringen.³¹ Sodann war ‚Großvaters Weinberg‘ in der „überlieferten Weinbergsmethode“ und mit den früher üblichen Rebsorten auszuführen. Erstes Kernstück ist der historische Pfahlweinberg, die „pfahlunterstützte Kopferziehung“, „wie solche in Franken, namentlich bei Würzburg üblich ist.“³² Dabei wird der Weinstock so geschnitten, dass statt eines Stammes nur ein kleiner ‚Kopf‘ aus dem Boden schaut, dem Reben und Ruten entspringen. Diese historische, uralte Kopferziehung, einst weithin in Europa gebräuchlich, war gerade in der Kaltzeit von etwa 1570 bis 1870 sehr angebracht, weil sie der Rebe den überlebenswichtigen Kälteschutz gab. Bei der „Pfahlunterstützung“ sind zum Befestigen der gebogenen Reben um jeden Weinstock drei Pfähle geschlagen. Herbert Haas wies bei seinen vielen Vorträgen gerne darauf hin, dass diese Methode schon der Dichter Friedrich Wilhelm Weber in seinem Gedicht-epos „Dreizehnlinden“ poetisch gewürdigt habe: „Freiheit ist der Zweck des Zwanges, / Wie man eine Rebe bindet, / Daß sie,



Abb. 4: Im Altfränkischen Wengert blühen die Weinbergstulpen. An den Weinstöcken sind die Merkmale „Kopferziehung“ und „Pfahlunterstützung“ zu erkennen.

Photo: Archiv Herbert Haas.

statt im Staub zu kriechen, / Froh sich in die Lüfte windet.“

Zweites Kernstück der alten Weinbergsmethode sind die früher üblichen verschiedenen Rebsorten, das Traubengemenge. Eingepflanzt wurde an Stelle des inzwischen üblichen sortenreinen Satzes der nach alter Erfahrung bewährte und noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts angebaute „Frentsch“, ein Qualitätsmischsatz verschiedener wurzelechter Rebsorten. Dieses historische Traubengemenge sollte die bei den einzelnen Reben unterschiedlichen Einbußen durch ungünstiges Wetter ausgleichen und den Gesamtertrag sichern. Noch das um 1800 federführende und gerade im Hochstift Würzburg hochgeschätzte Handbuch für den Weinbau, verfasst von dem Marktbreiter Winzer und Weinhändler Johann Christian Fischer, riet den Weinbauern, einen gemischten Rebensatz anzupflanzen.³³ Der Frentsch jedenfalls erbrachte, wie z.B. J.B. Kittel schon 1905 feststellte, bei ziemlich gleichmäßigem Mengenergebnis einen vollmundigen, körperreichen Wein.³⁴ Im Altfränkischen Wengert besteht die

Traubenvielfalt etwa zu drei Vierteln aus Riesling, gefolgt von Traminer (15%) und weiteren grünen Sorten (Silvaner, Gutedel, Muskateller, Ruländer, Elbling) sowie den drei roten Sorten Blauer Spätburgunder, Portugieser und Trollinger. (Letzterer war in Franken wegen seiner großen Beeren oft auch als „Boxer“, „Hammelhoden“ oder „Mohrendutte“ bekannt.) Die rötlichen Blätter der in dieses Sortiment einbezogenen roten Trauben brachten früher im Herbst den berühmten malerischen Farbton in die mainfränkische Landschaft. Außerdem wurden zum Gedenken an den Randersackerer Weinbaupionier Sebastian Englerth 145 Stöcke der von ihm gezüchteten spätreifenden und reichtragenden Bukettrebe angepflanzt. Diese Rebe hatte kurz zuvor, 1978, der Winzer Wolfram König gemeinsam mit Friedrich Lippe in der Pfalz gesucht, aufgespürt und nach Franken gebracht. In der Bayerischen Landesanstalt für Weinbau in Veitshöchheim war sie dann veredelt worden.

Naturreservat mit artenreicher Begleit-Flora

Sehenswert waren die alten Weinbergslandschaften nicht zuletzt wegen ihrer vielfältigen traditionellen Pflanzengesellschaften. Der Altfränkische Wengert ließ diesen ursprünglichen, für Mainfranken charakteristischen ‚Lebensraum Weinberg‘ in Randersacker neu auferstehen. Dafür wurde eine reichhaltige standortgerechte Begleit-Flora – die sich zuvor infolge des langen Brachliegens der Fläche zurückgezogen hatte – wieder eingebürgert, mit z.T. schon ausgerotteten Zwiebelpflanzen (z.B. Weinbergstulpe, Traubenhyazinthe, Ackergoldstern, Nickender Milchstern), mit Laucharten sowie mit Germanischer Schwertlilie und Pimpinellrose.

Die Weinbergstulpe (*Tulipa sylvestris*) gehörte seit Jahrhunderten zur Weinbergssflora. Als ‚Unkraut‘ war sie in den zurückliegenden Jahrzehnten durch den Einsatz von Maschinen und Herbiziden weitgehend ausgerottet worden. Inzwischen steht sie auf der Roten Liste der gefährdeten Pflanzen. Im Altfränkischen Wengert wird diese herrliche Blume nun gehegt. Für die Germanische Schwertlilie (*Iris Germanica*) erteilte die Regierung von Unterfranken am 18. November 1988 die Ausnahmegenehmigung, „am Weinbergshang zwischen Retzbach und Karlstadt zehn Rhizome der Art *Iris germanica* zu entnehmen und auf dem Lesesteinriegel des ‚Altfränkischen Weinbergs‘ im Pfülben, Randersacker, wiederanzupflanzen.“ Schnell fanden sich dann auf dem Areal, da keine Mittel gegen ‚Unkräuter‘ eingesetzt werden, viele traditionelle Leitpflanzen ein, wie Akelei, Wiesenbocksbart, Klatschmohn, Königskerze, Färberkamille, Färberwaid oder seltene Stauden wie Judendolde, Nieswurz und Osterluzei. Auch Sträucher wie die Johannisbeere und Pimpinellrose sowie in fränkischen Weinbergslandschaften häufig anzutreffende Bäume (Quitte und Pflersich) ergänzen die Weinbergssflora.

Dass der ‚Lebensraum Weinberg‘ wiedererstanden ist, wurde nachgewiesen (u.a. für die Förderung) mit Kartierungen³⁵ der Pflanzen und der Wildbienen, durchgeführt von Dietlind Hußlein. Die Biologin war Vorsitzende der Ortsgruppe des Bund Naturschutz und dessen Vertreterin in der Trägerschaft. Bei der botanischen Kartierung in den Jahren 1990 und 1991 erfasste sie über 100 Arten von Gräsern, Pflanzen und Stauden. (Bei den eingepflanzten Zwiebelblumen waren inzwischen Ackergoldstern und Milchstern wieder eingegangen.) Die Wildbienenkartierungen 1993 und 1994 zählten 38

Wildbienen-Arten, darunter elf, die auf der Roten Liste stehen.

Der Museumsweinberg mit insgesamt 650 Rebstöcken wird ökologisch gepflegt, in Handarbeit, nach historischen Vorgaben und mit hohem Arbeitsaufwand. Auf chemische Mittel für Pflanzenschutz und Schädlingsbekämpfung, auf Mineraldünger und auf den Einsatz von Großmaschinen wird komplett verzichtet. Diese insektizid- und herbizidfreie Pflege ist inmitten eines großflächigen Ertragsweinbaus realisierbar, weil die historische Rebenpflanzung einen deutlichen Abstand zu den nächsten Weinpflanzungen hat. Außerdem machte sie die beschriebene Wiedereinbürgerung der typischen Begleitflora und -fauna möglich. Der historische Weinberg wurde damit auch zu einer Gelegenheit, die ‚Rote Liste‘ wenigstens im Bereich des Pfülben zu verringern.

Um das Biotop besucherfreundlich zu gestalten, wurden Informationstafeln aufgestellt sowie eine Sitzgruppe angelegt, die Spaziergänger und Wanderer zum Verweilen einlädt. Denn den langen Anstieg zum Altfränkischen Weinberg belohnen ein überwältigendes Landschaftserlebnis und einer der schönsten Ausblicke auf das Maintal. Ein Panorama, das trotz der unschönen Industriebebauung am gegenüberliegenden, zur Stadt Würzburg gehörenden Mainufer ungemein reizvoll ist, ebenso, wie der Blick auf dieses Landschaftskleinod. So schrieb der auch in dieser Zeitschrift bekannte Autor Tauberfrankens, Carlheinz Gräter: *„Selbst von den jenseitigen Höhen überm Main hebt sich der altfränkische Weinberg inmitten der rebflurbereinigten 40 Hektar der Randersackerer Lage Pfülben als Intarsie ab.“*³⁶ Im Juni 1988 wurde der frischbepflanzte historische Weinberg feierlich eingeweiht. Die Anteilnahme von Prominenz und Be-

völkerung war außerordentlich groß. Weit und breit war der rekonstruierte historische Weinberg der erste seiner Art. Heute bietet er mit seinem Mischsatz, dem standortgerechten Pflanzenreichtum, den landschaftsprägenden Muschelkalk-Mauern, dem Lesesteinriegel und der Treppensteige sowie mit zwei historischen Bildstöcken als frommen Flurdenkmalen ein letztes Zeugnis der historischen *„exzellenten weinfränkischen Kulturlandschaft, die früher einmal, vor der Bereinigungsära, als Kleinflächenmosaik die besondere Note des südlichen Maindreiecks ausmachte.“*³⁷

Der in mühsamer Handarbeit erzeugte Wein aus dem Altfränkischen Wengert ist eine Besonderheit und Kostbarkeit – charakteristisch und qualitativ. Der pikante Riesling verliert durch den Qualitätsmischsatz seine Säurespitze. Der Wein bringt körperreich, harmonisch und vollmundig schön den typischen Geschmack des Pfülben zum Ausdruck.

Ausgebaut hat den Wein zunächst die Winzergenossenschaft Randersacker. Nach deren Auflösung übernahm der Randersackerer Winzer Armin Störrlein diese Aufgabe. Im Weingut J. Störrlein & Krenig ist der besondere Tropfen zu haben. In einer *„wissenschaftlichen Probe“*, die der Rheinische Weinkonvent am 6. Juli 2007 in Veitshöchheim veranstaltete, erhielt der 2006er Wein vom Altfränkischen Wengert die höchste Punktzahl und wurde zum Wein des Monats gekürt.³⁸

Tulpenblütenfest

Wenn im April die rund 4.000 Weinbergstulpen ihre goldgelbe Blütenpracht entfalten oder im Sommer der Wiesenbocksbart, die Färberkamillen, Königskerzen und andere Stauden die Weinberg flora blütenreich vorführen, kann man die



Abb. 5: Die Weinlese im Altfränkischen Weinberg ist für den Trägerverein und für Randersacker immer ein besonderes Ereignis. Im Herbst 2013 wirkten dabei auch Schüler und Schülerinnen der 11. Klasse des Würzburger Dag-Hammarskjöld-Gymnasiums mit. Im Rahmen ihres Projektes der Berufsorientierung sollten sie „das Vegetationsjahr wissenschaftlich dokumentieren und im Weinberg mitarbeiten sowie die Kultur um den Wein verstehen und die Berufsfelder rund um den Weinbau kennen lernen“.

Photo: Roland Marold.

Faszination eines naturnah gepflegten Weinbergs erleben und verstehen. Zur Tulpenblüte im April feiert Randersacker am Altfränkischen Wengert sein Tulpenblütenfest. 2004 hat es der Initiator des Landschaftsdenkmals, Herbert Haas, ins Leben gerufen. Rasch wurde es eine große Attraktion für Einheimische und Touristen. (Auskunft: Tourist-Info Randersacker, Tel.Nr. 0931 / 7053-17). Mit dem Fest will Randersacker seinen außergewöhnlichen Museumsweinberg öffentlich vorstellen und den Gästen und Einheimischen näher bringen. Bei diesem Anlass wird auch der Wein aus dem Altfränkischen Wengert öffentlich ausgeschenkt. Darüber hinaus ist die jährliche Weinlese

mittlerweile zu einem kleinen Gemeindefest geworden.

Über den Altfränkischen Wengert wurde inzwischen in Zeitungen, Zeitschriften, Illustrierten, Rundfunk, Fachmedien usw. viel berichtet. In der Anfangszeit waren die Urteile durchaus gemischt. Carlheinz Gräter fasste das so zusammen: „Die einen sahen und sehen diesen altfränkischen Weinberg inmitten seiner Hecken als gelungenen Kompromiß zwischen Ökologie und Ökonomie, skeptisch-realistische Zeitgenossen als ein Trostpflaster Anstandsgrün inmitten der biologisch verödeten Monokultur.“³⁹ Die Buchreihe „Geheimtipps für Genießer“ hat ihn in der Ausgabe Franken vorgestellt. Im ADAC-Reiseatlas wurde er bis

zur Ausgabe 2008/2009⁴⁰ als „*Besonders sehenswertes kulturelles Objekt*“ angezeigt. Sogar eine Facharbeit im Leistungskurs Biologie 2000/2002 am Mozart- und Schönborngymnasium Würzburg hat dieses Naturobjekt zum Thema gewählt. 2005 begeisterte sich ein japanischer Journalist bei Recherchen über den fränkischen Wein für diese Demonstration des früheren Weinbaus. In einem Vortrag auf der Tagung „Denkmalschutz und Umweltschutz“ vom Bundesamt für Naturschutz und Akademie für Natur und Umwelt des Landes Schleswig-Holstein im Jahr 2007 diente der Altfränkische Wengert als Beispiel, wie eine historische Kulturlandschaft inselartig in die moderne flurbereinigte Kulturlandschaft eingefügt ist.⁴¹

Verein „Altfränkischer Wengert e.V.“

Eigentümer des Altfränkischen Wengert ist die Marktgemeinde Randersacker. Der Aufbau dieses kleinen, aber – wegen der anfänglichen kostspieligen Mauersanierung, der schwierigen Arbeit in der Steillage, des notwendigen Wegebbaus sowie nicht zuletzt wegen des Grundstückswertes – „*teuersten deutschen Weinbergs*“ kostete etwa 350.000 DM. Den größten Teil finanzierte die Flurbereinigung, einen wesentlichen Betrag steuerte der Landkreis Würzburg bei, den Rest trug die Gemeinde. Auch die Winzer leisteten einen nicht unerheblichen Beitrag, z.B. über eine geringere Wiederzuteilung nach der Flurbereinigung.

Die Erhaltung der vielfältigen Begleitflora sowie die Pflege und Bewirtschaftung des naturnahen Weinbergs sind durchaus heikel und erfordern viel Sensibilität. Während der anfänglichen Trägerschaft sorgten sich um diesen Museumswein-

berg hauptsächlich sein Urheber, Herbert Haas, sowie der Vorsitzende des Weinbauvereins Theilheim, Hermann Deppisch, dem die Trägerschaft die Aufgabe der Pflege übertragen hatte. Dieser führte mit seiner Familie die notwendigen Arbeiten sehr sorgfältig und behutsam durch und setzte gelegentlich noch zwei italienische Gastarbeiter mit ein. Später unterstützten das Projekt auch der örtliche Weinbauverein, der Fremdenverkehrsverein sowie die Steinhauerzunft „Rantzackera Steehawer“. Der Altfränkische Wengert wurde zu einem Aushängeschild für Randersacker und auch in die örtliche Touristeninformation eingebunden.

Seit Hermann Deppisch aus Altersgründen seine Tätigkeit zum Jahreswechsel 2003/2004 beendete, führen Randersackerer Winzer die notwendigen Weinbergsarbeiten weiter. Dazu gründete sich 2003 der gemeinnützige „Verein Altfränkischer Wengert e.V.“, um ehrenamtlich „*die Erneuerung, Erhaltung und Pflege des Museumsweinbergs ‚Altfränkischer Wengert‘ zu übernehmen*“ (Satzung). Zur Gründungsversammlung waren überraschend viele Interessierte gekommen. Zum Vorstand des Vereins gehört u.a. der amtierende Bürgermeister der Gemeinde. Das Zustandekommen dieses Trägervereins hat der Präsident der Flurbereinigungsdirektion (inzwischen „Direktion für ländliche Entwicklung“), Rolf Richter, tatkräftig unterstützt, u.a. mit einer Gedankenskizze vom 22. Januar 2003. Darin beschränkte er die Aufgabe des Vereins keineswegs nur auf das Sichern und Erhalten des Museumsweinbergs, sondern fügte hinzu: „*Darüber hinaus soll für engagierte Winzer und Bürger zugleich ein Forum zur Erhaltung und Pflege der Weinberglandschaft in Randersacker geschaffen werden. Bürgerengagement ist besonders gefragt.*

Mitglied des zu gründenden Vereins sollten alle einem solchen Vereinsziel verbundenen Winzer, Bürger, Körperschaften, örtlichen Vereine und sonstigen Interessenten werden. Der Vereinszweck ist so formuliert, dass vergleichbare Anliegen, die seinerzeit zur Anlage des Altfränkischen Wengert geführt haben, in der gesamten Reblandschaft von Randersacker gegebenenfalls übernommen werden können.“ Auch die Satzung des Vereins hat Rolf Richter ausgearbeitet. Für seine Verdienste und sein Engagement für den Altfränkischen Wengert hat ihm die Mitgliederversammlung am 23. Januar 2006 die Ehrenmitgliedschaft zuerkannt.

Satzungsgemäß wollen die Mitglieder des Vereins dafür eintreten,

- die durch den Weinbau geprägte Kulturlandschaft und das kulturelle Erbe zu erhalten,
- die Landschaftspflege, Artenvielfalt sowie Orts- und Landschaftsverschönerung zu fördern,
- Maßnahmen für Landschafts- und Heimatpflege sowie für Freizeit und Erholung durchzuführen,
- Naturfreunde, Weinliebhaber und Touristen zu informieren,
- Interessierte und Jungwinzer an die Probleme des historischen Weinbaus in Franken im Gebiet des Marktes Randersacker heranzuführen.

Zusammenfassung

Im Altfränkischen Wengert wollte sein Initiator Herbert Haas *„althergebrachten Weinbau demonstrieren: naturnah, mit einer Landschaftspflege, die Flora und Fauna fördert und einen modernen kulturbewahrenden Naturschutz praktiziert.“* Dafür setzen sich seit der Gründung des Vereins auch dessen Mitglieder ein. Mit ihrer sorgsam Pflege des Altfränkischen Wengerts

tragen sie bei, ein Zeugnis fränkischer Kultur- und Landschaftsgeschichte sichtbar, greifbar und erlebbar zu erhalten.

Denn in der modernen, großenteils flurbereinigten Landschaft des Maindreiecks bildet der Altfränkische Wengert nicht nur eine Spur der Vergangenheit ab. Er zeugt von einer kulturellen Leistung, die von den Menschen, von den Bürgerinnen und Bürgern geschaffen wurde. Er speichert und verkörpert die über viele Generationen gewohnte Weinbaumethode, Weinbergarbeit und Weinlandschaft. Kulturelemente, die die Alltagswelt in Mainfranken und die Identität seiner Menschen prägten. Die Initiatoren des Denkmalweinbergs hatten großes Gespür dafür, dass auch die von Menschen geschaffenen Landschaften ‚Persönlichkeiten‘ sind mit Körper, Geist und Seele. Der Würzburger Flurbereinigungsdirektion ist zu danken, dass sie diesen innovativen Gedanken mit aufgegriffen und seine Realisierung ermöglicht hat. Dem aufgeschlossenen Besucher, der heute an die *„dynamischen Veränderungsprozesse“* unserer Lebenswelt gewöhnt ist, bietet sich der Altfränkische Wengert dar wie ein Buch, das mitnimmt auf eine gedankliche Zeitreise.

Dr. Alexander von Papp lebt als freier Autor und Redenschreiber in Randersacker. Sein Berufsweg führte ihn von der Regionalforschung (TU München) über die Tätigkeit in Ministerien (Raumordnungspolitik in Bonn und Brasilien sowie Öffentlichkeitsarbeit im Bundesbauministerium) zur kommunalen Ebene (Öffentlichkeitsarbeit und Pressesprecher der Stadt Würzburg, später Kulturamtsleiter). Seine Anschrift lautet: Euweg 8, 97236 Randersacker, alexander@vonpapp.de.

Anmerkungen:

- 1 Grundlagen dieser Arbeit waren neben den nachstehend genannten Quellen Gespräche mit verschiedenen Beteiligten des Projektes, insbesondere mit dem Initiator Herbert Haas †, mit dem damaligen Präsidenten der Flurbereinigungsdirektion, Rolf Richter, sowie mit den Winzern Wolfram König und Armin Störlein. Aus den Interviews mit Herbert Haas stammen die nicht näher gekennzeichneten Zitate im Text. – Höchtl, Franz u.a.: Stein und Wein I. Erhaltung und Entwicklung historischer Terrassenweinberge, in: Stadt + Grün 9/2009, S. 23, mit Verweis auf weitere Quellen.
- 2 Erstmals erwähnt wurde Weinbau in Randersacker in der 779 unter Karl dem Großen abgefassten Markungsbeschreibung zwischen Würzburg und Randersacker.
- 3 Heute modern ausgedrückt mit Begriffen wie ‚Terroir‘ oder ‚Erste Lage‘.
- 4 Grimm, Jacob u. Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. 7. Bd. Leipzig 1889, S. 1.805ff. Dort sind der althochdeutsche und der mittelhochdeutsche Begriff jeweils in verschiedenen Fassungen aufgeführt.
- 5 S. z.B. bei Hornickel, Ernst: Die Spitzenweine Europas. Stuttgart 1963. – Jüngst betitelte die Würzburger Main Post am 13.08.2012 einen Bericht über den Altfränkischen Wengert: „*Von der Perle des fränkischen Weinbaus*“. – 1983 drängten Randersackers Winzer auf die Flurbereinigung des Pfülben mit dem Argument: „*Was die Rosen in einem Blumenbouquet sind, das ist der Pfülben unter den Weinbergslagen Frankens ...*“ Quelle: „Stellungnahme zur Situation des Flurbereinigungsprojektes Randersacker V/4-Pfülben“ vom 03.08.1983.
- 6 Richard Glaab: Die berühmtesten fränkischen Weinlagen: Randersacker ist stolz auf seinen „Pfülben“, in: Bocksbeutelkunde H.77/1988, S. 17–19.
- 7 Hellrung, Carl Ludwig: Atlas der vorzüglichsten (Weinberge) Weinländer in Europa. Nr. 3 u. 4: Das Franken-Weinland. Magdeburg 1837/1838.
- 8 Zitiert im Deutschen Wörterbuch (wie Anm. 4), S. 1.807.
- 9 In einer „Denkschrift zur Förderung des fränkischen Weinbaus“, die als sog. „10-Jahres-Plan“ in die fränkische Weinbaugeschichte eingegangen ist. Abgedruckt bei Frieß, Rudolf: 150 Jahre Fränkischer Weinbauverband 1836–1986. Würzburg 1986, S. 85ff., hier S. 86.
- 10 Den Ablauf der Verfahren beschreibt Rolf Richter: 40 Jahre Neuordnung von Weinbergen in Randersacker, in: 100 Jahre Weinbauverein Randersacker 1899–1999, S. 33–39. Dazu auch Rottenbach, Bruno: Aus einem Flickerlteppich wurden über sieben Lagen, in: ebd., S. 13–14.
- 11 Das betont eine von den Vorständen des Weinbauvereins und der Teilnehmergeinschaft verfasste „Stellungnahme zur Situation des Flurbereinigungsprojektes Randersacker V/4-Pfülben“ vom 03.08.1983.
- 12 Bayer. Staatsministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten: „Ergebnisvermerk zur Besprechung am 16. Januar 1978 in Randersacker über die Weinbergsflurbereinigung Randersacker V, Lagen ‚Pfülben‘ und ‚Teufelskeller‘ vom 3.2.1978“.
- 13 Die alte Mauer steht heute noch, nicht zuletzt dank des besonderen Einsatzes des Heimatpflegers Herbert Haas. Der heftig umstrittene gigantische Ausbau der Bundesstraße kam nicht zustande, und trotzdem blieb das prophezeite Verkehrschaos aus.
- 14 Wie das auch die in Anm. 11 erwähnte Stellungnahme von Weinbauverein und Teilnehmergeinschaft zum Ausdruck bringt.
- 15 Ergebnisvermerk (wie Anm. 12).
- 16 Herbert Haas im Interview sowie in vielen Schriften, z.B. in: Der Pfülben. Nach seiner Deformation. Abschied von einer fränkischen Wein-Kulturlandschaft – Keine übliche Nachrede. März 1985.
- 17 Deutscher Verband für Landschaftspflege: Landschaftselemente in der Agrarstruktur. Entstehung, Neuanlage und Erhalt (= H. 9 der Schriftenreihe „Landschaft als Lebensraum“), 2006, S. 27.
- 18 Eis, Franz-Heinz: Flurbereinigung im Weinbau. Probleme und Auswirkungen der Flurbereinigung im Zusammenhang mit dem Wiederaufbau reblausverseuchter Weinbergsmarkungen, untersucht an einer vor 15 Jahren bereinigten Gemeinde an der Nahe (= Schriftenreihe für Flurbereinigung, hrsg. vom Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten), H. 8 1955.
- 19 Ohne Weinbau keine Artenvielfalt, in: das deutsche weinmagazin 1/10, Jan. 2009, S. 34.
- 20 Vgl. Anm. 12 – in der Sache ging es u.a. um den Abriss einer alten Mauer, die von einer wertvollen Flechtenart bewachsen war.
- 21 Später sind weitere Weinbergsteile hinzuge-

- kommen, u.a. die erwähnte Weinbergsmauer zwischen Randersacker und Würzburg.
- 22 Das dokumentiert vor Ort z.B. die von der Gesellschaft für Landeskultur verfasste und vom Frankenbund, von der Gruppe Ökologie und vom Naturwissenschaftlichen Verein mitgetragene Publikation „Über den Umgang mit unserem Lebensraum – Eine möglichst allgemeinverständliche Stellungnahme zu bedrohlichen Veränderungen im Maintal ...“. Würzburg (o.J.), ca. 1976.
 - 23 U.a. in dem vom Aktionskreis herausgegebenen Organ „Mainungen“. Vieles von dieser Kritik ist auch zusammengestellt in der Schrift „Der Pfülsen“ (wie Anm. 16).
 - 24 In: Thüngersheim. Das Dorf. Die Winzer. Der Wein. Von Franz Dülk. Thüngersheim 1996, 2. Teil: Land und Landschaft – Lebensraum Weinbergs-Landschaft.
 - 25 Ebd., S. 81.
 - 26 S. dazu A. von Papp: Herausragender Heimatpfleger und Denkmalschützer..., in: FRANKENLAND Heft 5 2011, S. 344–347.
 - 27 Haas: Der Pfülsen (wie Anm. 16).
 - 28 Ein kurzes Porträt zeichnet König, Wolfram: Friedrich Lippe. Eng verbunden mit dem Weinbauverein, in: 100 Jahre Weinbauverein Randersacker (wie Anm. 10), S. 19.
 - 29 Will, Christian: Lebenserinnerungen. Würzburg o.J. (2010), S. 83.
 - 30 Ebd.
 - 31 Er setzte dieses Wirken in zahlreichen anderen Projekten fort, z.B. beim Weinmuseum in Röttingen oder bei der Sanierung der Terrassenmauern in Klingenberg sowie in Homburg am Kallmuth, wo er u.a. jeweils die „Theoretischen Grundlagen des Trockenmauerbaues“ vermittelte. S. dazu auch FRANKENLAND Heft 6 2001, darin u.a.: Haas, Herbert: Der Homburger Kallmuth, ein exzellentes Aushängeschild mainfränkischer Weinkultur, S. 460–467. Ferner leistete Haas die Beratung, Konzeption und Verantwortung für den baufachlichen Inhalt beim Heft „Natursteinmauern in Dorf und Flur“ der Schriftenreihe Ländliche Entwicklung in Bayern, Hrsg.: Direktion für Ländliche Entwicklung Würzburg, 2003 (2. Aufl.).
 - 32 Zitiert aus Lauck, Michael: Über einige in den Main- und Rheingegenden übliche Methoden, die Weinstöcke zu schneiden, in: Jahrbücher des fränkischen Weinbau-Vereins in zwanglosen Heften von 1836–1844, Heft 3.
 - 33 Fischer, Johann Christian: Der fränkische Weinbau auf dem Felde und in dem Keller. Marktbreit 1791.
 - 34 Kittel, J.B.: Das Buch vom Frankenwein. 1905.
 - 35 Mit den im Archiv zum Altfränkischen Wengert enthaltenen Listen von Frau Dietlind Hußlein, die für den Bund Naturschutz in der Trägerschaft mitwirkte.
 - 36 Zitiert aus einem Artikel über fränkische Weinberge (unvollständige Kopie im Gemeindearchiv).
 - 37 Haas, Herbert: Der Altfränkische Wengert in Randersacker. Ein Biotop der besonderen Art, in: Hallo Maintal v. 15.10.2005, S. 9. S. auch: Ders.: Der Altfränkische Weinberg. Ein Lebensraum der besonderen Art, in: 100 Jahre Weinbauverein Randersacker (wie Anm. 10), S. 41–44.
 - 38 S. www.rheinischer-weinkonvent.de/0706-klone-1.html.
 - 39 Carlheinz Gräter (wie Anm. 36).
 - 40 Danach wurde die kartographische Systematik des Atlas geändert.
 - 41 Gunzelmann, Thomas: Denkmallandschaft und Kulturlandschaft – die Landschaft in der Denkmalpflege. Vortrag auf der Tagung „Denkmalschutz und Naturschutz – Voneinander lernen ...“ v. 25.–27.10. 2007 auf der Insel Vilm.

Tagebücher als kulturgeschichtliche Quelle

Das Tagebuch des Bauern und Musikanten Johann Fasel aus Maidbronn (1887–1926)*

Edwin Hamberger hat in mühsamer Kleinarbeit das Tagebuch des Bauern und Tanzmusikers Johann Fasel aus Maidbronn (1887–1926) erschlossen und damit eine wichtige Quelle für die Heimatforschung geschaffen. Johann Fasel beschreibt und kommentiert politische, religiöse und musikalische Ereignisse. So schafft er ein vielfältig schillerndes Kaleidoskop seiner Zeit. Überdies revidiert er das Klischee des Landwirts, der mit engem Horizont nur seine Scholle im Blick hat. Der vorliegende Beitrag versucht eine kulturgeschichtliche Einordnung des Tagebuchs und würdigt dessen Herausgabe.

Im Jahr 2007 fand in Dresden eine Tagung statt die den Titel trug: *„Alltagsleben biographisch erfassen. Zur Konzeption lebensgeschichtlich orientierter Forschung“*.¹ So wissenschaftlich-abstrakt der Titel daherkommt, betrifft er doch auch das Tagebuch des Johann Fasel, das hier präsentiert werden soll.

Die Volkskunde und zahlreiche Museen, wie zum Beispiel das Bäckereimuseum in Rimpf, befassen sich seit gut einem halben Jahrhundert intensiv mit dem Alltagsleben von Menschen, die nicht in die Geschichtsbücher eingegangen sind.² Es geht also nicht um politische Würdenträger, um Künstler oder große Gelehrte, sondern um Handwerker und Bauleute,

Eisenbahner und Bergleute, Hebammen und Dienstmägde, Bauern und Tagelöhnerinnen, Lehrer und Schüler, Alte und Junge, die das Alltagsleben in den Städten und Dörfern gestalteten und prägten.

Tatsächlich sind biographische Hinterlassenschaften dieser Personengruppen zwar vergleichsweise selten publiziert, jedoch seit dem 19. Jahrhundert massenhaft vorhanden. Dies wurde auf der oben genannten Tagung deutlich. Nehmen wir zum Beispiel die Abermillionen von Feldpostbriefen aus zwei Weltkriegen, die mittlerweile teilweise publiziert, ausgewertet und vom Feldpostarchiv in Berlin gesammelt werden. Spätestens seit den 1980er Jahren steht *„der Krieg des kleinen Mannes“*,³ wie er sich in autobiographischen Zeugnissen widerspiegelt, in der Forschung und in der öffentlichen Wahrnehmung an Bedeutung der sachlichen offiziellen Geschichtsschreibung in Nichts nach. Zu den Briefen aus dem Zweiten Weltkrieg zählen auch solche aus dem Widerstand wie die berühmten *„Brautbriefe Zelle 92“*, die sich der Widerstandskämpfer und Geistliche Dietrich Bonhoeffer und seine Verlobte Maria von Wedemeyer 1943 bis 1945 schrieben.⁴

Neben Briefen sind Tagebücher eine wichtige autobiographische Quelle. Zu Ruhm sind in der Regel diejenigen berühmter Persönlichkeiten gelangt.⁵ Nur selten bekommen dagegen die täglichen Aufzeichnungen eines jungen Mädchens Millionen von Lesern zu Gesicht: Ich

spreche vom Tagebuch des jüdischen Mädchens Anne Frank,⁶ das sicher allen bekannt sein dürfte.

Erwähnen möchte ich, ohne hier eine vollständige Aufzählung liefern zu wollen, noch die Autobiographien. Gerade solche von Schauspielern oder Künstlern finden auf dem Buchmarkt reißenden Absatz. Der entscheidende Unterschied zum Tagebuch besteht darin, dass Autobiographien aus der Rückschau geschrieben sind; Tagebücher hingegen geben die Sicht des Schreibers, wie der Name bereits sagt, tageweise und damit auch tagesaktuell wieder. Die Aussagekraft dieser beiden Gruppen ist dadurch vollkommen verschieden.

Seit wann schreiben die Menschen Tagebuch? Die ältesten Aufzeichnungen stammen aus dem sechsten Jahrhundert vor Christus: *„Fragmente von Tontafelkalendern [...] enthalten neben Vermerken über die Konstellationen der Gestirne, vielfach schon Notizen über Getreidepreise, über den Pegelstand des Euphrat und insbesondere die laufenden Wetterveränderungen, alles nach der Art eines einfachen Erinnerungsjournals.“*⁷

Die eigentliche Geschichte des Tagebuchs beginnt im 15. Jahrhundert. Hier finden wir neben den Chroniken, die sich mit allgemeinen Ereignissen der Zeit befassen, *„Merk- und Erinnerungsbücher“*, die auch persönlichen Charakter tragen. Ein Beispiel sind die Gebrüder Tucher aus Nürnberg, die in den Nürnberger Memorialbüchern (1386–1454) neben öffentlichen Ereignissen über private Dinge wie Krankheiten oder Geldfragen berichten. Bis ins 17. Jahrhundert, auch in der aufkommenden Reiseliteratur, bleibt diese Mischung bestehen.⁸

Die Briefe und Tagebücher des 18. Jahrhunderts dagegen sind zunehmend Spiegel der Seele und Mittel zur Selbst-

besinnung, was im Zusammenhang mit Aufklärung einerseits und Pietismus andererseits zu sehen ist. Das Tagebuch wird zunehmend beliebter: Seit dem 19. Jahrhundert ist die Produktion *„ins unermessliche angestiegen“*.⁹ Dabei gibt es Exemplare, die von vornherein darauf angelegt sind, einmal veröffentlicht zu werden und solche, von denen wir nicht wissen, ob dieser Wunsch bei ihrer Entstehung Pate stand.¹⁰

Die unüberschaubare Zahl von Tagebüchern und anderen autobiographischen Dokumenten,¹¹ wie sie zum Beispiel in Emmendingen in einem eigenen Tagebucharchiv gesammelt werden, bedeutet aber noch längst nicht, dass wir diese Diarien alle kennen. Dazu kommen im 21. Jahrhundert mit seinen für ein breites Publikum geschriebenen und zugänglichen privaten Mitteilungen in Internetforen wie „Facebook“ oder „Twitter“ für die autobiographische Forschung vollkommen neue Herausforderungen.

Aus dem bäuerlichen Bereich ist die Zahl der edierten Tagebücher vergleichsweise selten. Publiziert sind die *„Selbstzeugnisse schreibender Bauern“* von Jan Peters, die zwanzig autobiographische Texte aus dem 17. bis 19. Jahrhundert umfassen.¹² Desto größer ist das Verdienst von Edwin Hamberger, das Tagebuch von Johann Fasel aus Maidbronn in seiner Gesamtheit transkribiert und veröffentlicht zu haben. Damit hat er das Original-Manuskript für interessierte Heimatforscher lesbar gemacht und für künftige Forschungen eine Quelle geschaffen, die nun tieferer Auswertung harret.

Wer war Johann Fasel? Was wir von ihm wissen, müssen wir seinen Aufzeichnungen entnehmen. Dabei bleiben viele Fragen offen, zum Beispiel, warum er mit dreißig Jahren begann, das Tagebuch zu führen. Heute noch lebende Nachkom-

men von Josef Fasel sind unbekannt. Edwin Hamberger konnte daher niemanden fragen, ob er mit der Veröffentlichung der Aufzeichnungen einverstanden sei. Auch sämtliche Personen, von denen dort die Rede ist, sind verstorben.

Wie geht man mit den Kopien eines mittlerweile verschollenen Manuskripts um? Edwin Hamberger hat sich entschieden, „*Respekt' für fremdes Alltagsleben zu schaffen: Davon auszugehen, daß man das Alltagsleben nicht leicht besser [...] erklären kann als der, der darin lebt.*“¹³ Dies kann dadurch realisiert werden, dass das Material „*möglichst distanziert und möglichst wenig wertend*“¹⁴ untersucht wird. Hamberger hat Fasels Tagebuch sorgsam transkribiert und es, weit jenseits voyeuristischer Tendenzen¹⁵ durch eigene Forschungen für die wissenschaftliche, heimatgeschichtliche sowie besonders volksmusikalische Forschung erschlossen und außerdem mit Anmerkungen, Tabellen- und Bildmaterial versehen.

Mit der Bezeichnung Johann Fasels als Bauern und Musikanten gibt uns der Herausgeber und Bearbeiter den entscheidenden Hinweis auf den Inhalt des Tagebuchs: Fasel ist Chronist seines eigenen Lebens als Tanzmusiker und Landwirt. Johann Fasel revidiert das weit verbreitete Klischee des Landwirts, der mit engem Horizont nur seine Scholle im Blick hat. Johann Fasel beschreibt und kommentiert politische, religiöse, musikalische Ereignisse und schafft

damit ein vielfältig schillerndes Kaleidoskop seiner Zeit. Dass die geschilderten Fakten und deren Auswahl stets subjektiv sind, darf in keinem Moment der Lektüre und Auswertung vergessen werden. Johann Fasel schildert nicht die Wirklichkeit, denn das tut keine autobiographische Quelle, was leider gerne übersehen wird. Wer diese Subjektivität des Textes jedoch im Auge behält, trägt das Seine dazu bei, Johann Fasel und seinem Tagebuch gerecht zu werden. Edwin Hamberger hat uns diesen Weg erschlossen.

Dr. Birgit Speckle M.A., studierte Volkskunde an der Universität München und ist seit 2002 als wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Bezirksheimatpflege Unterfranken tätig. Ihre Magisterarbeit handelt von Kommunikationsstrukturen in Feldpostbriefen aus dem Zweiten Weltkrieg. Seither arbeitet sie bevorzugt mit subjektiven Quellen, insbesondere mit Zeitzeugeninterviews. Ihr Forschungsschwerpunkt ist das dörfliche öffentliche Leben der 1950er und 1960er Jahre, wie es in Wirtshaus und Tanzsaal, Laden oder Post stattfand. Ein Literaturverzeichnis ist unter www.clio-online.de zu finden. Ihre Anschrift: Bezirk Unterfranken, Silcherstraße 5, 97074 Würzburg; b.speckle@bezirk-unterfranken.de.

Anmerkungen:

- * Edwin Hamberger (Hrsg.): Tagebuch des Bauern und Musikanten Johann Fasel aus Maidbronn 1887–1926. Rimpf 2013 (Rimpf'scher Geschichtsblätter, Bd. 7).
- 1 Seifert, Manfred/Friedreich, Sönke (Hrsg.): Alltagsleben biografisch erfassen. Zur Konzeption

lebensgeschichtlich orientierter Forschung. Dresden 2009.

- 2 Vgl. Röhrich, Lutz: Grußwort und Einführung, in: Brednich, Rolf Wilhelm/Lixfeld, Hannjost/Moser, Dietz-Rüdiger/ Röhrich, Lutz (Hrsg.): Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Auto-

- biographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Vorträge der Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg i.Br. vom 16. bis 18. März 1981. Freiburg i.Br. 1982, S. 8–17, hier: S. 11.
- 3 Wette, Wolfgang (Hrsg.): Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten. München 1992.
 - 4 Bismarck, Ruth Alice/Kabitz, Ulrich (Hrsg.): Brautbriefe Zelle 92. Dietrich Bonhoeffer – Maria von Wedemeyer 1943–1945. Nördlingen³2001.
 - 5 Vgl. exemplarisch für die Gruppe der Schriftsteller Belke, Horst: Literarische Gebrauchsformen. Düsseldorf 1973, S. 130f.
 - 6 Z.B. Anne Frank Tagebuch. Fassung von Otto H. Frank und Mirjam Pressler. Leck¹⁹2013.
 - 7 Bürgel, Peter: Literarische Kleinprosa. Eine Einführung. Tübingen 1973, S. 78.
 - 8 Ebd., S. 116f.
 - 9 Ebd., S. 120.
 - 10 Ebd.
 - 11 Vgl. z.B. Warneken, Bernd Jürgen: Populäre Autobiographik. Empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsgeschichtsforschung. Tübingen 1995, S. 16ff.
 - 12 Peters, Jan: Mit Pflug und Gänsekiel. Selbstzeugnisse schreibender Bauern. Eine Anthologie. Köln–Weimar–Wien 2003.
 - 13 Menne, Ferdinand W.: Rekonstruktion der Familie. Kognitive Distanzierung angesichts der Verstrickung in Alltagsgeschichte(n), in: Mannzmann, Anneliese (Hrsg.): Geschichte der Familie oder Familiengeschichte? Zur Bedeutung von Alltags- und Jedermannsgeschichte. Königstein/Taunus 1981, S. 57–73, hier: S. 59.
 - 14 Speckle, Birgit: „... es ist ja die einzige Möglichkeit, zu plaudern durch die Zeilen...“. Kontextorientierte Untersuchung der Kommunikation in einer Sammlung von Feldpostbriefen aus dem Zweiten Weltkrieg. München 1992 (Ms. Magisterarbeit), S. 41. Von hier wurden auch die Argumentationszüge und Zitate zum ethischen Umgang mit autobiographischen Dokumenten übernommen.
 - 15 Vgl. zu diesem Problem Mohrmann, Wolf-Dieter: Die Sammlung von Feldpostbriefen im Niedersächsischen Staatsarchiv in Osnabrück. Gedanken zu Genese, Quellenwert und Struktur, in: Knoch, Peter: Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung. Stuttgart 1989, S. 25–39, S. 31.



Wir drucken alles für Sie!

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

halbigdruck
offset digital

EGLMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Kanonen zu Klangkörpern – Die Glocken von St. Ludwig in Ansbach

Die katholische Pfarrgemeinde St. Ludwig in Ansbach besitzt vier Glocken mit einer ungewöhnlichen Vergangenheit: Ihre Glocken wurden vor über 175 Jahren in Nördlingen aus türkischen Kanonen gegossen und rufen seither zum Gebet vom Turm der katholischen Pfarrkirche am Karlsplatz im Süden der Ansbacher Altstadt.

Das Material, aus dem die vier Glocken gegossen sind, stammt aus der Seeschlacht bei Navarino, die am 20. Oktober 1827 stattfand. In der Bucht von Navarino (heute Pylos an der Südwestküste der Peloponnes) fand damals die letzte große Schlacht von Kriegsschiffen statt. Im Zuge des griechischen Freiheitskampfes hatten sich Großbritannien, Frankreich und Russland verpflichtet, für die Autonomie Griechenlands einzutreten. Damit wollten die Großmächte ihren Einfluss im östlichen Mittelmeer sichern und die Vorherrschaft der Osmanen brechen.

Die osmanisch-ägyptische Flotte wollte aus der geschützten Bucht von Navarino auslaufen, als die britischen Schiffe eintrafen. Diese sollten eigentlich nur mit einer Blockade die Waffenruhe aufrechterhalten. Doch die Osmanen postierten ihre 76 Schiffe mit rund 2.200 Geschützen hufeisenförmig zum Empfang der feindlichen Flotte. Die Schlacht dauerte rund vier Stunden und endete mit der totalen Vernichtung der osmanischen Flotte. Über 60 Schiffe sanken und rund 7.000 Tote waren zu beklagen. Auf britischer Seite



Abb. 1: Der Turm der katholischen Stadtpfarrkirche St. Ludwig über den Dächern von Ansbach.

Photo: Alexander Biernoth.

ging kein einziges Schiff verloren, aber es fielen 800 Soldaten. Die Seeschlacht bei Navarino führte bald zur Unabhängigkeit Griechenlands und zu einer wesentlichen Schwächung des Osmanischen Reiches.

Mit der osmanischen Flotte war bei der Schlacht bei Navarino eine große Anzahl bronzener Kanonen untergegangen. Ein Großteil davon wurde später unter dem wittelsbachischen König Otto von Griechenland gehoben und als ‚Recyclingmaterial‘ in Europa verkauft, wobei etliche



Abb. 2: Die kleinste Glocke „Adalbert“.

Photo: Alexander Biernoth.

davon nach Bayern gelangten. Deren Material wurde beispielsweise für den Guss des Obelisken am Karolinenplatz in München, der Bavaria, der Tilly-Statue in der Feldherrnhalle und eben auch für die Glocken der Ansbacher Ludwigskirche verwendet.

Als im Jahr 1838 der Bau der Ludwigskirche soweit fortgeschritten war, dass die Vollendung des Turms sich abzeichnete, dachte man auch an den Glockenguss. Daher richtete die Kirchenverwaltung am 9. März 1838 folgende Bitte an den bayerischen König Ludwig I.: *„Allerhöchstdieselben möchten allergnädigst zu befehlen geruhen, auf welche theure Namen aus der innigst geliebten erhabenen Königlichen Familie die vier demnächst zu gießenden Glocken, [...] getauft werden dürfen.“* Daraufhin geruhten Seine Königliche Ma-

jestät allergnädigst am 22. März 1838 auszusprechen, dass die vier Glocken die Namen seiner Söhne Maximilian, Otto, Luitpold und Adalbert tragen sollten.

Die Glocken wurden in der Gießerei Josef Probst in Nördlingen gegossen, wobei die größte Glocke „Maximilian“ ein Gewicht von 2.184 Kilogramm hat, wohingegen die zweite Glocke „Otto“ 1.120 Kilogramm, die dritte Glocke „Luitpold“ 448 Kilogramm und die kleinste Glocke mit dem Namen „Adalbert“ 224 Kilogramm wiegen. Die vier Glocken erklingen im F-Akkord.

Pfarrer Franz Melchior Hotzelt, der von 1829 bis 1841 in Ansbach amtierte, weihte die Glocken schließlich auf die vom König angegebenen Namen. Am Abend des 25. September 1838 erklangen sie zum ersten Mal vom Turm der Ludwigskirche.

Der Innenausbau der Ludwigskirche zog sich noch über ein Jahr hin, so dass die Kirche dann erst am 10. Mai 1840 vom Eichstätter Bischof Karl August Graf von Reisach, in Vertretung des Bamberger Erzbischofs Joseph Maria von Fraunberg, eingeweiht werden konnte.

Die Glocken Maximilian, Otto, Luitpold und Adalbert riefen vom September 1838 bis zum Zweiten Weltkrieg als vierstimmiges Geläut zum Gebet und zum Gottesdienst. Sie begleiteten die Ansbacher mit ihrem Tönen jahrein jahraus und waren mit ihrem vollen, runden Klang nicht aus Ansbach wegzudenken.

So hatte es schon fast prophetische Züge, als der Ansbacher Stadtpfarrer Thomas Dotterweich am 27. März 1938 einen Zettel im Opferstock der Ludwigskirche fand: „Ward sie einst, aus dem Getümmel der Schlacht,

Hinaufgehoben,

Als Friedenskünderin in feierliche Höhe –,

So bleibt sie doch nicht

In den erhabenen Bereichen.

Abermals wird sie verwandelt werden,

Eingeschmolzen,

Erniedrigt

zu menschenmordendem Ungetüm.

Und sie kehrt von diesem Fall

Nimmer zurück ...

Denn zerstört wird ihr Stuhl.

Und die wen'gen vom heiligen Rest dieser Stadt

Bedürfen tönenden Erzes nicht mehr

Zur Einkehr 9.9.37“

Diese Vorahnung sollte sich schon wenige Jahre später bestätigen: Am 9. April

1942 holte der Zimmermeister Michael Ringler im Auftrag der Kreishandwerksschaft Ansbach-Feuchtwangen die größte Glocke „Maximilian“ und die kleinste Glocke „Adalbert“ vom Turm. Sie wurden auf den „Glockenfriedhof“ nach Hamburg gebracht. Durch eine glückliche Fügung aber sind sie nicht eingeschmolzen worden und konnten dank ihrer Beschriftung wieder der Ludwigskirche zugeordnet werden.

1947 kamen sie zur Freude der ganzen Gemeinde per Schiff zuerst nach Würzburg und dann – zusammen den Glocken von St. Gumbertus und St. Johannis – per LKW zurück nach Ansbach. Am 8. Juni 1947 wurde die Rückkehr der beiden Glocken mit einer kirchenmusikalischen Feierstunde in der Kirche gefeiert. Inzwischen dürfte ihr herrlicher Klang weit und breit im Land bekannt sein, denn der Bayerische Rundfunk hat in seiner Rundfunksendung „Zwölfuhrläuten“ den Klang der Glocken in ganz Bayern verbreitet.

Alexander Biernoth, geboren 1970 in Ansbach, nach Abitur und Zivildienst Studium der Fächer Deutsch, Geschichte und Sozialkunde für das Lehramt an Gymnasien in Erlangen. Seit dem Referendariat als Lehrer in Ansbach tätig. Seit 2002 stellvertretender Vorsitzender und seit 2006 Vorsitzender der Gruppe Ansbach im Frankenbund. Seine Anschrift: Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach, biernoth@ansbach.org.

Historischer Atlas „Unterfranken in Bayern 1814 bis 2014“ zum 200jährigen Jubiläum veröffentlicht

Zum 200. Mal jährt sich im Jahr 2014 die Eingliederung wesentlicher Teile Unterfrankens in den damals neubaierischen Staat. Aus diesem Anlass haben der Bezirk und die Regierung von Unterfranken gemeinsam einen „Historischen Atlas“ zur unterfränkischen Geschichte herausgebracht. Das neue Buch erschien in dem in Baunach / Oberfranken (ehemals Unterfranken) ansässigen Spurbuchverlag (www.spurbuch.de) und wurde am 21. März 2014 beim Festakt mit dem bayerischen Ministerpräsidenten Horst Seehofer in der Würzburger Neubaikirche der Öffentlichkeit vorgestellt.

Spannender und lesenswerter kann ein historischer Atlas wirklich nicht sein. Mit viel Akribie und Engagement gelingt es einem 30 Personen starken Forscherteam unter der Federführung von Dr. Markus Naser (wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte der Julius-Maximilians-Universität Würzburg), Licht in 200 Jahre Unterfranken in Bayern zu bringen. Mit hoher fachlicher Kompetenz und modernen wissenschaftlichen Techniken wurden Daten und Fakten zuerst gesammelt und dann anschaulich und übersichtlich in 60 Karten dargestellt. Die ergänzenden Texte zeichnen



Abb.: Bezirkstagspräsident Erwin Dotzel (links) und der 1. Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer (rechts) überreichten beim Festakt die Erstausgabe des Atlas „200 Jahre Unterfranken in Bayern 1814–2014“ an Ministerpräsident Horst Seehofer und Landtagspräsidentin Barbara Stamm.

sich durch ihre Präzision statt Länge aus. Mit dem Atlas konnten etliche Wissenslücken geschlossen werden. Bemerkenswert an dem Werk ist die Einteilung in Sektionen wie Politik-, Wirtschafts-, Sozial-, Religions- sowie in Bildungs- und Kulturschichte. Einen besonderen Stellenwert nimmt auch die Dialektforschung ein: So erfährt der Leser, wie sich die Sprache der Franken nördlich von Würzburg von der Sprache der südlich der Metropole lebenden Bürger unterscheidet. Auf diese Weise kann man durch Lektüre, das in Erfahrung bringen, was einem bei der Suche nach der fränkischen Identität schon immer brennend interessiert hat. Durch die geschickte Aufgliederung kann der Leser genau in dem Bereich nachforschen, der ihn am meisten fasziniert, ohne dabei das gesamte Buch lesen zu müssen. Trotzdem wird eine Gesamtlektüre sicherlich nicht

unterbleiben, denn mit „Unterfranken in Bayern 1814 bis 2014, Historischer Atlas zum 200-jährigen Jubiläum“ besitzt das hiesige Publikum ein übersichtliches Werk, das fesselnden Lesestoff mit viel neuem Wissen paart und es hoffentlich stolz auf sein Unterfranken-Dasein machen wird. In diesem Sinne ist das Buch ein würdiges Geburtstagsgeschenk, das gerade für Laien anschaulich die historischen Prozesse darstellt, mit denen Unterfranken zu Bayern kam und wie es sich zu einer der bedeutendsten Regionen des Freistaates entwickelte.

Unterfranken in Bayern 1814–2014: Historischer Atlas zum 200-jährigen Jubiläum. Baunach (Spurbuch-Verlag) 2014, ISBN: 978-3-88778-405-8, 128 Seiten mit zahlreichen Karten und Graphiken, Festeinband, Format: 28 x 22 cm, Preis: 24,00 Euro. PAS

Rüdiger Hess: **Bilderbuch der Franken. Land zwischen Zenn und Aisch, Pegnitz und Main.** Fürth-Dambach (Geo-select FotoArt Dr. Rüdiger Hess) 2011, ISBN 978-3-00-036367-2, geb., 157 S., zahlr. Farbbabb., 19,80 Euro.

Franken, das Land zwischen Zenn und Aisch, Pegnitz und Main, ist eine Region im Süden Deutschlands, die sich hauptsächlich über den Norden Bayerns, das nordöstliche Baden-Württemberg und Südthüringen erstreckt. Genau genommen umfasst sie dabei nur den östlichen Teil des historischen Herzogtums Franken. Politisch ist die Region mit ihren zwei größten Städten Nürnberg und Würzburg heute durch die drei Regierungsbezirke Mittelfranken, Oberfranken und Unterfranken in Bayern sowie durch die Region Heilbronn-Franken in Baden-Württemberg repräsentiert [vgl. [www.de.wikipedia.org/wiki/Franken_\(Region\)](http://www.de.wikipedia.org/wiki/Franken_(Region))].

Der Fürther Photograph und Autor Rüdiger Hess hat nun einen großformatigen Bildband über die fränkische Kulturlandschaft zwischen Nürnberg/Fürth, Erlangen und Bamberg in „geo-select Foto Art“ (www.geo-selectfotoart.de) veröffentlicht. Die Bezeichnung seines Verlags ist dabei zugleich Markenzeichen für Photographie, Photodesign und Publizistik der besonderen Art, indem außergewöhnliche Photographien und exklusives Bildmaterial garantiert sind.

Rüdiger Hess, der in Erlangen Geowissenschaften studierte, lebte über 20 Jahre lang aus beruflichen Gründen im hohen Norden, bevor es ihn wieder in seine fränkische Heimat zog, die außergewöhnlich reich an interessanten, schönen Motiven und Kunstschätzen ist. Entsprechend seinem 2009 herausgegebenen „Bilderbuch der Marsch“, einem Photoband über die

Region an der Elbe westlich der Metropole Hamburg, stellt er nun im „Bilderbuch der Franken“ die einzigartige Kulturlandschaft vor. Hierzu präsentiert er seiner Leserschaft auf rund 160 Seiten mit jeweils kurzen Texten versehen über 800 ausgesuchte Farbphotographien in höchster Druckqualität und frischem modernen Layout.

So zeigen beispielsweise markante Naturaufnahmen die in Jahrmillionen geprägte Schichtstufenlandschaft der Fränkischen Alb mit ihren typischen geologischen Erscheinungsbildern und der heutigen naturräumlichen Vielfalt in all ihren landschaftlichen Facetten und im jahreszeitlichen Wandel. Neben der charakteristischen Flora der fränkischen Natur und ihrer Schutzgebiete stellt der Autor auch Franken als Genussregion vor, vom würzigen, hausgebrauten Bier oder feinstem Edelbrand bis hin zu Schäufele, Kloß mit Soß', Pfefferkarpfen oder Krensuppe.

An Literatur über Franken, insbesondere an Reiseführern, die die bekanntesten Sehenswürdigkeiten und touristischen Highlights präsentieren, mangelt es unterdessen wahrlich nicht. Von daher ist es wohlthuend, dass Rüdiger Hess in seinem „Bilderbuch“ eher das „unbekannte Franken“ vorstellt. Zur Intention seiner Veröffentlichung schreibt er einleitend: *„Dieses Buch soll kein Reise- oder Kunstführer sein, es soll aber Auge, Herz und Gemüt ansprechen und diese Kulturlandschaft in außergewöhnlichen Bildern und Motiven in besonderem Layout darstellen. Da der geographische Schwerpunkt der Themen dieses Bildbandes Mittelfranken ist, kann leider nur ein Teil der rund 23.000 qm Fläche Frankens behandelt werden. Unter- und Oberfranken mögen dies verzeihen – ihnen sei das nächste Buch entsprechend gewidmet!“* (S. 1).

Seinem selbst gestellten Anspruch, „*Auge, Herz und Gemüt*“ anzusprechen, wird der Autor in jeder Beziehung voll gerecht. In gewisser Weise mit Viktor von Scheffel vergleichbar, der einst mit seinem Lied „... *ins Land der Franken fahren*“ (1859) in begeisterter Versform Land, Leute und Lebensart der fränkischen Region beschrieb, ist es Rüdiger Hess in hervorragender Weise gelungen, die Vielfalt der unvergleichlichen Kulturlandschaft im Herzen Frankens in außergewöhnlichen Motiven und Impressionen festzuhalten. Vom „Bilderbuch der Franken“ werden mit Sicherheit nicht nur die Franken begeistert sein. Wer immer den Band zur Hand nimmt, um darin zu blättern, wird ihn nur noch schwerlich wieder weglegen. Eine vergleichbare Publikation suchte man jedenfalls bislang vergeblich. *Hubert Kolling*

Thomas Horling/Uwe Müller (Hrsg.): **Fürsten & Industrielle – Schloss Mainberg in acht Jahrhunderten.** Schweinfurt 2011 (Veröffentlichung des Historischen Vereins Schweinfurt e.V., NF Bd. 8; Mainfränkische Studien, Bd. 80), ISBN 978-3-88778-360-0, 560 S., rd. 300 meist farb. Abb., 29,-- Euro.

Der Historische Verein Schweinfurt e.V. hatte sich zum 100. Geburtstag ein würdiges Geschenk gemacht, als er am 14.09.2009 ein Symposium zu Schloss Mainberg in dessen Mauern abhielt. Dessen Vorträge sowie fachliche Ergänzungen liegen mittlerweile in einem opulent gestalteten und gut ausgestatteten Band vor. Dieser ist dem Schloss angemessen, ist doch Schloss Mainberg nach der Festung Marienberg die größte mainfränkische Burganlage. Ein wahrlich fulminantes Buch über ein

wichtiges Schloss von großer Bedeutung, das den Augen der Öffentlichkeit weitgehend entzogen bleibt, was dieses Buch umso wichtiger erscheinen lässt.

Noch heute ist das Schloss bewohnt; dies konnte nur gelingen, weil in den verschiedenen Jahrhunderten immer wieder neue Nutzungskonzepte entwickelt, verwirklicht und auch dauerhaft finanziert werden konnten. Die genauen Ursprünge bleiben zwar zunächst im Dunkeln, jedoch kann glaubhaft aufgezeigt werden, dass es vermutlich eine Konkurrenzsituation war – drei Burgen in Sichtweite – Grenzsicherung und Besitzstandswahrung, die zum Bau des Schlosses führten. Anschließend folgten die Henneberger, die die Burg als Witwensitz und damit mehr als Schloss ausgestalteten. Für die Würzburger Fürstbischöfe, die durch Tausch und Übernahme von Verbindlichkeiten das Schloss erwarben, war Mainberg ein bedeutender Verwaltungssitz. Aber bereits in ihrer Ägide wurde der Niedergang des Schlosses durch einen damals modernen Verwaltungsbau am Fuße des Burgberges eingeläutet. Säkularisation und Übergang der Verwaltungsfunktion in das nahegelegene Schweinfurt hätten beinahe den Untergang des Schlosses, z.B. als Steinbruch zur Gewinnung von Baumaterial, bedeutet.

Spät, aber noch rechtzeitig griff Wilhelm Sattler, einer der ersten Großindustriellen Bayerns, im 19. Jahrhundert zu. Mainberg wurde Tapetenfabrik, barg eine Farbenproduktion (*Schweinfurter Grün*) und den Wohnsitz der Familie. Nach weiteren Wechselfällen wurde Schloss Mainberg in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts glanzvoller Mittelpunkt der Fabrikanten-Dynastie Sachs (*Fichtel & Sachs*). Seit Mitte der Fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts will keine wirklich adäquate Nutzung mehr gelin-

gen. Alle seitherigen Besitzer tun sich schwer. Es ist zu wünschen, dass der Band Anstöße liefert, um die akute Gefährdung von Teilen der Bausubstanz – vor allem in der Vorburg – zu heilen.

Interessante Bezüge werden durch die 16 hervorragenden Beiträge unterschiedlicher Länge aufgezeigt. Mitgewirkt haben als Autoren die Herausgeber und Andrea Brandl, Martin Brandl, Daniel Burger, Harald Haury, Benjamin Heidenreich, Karl-Heinz Henning, Johannes Mack, Uwe Richardsen, Monika Riemer, Benedikt Maria Scherer, Erich Schneider, Wolfgang Weiß und Irmgard Werner. Volker Martin besorgte die Photographie und Christian Treutlein die Graphik für die optisch sehr ansprechende Illustration des Werkes. Neben dem Bauwerk selbst und seinen Bewohnern werden z.B. Liborius Wagners Martyrium in Mainberg geschildert oder Joseph Greissings barockes Amtshaus. Überraschend bleibt aber das großbürgerliche Engagement der Industriellen Sattler und Sachs, die dem jeweiligen Zeitgeschmack gehorchend das Schloss zu ihren prunkvollen Wohnsitzen ausbauten. Dies passt zeitlich sehr gut mit dem Wohnbau des Adels in historischem Gemäuer (z.B.: Hohenschwangau, Hochkönigsburg, Neuenstein) und der Gründung des deutschen Burgenvereins zusammen.

Dass die Fabrikanten in Schweinfurt schon damals Kunst und Kultur förderten und sammelten, wird ebenfalls gut an Hand Sattlers Sammlungen und Bibliothek sowie Sachs' zeitgenössischer Innenarchitektur herausgearbeitet. Leider sind die Kunstschatze von damals versteigert und damit weitgehend verloren. Restbestände bewahrt das Schloss und die Städtischen Sammlungen bzw. das Stadtarchiv. Dem Buch kommt das Verdienst zu, zumindest ansatzweise die in alle Winde

zerstreuten Schätze aufzulisten. Aktuelles Beispiel des wiederholten Verlustes ist die Kunstsammlung von Gunther Sachs, Enkel des Schlosskäufers, die ebenfalls versteigert wurde, aber freilich nicht in der Region beheimatet war. Interessant ist am Rande, dass zwischen der Nutzung durch beide Großindustriellen Johannes Müller auf Schloss Mainberg den Vorläufer von Schloss Elmenau, die „*Freistatt persönlichen Lebens*“, schuf. Er gestaltete das Schloss mit Hilfe des Architekten Carl Sattler, eines Nachfahren des ehemaligen Schlossherrn, um.

Mit diesem hervorragend ausgestatteten Band werden erstmals die aktuellen wissenschaftlichen Kenntnisse über Schloss Mainberg zusammengetragen. Üppige Bilder in den Buchdeckeln, Lesebändchen, Pläne, Register, reichhaltige Quellenangaben, Abbildungsverzeichnis, Siglen- und Abkürzungsverzeichnis und das Vorwort machen das Lesen zum Vergnügen. Es ist ein eindrucksvoller Beginn, um mehr über Schloss Mainberg zu erfahren. Den Förderern, Subskribenten und den Freunden Mainfränkischer Kunst und Geschichte sei gedankt. Ein bemerkenswert profunder Grundstein zur Entdeckung des weitgehend unbekannten Schlosses, ist gelegt. Dem Historischen Verein Schweinfurt e.V. gebührt das Verdienst, zum Schloss nun einen einfachen „Zugang“ geschaffen zu haben.

Thomas Voit

Josefine Adolf / Sabine Carius / Sandra Scholz / Stephanie Wünsche: **„Wir waren ja eigentlich noch Kinder ...“. Einsatz Hofer Oberschüler zur Luftabwehr in Schweinfurt 1943–1945.** Mittweida (Hochschulverlag Mittweida) 2010. (Mit-

teldeutsche Hochschul-Schriften, Reihe F, Bd. 1), ISBN 978-3-9812499-4-1, 138 S., zahlr. Abb., 7,95 Euro.

Der langjährige Stuttgarter Oberbürgermeister Manfred Rommel (1928–2013) bekannte einmal, er habe noch heute einen „Albtraum“ aus seiner Zeit als Luftwaffenhelfer. Wie ihn prägte der Einsatz an der sogenannten Heimatfront in der Endphase des Zweiten Weltkrieges eine ganze Generation, deren Kindheit abrupt endete. Die historische und soziologische Forschung, die sich des Themas seit den 1980er Jahren verstärkt angenommen hat, fand für die Flakhelfer-Generation zu Recht die Bezeichnung „*Schülersoldaten*“. Auf der Grundlage der Notdienstverordnung des Deutschen Reiches vom Oktober 1938 wurden dabei Jugendliche nach Vollendung des 15. Lebensjahres zum Einsatz in Flakstellungen der Luftwaffe und der Kriegsmarine herangezogen. Davon betroffen waren von Februar 1943 bis zum Ende des Kriegs rund 200.000 Ober- und Mittelschüler, später auch Lehrlinge der Jahrgänge 1926 bis 1928, die als Luftwaffen- oder Marinehelfer in vielen Regionen Deutschlands zum Einsatz kamen.

Über den Alltag und die gefährlichen Einsätze der Luftwaffenhelfer fehlen bis heute vielfach Quellen und Bilddokumente. Der vorliegende Band ist der Initiative vier ehemaliger Hofer Oberschüler zu verdanken, die in den Jahren seit 1943 in und um die fränkische Industriestadt Schweinfurt als Luftwaffenhelfer eingesetzt wurden. Die Autorinnen des Bandes, Studentinnen des Faches Medienmanagement der Hochschule Mittweida, haben die persönlichen Erinnerungen, Dokumente und Bilder der ehemaligen Oberschüler zusammen getragen, lektoriert und daraus eine ansprechend gestaltete Doku-

mentation erstellt. Auf der Grundlage von regionalen Zeitzeugenberichten entstand somit mehr als 65 Jahre nach Kriegsende ein umfangreiches Bild von den Einberufungsgrundlagen, dem Alltag und der Bewaffnung der Luftwaffenhelfer in und um Schweinfurt. Ein weiterer Abschnitt beschäftigt sich mit den teilweise verheerenden Luftangriffen auf Schweinfurt seit August 1943, die bis Kriegsende über 1.000 Opfer in der Zivilbevölkerung forderten.

Es gehört zu den eindrucksvollen Leistungen des mit zahlreichen Abbildungen und Quellenzitaten ausgestatteten Bandes, die Einsätze und die vielfach traumatischen Erfahrungen der Luftwaffenhelfer für die Nachwelt erhalten zu haben. Die Berichte verdeutlichen aber auch die enormen Belastungen, denen die Jugendlichen ausgesetzt waren. Obwohl Schweinfurt aufgrund seiner wirtschaftlichen Bedeutung mit einer ganzen Flakgruppe ausgestattet wurde, kam die leichte Flak kaum zum Einsatz, da die Luftangriffe aus großer Höhe erfolgten. „*Ich habe keinen einzigen Schuss abgegeben. Wir haben [...] nur um unser Leben gebangt*“, berichtet Heribert Eichhorn. Angesichts der Auswirkungen auf die Zivilbevölkerung „*zweifelte der Verstand am Sinn dieser Sinnlosigkeit*“, formulierte es Walter Rausch.

Nach ihren Einsätzen in Schweinfurt bis 1944 wurden zahlreiche Luftwaffenhelfer der Jahrgänge 1926 und 1927 zum Reichsarbeitsdienst oder zur Wehrmacht eingezogen und erlebten das Kriegsende an verschiedenen Orten. Über ihren weiteren beruflichen Lebensweg, aber auch über den Willen zur Versöhnung legt der Band ebenfalls Zeugnis ab: So entstand die Idee eines gemeinsamen Mahnmals der ehemaligen Kriegsgegner, das 1998 vor dem ehemaligen Spitalsee-Luftschutzbunker in Scheinfurt errichtet wurde. Es

erinnert an ein besonderes Kapitel der Geschichte Schweinfurts und mahnt zum Frieden unter den Völkern.

Johannes Schellakowsky

Lothar Mayer: **Jüdische Friedhöfe in Mittel- und Oberfranken.** Petersberg (Michael Imhof Verlag) 2012, ISBN 978-3-86568-572-8, geb., 25 x 22 cm, 240 S., 260 Farbbabb., 19,95 Euro

Im Dezember 2011 veröffentlichte Lothar Mayer seinen zweiten Bildband „Jüdische Friedhöfe in Mittel- und Oberfranken“, der sich harmonisch an sein erstes Werk „Jüdische Friedhöfe in Unterfranken“ aus dem Jahre 2010 anschließt. Damit hat er einen weiteren wichtigen Schritt in der Dokumentation der Zeugnisse jüdischer Vergangenheit in den drei fränkischen Regierungsbezirken vollzogen.

Nach „Hinweisen zum Gebrauch des Buches“, einer Inhaltsübersicht, einer kurzen Danksagung und einem persönlichen und sehr beeindruckenden Vorwort werden auf 212 Seiten alle 44 Friedhöfe der beiden fränkischen Regierungsbezirke in Wort und Bild vorgestellt. Der Friedhofsbeschreibung jeden Ortes sind zunächst einmal die wichtigsten Angaben zu entnehmen wie: Größe, Anzahl der früheren und heute noch vorhandenen Grabstellen, Jahr der Belegung des Friedhofs, Schändungen, im Falle von Bezirksfriedhöfen werden die Gemeinden genannt, die auf dem Friedhof ihre Verstorbenen bestatteten, Besonderheiten in der Ornamentik u.v.a.m.

Jede Friedhofsbeschreibung ist eingebettet in einen gedanklichen Exkurs des Verfassers, der die Geschichte, die Religionsgeschichte, historische oder aktuelle

politische Ereignisse, Wirtschaft und Philosophie beleuchtet. Jedes Essay ist sehr interessant gestaltet und regt zum Nachdenken, aber auch zum Widerspruch an. Damit will der Autor ein wichtiges Ziel erreichen: Die möglichst intensive Beschäftigung mit der Vergangenheit. Wer sich auf die Suche nach einem Friedhof macht, dem helfen die Kartenskizzen, die den Weg zur einer jüdischen Begräbnisstätte deutlich darstellen. Ein Davidstern in einem roten Kreis zeigt die exakte Lage des gesuchten Friedhofes an.

Jeder Betrachter des neuen Werkes wird sicher von den überaus schönen und künstlerisch wertvollen Aufnahmen beeindruckt sein, mit denen der Autor jeden Friedhof illustriert hat. Der Gefahr der Ästhetisierung entgeht er aber gekonnt durch entsprechende Bildunterschriften und durch dazugehörige Essays, die den Kontext wieder klären.

An die einzelnen Friedhofsbeschreibungen schließt sich eine gründliche Übersicht der jüdischen Symbole und ihrer Bedeutung an. Es folgt ein umfangreiches Literaturverzeichnis, ein Glossar, das die wichtigsten hebräischen Ausdrücke erklärt und ein Nachwort. Der Autor überschreibt es mit: „Vom guten Glauben und rechten Wissen“. Die kurze und sehr persönliche Abhandlung wird mit großer Sicherheit von vielen Lesern widersprüchlich aufgenommen werden. Dieses Nachwort fordert den Leser heraus; es fordert Zustimmung und provoziert Ablehnung. In jedem Fall aber muss der Leser Stellung beziehen zu einem der zentralen Themen unserer Zeit: zu Religion und/oder Spiritualität.

Übersichtskarten aller jüdischen Friedhöfe der drei fränkischen Regierungsbezirke runden diese interessante, schön gestaltete und sehr gut gelungene Dokumentation harmonisch ab. Nur jemand,

der selbst Jahrzehnte lang auf dem Gebiet tätig war, weiß, wie viel Ausdauer, Mühe, Entbehrungen, Zeit, aber auch Liebe und Begeisterung notwendig sind, um eine Arbeit wie die beschriebene fertig stellen zu können.

Mit dem vorliegenden Bildband hat Lothar Mayer es jedenfalls wieder, wie schon bei seiner Arbeit über Unterfranken, geschafft, den jüdischen Gemeinden Mittel- und Oberfrankens ein bleibendes Denkmal zu errichten. Dafür gebühren ihm Dank und Anerkennung all derer, denen der ehrliche Umgang mit der Geschichte Frankens – und dazu zählt selbstverständlich auch die jüdische Geschichte – ein Herzensanliegen ist. *Israel Schwierz*

Hans Schaub: **Von Löb Strauß zu Levi Strauss.** Bamberg (Heinrichs-Verlag, Bayerische Verlagsanstalt) 2011, ISBN 978-3-89889-176-9, brosch., 112 S., zahlr. SW- und Farbbabb., 10,00 Euro.

Wahrscheinlich hat jeder schon mal eine angehabt, eine jener Hosen, die ursprünglich aus Baumwolle gefertigt wurden und als Bluejeans in den 1970er Jahren den absoluten Kultstatus Nr. 1 hatten (vgl. www.de.wikipedia.org/wiki/Jeans). Zu den weltweit bekanntesten Marken gehören die „Levi's“, die Jeans der von Levi Strauss (1829–1902) gegründeten „Levi Strauss & Company“ in San Francisco. 1928 im amerikanischen Markenregister eingetragen, bot diese ab 1934 auch Damenjeans unter dem Namen „Lady Levi's“ an (vgl. www.de.wikipedia.org/wiki/Levis).

Mit diesen Hosen, die einst auch der amerikanische Präsident Jimmy Carter selbst bei öffentlichen Auftritten trug, ist zugleich ein Stück deutsch-amerikanische

Geschichte verbunden. „Löb Strauß“ wurde nämlich 1829 in der kleinen oberfränkischen Ortschaft Buttenheim unweit von Bamberg geboren. Als Neunzehnjähriger wanderte er 1848, wie damals viele seiner Zeitgenossen, mit seiner Mutter Rebekka nach Amerika in die Stadt New York aus, wo er zunächst bei seinen beiden Stiefbrüdern lebte. Nachdem er im Jahre 1853 Amerikaner geworden war, zog er in den „Goldenen Westen“ und ließ sich in San Francisco nieder. Ab dieser Zeit nannte er sich „Levi Strauss“. Sein neu gegründetes Geschäft für Kurzwaren, Stoffe und Arbeitskleidung verzeichnete enorme Zuwachsraten. Zugleich belieferte er kleine Geschäfte und Schneider in einem weiten Umkreis. 1873 erhielt er mit dem Schneider Jacob Davis das Patent für Hosen, die mit Kupfernieten verstärkt waren. Dies war zugleich die Geburtsstunde der Jeans, die sich seit jener Zeit unaufhaltsam zu einem Weltprodukt entwickelte, das heute noch Bestand hat.

Nach intensiven Recherchen im In- und Ausland hat nun unlängst Hans Schaub aus Pautzfeld (Landkreis Forchheim) – einer Nachbargemeinde von Buttenheim – unter der Überschrift „Von Löb Strauß zu Levi Strauss“ eine umfangreiche Biographie über den berühmten Sohn aus Oberfranken vorgelegt. Zur Entstehung des Buches schreibt der Autor, der 1988 an der Universität Bamberg mit einer Dissertation zum Thema „Auswanderung aus Oberfranken nach den Vereinigten Staaten von Amerika im 19. Jahrhundert“ promoviert wurde und unter anderem 1994 die Schrift „Hintergründe der Auswanderung aus Oberfranken nach Nordamerika“ veröffentlichte, im Vorwort: *„Nachdem bereits vor 25 Jahren im Rahmen meiner Forschungsarbeiten über die Auswanderungen aus Oberfranken nach Nordamerika im 19.*

Jahrhundert auch die Person Löb Strauß / Levi Strauss im Interesse meiner historischen Studien stand, lag es auf der Hand ein weiteres Mal detaillierte Recherchen über diesen berühmten Oberfranken aus Buttenheim, der in San Francisco eine Weltfirma aufbaute, anzustellen“ (S. 3).

Erschwert worden sei sein Forschungsvorhaben im Wesentlichen durch drei Faktoren: Erstens habe Strauss nie wieder seine fränkische Heimat besucht, zweitens sei die frühe Lebensgeschichte anfangs oberflächlich, ohne jegliche Details auch in firmeneigenen Prospekten dargestellt worden und drittens habe das große Erdbeben von 1906 in San Francisco, kurz nach dem Tode Levis, viele Dokumente und somit wichtige Informationen vernichtet.

Gleichwohl ist es Hans Schaub gelungen, eine Reihe neuer Informationen über den oberfränkischen „Vater der Jeans“ ans Tageslicht zu fördern. So wanderte Löb Strauß nicht schon 1847, sondern erst 1848 nach Amerika aus, weil seine Mutter Rebekka zunächst Schwierigkeiten hatte, ihr Haus in Buttenheim – das seit dem Jahre 2000 das „Levi-Strauss-Museum“ (www.levi-strauss-museum.de) beherbergt – nach dem Tod ihres Mannes Hirsch Strauß im Jahr 1846 zu verkaufen. Obwohl der Auswanderungsantrag von Rebekka Strauß, ihrem Sohn Löb, ihrer Stieftochter Maila und ihrer Tochter Vögela schon im April 1847 genehmigt worden war, sollte es noch bis zum Sommer 1848 dauern, bis der Rest der Familie den schon elf Jahre zuvor nach Amerika ausgewanderten Kindern Rösla, Jonathan und Lippmann folgten.

Über die Kindheit und Jugendjahre von Löb Strauß in Buttenheim haben sich scheinbar keinerlei Informationen erhalten. Umso erfreulicher ist daher, dass der Autor seine vorgelegte Biographie in den

zeitgenössischen Rahmen eingepasst hat und seiner Leserschaft Einblicke in die wirtschaftliche Situation Oberfrankens im 19. Jahrhundert gewährt, wodurch auch die damals bedingten Auswanderungen von etwa zehn Prozent der Bevölkerung besser verständlich werden. Den grandiosen Geschäftserfolg von Levi Strauss begründeten nach Ansicht von Hans Schaub unterdessen mehrere Faktoren: Zum einen seine kaufmännische Begabung und sein Geschäftsrücker, wie die Franken sagen, zum anderen seine soliden Arbeitstugenden.

Wer sich für die Geschichte der Jeans im Allgemeinen und die Lebensgeschichte von Levi Strauss im Besonderen interessiert, dem kann der schmale Band, der durch eine Vielzahl von Abbildungen und Dokumenten illustriert wird, wärmstens empfohlen werden. Bleibt nur noch zu erwähnen, dass neben der Lektüre der vorliegenden Veröffentlichung auch ein Besuch im Geburtshaus von Levi Strauss allemal lohnenswert ist. *Hubert Kolling*

Irmgard Müller und Werner Dressendörfer (Hrsg.): **Gart der Gesundheit – Botanik im Buchdruck von den Anfängen bis 1800** (Ausstellungskatalog Museum Otto Schäfer/N.F. 5, Veröffentlichung des Stadtarchivs Schweinfurt 24, Kataloge der Francke'schen Stiftungen 26). Wiesbaden (Harrassowitz Verlag) 2011, ISBN 978-3-447-06464-4, kart., 208 S., zahlr. Abb., 19,-- Euro.

Der Band ist der Ausstellungskatalog des Museums Otto Schäfer in Schweinfurt und der Francke'schen Stiftungen in Halle an der Saale. Weiter sind das Stadtarchiv Schweinfurt und die Bibliothek der

Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften beteiligt. Die Ausstellung wurde vom 20. März bis 10. Juli 2011 in Schweinfurt im Museum Otto Schäfer gezeigt und war anschließend vom 29. Jan. bis 25. März 2012 in Halle im Historischen Waisenhaus der Franke'schen Stiftungen zu sehen. Weiterer Leihgeber war die Staatsbibliothek Bamberg.

Mit den Herausgebern, die auch als Autoren auftreten, konnten zwei ausgewiesene Spezialisten gewonnen werden. Prof. Dr. Irmgard Müller lehrt am Institut für Geschichte der Medizin an der Ruhr-Universität Bochum und Prof. Dr. Werner Dressendörfer betreibt eine Apotheke in Bamberg neben seiner Lehrtätigkeit der Pharmaziegeschichte an der Universität Erlangen. Dies kommt dem Ausstellungskatalog ungemein zu Gute.

Der Band bietet teilweise Überraschendes: Bücher zur Ordnung und Verwendung von Heilpflanzen wurden nicht nur aus wissenschaftlichen Gründen, sondern aus praktischen Nöten, z.B. für die Versorgung mit Heilmitteln der Soldaten der Ostindien-Kompanie geschrieben und gedruckt. Abgeschnitten von Europa sorgten lange Versorgungswege, auf denen Medizin unbrauchbar wurde, dafür, dass Heilmittel vor Ort beschafft werden mussten. Dazu bedurfte es Bücher, die die Pflanzen bestimmten. Für Amerika wurden Pflanzen in Druckwerken beschrieben, die bis heute nicht wissenschaftlich erschlossen sind. So wurden u.a. vor Jahrhunderten Pflanzen mit LSD-ähnlichen Wirkstoffen in den ausgestellten Büchern beschrieben.

Carl von Linné (1707–1778) kommt das Verdienst zu, erstmals ein Ordnungssystem für Pflanzen eingeführt zu haben. Seither sind weltweit Vergleiche möglich. Besondere Bedeutung wird auch der Er-

findung bzw. Weiterentwicklung des Naturdrucks durch Johann Hieronymus Kniphof (1704–1763) eingeräumt. Dabei werden Originalpflanzen zum Druck verwendet. Das Geheimnis um das genaue Verfahren ist bis heute nicht gelüftet. Es konnten die Heilpflanzen wirklichkeitsgetreu abgebildet werden und Verwechslungen weitgehend ausgeschlossen werden.

Aperçu am Rande: Teile der Historischen Bausch- und Stadtbibliothek wurden nach der Reichsgründung 1871 an die damals im Aufbau befindliche Universitätsbibliothek in Straßburg abgegeben, wo sie sich noch heute befinden. Die ausgestellte Abbildung einer Alraune in Menschengestalt war in einem solchen Buch enthalten. Die Staatsbibliothek Bamberg konnte hier einspringen. Die Alraune in Menschengestalt hat auch heute Konjunktur: In „Harry Potter“ gärtnern die Zauberschüler damit!

Die behandelten Buchdruckwerke aus vier Jahrhunderten entstammen vier berühmten Sammlungen. Die wichtigste ist die Bausch Bibliothek der Stadt Schweinfurt, inzwischen aufgestellt im Museum Otto Schäfer. Bestände des Museums selbst, der Leopoldina und der Francke'schen Stiftungen in Halle kommen hinzu. Johann Laurentius Bausch (1605–1665) war einer der Gründer der Leopoldina 1652 in Schweinfurt und hat die von seinem Vater geerbte Buchsammlung weiter geführt.

Der Katalog gliedert sich in Text- und Katalogteil. Zunächst wird von Christian Schulze die antike Botanik zwischen praktischer Anwendung und taxonomischen Überlegungen vorgestellt. Es folgt Werner Dressendörfer zum Bild der Pflanze in den frühen Kräuterbüchern. Mechthild Hofmann widmet sich der Natur im Druck – Kniphofs *Botanica* in Originali in der

Druckerei des Verlegers Johann Gottfried Trampe in Halle an der Saale. Uwe Müller beschreibt die botanischen Drucke in der Bausch-Bibliothek. Jochen Thamm wirft einen Blick auf die Exponate aus der Bibliothek der Leopoldina und die Geschichte der Akademie. Brigitte Klosterberg schreibt über botanische Bücher in der Bibliothek der Franke'schen Stiftungen. Georg Drescher schießt den Textteil mit dem Beitrag botanische Drucke in der Bibliothek Otto Schäfer ab.

Im Katalogteil führt Irmgard Müller mit jeweils kurzen Beiträgen ein in: Kräuterbücher der Alten und Neuen Welt, Ordnung der Natur, Kräuterbücher als Quelle der Drogenkunde, Naturdeutung und Arzneifindung. Vorwort der Herausgeber, Literaturverzeichnis, Personenregister und Bildnachweis runden den ausgezeichneten Katalog ab. Ausstattung, Papier und Druckbild sind einmal mehr eine Augenweide. Der Band zeigt sich den ausgestellten Büchern durchaus würdig.

Thomas Voit

Wolfgang Brückner: **Bilddenken Mensch und Magie oder Missverständnisse der Moderne** (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, Bd. 122). Münster–Berlin–München–New York (Waxmann Verlag 2013, ISBN 978-3-8309-2939-0, broschiert, 368 S., m. zahlr. Abb., 34,90 Euro.

Wolfgang Brückner, langjähriger Ordinarius für Volkskunde an der Universität Würzburg, hat in den Mittelpunkt der theoretischen Überlegungen die Frage nach der ideologischen Hierarchisierung der menschlichen Sinneskonstitution im

theologischen und akademischen Denken von Abend- und Morgenland gestellt. Sein Fazit ist, dass unsere westliche Rangfolge von Wort und Bild, von Hören und Sehen einer umfassenden Diskursanalyse nicht standhält. Solche Einsicht vorausgesetzt, lässt sich zeigen, dass die Zuschreibung vorrationalen Denkens und Sprechens als unvernünftig, primitiv, abergläubisch, ja magisch, die anthropologische Natur des Menschen als Kulturwesen missdeutet.

In den Geistes- und Kulturwissenschaften haben Wortverdinglichung und Schriftfetischismus das Bilddenken und die meisten Formen von symbolischem Kapital gering geachtet oder gar ausgeblendet. Heute sind in den meisten wissenschaftlichen Disziplinen die drei Sprachen der menschlichen Kommunikation bewusst: Wort, Bild, Gebärde (im weitesten Sinne) oder: die Sprache des Schriftlichen, die Sprache des Optischen und die Sprache des Performativen.

Im zweiten Teil wird anhand des exemplarischen Feldes vom so genannten Bildzauber mit Fallbeispielen aus der gesamten Geschichte vom frühen Mesopotamien bis ins gegenwärtige Europa gezeigt, wie wir Heutigen diese Phänomene zu verstehen haben. Fazit ist, dass wir auch unsere Vorfahren aus Zeiten ohne Abitur, Matura oder Bac in den Kreis des Homo sapiens einreihen dürfen. Die akademische Zweiteilung der Menschheit in vernünftig denkende Wesen und prälogisch hantierende Underdogs‘ gehört damit der Vergangenheit an.

Wolfgang Brückner hat mit der vorgelegten Arbeit sein Lebenswerk, das ihn seit seiner Frankfurter Habilitation begleitet, in beeindruckender Weise zusammengeführt und der Volkskunde einen großen Dienst erwiesen.

Klaus Reder

Bernhard Wickl

Bundesfreund Robert Unterburger mit „Landersdorfer Stier“ ausgezeichnet

Jedes Jahr kurz vor Weihnachten wird im Landkreis Roth das neue Heft der *Heimatkundlichen Streifzüge* vorgestellt, einer Schriftenreihe, die seit Beginn der 1980er Jahre existiert und in der Beiträge zu verschiedenen heimatkundlichen Forschungsgebieten veröffentlicht werden. Im Rahmen dieser Veranstaltung verleiht der Landkreis alljährlich einem verdienten Heimatforscher bzw. einer Heimatforscherin eine besondere Auszeichnung, nämlich den „Stier von Landersdorf“.

Dieser im Original 3,2 cm hohe Anhänger wurde bei Ausgrabungen in Landersdorf, einem Ortsteil des Marktes Thalmässing, im Jahre 1983 gefunden und stammt aus dem Bereich von Gräbern aus der Bronzezeit (ca. 450–300 v. Chr.). Bei den beiden Tieren dürfte es sich um eine Kuh und einen Stier handeln, und es wird vermutet, dass der Anhänger als Amulett mit einem Lederband um den Hals getragen wurde. Neben vielen anderen Exponaten findet sich dieser Anhänger im „Fundreich Thalmässing“, einem sehr sehenswerten archäologischen Museum (www.fundreich-thalmaessing.de).

Robert Unterburger, Lehrer an der Hauptschule Allersberg, erhielt dieses Ehrenzeichen des Landkreises Roth aufgrund seines vielfältigen Wirkens als Heimatforscher, Journalist und Schriftsteller. Seit mehr als zehn Jahren bekleidet er außerdem das Ehrenamt des Kreisarchivpflegers. Wie Landrat Herbert Eckstein in seiner Laudatio hervorhob, veröffentlicht Robert Unterburger seit 1983 heimatgeschichtliche Artikel in der *Roth-Hilpoltsteiner-Volkszeitung*, der *Hilpoltsteiner Zeitung* und dem *Schwabacher Tagblatt*. Berichte und Kritiken über Kulturveranstaltungen des Landkreises erscheinen ebenso regelmäßig.

Auch zu den oben bereits erwähnten *Heimatkundlichen Streifzügen* hat er schon sehr viel beigetragen. Einen Namen gemacht hat er sich ebenso als Autor von Gedichten, Kurzgeschichten, einer Sagensammlung sowie als Gründungsmitglied der Autorengruppe *Sonderzeit*.



Abb.: Robert Unterburger.

Mit seiner Buchreihe *Geschichtliche Spaziergänge zu den Orten des Landkreises Roth* hat Robert Unterburger vor einigen Jahren ein besonders ehrgeiziges Projekt in Angriff genommen: In alphabetischer Reihenfolge werden hier zu allen Orten des Landkreises wichtige historische Informationen zusammengestellt. Die ersten beiden Bände dieser Reihe wurden in der Zeitschrift *Frankenland* rezensiert (Heft 4, Aug. 2010; Heft 3, Juni 2012). Die Gruppe Nürnberg des Frankenbundes e.V., der Unterburger seit einigen Jahren angehört, hat den ersten Band der *Geschichtlichen Spaziergänge* ihren Mitgliedern als Jahresgabe überreicht. Seit mehr als einem Jahr arbeitet Unterburger im Archivkreis des Heimatvereins Unteres Schwarzachtal in Wendelstein mit und hat auch hier schon Beiträge zur entsprechenden Schriftenreihe geliefert.

Carsten Pollnick

Zum Jubiläum von Ingeborg Walther

Ein Jubiläum ist der Jahrestag eines besonderen Ereignisses. Wie schrieb der deutsche Dichter Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) dazu: „*Ei, bin ich denn achtzig Jahre alt geworden* (bei unserer zu würdigenden Jubilarin sind es sogar zehn Jahre mehr), *dass ich immer dasselbe denken soll? Ich strebe vielmehr täglich, etwas anderes, Neues zu denken, um nicht langweilig zu werden. Man muss sich immerfort verändern, erneuern, verjüngen, um nicht zu verstocken.*“ Wie Recht er doch hat. Wenn man diese Sätze im übertragenen Sinne philosophisch fortsetzt, dann könnte das Resultat so sein, wie es der englische Soziologe und Philosoph Herbert Spencer (1820–1903) zusammengefasst hat: „*Zwar ist es nicht möglich, jedem Unheil zu entgehen; aber das Los, die eigene Machtlosigkeit zu spüren, bleibt uns erspart, wenn wir uns als Handelnde begreifen.*“ Deshalb wünschen alle, die Sie, liebe Frau Walther, kennen, zu Ihrem 90. Tag der Geburt weiterhin die Kraft und den Mut, Ihr Leben in die Hand zu nehmen und voller Zuversicht zu entscheiden, in welche Richtung Sie gehen möchten.

Bei allen Anstrengungen, Mühen und Aufgaben, die das Leben bereithält, ist es wichtig, dass man die Freude nicht vergisst! So hofft ihr bekanntes Umfeld, dass sie auch in den kommenden Lebensjahren viele Gelegenheiten finden werden, zu lächeln, zu lachen und optimistisch zu sein, damit das Leben Ihnen dann auch in gleicher Weise antwortet!

Als Tochter der Eheleute Gottfried Krempel, Stadtoberamtmann aus Würzburg, und dessen Ehefrau Regina, geborene Hartmann aus Mömlingen, kam Ingeborg Walther vor 90 Jahren zur Welt. Nach dem Besuch der Lehrerinnenbildungsanstalt (seit 1965 Karl-Theodor-von-Dalberg-Gymnasium), wo sie auch das Abitur ablegte, arbeitete sie in der Endphase des Zweiten Weltkrieges im Städtischen Kinderheim. Parallel dazu studierte sie an der Musikhochschule in Frankfurt am Main Musik. Wie ihr 1959 geborener Sohn Dr. Gerrit Walther, Professor an der Bergischen Universität Wuppertal, aus Erzählungen weiß, müssen die Fahrten von Aschaffenburg in die Mainmetropole damals abenteuer-

lich gewesen sein, was man sich ohne viel Phantasie in der stark zerstörten Rhein-Main-Region auch gut vorstellen kann.

Während des Studiums lernte sie Johannes-Friedrich Walther kennen, Sohn eines protestantischen Pfarrers aus Frankfurt-Niederrad, den sie 1953 heiratete. Aufgrund der fast jährlich unterschiedlichen Engagements ihres Mannes als Opernsänger wechselten sie häufig den Wohnsitz. Unter anderem zogen sie nach Kassel, Coburg, Kiel, Essen und Mainz, – ab 1965 lebten sie dauerhaft in Aschaffenburg. Johannes-Friedrich Walther starb 2008.

Die Musik, vielgefächert und erkundend, neugierig und lernend, hat Ingeborg Walther nie professionell ausgeübt; sie war ihr persönliches Hobby. Im Vordergrund standen Familie und Eigenheim, aber auch der Sport. Sie fährt in das Freibad von Stockstadt, schwimmt bis zur Erschöpfung ihre Kilometer, ist unterwegs mit dem Fahrrad. Die Musik vernachlässigt sie jedoch nie; im Gegenteil, sie besucht Konzerte und animiert Bekannte und Freunde, sie zu begleiten. Soviel zu ihrer Freizeitbeschäftigung.

Ihr Hauptanliegen ist jedoch der Frankenbund, zunächst als Schatzmeisterin, dann neben dem Pädagogen und Maler Gunter Ullrich seit 1973 als Geschäftsführende Vorsitzende. Sie organisiert Fahrten zu Kunstaustellungen, betreut ihre ‚Gäste‘ zu den jeweiligen Themen, ist präsent bei Fragen jeder Art für den Verein.

Daher ist es dem Frankenbund eine besondere Ehre, nachgerade eine Ehrenpflicht, Ingeborg Walther als hochverdientes Mitglied zu würdigen, ihr für ihr unermüdliches Engagement und Mitgestalten im Verein zu danken und ihr für das nächste Lebensjahrzehnt alles Gute zu wünschen. Rückblickend kann konstatiert werden: Ingeborg Walther ist eine bemerkenswerte und bewunderungswürdige Frau.

Verena Friedrich

Kurzer Bericht über die diesjährige Bundesbeiratstagung am 15. März 2014 im ehemaligen Zehntgebäude der Stadt Grünsfeld/Baden-Württemberg.

In diesem Jahr fand die Bundesbeiratstagung außerhalb des bayerischen Teils Frankens, in Grünsfeld, Baden-Württemberg statt. Der Grund hierzu lag in dem Wunsch des örtlichen Kulturvereins, sich dem Frankenbund anzuschließen. Nach dem Heimat- und Kulturverein Großrinderfeld wäre der Kulturverein Grünsfeld dann die zweite selbständige Gruppe aus Baden-Württemberg im Frankenbund.

Nach dem traditionellen Begrüßungsfrühstück der Teilnehmer begann die Tagung, die unter dem Motto „*Franken im Europa der Regionen*“ stand. Begrüßt wurden die Teilnehmer vom 1. Bundesvorsitzenden des Frankenbundes, dem Regierungspräsidenten von Unterfranken, Herrn Dr. Paul Beinhofer, und von Grünsfelds Bürgermeister, Herrn



Abb.: Nach dem Eintrag in das „Goldene Buch“ der Stadt Grünsfeld. Das Bild zeigt v.l.n.r. den Staatsminister a.D. Eberhard Sinner, den 2. Bundesvorsitzenden Prof. Dr. Werner K. Blessing, die Bundesgeschäftsführerin Dr. Christina Bergerhausen, die Bezirksvorsitzende für Mittelfranken Evelyn Gillmeister-Geisenhof, den 1. Bundesvorsitzenden Dr. Paul Beinhofer, Grünsfelds Bürgermeister Joachim Markert und den 1. Vorsitzenden des Heimat- und Kulturvereins Großrinderfeld Rudolf Geiger.

Joachim Markert. Darauf erörterte der stellvertretende Bundesvorsitzende, Herr Prof. Dr. Werner K. Blessing mit einem Vortrag die Frage, inwieweit man von Franken als einer Region sprechen könne. Die Bezirksvorsitzende des FRANKENBUNDS für Mittelfranken, Frau Evelyn Gillmeister-Geisenhof, stellte Überlegungen an, inwieweit Kleidung als Ausdrucksmittel kultureller und sozialer Identität gesehen werden könne. Dazu, wie Franken im europäischen Kontext zu bewerten sei, referierte der frühere Bayerische Staatsminister für Bundes- und Europaangelegenheiten, Herr Eberhard Sinner, und beendete mit seinen Ausführungen den Vortragsteil der Tagung.

Einen Höhepunkt der Vormittagsveranstaltung bildete die Eintragung des Bundesvorsitzenden in das Goldene Buch der Stadt Grünsfeld. Hier die Geschichte des Ortes Grünsfeld, wie sie Herr Bürgermeister Markert in seinem Grußwort skizzierte:

Die Stadt Grünsfeld mit ihren fünf Stadtteilen zählt ca. 3.700 Einwohner. Die Siedlung, aus der das heutige Grünsfeld hervorging, wurde schon in der Karolingerzeit gegründet. Um 750 ist sie erstmals urkundlich erwähnt. Als Herrscher über Grünsfeld sind im 12. Jahrhundert die Herren von Zimmern bekannt. Ab 1213 gehörte der Ort

den Grafen von Rieneck. Unter ihrer Herrschaft erhielt Grünsfeld noch im 13. Jahrhundert die Stadtrechte. Dorothea von Rieneck heiratete 1467 Friedrich V., den Landgrafen von Leuchtenberg aus einem hochadeligen Geschlecht mit Besitz besonders in der Oberpfalz. Sie gab 1502 Stadt und Herrschaft Grünsfeld an das Hochstift Würzburg und erhielt es im gleichen Jahr als Lehen zurück. Von den Schlössern in Grünsfeld und in der heutigen Partnerstadt Pfreimd aus regierten etwa 150 Jahre lang sieben Leuchtenberger Landgrafen. Als Maximilian Adam 1646 kinderlos starb, fiel die Herrschaft Grünsfeld ganz an das Hochstift Würzburg und war bis zum Jahr 1803 fürstbischöflich-würzburgisches Oberamt. Die Rheinbundakte von 1806 sprach schließlich dem Großherzogtum Baden die Landeshoheit über Grünsfeld zu. Viele Gebäude und Kunstwerke zeugen von einer reichen kulturellen Vergangenheit. Ein Kleinod Grünsfelds ist das 400jährige Rathaus, ein 1579 errichteter prächtiger Renaissance-Bau. Das Grünsfelder Rathaus gilt als einer der schönsten Profanbauten in ganz Franken. Die Jahreszahl 1596 am Türstock des früheren Eingangs weist auf die Bauzeit des Amtshauses hin, das später Sitz des würzburgischen Amtmannes, des sog. „*Amtskellers*“ wurde. Von hier aus zogen die Würzburger Amtskeller die Steuern und Abgaben ein und verwalteten das Oberamt Grünsfeld. 1990 konnte die Stadt Grünsfeld das Gebäude erwerben und mit erheblichem Kostenaufwand restaurieren. In unmittelbarer Nähe des Tagungsgebäudes befinden sich Reste der ehemaligen Schloss- und Wehranlagen mit einem begehbaren historischen Wehrgang. Die katholische Kirche St. Peter und Paul ist im Kern eine spätgotische Kirche des 14. und 15. Jahrhunderts. Im 17. Jahrhundert erhielt die Kirche ein barockes Langhaus. Im Innern der Kirche ist ein Epitaph zu sehen, das Gräfin Dorothea von Rieneck in zeitgenössischer Tracht mit zum Gebet gefalteten Händen zeigt. Sie war eine der interessantesten Frauengestalten der Grünsfelder Herrschergeschichte. Das Epitaph ist eine Arbeit des berühmten Würzburger Künstlers Tilman Riemenschneider aus dem 16. Jahrhundert. Ein Kleinod ist die in Grünsfeld-Hausen stehende Achatiuskapelle, ein kleiner romanischer Bau, dessen Entstehung in das 12. Jahrhundert fallen dürfte. Die Kapelle ist ein Doppel-Oktogonbau mit einem minarettähnlichen Türmchen, 1180 bis 1210 unmittelbar neben dem Grünbach – wahrscheinlich von der Bronnbacher Bauhütte – errichtet.

Besonders von den Teilnehmern begrüßt wurde die Ankündigung, dass die Vorstandschaft des Kulturvereins Grünsfeld den Beitritt zum Frankenbund beschlossen habe, und dies anlässlich der Tagung durch den Bürgermeister verkündet werden durfte. Der Frankenbund hofft auf eine künftige gedeihliche Zusammenarbeit mit den tauberfränkischen Kulturbegisternten!

Vorankündigung:

85. Bundestag am 18. Oktober 2014 in Bamberg

In diesem Jahr tagt der Bundestag in Bamberg – die Stadt, mit der der Gründer des FRANKENBUNDES, Herr Dr. Peter Schneider, eng verbunden war. Der Festakt sowie die Delegiertenversammlung finden im Grünen Saal der Harmonie-Säle statt, und das heißt, mitten in der Altstadt. (Für Parkplätze in der Nähe ist gesorgt.) Zu dieser Veranstaltung sind alle Mitglieder des Frankenbundes herzlich eingeladen.

Der Festakt beginnt um 10 Uhr. Ein wichtiger Programmpunkt wird die Verleihung unseres Kulturpreises sein. Nach einer Stadtführung für alle um 14 Uhr treffen sich die Delegierten um 15 Uhr zur Arbeitssitzung. Auf dieser Sitzung geht es u.a. um die Aufnahme des Kulturvereins Grünsfeld e.V. in den Frankenbund.

Weitere Informationen zu dieser Veranstaltung erhalten Sie demnächst auf unserer Homepage unter dem Stichwort: „aktuell“ wie auch in der nächsten Ausgabe des FRANKENLANDES. Die offizielle Einladung mit dem genauen Programmablauf wird den Vorsitzenden in nächster Zeit zugestellt.

Auf Ihr Kommen freut sich die Bundesleitung!

Inhalt

Aufsätze

Elfi Jemiller

Der Bamberger Totentanz – ein barockes Kleinod in der Heilig-Grab-Kapelle der ehemaligen Klosterkirche St. Michael 147

Werner K. Blessing

Umbruchsjahre: Bamberg im Ersten Weltkrieg und in der Revolution 1918/19 166

Kunst und Kultur

Karin Dengler-Schreiber

Welterbe Bamberg – Belohnung bürgerlichen Engagements 179

Dominik Kremer

Touristisch genutztes Welterbe erleben: Die Perspektive der Einwohner – Eine empirische Studie am Beispiel Bambergs 189

Hubertus Habel

Das Gärtner- und Häckermuseum in Bamberg 198

Aktuelles

Neue Internetseite über Vita und Werke von Max Dauthendey 207

Ahnenschwund – Thema für eine Tatort-Sendung? 207

Bücher zu fränkischen Themen 208

Frankenbund intern

Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Bamberg Andreas Starke zum 85. Bundestag 211

Auf nach Bamberg! – Austragungsort des diesjährigen Bundestages am 18. Oktober 2014 212

Einladung zum 85. Bundestag am 18. Oktober 2014 in Bamberg 213

Verena Friedrich

Bericht über den 4. Fränkischen Thementag „Gärten in Franken“ am Samstag, 21. Juni 2014, in der Landesanstalt für Weinbau und Gartenbau in Veitshöchheim 214

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

Prof. Dr. Werner K. Blessing	Universitätsprofessor i.R. Ludwig-Thoma-Straße 27 a, 91054 Erlangen werner.k.blessing@t-online.de
Dr. Karin Dengler-Schreiber	Volkfeldstraße 35, 96049 Bamberg kdschreiber@gmx.de
Dr. Verena Friedrich M.A.	1. Vorsitzende der Frankenbund-Gruppe Würzburg Friedrich-Ebert-Straße 201 a, 90766 Fürth verena.friedrich@t-online.de
Dr. Hubertus Habel	Kurator des Gärtner- und Häckermuseums Luitpoldstraße 40 a („Neues Atelier“), 96052 Bamberg buero@dr-habel.de
Elfi Jemiller M.A.	Altenburger Straße 10, 96049 Bamberg efli.jemiller@web.de
Dr. Hubert Kolling	Diplom-Politologe Hirtenweg 9, 96231 Bad Staffelstein Dr.Hubert.Kolling@t-online.de
Dominik Kremer	Otto-Friedrich-Universität Bamberg Lehrstuhl für Angewandte Informatik in den Kultur-, Geschichts- und Geowissenschaften An der Weberei 5, 96047 Bamberg dominik.kremer@uni-bamberg.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Elfi Jemiller

Der Bamberger Totentanz – ein barockes Kleinod in der Heilig-Grab-Kapelle der ehemaligen Klosterkirche St. Michael

Im Herbst 2012 wurde die Bamberger Bevölkerung durch eine Hiobsbotschaft aufgeschreckt: Von einem Fenstergewölbe im Hauptschiff der ehemaligen Klosterkirche St. Michael war ein handgroßer Gesteinsbrocken auf das Gestühl heruntergestürzt, was – wäre eine Person getroffen worden – zu schwerwiegenden, wenn nicht tödlichen Verletzungen geführt hätte. Die Verantwortlichen sahen sich zur sofortigen Schließung der Kirche veranlasst. Rissbildungen beobachtete man schon längere Zeit, doch das brisante Ereignis machte den Bausachverständigen und Restauratoren schlagartig klar, dass eine umfassende Sanierung der Bausubstanz dringend erforderlich und eine jahrelange und kostspielige Aufgabe zu bewältigen sein wird.

Somit kann nun bei dem anstehenden Großereignis, nämlich der Feier des 1000-jährigen Bestehens des Klosters, das Kernstück der Anlage, die Klosterkirche mit ihrer exzeptionellen Ausstattung (‘Himmelsgarten’, Chorgestühl, Kanzel, Altäre, Grabmäler) sowie auch die weniger beachtete Heilig-Grab-Kapelle mit dem Bamberger Totentanz nicht besucht werden. Selbst viele Bamberger haben dieses, in seiner Art absolut einmalige Kunstwerk je bewusst wahrgenommen, geschweige denn die vorwiegend in qualitativem Stuck geschaffenen Szenen deuten und deren inhaltliche Verknüpfung mit der Heilig-Grab-Anlage herstellen können. In dem Beitrag wird

versucht, die wichtigsten Aspekte der Darstellungen zu entschlüsseln, Zusammenhänge aufzuzeigen sowie zur Lektüre ausführlicher Erläuterungen anzuregen – und es gilt, gespannt der Wiedereröffnung der Michelskirche entgegenzusehen.

Schon wenige Jahre nach der Bistumsgründung 1007, nämlich 1015, wurde das Benediktinerkloster St. Michael ob Bamberg vom ersten Bamberger Bischof Eberhard gegründet und entwickelte sich durch die Förderung Kaiser Heinrichs II. bald zu einem bedeutenden Kulturzentrum. Über die Jahrhunderte waren jedoch mannigfache Krisenzeiten durchzustehen, trotzdem konnte die Mönchsgemeinschaft seit dem Ende des 17. Jahrhunderts umfangreiche Baumaßnahmen in Angriff nehmen. Nach Entwürfen der für die fränkische Barockarchitektur Maßstäbe setzenden Baumeisterbrüder Johann Leonhard (1660–1707) und Johann Dientzenhofer (1663–1726) entstanden neue Konventbauten, die prachtvolle Barockfassade und der repräsentative Treppenaufgang zur Kirche.¹

1724 übernahm mit Anselm Geißendorfer ein neuer Abt die Leitung des Klosters.² In den ersten Jahren seiner Amtszeit widmete er sich mit Tatkraft und Eifer der, das heutige Erscheinungsbild prägenden Umgestaltung des Kirchenraums. Die Maßnahmen betrafen auch die an den südlichen Querhausarm angefügte Sepultur, die Begräbnisstätte der Mönche, in der in den Jahren 1729 bis 1731 eine stationäre



Abb. 1: Die Heilig-Grab-Kapelle.

Photo: Elfi Jemiller.

Heilig-Grab-Anlage errichtet, sechs Passionsgemälde (Christus am Ölberg, Verrat des Judas, Geißelung, Dornenkrönung, Christus vor Pilatus, einer der Fälle unter dem Kreuz) aufgehängt und an der Decke der vorwiegend in qualitativem Stuck ausgeführte und durch vier Oval-Gemälde ergänzte Totentanz angebracht wurden.

Die vier schmalen Segmente der achtstrahligen Kuppel, die das Heilige Grab überwölbt, bilden die Folie für Stuckfiguren der Evangelisten mit ihren sie kennzeichnenden Symbolen. Eine altarartige Wandnische in der südlichen Außenwand des Raumes dient der Aufstellung einer trauernden, durch das *„Schwert des Leidens“* verwundeten Muttergottes, die sich klagend dem toten Christus zuwendet (vgl. Abb. 10). Es entstand so ein für die Heilig-Grab-Verehrung speziell ausgestatteter Kultraum mit einer sonst nirgendwo anzutreffenden Kombination eines Heiligen Grabes mit einem Totentanz.³

Das ‚Gräberbesuchen‘ gehört am Nachmittag des Karfreitags zum religiösen Brauchtum der Bamberger Katholiken, für die Gläubigen ein Anlass, sich die Begebenheiten der Passion zu vergegenwärtigen und das über der Grabanlage ausgesetzte verhüllte Kruzifix zu verehren. Bis zur Liturgiereform 1955 gab es sogar eine von Erzbischof und Domkapitel angeführte spezielle Prozession zu den blumengeschmückten Heiligen Gräbern von St. Michael, St. Getreu, St. Jakob und St. Theodor (Karmeliterkloster).

Das Heilige Grab

Den Kapellenraum beherrscht die von einer Kuppel überhöhte Heilig-Grab-Anlage mit dem Leichnam Christi, der unter einer Deckplatte ruht. Darüber schwebt eine von anmutigen Engeln flankierte

Weltkugel, um die sich eine Schlange mit einem Apfel im Maul windet – das Symbol des Sündenfalls. Ganz oben in der Kuppel thront Gott-Vater auf einer Wolke über dem apokalyptischen Lamm (Buch mit den sieben Siegeln) und schleudert zürnend Blitze hernieder. Umgeben wird die Grabanlage von vier klassizistischen Nischenpyramiden mit Leuchterengeln auf einer hölzernen Balustrade und erinnert an ein ‚Castrum doloris‘, ein Trauergerüst für eine hochgestellte Persönlichkeit. Vier Grabwächter und zwei sitzende Engel bewachen den toten Christus.⁴ Die heutige, gedrängte Aufstellung dieser Freiplastiken entspricht sicherlich nicht den ursprünglichen Intensionen, zumindest im Rahmen von Karfreitags- und Osterfeierlichkeiten dürften sie anders arrangiert gewesen sein, etwa zur Begrenzung eines Prozessionsweges.

Viele Besucher der Heilig-Grab-Kapelle übersehen leider (mangels eines entsprechenden Hinweises) das spektakuläre Kunstwerk, das sich an den, die Kuppelöffnung umgebenden Deckenflächen ausbreitet: den Bamberger Totentanz.⁵ Doch was ist ein ‚Totentanz‘?⁶

Hierunter versteht man zunächst die spätmittelalterliche Darstellung eines Reigen- oder Paartanzes, kleinformatig als Holzschnitt oder Kupferstich beziehungsweise monumental als Gemälde auf Friedhofsmauern, Kirchenwänden, an Beinhäusern, in der eine symbolische, oftmals musizierende Todesgestalt mit dem Vertreter eines sozialen Standes, angefangen beim Papst und Kaiser bis hinab zum Bettler, abwechseln. Für die weitere Entwicklung in Renaissance und Barock waren die Totentanz-Holzschnitte von Hans Holbein d.J. (1497/98–1543) hoch bedeutend, da er den die ganze Gesellschaft widerspiegelnden Zug in Einzelszenen auflöste

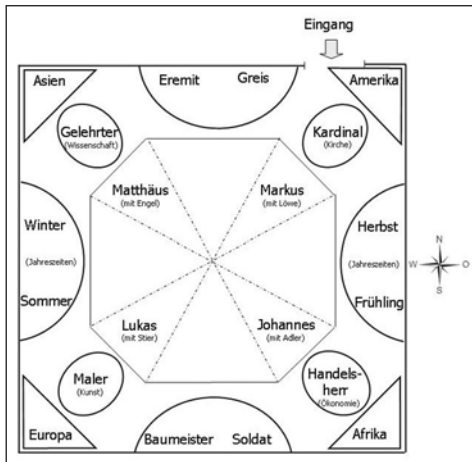


Abb. 2: Graphische Skizze des Systems.

und so – im Sinne des Humanismus – das Schicksal des Individuums in den Mittelpunkt stellte.

Einen regelrechten Boom an Totentänzen gab es im 18. Jahrhundert. Dieser war ganz wesentlich von den Schriften des gelehrten und weithin berühmten Theologen Abraham a Sancta Clara beeinflusst, insbesondere der ‚Besonders meublirt- und gezierte[n] Todten=Capelle‘, gedruckt in Nürnberg 1710, die uns im Zusammenhang mit dem Bamberger Totentanz noch beschäftigen wird.

Der Totentanz: System – Bildinhalte – Bedeutungen und ikonographische Bezüge

Der Bamberger Totentanz besteht aus acht Einzel- und vier als Paar aufeinander bezogenen Szenen, die symmetrisch auf den Achsen und Schräglinien des quadratischen Deckenfeldes angeordnet sind. Die zum rechteckigen Grundriss der Kapelle gegen die Nord- und die Südwand

verbleibenden Restflächen füllen Stuckornamente, an denen Knochen und Schädel baumeln.

Die mittleren Bereiche der Außenseiten nehmen Bogenfelder mit kräftig profilierten Stuckrahmen ein, auf den Diagonalen reiht sich jeweils an ein Bildfeld in der Ecke ein ovaler Bildrahmen. Zu beiden Seiten dieser Ovale befinden sich große, in Haltung, Gestik und Mimik unterschiedlich gestaltete Gerippe aus Stuck, die gleichsam das Eck- und das Ovalbild miteinander verklammern. Die Rahmenprofile säumendes Band- und Blattwerk sowie die in den Lünettenscheiteln aufgesetzten Totenköpfe (Insignienschädel) lockern einerseits dieses streng geometrische Gefüge auf und verstärken andererseits den ‚Memento mori‘-Charakter der Dekoration.

Thematisch gehören sowohl die Lünette der Nord- als auch diejenige der Südseite zusammen. In ihnen werden in Flachreliefs Eremit und Greis beziehungsweise Soldat und Baumeister mit dem Tod konfrontiert – sie stehen für ‚Alte‘ und ‚Junge‘, und die Bogenprofile an der Ost- und Westseite umschließen Personifikationen der Jahreszeiten, denen sich todbringende Gerippe nähern.

Eine weitere Gruppe bilden die gemalten Genreszenen in den Ovalen mit einem Kardinal, einem Handelsherrn, einem Maler und einem Gelehrten in einer für sie je charakteristischen Lebenssituation. Als Repräsentanten eines sozialen Standes verweisen sie zudem auf das *j e d e r m a n n* unausweichlich treffende Schicksal der Sterblichkeit.

In den Eckbereichen werden schließlich die (damals bekannten) vier Erdteile Amerika, Afrika, Europa und Asien durch typische Herrscherfiguren (Häuptling, Stammesführer, Kaiser, Sultan) vorgeführt,⁷

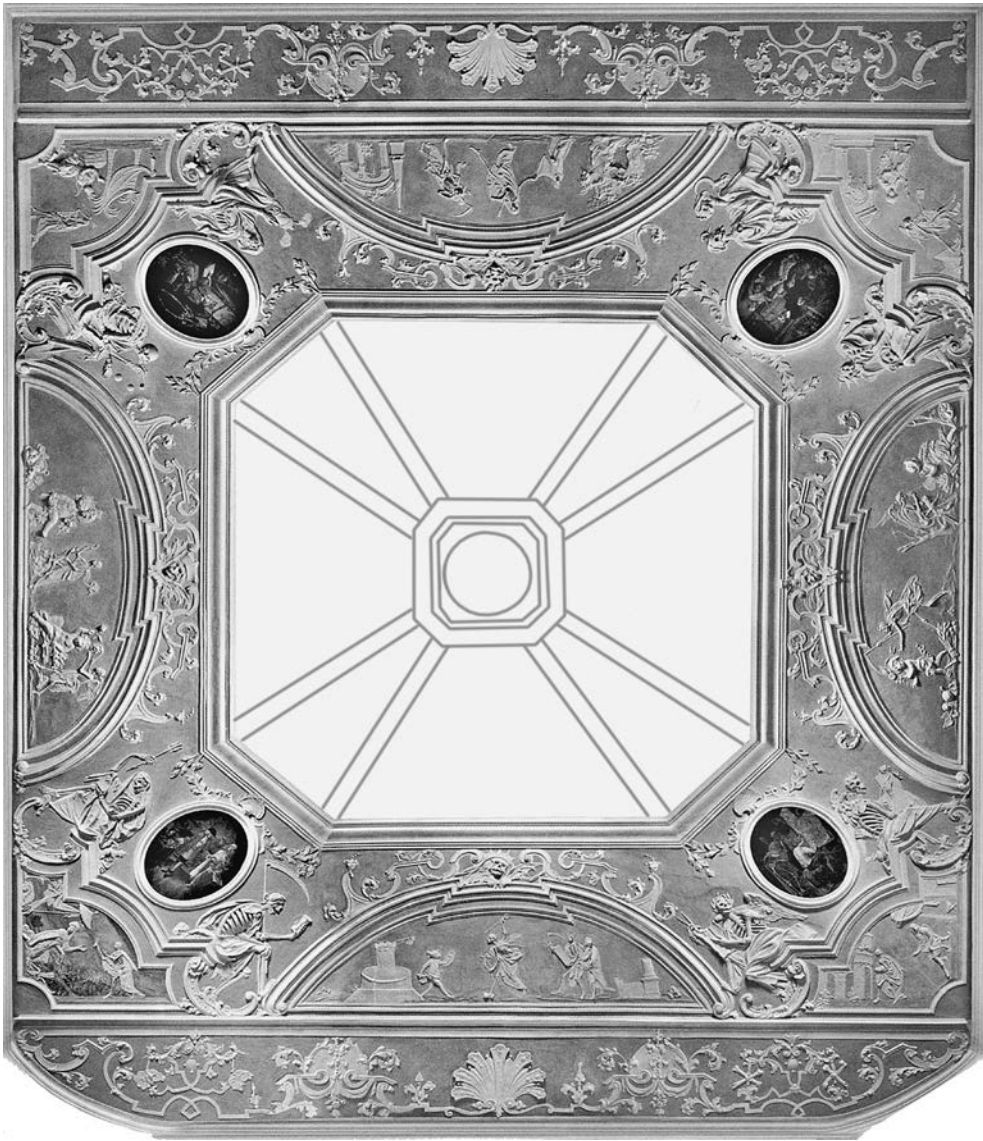


Abb. 3: Der Totentanz.

*Photos und Photomontage: Eberhard Lantz,
Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Schloss Seehof.⁸*

die – entsprechend den barocken Gestaltungsprinzipien – über die formale Zuordnung hinaus in einer inhaltlichen Beziehung zu den Standesvertretern stehen, die die wirtschaftliche und kulturelle Be-

deutung des betreffenden Kontinents für die Europäer erkennen lässt.

Die heute einfarbig gefassten Putzflächen waren ursprünglich bunt bemalt, die Personifikationen der ‚Erdeile‘ etwa agier-



Abb. 4: ‚Afrika‘ vor Landschaftskulisse.

Photo: Dieter Morcinek.

ten vor einer zart-bunten Landschaftskulisse, Strahlen und Engelsköpfchen zierten die breiten Kuppelsegmente, die Kartuschen in der Kuppel enthielten verschiedene Arten von Rangkronen und an den Wänden befand sich ein dekoratives Bemalungssystem aus Licht- und Schattenbändern, Fruchtgehängen und Friesen in kräftigen Ocker- und Brauntönen.

Die Lünetten der Nord- und Südseite

Für den Eremit und den Greis, die ganz allgemein das ‚Alter‘ vertreten, kann der Tod ersehntes Ziel oder herbei gewünschte Erlösung bedeuten. Der durch Leiden gezeichnete Eremit lässt sich bereitwillig von seiner unwirtlichen Wohnhöhle wegführen, denn er richtete seine irdische Existenz in dieser provisorischen Unterkunft ohnehin auf das zukünftige, ewige Leben aus.

Die Szene mit dem Greis und dem Tod kennzeichnen eine von Gestrüpp überwucherte Ruine, als Symbol der Gebrechlichkeit und des Alters, und der Obelisk als Sinnbild des herrscherlichen Ruhms und der Hoffnung auf die Ewigkeit. Der Tod (als Sensenmann) erleichtert dem verkrüppelten Alten sogar den beschwerlichen Weg, nimmt ihn huckepack und schleppt ihn hastig von dannen.

„Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfassen“ (das „*media vita in morte sumus*“ in der Übersetzung Martin Luthers) könnten die beiden jungen, aktiv im Leben stehenden Menschen in der südlichen Lünette angesichts der bedrohlichen Begegnung klagen. Ein mit Schild und Schwert bewaffneter Soldat stürmt aus einer umwallten Turmburg, der „*Veste Trutz-tod*“ heraus, um diese gegen die Angriffe des Pfeile schleudernden Todes (der Tod als Jäger) zu verteidigen. Die übergroße

Macht des Todes (man beachte den deutlichen Größenunterschied, vgl. Abb. 3) lässt dieses Unterfangen allerdings erfolglos erscheinen. Das Motiv der vergeblichen Verteidigung der „*Veste Trutztod*“ kommt in dramatischen Theaterstücken der Jesuiten vor, die auf deren Schulbühnen aufgeführt wurden.

Dem Baumeister präsentiert der Tod seinen Entwurf mit dem eingeritzten Grundriss einer Totenkapelle, hingegen ist der Plan für das Gebäude am rechten Bildrand in der Hand des Architekten zusammengerollt. Mit wehmütigem Blick wendet er sich zu seinem begonnenen Bauwerk um, das er nun unvollendet zurücklassen muss.

Die Lünetten der Ost- und Westseite

Allegorische Puttengestalten verkörpern die Jahreszeiten mit den für sie typischen Blumen und Feldfrüchten. Sie führen vor Augen, dass auch die Natur durch den unerbittlich fortschreitenden Zeitenlauf der Vergänglichkeit preisgegeben ist. Rosen kennzeichnen das Frühlingsbild, in der Herbstszene kostet der weinlaubbekränzte Putto torkelnd von den frisch gelesenen Trauben, vor der Sommersonne schützt sich das Kind mit einem breitkrempigen Hut und flüchtet über ein abgeerntetes Getreidefeld, wohingegen das vor Winterkälte fröstelnde Knäblein sich die Hände an der Glut eines Kohlebeckens wärmt.

Ein bedeutungsschweres Vanitassymbol zielt den Scheitel des Stuckrahmens der Sommer-Winter-Lünette: Es ist ein Totenkopf mit geflügeltem Stundenglas, das Attribut des griechischen Zeitgottes ‚Chronos‘, durch den allegorisch ‚die Zeit‘ in einer ganz übergreifenden Dimension in das Programm einbezogen wird.



Abb. 5: Insignienschädel mit Stundenglas, ‚Chronos‘.
Photo: Dieter Morcinek.

Szenenpaar der Nordost-Ecke: Kardinal – Amerika

Das Gemälde in dem ovalen Stuckrahmen zeigt einen Kardinal in purpurroter Soutane, das Birett auf dem Haupt. Er sitzt auf einem samtbezogenen Fauteuil und verfasst einen Text, vor ihm auf dem Tisch liegt die Hauptinsignie der päpstlichen Macht und Würde, die dreikronige Tiara. Hinter seinem Rücken tritt der Tod herbei und entwendet ihm die Schlüssel Petri – seine Hoffnung und das Ziel seiner Wünsche, den Heiligen Stuhl zu besteigen, werden vereitelt.

Zu beiden Seiten des Bildes hocken große stuckierte Gerippe auf einem verkröpften Gebälkstück und kommentieren mit ihren Attributen, Mienen und Gebärden und nicht zu übersehendem ironischem Unterton die Szenen. Das linke Skelett zeigt auf ein hochgehaltenes Rauchfass, ein mehrdeutiger Hinweis, einerseits auf die Funktion des Kardinals als Priester während der heiligen Messe und die Inzen-sation bei der Opferdarbringung, andererseits auf sein eigenes Begräbnis, da beim Beerdigungsritual der aufsteigende Weihrauch die in den Himmel empor schwebende Seele symbolisieren soll.



Abb. 6: Skelett mit Seifenblasen.

Photo: Dieter Morcinek.

Das rechte Gerippe bläst mit einer eleganten Geste Seifenblasen aus einem Röhrchen, eine Anspielung auf die zerplatzten Wunschträume des Kardinals. Wie ein Totengräber, der im Begriff ist, ein Grab auszuheben, stützt es sein Bein auf einer Schaufel ab.

Im zugehörigen Eckbild wird ‚Amerika‘ durch einen mit Federrock und edelsteinbesetztem Federdiadem bekleideten Indianerhäuptling vorgeführt; er lagert auf einem dicken Sitzkissen unter einem zwischen Palmen aufgespannten Sonnensegel und stützt sich auf einem verschnürten Baumwollballen ab. Seinen eigenen Pfeil und Bogen setzt er allerdings nicht zur Abwehr des Todesschützen ein. Dem kirchlichen Würdenträger ist Amerika deshalb zugeordnet, weil sich im 17. und 18. Jahrhundert die hauptsächlich von Jesuiten und Mendikantenorden getragene Mission vor allem auf den amerikanischen Doppelkontinent konzentrierte.

Szenenpaar der Südost-Ecke: Kaufmann – Afrika

Ein vornehm gekleideter Kaufmann wendet sich dem Tod zu und fordert ihn auf, die auf dem Tisch ausgebreiteten Reichtü-

mer gebührend zu beachten: Gold und Perlen, eine Amphore, ein gefülltes Glas und eine Schale mit exotischen Früchten. Die Todesgestalt ignoriert jedoch den anbietenden Versuch des Handelsmannes sich loszukaufen und spielt unbeirrt auf ihrer Geige weiter (der Tod als Spielmann), um an die Sinnlosigkeit des Anhäufens irdischer Güter zu erinnern. Das im Hintergrund ankernde Frachtschiff hat die fremdländischen Luxusgüter nach Europa transportiert und dem Kaufmann seinen gehobenen Lebensstandard beschert.

Die beiden flankierenden Stuckskelette bringen mit ihren Attributen zum Ausdruck, dass die dem Menschen zugedachte Lebenszeit zu Ende geht. Das eine Skelett zielt mit seinem Pfeil auf das quadratische Zifferblatt einer Sonnenuhr, das andere Gerippe ist in ein zerschlissenes Tuch gehüllt, hält als Mahnung eine Sense im Arm und richtet den Blick demonstrativ auf ein Stundenglas.



Abb. 7: Der Kaufmann.

Photo: Dieter Morcinek.

Der ‚Afrika‘ symbolisierende Herrscher wendet sich erschrocken vom hurtig sich nähernden Tod ab und möchte dessen Vormacht nicht anerkennen. Er sitzt in seinem prunkvollen Kostüm unter einem Sonnenschirm, das Szepter, Sinnbild höchster Gewalt, ist gesenkt, ein Köcher mit Pfeilen und ein Bogen liegen vor ihm auf dem Boden. Im linken Bildteil entdeckt man eine Schatztruhe und ein Löwenfell als für Afrika typische Requisiten. Auch die Mächtigen und Reichen werden ausnahmslos und unerbittlich mit dem Tod konfrontiert (vgl. Abb. 4). Der innere Bezug zwischen Handelsherrn und Afrika ergibt sich indes aus ökonomischen Gesichtspunkten, denn Afrika galt im 18. Jahrhundert als besonders reicher Kontinent und war deshalb als lohnende Quelle für Importwaren ins Blickfeld der Europäer gelangt.

Szenenpaar der Südwest-Ecke: Maler – Europa

Das Ovalbild im südwestlichen Deckenabschnitt gewährt einen Blick in das Atelier eines Malers. Wie häufig bei diesem gängigen Bildtypus sitzt der Künstler vor einer Staffelei und arbeitet an einem Gemälde, offenbar einer Madonna mit Kind. Die Todesgestalt schaut ihm dabei wie ein kritischer Kunstkenner von hinten über die Schulter, verbirgt aber das bedeutungsschwere Stundenglas noch hinter ihrem Rücken.

Als seien sie geflügelte Ruhmesgenien mit Lorbeerkranz kommentieren die beidseitigen Skelette hämisch grinsend die Szene: Das eine schreibt mit dem Federkiel die Werke des Meisters auf eine Memoriantafel, das andere verweist auf ein kegelförmiges Gebilde, eine Meta, die auf der aufgeschlagenen Seite eines Buches zu sehen ist.

Die Meta, ursprünglich die Zielmarke in der Bahn des römischen Zirkus, symbolisiert in diesem Zusammenhang den Endpunkt des Lebens- und Schaffensweges des Malers. Durch den geöffneten Zirkel in der Knochenhand wird sehr anschaulich auf die vorbestimmte Lebensspanne aufmerksam gemacht. Für den Künstler mag sich durch sein Œuvre die Hoffnung verbinden, über den individuellen Tod hinaus gewissermaßen unsterblich zu sein, eine Hoffnung, der die knöchernen Genien nur mit Hohn und Spott begegnen.

Mit Toga und Schulterpanzer wie ein römischer Kaiser gewandet,⁹ thront der Monarch im Bild von Europa unter einem Baldachin vor seinem Palast. Soeben hat ihm der Tod die Krone, ein Attribut seiner Herrschaft, vom Haupt genommen und strebt eilig auf ein als Mausoleum zu deutendes Gebäude zu. Die Wegnahme von Symbolen der Macht durch Todesgestalten lässt sich bis zu den spätmittelalterlichen Totentänzen zurückverfolgen und ist eine geläufige Chiffre für das schonungslose Wirken des Todes. Der Sinnzusammenhang zwischen dem Maler und Europa leitet sich aus der Bedeutung Europas als *„Hüterin der Kultur und Schirmherrin der Künste“* her.¹⁰

Szenenpaar der Nordwest-Ecke: Gelehrter – Asien

Der altersweise Gelehrte hat in seinem Studierzimmer einige Studenten um sich geschart, die konzentriert seinen Lektionen folgen. Dabei deutet er auf das stehende Skelett im Hintergrund, das seinerseits auf das hochgehaltene Stundenglas weist. Es hat den Anschein, als wolle der Lehrer die Aufmerksamkeit seiner Schüler auf die Nichtigkeit allen Bemühens um Erkenntnisse über den Mikro- und Makrokosmos



Abb. 8: Skelett in Philosophenpose.

Photo: Dieter Morcinek.

lenken, die durch das Studium wissenschaftlicher Abhandlungen und den Einsatz technischer Apparaturen gewonnen werden können.

Die beiden seitlichen Skelette meditieren offensichtlich ebenfalls über Wesen und Sinn von Leben und Tod, das linke stützt sein gekröntes Haupt in der Art antiker Philosophendarstellungen auf einem Schädel ab, das rechte ist in Betrachtungen über einen soeben mit der Sichel abgemähten Totenkopf versunken. Schlangen, Würmer und anderes Getier kriechen über die Schädel und gemahnen eindringlich an das „*respice finem*“ (bedenke das Ende).

Die erstaunliche Qualität und Vielseitigkeit der acht großen Skelette im Bamberger Totentanz wirft die Frage auf, woher der Stuckator Johann Georg Leinberger das anatomische Wissen zur Ausformung der Knochengerüste erlangt hatte. Aufgrund der augenfälligen Übereinstimmungen kann kaum ein Zweifel bestehen, dass er die Illustrationen des 1543

veröffentlichten Werks ‚*De humani corporis fabrica*‘ (Über den Bau des menschlichen Körpers) des flämischen Anatomen Andreas Vesalius (1514–1564) kannte, denn das ‚Philosophenskelett‘ entspricht der Pose der Darstellung auf Seite 164 der Erstausgabe des Traktates.¹¹

Im Bild von Asien tritt das geflügelte Skelett dem prächtig ausgestatteten Sultan vor dessen Palast entgegen und hält ihm ein Schriftstück von tödlicher Tragweite vor – eine Kriegserklärung. Etwas irritierend wirken für uns die im linken Hintergrund eingefügten Pyramiden als zu Asien gehörende Objekte. Sie stehen zwar auf

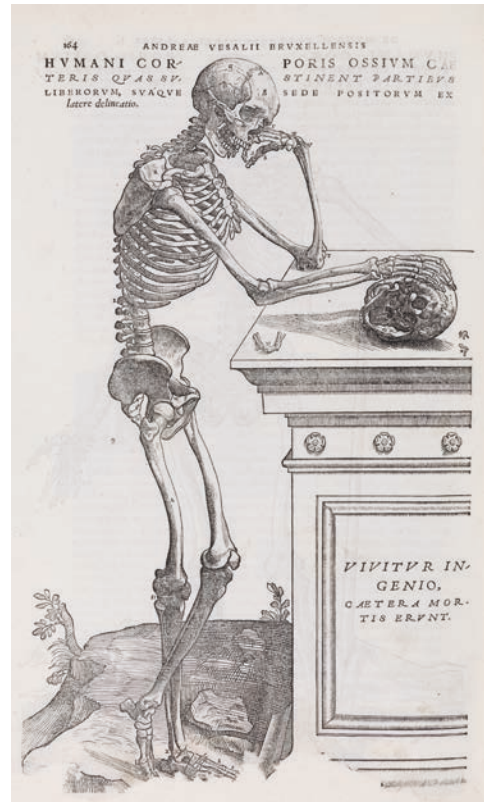
Abb. 9: Skelettdarstellung aus ‚*De humani corporis fabrica*‘.

Photo: Gerald Raab, Staatsbibliothek Bamberg.

afrikanischem Boden, da aber Ägypten im 18. Jahrhundert staatlich zum großen türkisch-osmanischen Reich gehörte, zählte man seinerzeit auch Ägypten zu Asien. Insbesondere das mathematische und naturwissenschaftliche Wissen arabischer Gelehrter übte seit dem Mittelalter starken Einfluss auf die abendländische Kulturentwicklung aus. Auf diese Wurzeln der europäischen Gelehrsamkeit spielt die Kombination von Asien mit dem Lehrenden an.

Der Totentanz im Kontext der Gesamtausstattung der Heilig-Grab-Kapelle

Wie eingangs erwähnt, bildet der Totentanz nur einen Teil der Ausstattung der Heilig-Grab-Kapelle. Der im christlichen Glaubensverständnis übergreifende Bedeutungszusammenhang erschließt sich jedoch erst in Verbindung mit dem Heiligen Grab, der trauernden Mutter Gottes und den sechs Passionsbildern des Bamberger Hofmalers Johann Joseph Scheubel d.Ä.¹²

Den entscheidenden Hinweis zur Entschlüsselung des Ganzen gibt eine auf der Deckplatte über dem Leichnam Christi in goldenen Lettern eingravierte Sentenz aus der Weissagung des Propheten Jesaja: „ERIT SEPULCHRUM EJUS GLORIOSUM“ (Jesaja 11,10: Seine Ruhestätte wird herrlich sein). In der neutestamentlichen Adaption dieses Verses wird der Hoffnung Ausdruck verliehen, die durch den Sündenfall verhängte Strafe des Todes durch das Sühneopfer Jesu zu überwinden und den Eingang in ein paradiesisches ‚Ewiges Leben‘ zu bewirken.¹³

Der Sündenfall, symbolisch gegenwärtig durch die Schlange – im Maul die verbotene Frucht der Erkenntnis von Gut und Böse – über dem Heiligen Grab, ist die Ursache für die allumfassende Herrschaft des Todes, die als theatralisches



Abb. 10: Trauernde Muttergottes.

Photo: Elfi Jemiller.

Spektakel mit Hilfe des Totentanzes in Szene gesetzt wird. Der in den Passionsbildern vorgeführte Leidensweg Christi und sein Opfertod bricht, gemäß dem Erlösungsglauben, die Macht des Todes über die ganze Welt in ihrer räumlichen wie zeitlichen Dimension, somit über Alte (Eremit, Greis) und Junge (Soldat, Baumeister), über Repräsentanten der gesellschaftlichen Kräfte wie Kirche (Kardinal), Ökonomie (Handelsherr), Kunst (Maler) und Wissenschaft (Gelehrter), über die gesamte Menschheit (Erdteile) sowie über die Natur und die Zeit (Allegorien der Jahreszeiten, der Zeitgott Chronos). Die Schädel an den Lünettenscheiteln wiederholen mit ihren Insignien (Birett, Krone, Lorbeerkranz, geflügeltes Stundenglas) im



Abb. 11: Titelblatt der ‚Besonders möbliert- und gezier[n]e Todten-Capelle‘.

Photo: Gerald Raab, Staatsbibliothek Bamberg.

Kleinen die in den Ovalbildern vor Augen geführte ‚Gesellschaft‘.

Sünde und Erlösung – dieses Pendant findet sich ein weiteres Mal im Nebeneinander von Eva (in der Schlange des Sündenfalls) und Maria, durch die der Heiland in die Welt kam: „*Mors per Evam, vita per Mariam*“ (Tod durch Eva, Leben durch Maria).

Die großen Stuckreliefs der vier Evangelisten im Gewölbe fungieren als ergänzende und vermittelnde Instanzen innerhalb des komplexen Beziehungsgeflechtes zwischen dem Totentanz, den Passionsbildern und dem Heiligen Grab. Sie verkünden den Menschen aus ihrem je eigenen Blickwinkel die Botschaft über die Erlösungstat Christi sowohl in ihrer historischen als auch metaphysischen Dimension.

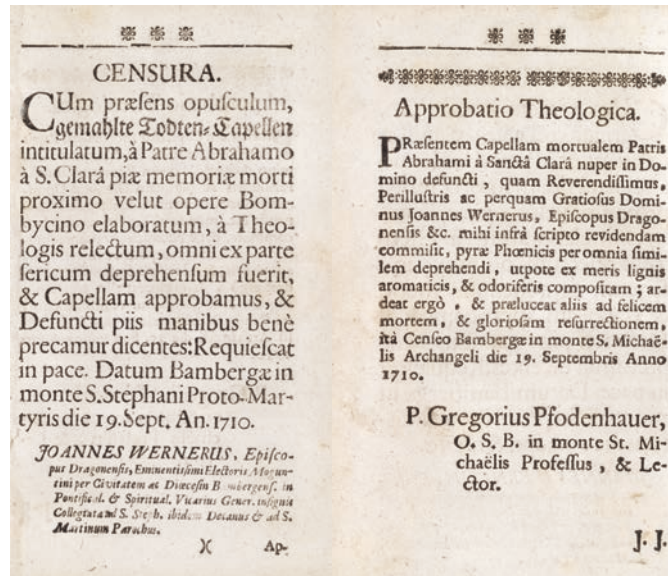
Die Rolle des auftraggebenden Abtes

Mit großer Wahrscheinlichkeit war es der damalige Abt, Anselm Geißendorfer

(1689/1690–1773), der das Ausstattungsprogramm der Heilig-Grab-Kapelle ersann, denn er hatte sich durch „*verschiedenen Studien der freien Künste [...] und durch seine Gelehrsamkeit*“ ausgewiesen und verfügte über ein breit gestreutes Wissen über die geistesgeschichtlichen Strömungen seiner Zeit.¹⁴ Dieses erwarb er sich durch den Besuch der ‚Poetenklasse‘ der Universität Bamberg ab 1705 sowie – nach Eintritt ins Kloster St. Michael und einige Jahre nach der Priesterweihe 1713 – durch ein Studium an der Benediktiner-Universität in Salzburg ab 1718, das er 1720 mit der Promotion zum Dr. iur. abschloss.

Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang, dass gerade in der Zeit, als Anselm Geißendorfer das Noviziat auf dem Michelsberg absolvierte, zumindest einer seiner klösterlichen Lehrmeister sich mit den Inhalten der bereits weiter oben erwähnten ‚Besonders möbliert- und gezier[n]e Todten-Capelle‘ intensiv beschäftig-

Abb. 12: ‚Censura‘ und
‚Approbatio‘.
Photo: Gerald Raab,
Staatsbibliothek Bamberg.



te. Dies ist eine gedruckte, mit 68 Kupferstichen illustrierte Sammlung von Betrachtungen über Sterben und Tod, die neben den herkömmlichen Totentanz-Sujets hintergründige Sinnbilder und allegorische Ausdeutungen der Totentanz-Thematik beinhaltet. Die Texte fußen auf Schriften des weithin berühmten Priors des Wiener Augustiner-Klosters und Hofpredigers Abraham a Sancta Clara (1644–1709).¹⁵ Die Vorlagen für die Kupferstiche waren vermutlich Totentanz-Bilder im Eingangsbereich zur Loretokapelle der dortigen Augustinerkirche (seit 1634 Hofkirche).¹⁶ Das 1710 posthum veröffentlichte Werk enthält einen hinter dem Titelblatt eingefügten Zettel mit einer ‚Censura‘ (Zensur) auf der Vorderseite und einer ‚Approbatio Theologica‘ (Theologische Genehmigung) auf der Rückseite.¹⁷

Bemerkenswerterweise besorgte die ‚Censura‘ der Bamberger Weihbischof Johann Werner Schnatz (1660–1723), die ‚Approbatio Theologica‘ erteilte ein Mi-

chelsberger Konventuale, der Professor der Theologie Gregorius Pfodenhauer (1671–1713). Es ist durchaus denkbar, dass Anselm Geißendorfer sich u.a. durch die ‚Totten-Capelle‘ zur Ausschmückung der Heilig-Grab-Kapelle inspirieren ließ.

„Beseelt von einem zeitwidrigen Eifer für bessere Zucht und Ordnung“ machte er sich bei seinen Mitbrüdern sehr unbeliebt und provozierte zudem fortwährend Streitigkeiten mit den Regierungsbehörden des fürstlichen Hochstifts Bamberg und selbst mit den Bischöfen Lothar Franz (reg. 1693–1729) und Friedrich Karl von Schönborn (reg. 1729–1746). Dies führte schließlich dazu, dass er 1743 des Amtes als Abt des Klosters Michelsberg enthoben wurde.¹⁸ Er verbrachte seine immerhin noch 30 weiteren Lebensjahre in der zur Konstanzer Abtei Petershausen gehörenden Propstei Klingenzell am Rhein (gegenüber von Stein am Rhein) und starb dort hochbetagt am 15. September 1773.

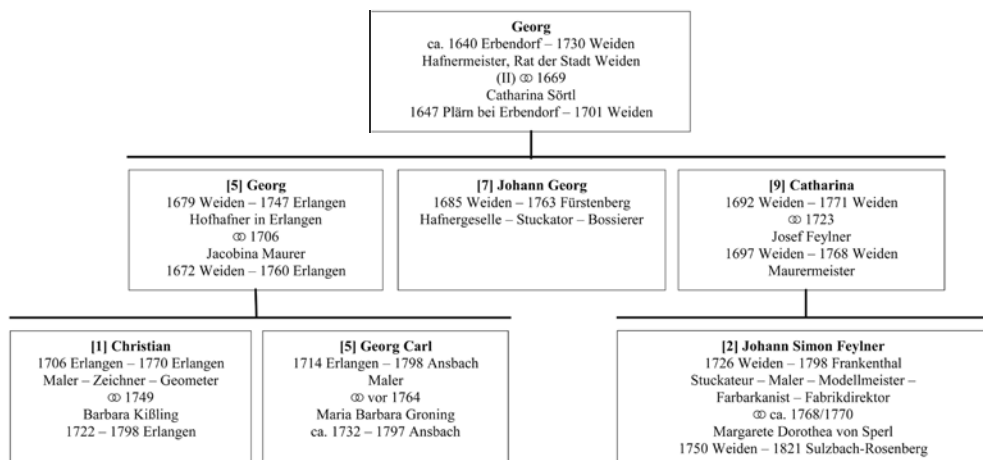


Abb. 13: Stammtafel der Künstlerfamilie Leinberger

Der Stuckator Johann Georg Leinberger

Der Bamberger Totentanz verdient nicht nur wegen seiner thematischen Komplexität und der einzigartigen Kombination mit der Heilig-Grab-Anlage besondere Aufmerksamkeit, sondern auch wegen der geistreich variierten und qualitätvollen, teilweise vollplastischen Stuckarbeiten, mit denen der Stuckator „Johann Georg Laimberger“ (1685–1763) und seine „Consorten“ und „Handtlanger“ erstmals in der Kunstforschung eindeutig und mit seiner ‚Handschrift‘ fassbar wurden.¹⁹

Der Name „Laimberger“ tauchte bisher unter den in Bamberg und Umgebung arbeitenden Stuckatoren der Zeit um 1730 nicht auf.²⁰ Er gehörte zu einer Künstlerfamilie, als deren prominentestes Mitglied sein Neffe, der Erlanger Maler, Zeichner, Illustrator und Geometer Christian Leinberger (1706–1770) gilt.²¹

Johann Georg Leinberger wurde 1685 in Weiden in der Oberpfalz geboren und machte bei seinem Vater Georg Leinberger, Hafnermeister und Rat der Stadt Wei-

den, zunächst eine Hafnerlehre. Die väterliche Werkstatt stellte „wertvolle *Ofenarbeiten*“ her und lieferte sie u.a. an den Erzbischof von Prag und den Prälaten des Klosters Plasy in Böhmen. Johann Georgs älterer Bruder Georg erlernte ebenfalls das Hafnerhandwerk, übersiedelte 1706 nach Erlangen und avancierte zum „*Hoff- und Porcellan-Häffner*“ der Markgrafen von Brandenburg-Bayreuth. Auf dem Nährboden dieses gemeinsamen soziokulturellen Hintergrundes, der kunsthandwerklichen Erfahrungen und einer genuin vorhandenen schöpferischen Gestaltungskraft konnten sich einige Künstlerpersönlichkeiten in der Familie Leinberger entfalten: des Erlanger Hofhafners Söhne Christian und Georg Carl (1714–1798) sowie deren Weidener Vetter Johann Simon Feylner (1726–1798).

Trotz eingehender Recherchen gelang es bisher nicht, eine einigermaßen lückenlose Biographie Johann Georg Leinbergers zu erstellen. Ein erster Tätigkeitsnachweis als Stuckator liegt aus Obergünzburg (All-



Abb. 14: Schloss Küps, Jagdzimmer.

Photo: Elfi Jemiller.

gäu) vor, wo er 1720 die Gruftkapelle in der katholischen Pfarrkirche St. Martin dekorierte, davon hat sich allerdings nur eine Reihe von Blättern am Gesims erhalten. Die Stuckierung der Pfarrkirche in Erlangen-Bruck wies man bislang wegen eines uneindeutigen Quellenbelegs dem Neffen Christian Leinberger zu, erst der Bamberger Archivfund ermöglichte es, die Initialen „J. G. LB. 1726“ am Chorbogen richtig zu entschlüsseln. Die Stuckaturen im Erlanger Egloffstein'schen Palais (Friedrichstraße 17) dürften ebenfalls von Johann Georg Leinberger stammen. Zahlreiche stilistische Ähnlichkeiten zu Leinbergers Arbeiten in Erlangen, Erlangen-Bruck und Bamberg machen es nahezu sicher, dass er um 1734 einige Repräsentationsräume im Neuen Schloss in Küps (bei Kronach) ausstattete. Der Fest-

saal im zweiten Obergeschoss erhielt einen Zyklus zur barocken Jagdkultur, im Musiksalon wurden zeittypische Streich-, Blas- und Zupfinstrumenten vorgeführt, an der Decke des ‚Vogelzimmers‘ befinden sich allegorische Vogelreliefs, und in einem weiteren Raum verkörpern je zwei männliche und weibliche Büsten mit entsprechenden Attributen die Jahreszeiten.

Spätestens 1742 und mindestens bis 1743 war Johann Georg Leinberger dann in Saarbrücken im fürstlichen Residenzschloss beschäftigt, das der bedeutende Baumeister Friedrich Joachim Stengel (1694–1787) in den Jahren 1739 bis 1748 erbaute. Vermutlich beorderte Baumeister Stengel Johann Georg Leinberger 1744 nach Biebrich, um im Westflügel (Winterbau) des Hochfürstlichen Schlosses an „der Lamprie herum wie auch an denen 4.

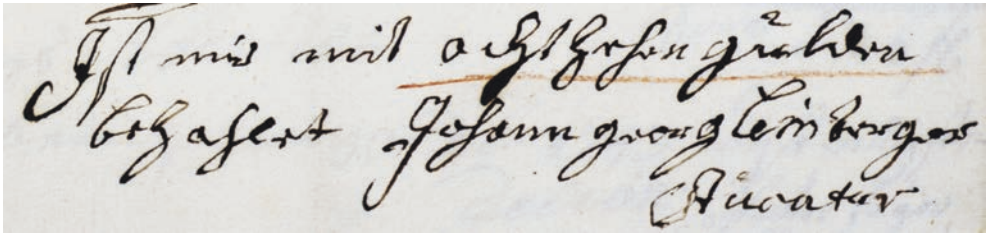


Abb. 15: Autograph Johann Georg Leinberger.

Photo: Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden.

Crotten“ Reparaturen vorzunehmen. „*Ist mir mit achtzehnen gulden bezahlet / Johann Georg Leinberger Stucatur*“ lautet die eigenhändige Quittung vom 9. Juli 1744 in der „*Wißbader Renterey Rechnung*“.²²

Die nächste Nennung taucht 1754 auf, als Johann Georg Leinberger die Patenschaft für Christians Sohn Georg Carl übernahm. Seinem Namen ist beigelegt, dass er „*von Straßburg*“ gekommen sei, allerdings haben sich keine Tätigkeits- oder Aufenthaltshinweise in den Straßburger Quellen finden lassen.

1755 bis zu seinem Tode 1763 arbeitete er als Bossierer (Modelleur) in der bedeutenden und bis auf den heutigen Tag bestehenden Porzellanmanufaktur Fürstenberg an der Weser.²³ Dorthin folgte er seinem Neffen Johann Simon Feylner, der

ab 1753 als Modellmeister in Fürstenberg nachweisbar ist. Beide lebten zusammen und arbeiteten gemeinsam an den Figuren. Feylner lieferte oftmals die zeichnerischen Vorlagen und retuschierte gegebenenfalls die von Leinberger ausgeformten Stücke. Eine der damals entstandenen originellsten Serien ist die „*Große Bergbande*“, eine Folge von elf Bergmannsfiguren mit charakteristischer Arbeitskleidung und dem speziellen Werkzeug.²⁴

Einige Modelle kreierte Johann Georg Leinberger alleine: sechs Husaren in unterschiedlichen Posen, „*Löwe, ein Pferd zerreißen*“ nach einem Stich von Johann Elias Ridinger sowie die Gruppe „*ein Leopard so einen Esel zerreißen*“.²⁵ Des Weiteren schuf er ein Schreibzeug mit Figuren nebst zwei Leuchtern und eine filigrane „*Plate de*



Abb. 16: Figuren aus der „Großen Bergbande“.

Photo: Erich Malter, für das Stadtmuseum Erlangen.

menage“ (Tafelaufsatz).²⁶ Nach einem langen Leben als Wanderkünstler und einem geruhssameren Lebensabend verstarb Johann Georg Leinberger 77-jährig in Fürstenberg: „*Den 5ten Jun. [1763] wurde der alte Herr Leinberger, welcher den 2ten wegen hohen Alters und am Geschwulste gestorben, geerdigt*“.

Bei dem Maler der Ovalbilder „*Johann Jacob Gebhard Hofnahlern dahier*“ handelt es sich um einen gut bekannten Künstler der Bamberger ‚Szene‘ in den 30er-Jahren des 18. Jahrhunderts, der neben Wandbildern in einigen Kirchen Bambergs auch Fresken im Schönborn'schen Schloss Weißenstein in Pommersfelden geschaffen hat.²⁷ Von diesen Gemälden in den ovalen Stuckrahmen wusste man bis 1889 nichts, denn sie waren übertüncht und wurden erst damals im Rahmen einer Restaurierung anlässlich der 700-Jahr-Feier zur Kanonisierung des hl. Bischofs Otto (1189) freigelegt. Anscheinend war der Erhaltungszustand der Freskomalerei so schlecht, dass eine Erneuerung als notwendig erachtet wurde. Man beauftrag-



Abb. 17: „Plate de Menage“.

Photo: Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg.

te damit den damals wegen einer Fußoperation zufällig in Bamberg weilenden Historienmaler Moritz von Beckerath aus Krefeld (1838–1896), der die Wiederherstellung – nun allerdings in Öl – besorgte.²⁸

Elfi Jemiller M.A. lebt seit 1970 in Bamberg. 1982–1987 Studium der Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit, der Kunstgeschichte und der Denkmalpflege an der Universität Bamberg. 1991 Leitung einer archäologischen Grabung auf dem Gelände des ehemaligen Clarissenklosters in Bamberg, anschließend Beschäftigung mit verschiedenen Themen der Bamberger Kunst- und Kulturgeschichte (vgl. <http://www.bayerische-bibliographie.de>) sowie Führungen zu touristisch weni-

ger beachteten Sehenswürdigkeiten (z.B. Bamberger Totentanz in St. Michael u. Kreuzgang von St. Theodor). Nach dem Bekanntwerden des Stuckators des Bamberger Totentanzes Johann Georg Leinberger umfangreiche Forschungen zur Künstlerfamilie Leinberger. Projektmitarbeiterin der Ausstellung ‚Christian Leinberger (1706–1770). Maler, Zeichner, Geometer‘ im Stadtmuseum Erlangen 2006. Ihre Anschrift lautet: Altenburger Straße 10, 96049 Bamberg, elfi.jemiller@web.de.

Anmerkungen:

- 1 Zusammenstellung der Literatur zu St. Michael vgl. Breuer, Tilman/Kippes-Bösche, Christine/Ruderich, Peter: Stadt Bamberg 3. Immunitäten der Bergstadt. 4. Michelsberg und Abtsberg (= Die Kunstdenkmäler von Bayern, Regierungsbezirk Oberfranken, Band 3, 4. Viertelband). München 2009, S. 45–48.
- 2 Zu Abt Anselm Geißendorfer vgl. Lahner, Andreas: Die ehemalige Benedictiner-Abtei Michelsberg zu Bamberg, in: Bericht des Historischen Vereins Bamberg [künftig: BHVB] 51 (1889), S. 325–359; vgl. Jäck, Joachim Heinrich: Pantheon der Literaten und Künstler Bambergs. Bamberg 1812–1815, Sp. 305–310; vgl. Looshorn, Johann: Die Geschichte des Bisthums Bamberg. VII. Band. Das Bisthum Bamberg von 1729–1808. Graf Friedrich Karl von Schönborn als Fürstbischof von Bamberg 1729–1746. Bamberg 1907, S. 212–230; vgl. Pfeil, Christoph von: Chorgestühle des 18. Jahrhunderts in Bamberg. Neustadt/Aisch 1992, S. 62ff.
- 3 Die bunten Glasfenster mit zahlreichen Vanitasymbolen sind erst 1891 vom Bamberger Glasmaler-Atelier Schmitt & Posteck geschaffen und eingesetzt worden.
- 4 Zur ursprünglichen Anlage und den späteren Ergänzungen vgl. Jemiller, Elfi: Der Bamberger Totentanz, in: Europäische Totentanz-Vereinigung (Hrsg.): Der Bamberger Totentanz. Rund um den Leichnam im Heiligen Grab des Klosters Michelsberg. Erläuterungen von Uli Wunderlich und Elfi Jemiller. Regensburg 2009, S. 15–47, hier: S. 18–21.
- 5 Ausführliche Erläuterungen und großformatige Abbildungen zum Bamberger Totentanz vgl. Jemiller: Totentanz (wie Anm. 4), S. 15–47; vgl. Ricke, Helmut: Der Totenspiegel am Plafond der Heilig-Grab-Kapelle des Klosters St. Michael in Bamberg, in: Ruperto-Carola 46. Heidelberg 1969, S. 139–160; vgl. Vetter, Ewald M.: ERIT SEPULCHRUM EJUS GLORIOSUM. Materialien zur Geschichte der Heilig-Grabdekorationen in der Barockzeit, in: Ruperto-Carola 47–48. Heidelberg 1969, S. 113–136; vgl. Vetter, Ewald M./Ricke, Helmut: Die Heilig-Grab-Kapelle des Klosters St. Michael in Bamberg, in: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg. Nürnberg 1969, S. 121–149; vgl. Engel, Norbert: Heilig-Grab-Verehrung in Bamberg, in: BHVB 107 (1971), S. 279–320; vgl. Breuer et al.: Michelsberg (wie Anm. 1), S. 340–355.
- 6 Über die allgemeine Entwicklung der Totentänze vgl. Sörries, Reiner (Hrsg.): Tanz der Toten – Todestanz. Der monumentale Totentanz im deutschsprachigen Raum. Katalog zur Ausstellung des Museums für Sepulkralkultur in Kassel vom 19. September bis 29. November 1998. Dettelbach 1998.
- 7 Australien war zwar entdeckt, wurde aber noch nicht als eigenständiger Kontinent angesehen.
- 8 Die auf den Photos aus der Untersicht abgebildeten Elemente sind gegenüber der graphischen Skizze aus der Draufsicht spiegelverkehrt angeordnet.
- 9 Dazu passen allerdings nicht die an die Allongeperücke eines barocken Fürsten erinnernden langen Haare.
- 10 Ricke: Totenspiegel (wie Anm. 5), S. 148.
- 11 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Andreas_Vesalius (Aufruf am 15.07.2014); vgl. http://www.virtuelles-kupferstichkabinett.de/php_template/scalJpeg.php?ins=1&sig=grafik (Aufruf am 29.07.2014).
- 12 Vgl. Breuer et al.: Michelsberg (wie Anm. 1), Abb. 444–449.
- 13 Vgl. Wildberger, Hans: Jesaja. Biblischer Kommentar Altes Testament. Band X/1, 1. Teilband. Neukirchen-Vluyn 1972, S. 436–462.
- 14 Ausführlich zur Vita Abt Anselm Geißendorfers mit Quellenangaben vgl. Jemiller: Totentanz (wie Anm. 4), S. 36–41.
- 15 Bautz, Friedrich Wilhelm: ‚Abraham a Sancta Clara‘, in: Bautz, Friedrich Wilhelm (Hrsg.): Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Band I. Hamm 1990, Sp. 10f.
- 16 Neben den Türgewänden und an der Decke wurden Fragmente von Gemälden mit Skeletten, Totenschädeln und gekreuzten Langknochen freigelegt. Vgl. Wunderlich, Uli: Der Totentanz in der ehemaligen Hofkirche St. Augustin in Wien, in: Totentanz aktuell N.F. 6 (2004), Heft 59, S. 8–9; vgl. Sörries: Tanz (wie Anm. 6), S. 203ff. Vielleicht hat Pater Anselm Geißendorfer diese Malereien bei seinem überlieferten Aufenthalt in Wien 1719 gesehen.
- 17 Der Verf. aufgefallen im Exemplar der Staatsbibliothek Bamberg (Sig. 22/Sel. 379). Inhalt und Druck sind identisch im Nachdruck von 1711 der Bayerischen Staatsbibliothek Mün-

- chen (Sig. Res/Hom. 22), vgl. Dünnhaupt, Gerhard: Personalbibliographie zu den Drucken des Barock. Teil 1. Stuttgart 1990, S. 158, Nr. 53.2. Vermutlich enthalten alle Ausgaben diese ‚Censura‘ und ‚Approbatio Theologica‘.
- 18 Lahner: Michelsberg (wie Anm. 2), S. 326ff; vgl. Looshorn: Bisthum Bamberg (wie Anm. 2), S. 212–213; vgl. Jäck: Pantheon (wie Anm. 2), Sp. 305–310; vgl. Pfeil: Chorgestühle (wie Anm. 2), S. 62ff.
 - 19 Staatsarchiv Bamberg, Rechnungen des Hochstifts Bamberg, Rep. A 232 IV, 35429–35431 (Ökonomie-Rechnungen 1729–1731).
 - 20 Vgl. die Künstlerregister der bis 2008 erschienenen Bände: Die Kunstdenkmäler von Bayern, Regierungsbezirk Oberfranken. Stadt Bamberg. München 1990ff; vgl. auch das Künstlerregister in: Dehio, Georg: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Bayern I: Franken. München – Berlin 1999.
 - 21 Ausführlich zur Künstlerfamilie Leinberger: Jemiller: Totentanz (wie Anm. 4), S. 41–46; vgl. Engelhardt, Thomas (Hrsg.): Christian Leinberger (1706–1770). Maler, Zeichner, Geometer. Ausstellung im Stadtmuseum Erlangen 14. Mai – 30. Juli 2006. Erlangen 2006; vgl. Jemiller, Elfi: Christian Leinberger (1706–1770). Leben und Werk eines Erlanger Künstlers, in: ebd., S. 11–28; vgl. dies.: Die Künstlerfamilie Leinberger (Leimberger). Biographische Skizzen, in: ebd., S. 61–77; vgl. dies.: Christian Leinberger (1706–1770), in: Fränkische Lebensbilder. Veröffentlichungen der Gesellschaft für Fränkische Geschichte. Reihe VII A, Bd. 22. Würzburg 2009, S. 195–215.
 - 22 Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abt. 137, Nr. 4519, S. 227.
 - 23 Vgl. Ducret, Siegfried: Fürstenberger Porzellan. Bd. I: Geschichte der Fabrik. Bd. II: Geschirre. Bd. III: Figuren. Braunschweig 1965; vgl. Wolff Metternich, Beatrix Freifrau von/Meinz, Manfred: Die Porzellanmanufaktur Fürstenberg. Eine Kulturgeschichte im Spiegel des Fürstenberger Porzellans. 2 Bde. München – Berlin – London – New York 2004.
 - 24 Vgl. Ducret: Fürstenberger Porzellan III (wie Anm. 23), Abb. 46–63; vgl. Engelhardt: Leinberger (wie Anm. 21), Abb. 68.
 - 25 Ducret: Fürstenberger Porzellan III (wie Anm. 23), S. 274ff.; vgl. Wolff Metternich/Meinz: Fürstenberg (wie Anm. 23), S. 101f., Abb. 37, 101.
 - 26 Ducret: Fürstenberger Porzellan I (wie Anm. 23), Abb. 307.
 - 27 Vgl. Sitzmann, Karl: Künstler und Kunsthandwerker in Ostfranken. Kulmbach 1957, S. 179f.
 - 28 Schuster, Anton: Der Todtentanz in der hl. Grabkapelle der Michaelskirche, in: Alt-Bamberg 1, 1897/98, S. 192.



halbigdruck
offset  digital

EGLMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Umbruchsjahre: Bamberg im Ersten Weltkrieg und in der Revolution 1918/19

Am 12. August 1919 begann in der „Harmonie“ am Bamberger Schillerplatz eine neue Zeit für Bayern. Der Landtag, der mit der Regierung von München, wo Gewalt herrschte, nach Bamberg ausgewichen war, verabschiedete die Verfassung des Freistaats, die „Bamberger Verfassung“. Sie war eine Konsequenz aus grundstürzenden Ereignissen im Späthjahr 1918 – Kriegsniederlage, Sturz der Monarchie, Anbahnung einer parlamentarischen Demokratie –, an die 1914 beim Ausbruch des Krieges niemand gedacht hatte. Wie viel war seither in Deutschland und Bamberg anders geworden!

1. Kriegsausbruch

Anfang August 1914 sollten König Ludwig III. und die Königin die größeren Städte Oberfrankens offiziell besuchen, zunächst vom 1. bis 3. August Bamberg: Feierlicher Einzug, Pontifikalamt im Dom, Stadtbesichtigung im Wagen und auf dem Schiff sowie eine Fahrt nach Vierzehnheiligen, Huldigung der Sänger, Schulkinder und Vereine, Truppenparade, Fackelzug und Feuerwerk, Serenaden und ein Volksfest im Stadtpark, dem Hain. Doch am 26. Juli, wenige Tage nach dem „12. Fränkischen Sängerbundesfest“, das Tausende angezogen hatte, mussten die Bamberger in einem Extrablatt die Absage des Königs lesen. Alle Dekorationen wurden wieder abgebrochen, die gestärkten Kleider der Blumenmädchen, die auswendig gelern-

ten Gedichte und geproben Chöre, die Speisen und Getränke für Festtafeln und Volksfest wurden nicht mehr gebraucht. Denn inzwischen war aus der Krise, die seit der Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaares in Sarajewo am 28. Juni über Europa lag, akute Gefahr geworden. Der große Krieg Deutschlands und Österreich-Ungarns gegen Russland, Frankreich, England, der im Machtkampf des Imperialismus seit Jahren drohte, stand vor der Tür.

Am 1. August abends gab das „Bamberger Tagblatt“ die Mobilmachung bekannt: *„Europas Schicksalsstunde [...] Die Würfel rollen“*. In der nächsten Morgenausgabe hörte man dann die Fanfare *„Klar zum Gefecht [...] Der Sturm bricht los. Schande über die, die in so infamer verbrecherischer Weise den Frieden brachen. Und wenn es eine Vergeltung in der Weltgeschichte gibt, dann muss unsere Sache siegen“*. Man glaubte sich in Deutschland nicht anders als in Frankreich und England in Notwehr, in einem gerechten, ja heiligen Krieg und baute darum auf die Hilfe Gottes sowie auf einen raschen Sieg. Viele fühlten sich wie erlöst – nicht nur von der Ungewissheit der letzten Wochen, sondern von einem jahrzehntelangen äußeren und inneren Druck auf Deutschland: von der Einkreisung durch andere Großmächte, die nun gesprengt, und von der sozialen und politischen Zerklüftung der Klassengesellschaft, die nun im gemeinsamen Kampf überwunden werde. Doppelt gestärkt, müsse das Reich zur Vormacht Europas werden. Zudem erreg-

te das große Geschehen junge Menschen, meist Studenten und Gymnasiasten, oft gleich einem Abenteuer – eine mit Vaterlandsidealismus vermischte Lust am Ausbruch aus dem eintönigen Alltag.

Auch in Bamberg haben sich kriegsbegeisterte Szenen, die von der nun unter dem Kriegsrecht zensierten Presse breit kolportiert wurden, als „*Augusterlebnis*“ im allgemeinen Gedächtnis verfestigt: Die „hochpatriotische Kundgebung“ der Studentenverbindung Fredericia am Grünen Markt mit Kaiserhoch, Umzüge mit Königshymne und der „Wacht am Rhein“, die Hochstimmung beim Ausmarsch der Ulanen und der Infanterie aus den Kasernen an der Nürnberger und der Pöldendorfer Straße, Freiwillige an den Meldestellen, Bürgerfrauen, die sich zum Roten Kreuz, zur Ausstattung der Lazarette oder zur Hilfe für Soldatenfamilien in Not drängten. Und als die Behörden vor Spionen warnen, brach eine Verfolgungsmanie aus; Fremde wurden in Lokalen attackiert und unbekannte Automobile angehalten, weil man in ihnen Gold aus Frankreich für Russland vermutete.

Aber der lärmende Rausch war nur die eine Seite. Auch im Bürgertum gingen nicht wenige sehr ernst in eine „*eherne Zeit*“. Vor allem aber herrschte dort, wo hauptsächlich kleine Handwerker und Arbeiter wohnten, eher eine beklommene Stimmung. Denn die Sozialdemokratie, der hier die Mehrheit folgte, hatte sich bis zuletzt, ebenso wie in Frankreich und England, mit Friedensdemonstrationen gegen den Krieg gestemmt. Außerdem bangten viele einfache Leute, noterfahrener als die meist gesicherten Bürger, vor der Einberufung: Wie sollte die Familie ohne den Arbeitslohn des Mannes oder Sohnes durchkommen? Bei Funktionären und in den Zeitungen der SPD gewann zwar, als

der Krieg schließlich ausgebrochen war, die Loyalität zur Nation die Oberhand. Denn man schrieb die Schuld Russland zu, dem Zarenreich, das unter den Sozialisten Europas als *der* Unterdrückerstaat galt. Erhard Auer, der führende Abgeordnete im Landtag, sagte auch für die Sozialdemokraten den Willen zur Vaterlandsverteidigung zu und wurde selbst Soldat. Aber die handfesten Sorgen der Anhänger beschwichtigte das kaum; einfache Leuten meldeten sich weit weniger kriegsfreiwillig als Bürgersöhne. Auch in den Dörfern rund um Bamberg zeigten sich meist nur Burschen kriegsfreudig, die in naivem Kraftgefühl ein Aufbruch aus ihrer engen Lebenswelt lockte. Erfahrene waren bedrückt. Denn zum einen standen die Bauern in der Ernte, für die sie die jungen Männer brauchten, die jetzt eingezogen, und die Pferde, die remontriert wurden; bald sollten Knechte die am dichtesten eingezogene soziale Gruppe werden. Zweitens bangte man generell vor Kriegen; sie hatten oft genug ungeschützte Siedlungen und offene Fluren zerstört und gequälte Menschen verstört. Insgesamt blieben die von den Alltagsmühen beherrschten einfachen Leute in Stadt und Land häufig nüchterner. Sie sahen die drohenden Belastungen bewusster als die meisten Gebildeten, die, von Ideen geleitet, in ihrem Eifer für Macht und Ehre der Nation den Krieg verklärten.

2. Kriegserfahrung im Feld und in der Heimat

Doch zunächst bestätigten erste Siegesmeldungen die Euphorie. Überdies stimmte markige Feldpost heroisch wie die eines Bamberger Magistratsrats: „*Unter starkem Kanonendonner sende ich allen Herren des Magistratscollegiums die besten Grüße*“.

Oder sie beruhigte aus der Etappe: *„Wir hätten es hier nicht besser treffen können“*. Täglich fuhr ein Mann nach Lüttich, um Zigarren, Wurst, Wein zu kaufen – ihr *„braucht uns also vorerst nichts zu schicken“* außer Bamberger Zeitungen –, und nach großen Siegen wie dem Fall Antwerpens wurden die Soldaten von den Offizieren zum Wein eingeladen. Blut sah dieser Landsturmunteroffizier zunächst nur von fern, als ihn auf einem verlassenem Kampfplatz *„ein wehleidiges Gefühl“* überkam, *„wenn man an all den Schmerz und die Seufzer denkt, die hier wohl ausgestoßen wurden“*.

Beruhigen sollte auch die Presse. Da in der breiten Bevölkerung Ängste vor Mangel und Geldentwertung umliefen, panisch Spareinlagen abgehoben, Waren gehortet wurden und Bauern ihr Vieh verkauften, warnten Militär- und Zivilbehörden in den Zeitungen scharf vor solchem *„Unsinn“*. Die Ernte sei *„ausgezeichnet“*, auch sonst die Versorgung sicher. Auch könne Deutschlands Wirtschaft, anders als die Russlands, den Krieg lange durchhalten, selbst ein ganzes Jahr. *„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“* Pflicht in einem Krieg nicht nur um Macht und Ehre des Reiches, um seine *„heiligsten Güter“*, sondern um abendländische Werte – gegen die Barbarei im Osten wie gegen Materialismus und Unmoral im Westen. Wie nirgends sonst belebe der Krieg in Deutschland Ideale und vereine die Nation im opferbereiten Gemeinsinn eines *„Burgfriedens“*, den Kaiser Wilhelm II. selbst besiegelte: *„Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche“*. In diesem Geist verzichteten in Bamberg vor einer kommunalen Ersatzwahl alle Parteien auf einen Wahlkampf. Der Krieg erhielt einen hohen sittlichen Sinn.

Doch das hehre Kriegsbild bekam Risse. Die beim Aufmarsch bewunderte Effizienz der Massenarmeen hochindustrialisierter Staaten führte die Soldaten in

einen technisierten Vernichtungskampf. Auf ihn waren sie weder durch den Kasernendruck vorbereitet noch durch die heroischen Kriegserzählungen in der Schule und bei Sedanfeiern. Die Front mit ihren Qualen und Schrecken wurde zum Schock und trieb in Verzagen, ja Verzweiflung; sie stumpfte dann meist zu einem fatalistischen Überlebenswillen ab, aber konnte auch in Zynismus kippen oder nachhaltig verstören. Die Feldpost trug die Nöte und Ängste nach Bamberg. *„Die ersten Tage der Schlacht gingen uns sehr zu Herzen; jedem standen Tränen in den Augen [...] allmählich gewöhnen wir uns daran“*. Es wurde über *„schreckliche Kälte“* und *„große Strapazen“* geklagt – *„Wir müssen Tag und Nacht bei Regen und Schnee auf blankem Boden herumliegen“* –, über Tage *„im Feuersturm der Flammenwerfer“*, über Todesangst in jedem Kampf. Indes auch wer auftrumpfte wie ein Artillerist am Maschinengewehr (*„wir haben die Franzosen alle weggemäht“*), bangte doch um sein Leben: *„Hoffentlich wird mich der liebe Gott [...] beschützen, denn ich bete (!) alle Tage ahn (!) ihn“*. Und immer wieder gestanden die Männer eine *„unbeschreibliche Sehnsucht nach der Heimat“*.

Besonders gegenwärtig wurden die Soldaten zuhause, wenn ihre Tapferkeitszeichen in der Zeitung standen. So erhielt ein Gefreiter *„gleich in der ersten Schlacht“* das Eiserne Kreuz II. Klasse, ein Oberleutnant nach mehreren Abschüssen im Luftkampf das der I. Klasse und den bayerischen Militärverdienstorden. Aber Stolz und Leid mischten sich: *„Meine Lieben. Teile euch mit, daß ich soeben das eiserne Kreuz 2. Klasse erhalten habe. Laßt es im (!) Bamberger Tagblatt setzen. [...] Geschrieben mit linker Hand. Den rechten Arm hat das Eisern (!) Kreuz gekostet“*. Aber was wogen generell Auszeichnungen gegen die anschwellenden Gefallenenlis-



Abb. 1: Bamberg: Dom und Neue Residenz im Herbst.

Photo: Dieter Morcinek.

ten? Insgesamt wurden fast 1.100 Bamberger Opfer des Krieges.

Zu den Sorgen um die Angehörigen im Feld kam der Mangel in der Heimat. Nicht nur, weil Deutschland hochgerüstet, aber wirtschaftlich wenig vorbereitet in den Krieg getreten war, da man in allen Industriemächten aufgrund der kapitalistischen Verflechtung mit einem kurzen Entscheidungskrieg gerechnet hatte. Deutschland schnitt eine britische Seeblockade in der Nordsee die wichtigsten Einfuhrströme ab. So griff der Staat, um die Versorgung zu sichern – wobei das Heer stets vor der Zivilbevölkerung stand –, zunehmend in die Wirtschaft ein. Ab 1915 wurden Lebensmittel kontingentiert und die Landwirtschaft unter Ablieferungsdruck gesetzt. Doch weil ihr Dünger- und Futtermittelimporte fehlten, Böden und Geräte übernutzt wurden, viele Bauern und Knechte im Feld standen, auch die Witterung jahrelang ungünstig war, sanken die Erträge. So litten die Städte zunehmend unter Nahrungsmangel.

Auch Gewerbe und Dienstleistungen waren vom Krieg einschneidend betroffen. Anfangs stockten die meisten Betriebe, weil Arbeitskräfte einberufen wurden, Märkte im Ausland verloren gingen, der lokale Kundenkreis schrumpfte. Bald aber prosperierten rüstungswichtige Branchen wie Metall- und Elektrofirmen in Nürnberg und Schweinfurt mit hohen Gewinnen und Löhnen und das bis 1918. Dagegen profitierte die oberfränkische Textilerzeugung nur kurz, als massenhaft Uniformen benötigt wurden. Dann aber hat der Krieg, weil Aufträge ausblieben und es an Baumwolle und Kohle mangelte, der Baumwoll-Spinnerei & Weberei, der größten Bamberger Fabrik mit rund 2.000 Beschäftigten, jahrelang *„schwere Wunden geschlagen“*, wie der Vorstand für das Jahr 1917 berichtete. Der Betrieb musste

schließlich auf weniger als ein Fünftel eingeschränkt, ein Teilwerk in Zeil ganz stillgelegt werden.

Beschäftigung und Steuerertrag wurden in Bamberg aber auch aufgrund der Stärke des Mittelstands wesentlich gedrückt. Denn besonders Betriebe dieser Größe schlossen zunehmend, weil der Inhaber, Werkführer oder kaufmännische Leiter, von dem sie abhingen, eingezogen oder gefallen war. Gesichert, aber bedrängt war eine andere Gruppe in der Vielzahl weltlicher wie geistlicher Behörden und Schulen. Zu ihnen blieben untere und mittlere Beamte und Angestellte im Einkommen so weit hinter den steigenden Preisen zurück, dass ihr Lebensstandard bis zum Existenzminimum absank; sie, und noch mehr ihre Witwen, hieß es, *„können sich nur schwer noch durchbringen“*. Zugleich mussten viele, obwohl unterernährt und ständig erschöpft, die Arbeit eingezogener Kollegen mit bewältigen.

Dass der Krieg gewohnte Verhältnisse so erschütterte, hatte zwei auffallende Folgen. Durch den ausgreifenden Mangel entstanden scharfe Verteilungskonflikte, die den Burgfrieden zersetzten. Hinzu kam, dass die Entbehrungen, die viele zu massiver Selbstbehauptung trieben, herkömmliche Werte wie Redlichkeit und Vertrauen schwächten; auf dem Schwarzmarkt war das grell sichtbar. Vor allem ein Kampfdenken, wie es jeder Krieg auch in das Zivilleben trägt, enthemmte Gewalttätigkeit in Wort und Tat. Die Kriegserfahrung veränderte die Gesellschaft.

3. „Durchhalten“

Unter andauernden Nöten und Sorgen wurde aus dem siegesgewissen Aufbruch von 1914 ein zähes Durchhalten. Anfang 1915 feierten die Zeitungen noch – als *„Frohe Neujahrskunde“* – die durch viele

Siege, zahllose Gefangene und gewaltige Beute bewiesene deutsche Überlegenheit. Zu Neujahr 1916 druckten sie Tagesbefehle, mit denen König Ludwig III. und der Kaiser vor allem „treue Pflichterfüllung“ beschworen. Und der Regierungspräsident von Oberfranken, Otto von Strößenreuther, berichtete, dass *„die erste Kriegsbegeisterung längst verschwunden ist und bei jedermann ein sehnliches Verlangen nach Frieden besteht“*.

Das sah man nicht zuletzt an den Kriegsanleihen, neun vom September 1914 bis zum September 1918 aufgelegten langfristigen Anleihen des Reiches bei der Bevölkerung, die rund 60 Prozent der Kriegskosten erbrachten. Die Erträge der ersten stiegen rasch an, doch die 4. im März 1916 enttäuschte; deshalb wurde ab der 5. im folgenden Herbst massiv geworben. Neben den Anleihen setzte die Kriegsführung auf Spenden, die zugleich durch das Opfer, mit dem man den Sinn des Krieges bejahte, die Kriegszustimmung stärken sollten. Dafür veranstalteten Behörden und „vaterländische Verbände“ auch besondere „Opfertage“ mit Militärmusik und Volksfestatmosphäre. In Bamberg wurden es zwischen 1914 und 1918 zehn, meist mit speziellem Motto wie „Tabaktag“, „Soldatenheimtag“ oder 1916 ein „Tag für die Deutsche Flotte“. Er wurde vom Flottenverein mit tausenden Plakaten reichsweit organisiert, durch Pressewerbung sowie in den Schulen vorbereitet und mit einem Kinofilm *„Stolz weht die Flagge schwarz-weißrot“* und *„Lichtbilder patriotischen Inhalts“* attraktiv gemacht. *„Jede, auch die kleinste Spende, wird dankbar angenommen“*.

Teilweise wurde mit offenen Spendenlisten gesammelt, die vor allem Wohlhabende in einen Wettbewerb um reputierliche Beträge brachten. Oberbürgermeister Adolf Wächter wandte sich immer wieder

an das *„wohltätige Herz der Bamberger“* für Gaben aus *„Vaterlandsliebe“*, zum Beispiel 1917 zur Errichtung einer Walderholungsstätte für Soldatenfamilien, zur Versorgung von *„Minderbemittelten“* mit Lebensmitteln und zu einer Stiftung für Soldatenangehörige in Not. Denn *„schrecklich sind die Wunden, die dieser Krieg den Völkern geschlagen und zahllos sind Kummer und Sorgen, die er im Gefolge hat“*. Mehrmals gingen große Summen in die örtliche Kriegshinterbliebenenstiftung, weit überproportional von Juden wie 15.000 Mark von Rechtsanwalt Dr. Morgenroth. Insgesamt haben die Bamberger von 1914 bis 1918 fast 800.000 Mark gestiftet und gespendet. Am breitesten aber wurden Sachspenden an Soldaten aus dem eigenen Lebenskreis gegeben. Wohlfahrtsstellen, Pfarrer, Vereine, Freundeskreise schickten zahllose Pakete mit *„Liebesgaben“* – Zigarren, Lebensmittel, Bücher und anderes mehr – an die Männer, *„die mit der Waffe Haus und Hof schützen“*, und bald auch in Gefangenenerlager.

Um den Opferwillen anhaltend für den Geist in der Stadt zu nutzen, machte man ihn, nach österreichischem Vorbild, durch die *„Nagelung von Kriegswahrzeichen“* an zentraler Stelle dauerhaft sichtbar. 1915 wurde auf dem Maxplatz ein gut lebensgroßer Ritter aus Holz – nach dem Stadtwappen mit dem hl. Georg – aufgestellt, der durch eiserne, silberne und goldene Nägel je nach der Höhe der Spende für Kriegshinterbliebene allmählich eine Rüstung erhielt. Den ersten goldenen Nagel schlug feierlich Erzbischof Jacobus von Hauck ein, umgeben von den Spitzen von Staat, Militär, Kirchen und Stadt, vom Adel der Region, Schulen und Vereinen: *„Durchglüht von heiliger Vaterlandsliebe [...] müssen wir Gott danken, daß er uns eine so große, herrliche Zeit miterleben läßt“*.

Die Wirkung solcher Appelle freilich ließ seit 1916 deutlich nach. Denn auch die gewaltigen Materialschlachten dieses Jahres mit über 700.000 deutschen Toten brachten den Siegfrieden nicht. Zugleich nahmen die Entbehrungen im Hungerwinter 1916/1917 quälend zu. Jeder Bamberger erhielt wöchentlich nur mehr 150 Gramm Fleisch, wenn überhaupt eines verfügbar war, es gab kaum Kartoffeln, und *„wer keine Beziehungen zum Lande hat, bekommt kein Fett“*. Volksküchen hatten starken Zulauf. Bei einfachen Leuten, denen die Alltagsmühen weniger als im Bürgertum von hochgespanntem Nationalismus und glühenden Feindbildern erleichtert wurden, verlor der Krieg unter solch' doppelter Versagung zusehends seinen Sinn. Im Arbeitermilieu, wo all' diejenigen, die durch die Sozialdemokratie klassenbewusst geworden waren, kaum etwas an Obrigkeitsstaat und Bürgerkapitalismus band, galt der Krieg immer mehr als Sache der Herrschenden, die nicht mehr mit der Abwehr akuter Gefahren von Volk und Heimat gerechtfertigt werden könne. Damit zerrann auch die Kriegsduldung, zu der die Zustimmung schon häufig gesunken war. Auf andere Weise gaben auch Bauern, bei denen die bestehende Ordnung in der Regel nach wie vor fraglos Gültigkeit besaß, diesen Krieg auf, der trotz enormer Opfer und schwerer Belastungen so sichtbar vergeblich schien. In den Dörfern wurde kolportiert, er werde aufhören, wenn man nichts mehr für die Kriegsanleihen gebe.

4. Verfall der Kriegszustimmung

Um durch Erfolge die Stimmung zu heben, aber vor allem um militärisch wie materiell endlich den Sieg zu ermöglichen, mobilisierte die Reichsleitung noch 1916 alle

Kräfte. Der Oberbefehl ging an Hindenburg und Ludendorff, die im Osten erfolgreich gewesen waren. Vor allem wurde die Wirtschaft, um Deutschlands Ressourcen noch besser auszuschöpfen, einem umfassenden Dirigismus unterworfen. Eine Superbehörde des Reichs verteilte Rohstoffe und Energie, Arbeitskräfte und Kapital, steuerte die Produktion aller Sektoren und lenkte den Konsum gelenkt. Dadurch nahmen Produktion und Effizienz 1917 sichtlich zu.

Dennoch – die militärische wie die wirtschaftliche Kraft reichten letztlich nicht mehr zum Sieg über die um die USA verstärkten Feinde. Ebenso hatte im Innern die Bewirtschaftung, ein unbedachter Effekt, auch klare negative Wirkungen. Denn sie vertiefte faktisch Konflikte. Zum einen wuchs der Abstand zwischen der großen Mehrheit, die darbt, und gut verdienenden Rüstungsarbeitern, satten Bauern – der Regierungspräsident vermerkte ärgerlich, dass *„die fleisch- und fettlosen Tage [...] auf dem Land den gewünschten Zweck nicht erreicht“* hätten – und Kriegsgewinnlern in Handel und Industrie. Zweitens verschärfte die Lenkung und Kontrolle den Gegensatz zwischen Erzeugern und Verbrauchern. Um den Ablieferungszwängen zu entgehen, bauten viele Bauern nur mehr zum Eigenbedarf an oder brachten Produkte auf den Schwarzmarkt, was auf dem Land *„immer weniger als Unrecht“* galt. Das empörte die hungernden Städte, während sich die Bauern oft von den Hamstern, die seit 1916 bis aus Nürnberg ins Bamberger Land strömten, heimgesucht fühlten. So ging in gegenseitiger Erbitterung die 1914 beschworene Volksgemeinschaft endgültig unter.

Allenthalben verbreitete sich Kriegsmüdigkeit, da und dort flackerte offene Kriegsverweigerung auf. Auch vor dem



Abb. 2: Die Bamberger St. Martinskirche am Grünen Markt.

Photo: Dieter Morcinek.

Bamberger Rathaus protestierten – was das Kriegsrecht verbot – bereits 1916 vor allem Frauen, die in erster Linie die Nahrungssorgen trugen, gegen den Mangel. Um einer Ausbreitung vorzubeugen, war „von den Aufläufen“, so der Stadtkommis-sar im „Bamberger Tagblatt“, „nach Erlass des Gen.Kdos in der Presse nichts zu bringen“. Seit 1917 nahm die gereizte Stimmung zu. Zwar kam es in Bamberg nicht zu Hungerkrawallen und Streiks wie in den Industrieorten des östlichen Oberfranken, die in Not versanken. Auch der reichsweite Metallarbeiterstreik, der im Januar 1918 Nürnberg, Fürth und Schweinfurt erregte, brach nicht ein. Aber Gruppen von Frauen drangen doch mehrfach in Ämter ein, um Milch für ihre Kinder, höhere Fettationen, mehr Kartoffeln zu fordern. Dabei hörte man auch schon politische Töne: „Macht Schluß mit dem Krieg, der Schwindel soll aufhören, gebt uns unsere Männer heraus“.

In den staatstragenden Gruppen – Beamte vor allem, Bildungs- und Wirtschaftsbürger, häufig auch Handwerksmeister und kleine Kaufleute – zwang man sich trotz enttäuschter Siegeshoffnungen, scharfer Entbehrungen und wachsendem Leid weiter zur Kriegszustimmung. Ja, im Frühjahr 1918, als nach den Friedensschlüssen mit Russland und Rumänien durch eine zunächst erfolgreiche große Offensive im Westen der Sieg endlich doch greifbar schien, besserte sich die Stimmung noch einmal sehr. Dass die neue Zuversicht auch bis zu den einfachen Leuten wirkte, vornehmlich unter Kleinbürgern und Bauern, zeigte die 8. Kriegsanleihe im März 1918: Sie erbrachte den höchsten Betrag überhaupt. Auch wenn ihn die Geldentwertung relativiert, war der Aufwind ganz evident. Umso härter traf es aufmerksame Bürger, die, wie besonders

Männer der Wirtschaft mit Auslandskontakten oder andere mit Kontakten zu höheren Offizieren, seit dem Sommer um das Scheitern der Offensive wussten und die Niederlage nahen sahen. Aber weil sie in ihren Betrieben, in Vereinen, Gemeindegkollegien und der lokalen Öffentlichkeit Meinungsführer waren, überspielten nicht wenige ihre Ernüchterung nach außen mit angestrenzter Zuversicht. Denn das offizielle Kriegsbild, das aufgrund der Pressezensur beherrschend war, verschwieg die aussichtslose Lage. Und die 1917 gegründete „Vaterlandspartei“, die noch immer gegen jede Verständigung auf den Siegfrieden setzte, gab dem lautstark Echo.

So gerieten vor allem Amtspersonen, Beamte, Pfarrer, Bürgermeister, in das Dilemma zwischen Einsicht und Verantwortung. Noch im Oktober warb der Regierungspräsident für Standhaftigkeit bis zum ehrenvollen Frieden, als er bereits eine bedingungslose Unterwerfung befürchtete, und mahnte ein Nürnberger Pfarrer zu „christlicher Zuversicht auf Gottes Durchhilfe [!]“. Auch Oberbürgermeister Wächter gab etwas Hoffnung, als er die Bamberger beschwor, statt „Mißtrauen und Verbitterung“ auf die im Krieg bewährte Notverbundenheit von Stadt und Bevölkerung als Rettung zu setzen: „tief ernst ist die Zeit. Es geht um unser Leben als Nation, die Wohlfahrt des Einzelnen wie die von Generationen [...] Einmal muß ja die Friedenssonne auch uns wieder scheinen“.

Doch gegen alle Durchhalteappelle wirkte in der breiten Bevölkerung immer stärker ein Hass auf den Krieg, den Urlauber und, trotz aller Zensur, die Feldpost von der Front vermittelten. Denn seit dem Scheitern der Frühjahrsoffensive waren die erschöpften Soldaten meist tief entmutigt. Unter ihrem Einfluss verschärfte sich

das Misstrauen offensichtlich sehr, mit dem generell einfache Leute oft auf Kriegspathos reagieren. Zudem hatten viele in diesem Krieg angesichts der Übermacht der Feinde schon früh der Siegesgewissheit von Obrigkeit und bürgerlicher Öffentlichkeit wenig getraut: *„viele Hunde sind des Hasen Tod“*. Dass in der Presse Anfang September ein Aufruf Hindenburgs erneut die *„Zuversicht zu dem Endsieg“* beschwor, dass noch im Oktober erfolgreiche Abwehr suggeriert wurde, kann kaum mehr ein breites Echo gefunden haben. Dennoch – als man Anfang November plötzlich von der deutschen Bitte um Waffenstillstand las, zerstoben auch letzte, noch immer gehegte Hoffnungen auf eine mögliche Wendung.

Im Bürgertum waren viele wie gelähmt, auf dem Land überwog dumpfe Niedergeschlagenheit, in der man nur mehr die enge Sphäre der unmittelbaren Eigeninteressen wahrnahm. In der Unterschicht der Städte hingegen wuchs eher eine schon seit 1917 merkliche Unruhe – vor allem natürlich in den Industrieorten, aber auch im mittelständisch-bürgerlichen Bamberg. Sie nährte sich nicht zuletzt aus einer kriegstypischen Erosion gewohnter Einstellungen, in der herrschende Werte an Geltung verloren, *„Vergnügungssucht“* und Kriminalität zugenommen hatten. Besonders klagten Beamte und Pfarrer über *„Rohheit, Übermut und Unbotmäßigkeit der Jugend“*, der in einer Gesellschaft mit patriarchalischen Leitbildern nun oft die Väter fehlten. Aus der allgemeinen Sehnsucht nach Frieden wurde in dieser Stimmung – ob protestbereite Erregung, wie sie in der Stadt, oder gereizte Verteidigung der Eigenwelt, wie sie auf dem Land vorherrschte – ein Drängen auf Frieden um jeden Preis. Gewohnte Autoritäten zählten nicht mehr.

5. Eine geordnete Revolution

Eine Revolution wollten die meisten freilich nicht. Aber sie waren zu zermürbt, als dass sie sich noch für eine mit den Kriegsnöten belastete politische Ordnung eingesetzt hätten, für einen König, der im Krieg viel Kredit verloren hatte. Erschöpfung, Autoritätsverfall und Friedensverlangen griffen so ineinander, dass durch die Nachrichten vom militärischen Zusammenbruch Anfang November eine revolutionäre Situation möglich wurde: Eine zum Umsturz entschlossene Minderheit konnte die Monarchie beseitigen, weil die Mehrheit sie gewähren ließ. Am 7. November 1918 putschte in München nach einer geordnet verlaufenen Friedensdemonstration eine Gruppe von Parteimännern, Arbeitern und Soldaten, an der Spitze Kurt Eisner, der Führer der Unabhängigen Sozialdemokraten, einer Abspaltung von der SPD, in Bayern. Sie gewann gewaltlos die Hauptstadt. Der König, von Ministern, Beamten und Militär verlassen, floh. Am nächsten Tag verkündeten Plakate *„Die bayerische Republik wird hierdurch proklamiert [...] Die Dynastie Wittelsbach ist abgesetzt“*, nach über 700 Jahren Herrschaft.

Als der Umsturz die Städte Frankens erreichte, formierte sich in Bamberg am Abend des 10. November aus einem turbulenten Aufruf am Grünen Markt ein Demonstrationszug mit roter Fahne zum Schillerplatz. Am Sonntag, den 11., riefen SPD und Gewerkschaftskartell zu einer Volksversammlung auf dem Maxplatz auf: *„An die Gesamteinwohnerschaft Bambergs. Die Weltrevolution ist auf dem Marsch [...] Das Volk hat die Regierung übernommen. Es lebe die Republik! Es lebe der Frieden! [...] Wir verlangen die Unterordnung sämtlicher [...] hiesiger amtlicher und mi-*

litärischer Stellen [...] Von der Einwohnerschaft erwarten wir, daß die peinlichste Ordnung und Ruhe bewahrt bleibt, daß besonders jeder Eingriff in das persönliche Eigentum vermieden wird, andernfalls die strengsten Strafen zur Anwendung kommen müssen“. Die Sozialdemokraten, Partei wie Gewerkschaft, beschworen zusammen mit dem Oberbürgermeister erneut Ruhe und Ordnung.

Die Macht, die dem Volk, dem neuen Souverän, zugefallen war, organisierte sich wie überall im Reich rasch als Delegierten-demokratie: Ein Arbeiter-, Bürger- und Soldatenrat tagte vom 15. November an in der „Wilden Rose“. Stadtverwaltung und Garnison unterstellten sich ihm. Diesem Rat gehörten, anders als vielerorts, neben einer linken Mehrheit auch liberale und katholisch-konservative Männer an; auch wenn er die Gesellschaft der Stadt nicht widerspiegelte, vertrat er sie doch insgesamt. Daher konnten das Revolutionsorgan und die alte Stadtführung leichter gemeinsam handeln. Der Rat drängte denn auch eine radikale Gruppe ab und unterstützte die Polizei energisch gegen tumultuierende Jugendliche. Für Bamberg galt besonders, mehr als für Bayreuth oder Hof, was der Regierungspräsident nach München berichtete: *„Die eingetretene Umwälzung [...] hat sich [...] in Oberfranken in der Hauptsache ruhig und ohne Störung vollzogen. Die Behörden haben sich auf den Boden der Tatsachen gestellt und ohne Unterbrechung im Interesse der Allgemeinheit weiter gearbeitet*“. Der gewaltlose Übergang wurde nur einmal kurz gestört. Am 26. Februar 1919 brachen nach der Trauerfeier für den ermordeten Ministerpräsidenten Eisner einige Bewaffnete mehrere Glockentürme auf, weil das aus München angeordnete Trauergeläute auch hier von Pfarrern dem Sozialisten, der die Schule

von der Kirche getrennt hatte, verweigert wurde. Insgesamt blieb Bamberg in einer Zeit gewaltsamer Konflikte, grassierender Umtriebe, zahlreicher Diebstähle bemerkenswert ruhig und sicher.

Die Kontinuität der Verwaltung half der Bevölkerung entscheidend über die schwierigen Nachkriegsmonate hinweg. Da die britische Seeblockade bis Sommer 1919 anhielt, auch der Eisenbahntransport im Reich und zu den Nachbarn häufig stockte, ließ zum einen der Mangel aller Art nicht nach. Vor allem Kohle, der Hauptenergielieferant, war äußerst knapp. Das erschwerte der Wirtschaft zusätzlich die gewaltige Aufgabe – das zweite Problem – der Umstellung vom Krieg auf den Frieden. Sie kämpfte damit, dass alte Bezugs- und Absatznetze verloren, Maschinen verschlissen und die Menschen erschöpft waren. Drittens war nach dem Kriegsende durch den Waffenstillstand vom 11. November ein Millionenheer zu demobilisieren. Als die Truppen in die Garnison zurückkehrten, Anfang Dezember das 5. Infanterie-Regiment, Anfang Februar 1919 die Ulanen, wurde die *„Helden-Heimkehr“* beim Einzug sowie mit einem besonderen Ehrenfest in der Concordia feierlich-bewegt begrüßt. Das „Bamberger Tagblatt“ versicherte – ein Beispiel, wie die Dolchstoß-Legende vordrang –, dass nicht das Heer im Kampf, sondern die Heimat moralisch versagt habe: *„Der Krieg ist verloren, aber besiegt sind unsere Braven nicht [...] Ihr habt Taten verrichtet, von denen noch die spätesten Zeiten reden werden*“. Im Herbst 1919 kamen dann auch die meisten Kriegsgefangenen heim. Im Alltag haben die Soldaten freilich auch belastet. Sie schmälerten die Lebensmittel weiter, brachten oft rohen Umgang und radikale Gesinnung in die Wirtshäuser und störten, da zum Teil länger ohne Ar-

beit und vergnügungsgierig, durch Unruhe auf den Straßen und mancherlei Kleinkriminalität. Bei der Auflösung der Truppen und einer ersten Wiedereingliederung ihrer Männer spielte neben der Verwaltung der Arbeiter- und Soldatenrat eine wichtige, hilfreiche Rolle.

Ansonsten verlor der Rat bis zum Frühjahr 1919 rasch an Bedeutung. Zum einen unterlag er Kompetenz und Routine der Verwaltung am Ort, zum anderen setzte sich auf der Verfassungsebene die parlamentarische Demokratie gegen das Rätemodell durch. Denn die Sozialdemokratie gab die ihr zugefallene Macht durch Wahlen zum Reichstag und zum Landtag im Januar an eine Repräsentation der gesamten Gesellschaft zurück.

6. Hauptstadt auf Zeit

Von der entschiedenen Linken wurde diese neue Ordnung allerdings nicht akzeptiert. Sie wollte eine Räterepublik mit der Herrschaft der Arbeiterklasse und die Vollendung der nach dem politischen Umsturz im November 1918 abgebrochenen Revolution zur gesellschaftlichen Umwälzung. Anfang April 1919 gewann sie in der Hauptstadt die Oberhand gegen die nach Eisners Tod vom Landtag bestellte Regierung des Mehrheitssozialdemokraten Johannes Hofmann. Mehrere Städte Südbayerns folgten, ja, kurzfristig setzten sich Räte bis Nürnberg, Fürth und Würzburg durch.

Die Regierung wich, wie eingangs erwähnt, von München nach dem auffallend ruhigen Bamberg aus. Dort war die Garnison loyal, die Stadtführung versprach Sicherheit und unbehinderten Amtsverkehr und bemühte sich inmitten der allgemeinen Not eifrig um Unterkunft und Verpflegung. Zwischen 7. und 10. April bezog

die Regierung die Residenz – außer den Ministerien für Justiz und Verkehr, die im Gerichtsgebäude bzw. im Bahnhof unterkamen –, der Landtag die „Harmonie“. Angesichts des überall latenten Bürgerkriegs, der Anschläge befürchten ließ, sicherte die Stadt die Gebäude mit Stacheldraht und doppelten Bewachungslinien, sperrte den Domplatz für allen Verkehr und verhängte eine Ausgangssperre von 22.30 bis 5.00 Uhr. Für Wach- und Kontrolldienste stellte sie fünf Kompanien einer bewaffneten Bürgerwehr auf. Es gab denn auch nur wenige Ruhestörungen.

Die Bamberger ertrugen die mannigfachen Einschränkungen geduldig. Die Arbeit von Regierung und Landtag berührte sie wenig, aber sie erlebten Minister beim Essen in Scheiners Weinstube am Fuß des Dombergs und Abgeordnete abends in der Brauerei auf dem Michelsberg beim Tarock. Dabei ergab sich mancher gesellige Kontakt. Auch sah man erfreut Abgeordnete und ein Kabinettsmitglied am Höhepunkt des katholischen Bamberg, der Fronleichnamsprozession, teilnehmen.

Doch im äußeren Idyll dieser Hauptstadt auf Zeit blieb das harte Leitziel der Regierung, die richtige Hauptstadt zurückzugewinnen und damit Autorität im ganzen Land. Das konnte, da sich die Räterepublik in München bis zur Diktatur sowjetrussischer Abgesandter radikalisierte, nur gewaltsam geschehen. Hofmann warb deshalb in allen Schichten und Milieus eindringlich für Freikorps: *„In München rast der russische Terror, entfesselt von landfremden Elementen. Diese Schmach Bayerns darf keinen Tag [...] weiter bestehen. Hierzu müssen alle Bayern helfen, ohne Unterschied der Partei“*. Die katholische Kirche sprang ihm mit ihrer Breitenwirkung bei. Bambergs Weihbischof Adam Senger veranlasste einen

bayernweiten Kanzelaufruf, „*daß möglichst viele tüchtige Gemeindeangehörige dem Rufe der Freikorps folgen*“. Andererseits vermied der Erzbischof auf dem Domberg jeden Kontakt mit dem Ministerpräsidenten. Denn weltanschaulich lag ein Graben zwischen ultramontanem Katholizismus und laizistischer, zum Teil atheistischer Sozialdemokratie; ihn überbrückte jedoch vorübergehend die akute Bedrohung der bürgerlichen Ordnung, gegen die SPD und Gewerkschaften der wichtigste Damm waren.

Mit dem Appell „*Die höchste Not des Vaterlandes erfordert schnellste Hilfe!*“ wurden im Schützenhaus am Schönleinsplatz Freiwillige für das Freikorps Bamberg geworben. Dieses kam zwar erst nach München, als die Räterepublik Anfang Mai bereits grausam niedergeschlagen worden war. Aber es half, die alte Ordnung wiederherzustellen – und trug mit dieser Erfahrung nach der Rückkehr dazu bei, dass auch Bambergs politische Kultur im liberalen wie im katholischen Lager einen nationalkonservativen Zug erhielt und die Sozialdemokratie, die nun nicht mehr gegen die radikale Linke nötig schien, erheblich an Gewicht verlor.

Inzwischen wurde der Landtag am 15. Mai im Kaisersaal der Residenz eröffnet; dabei protestierte er sogleich gegen die eben verkündeten harten Friedensbedingungen von Versailles. Ab dem 21. Mai beriet er in der „Harmonie“ eine neue, demokratische Verfassung für Bayern, die innerhalb der in Weimar beratenen Reichsverfassung zu regeln war: Republik, parlamentarische Regierung und liberaler Rechtsstaat, mit einer hohen Kontinuität staatlicher Institutionen und Normen und ohne Eingriffe in die Gesellschaft. Diese

sogenannte „Bamberger Verfassung“ wurde am 12. August 1919 beschlossen. In den folgenden Tagen verabschiedeten sich Regierung und Landtag mit einem Empfang, einer Spende von 24.000 Mark für soziale Zwecke und einem Dank in der Presse für die Gastfreundschaft der Bamberger: Durch sie „*allein ist es [...] möglich gewesen, ungehemmt von Terror und Gewalt weiterzuarbeiten*“. Nachdem bereits zwei Ministerien – Militär und Verkehr – vorausgegangen waren, kehrten am 17. August Minister, Beamte, Abgeordnete mit einem Sonderzug nach München zurück.

Bamberg, die gemäßigte Stadt, hatte ihnen – abgesichert vom Bürgerkrieg – die nötige Sicherheit und Ruhe geboten, Bayern nach schwerer Kriegsüberlastung und gesellschaftlicher Zerrüttung, nach traumatischer Niederlage und politischem Umsturz wieder die erste Grundlage einer Staatsordnung zu geben, die Neues und Altes tragfähig verbinden sollte. Dadurch ragt es aus den Mittelstädten des Landes entschieden heraus. Die Kräfte, denen diese Ordnung schon nach einem guten Jahrzehnt erlag, sind von anderen Orten ausgegangen.

Unser Zweiter Bundesvorsitzender Prof. Dr. Werner K. Blessing studierte Geschichte, Germanistik, Philosophie und Politische Wissenschaft in München sowie Amsterdam und ist Universitätsprofessor i.R. an der Universität Erlangen-Nürnberg, wo er von 1989 bis 2007 Neuere Geschichte und Landesgeschichte lehrte. Seine Anschrift lautet: Ludwig-Thoma-Straße 27 a, 91054 Erlangen, E-Mail: werner.k.blessing@t-online.de.

Karin Dengler-Schreiber

Welterbe Bamberg – Belohnung bürgerlichen Engagements*

Im Jahre 2013 konnte Bamberg das 20-jährige Jubiläum seiner Eintragung in die UNESCO-Liste der „Stätten des Welterbes“ feiern. Im Stolz auf die ihrer Heimatstadt verliehenen Würde nehmen viele Bamberger diesen Status als Ansporn, das auf sie gekommene Erbe zu pflegen, in gutem Zustand zu erhalten und möglichst unverseht an die kommenden Generationen weiterzugeben. Die mit dieser Würde verbundenen Verpflichtungen und Anstrengungen können natürlich durchaus auch als Bürde empfunden werden, und besonders die pragmatischeren Naturen stellen sich dann die nüchterne Frage: Was haben wir denn davon? Die Autorin zeigt im folgenden Artikel überzeugend auf, dass der Titel „Stätte des Welterbes“ neben seinem ideellen Wert auch durchaus handfeste materielle, sprich ökonomische Vorteile mit sich bringt.

1. Was bedeutet Welterbe?

Am Anfang der Welterbe-Bewegung stand das Erschrecken über die rapide zunehmende Gefährdung natürlicher und kultureller Güter der Erde. Anlass war die drohende Überflutung der Tempel von Abu Simbel durch den Bau des Assuan-Staudamms in den 1960er Jahren, was weltweit Empörung auslöste und in einer beispiellosen internationalen Rettungsaktion die Tempel rettete. Diese Erfahrungen führten zu der Überzeugung, dass es Denkmäler gibt, die von weltweiter Bedeutung sind und die nicht den Entschei-

dungen einzelner Regierungen überlassen werden sollten. 1972 verabschiedete deshalb die Generalkonferenz der UNESCO die „Konvention zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt“ und startete damit ein beispielloses Erfolgsprogramm. Inzwischen haben 190 Staaten (von 193 Staaten unserer Welt) dieses Abkommen unterzeichnet.

Seit 2014 verzeichnet die Welterbe-Liste nun 1.007 Stätten in 161 Ländern. Davon sind 779 Kulturstätten, 197 Naturstätten und 31 gemischte. Die Bundesrepublik hat jetzt 39 Welterbestätten und ist damit eines der welterbereichsten Länder der Welt.

2. Wie kam Bamberg auf die Welterbe-Liste?

1993 wurde auch Bamberg in die Liste eingetragen. Die Begründung dafür lautet in der Kurzfassung: *„Die Altstadt Bambergs repräsentiert in einzigartiger Weise die auf frühmittelalterlicher Grundstruktur entwickelte mitteleuropäische Stadt. In dem historischen Stadtbild mit seinen zahlreichen Monumentalbauten aus dem 11. bis 18. Jahrhundert – eine Synthese aus mittelalterlichen Kirchen und barocken Bürgerhäusern wie Palästen – sind architekturgeschichtliche Momente lebendig geblieben, die das ganze Europa betrafen. Das fränkische Rom‘ an der Regnitz bildet ein Stadtensemble von höchster Rarität, in dem der Dom und die Alte Hofhaltung, das Böttingerhaus wie das vom Fluss umspülte Alte Rathaus oder die Häuserzeilen von ‚Klein Venedig‘ besonders spektakuläre Attraktionen sind.“*

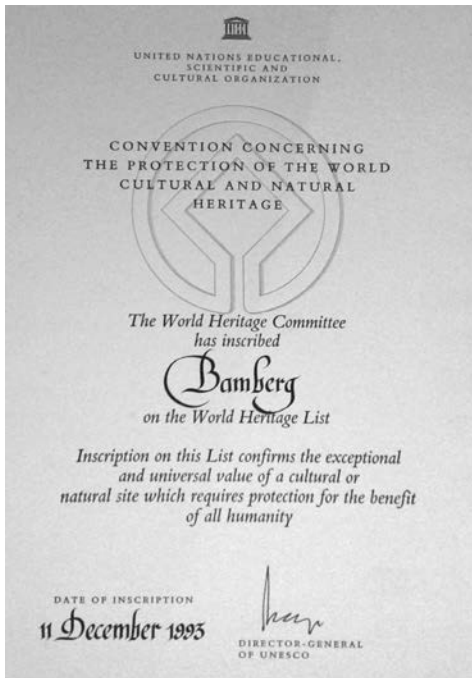


Abb.1: Urkunde zur Verleihung des Welterbetitels an Bamberg.

Photo: Stadt Bamberg Baureferat.

Damit ist kurz der historische, kunstgeschichtliche und ästhetische Wert der Stadt angetippt. Doch entscheidend für den Erwerb des begehrten Titels sind daneben auch Authentizität (historische Echtheit) und Integrität (Unversehrtheit) der vorgeschlagenen Stätte. Das bedeutet, dass nur original erhaltene und ‚unbeschädigte‘ Objekte auf die Welterbeliste kommen sollen.

In Bamberg blieb die Altstadt schon im 19. Jahrhundert vor einschneidenden Veränderungen bewahrt, unter anderem durch ein außergewöhnlich früh erwachtes lebhaftes Interesse der Bürger für ihre Stadt. Es gab bereits damals Bürgerinitiativen, die sich für die Erhaltung einzelner Gebäude (Altenburg, Jakobskirche, Sebas-

tianikapelle) einsetzten, und das ist bis heute durchgehend so geblieben. Neben 17 Bürgervereinen aus den einzelnen Stadtteilen gibt es etwa neun weitere Vereinigungen, die sich diesem Ziel widmen.

Dazu half, dass Bamberg im Zweiten Weltkrieg im Vergleich zu vielen anderen Städten verhältnismäßig glimpflich davonkam. Es gab Schäden, aber die Strukturen blieben weitgehend erhalten. Bamberg verdankt diesem Glück seine gegenwärtige Sonderstellung als größte erhaltene Altstadt Deutschlands mit über 1.500 Einzeldenkmälern.

Noch positiver für die ‚Authentizität‘ aber wirkte, dass man hier nach dem Krieg nicht großflächig erneuert, sondern die vorhandene Bausubstanz vielfach behutsam saniert hat. In der schwierigen Situation nach dem Zweiten Weltkrieg – 65 Prozent der Gebäude beschädigt, 7.000 Personen obdachlos, 12.000 Flüchtlinge und Heimatvertriebene, Hunderte durch die Amerikaner beschlagnahmte Häuser und eine insgesamt marode Bausubstanz – erfand Hans Rothenburger vom Bauamt der Stadt Bamberg den sog. „Bamberger Weg der kleinen Schritte“, mit dem die wertvolle Bausubstanz der Stadt erhalten werden sollte und konnte.

Das „Bamberger Modell“, wie es auch genannt wird, sieht vor, mit relativ wenig Geld und viel Beratung den Bürgern Hilfe zur Selbsthilfe zu geben. Private Hausbesitzer bekommen, gestaffelt nach der historischen Bedeutung ihres Hauses, Zuschüsse für denkmalpflegerische Maßnahmen, die in intensiven Gesprächen mit der Stadt und dem Landesamt für Denkmalpflege erarbeitet werden. Dieses sorgfältige und nachhaltige Verhalten trug Früchte.

1977 erhielt Bamberg als erste deutsche Stadt die Europamedaille für Denkmalpflege und gewann 1979 beim Wettbewerb

„Stadtgestalt und Denkmalschutz“ die Goldmedaille. 1982 hat dann der Bamberger Stadtrat zugestimmt, die ganze Altstadt als Gesamtensemble auszuweisen, als sog. Stadtdenkmal.

In diesem Klima konnte schon frühzeitig die Idee gedeihen, sich um die Aufnahme Bambergs in die Welterbe-Liste zu bemühen. Schon 1980 hatte Oberbürgermeister Theodor Mathieu deswegen an den Präsidenten des deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, den bayerischen Kultusminister Hans Maier, geschrieben. Damals gab es mit dem Aachener Dom (1978) erst eine einzige deutsche Welterbestätte. 1984 wurde Bamberg dem UNESCO-Komitee als einer der 52 deutschen „Anwärter für die Welterbeliste“ vorgeschlagen. Doch um tatsächlich in die engere Wahl zu kommen, war noch sehr viel zu tun. In den nächsten acht Jahren hat Prof. Dr. Tilmann Breuer vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege enorme Anstrengungen unternommen, um Bamberg den Titel zu verschaffen. Er hat den Text verfasst, der die Grundlage der Präsentation Bambergs bei UNESCO war und suchte akribisch alle notwendigen Unterlagen zusammen. 1991 wurde der ausgearbeitete Antrag Bambergs mit der notwendigen Begründung über das Auswärtige Amt an das UNESCO-Büro in Paris weitergeleitet. Dann gab es noch einmal eine Verzögerung: 1992 schickte Paris die Unterlagen zurück nach Bamberg, denn Breuer hatte als Welterbegebiet die Fläche des Stadtdenkmals vorgeschlagen. Doch der Gutachter der UNESCO befand, dass dort zu viele neue und unbedeutende Gebäude stünden. Deshalb musste das Areal auf den mittelalterlichen Stadtbereich verkleinert werden. In der überarbeiteten Version wurde Bamberg in der Sitzung des UNESCO-Komitees am



Abb. 2: Auch für den Erhalt der Altenburg setzen sich schon im 19. Jahrhundert Bamberger Bürger ein.

Staatsbibliothek Bamberg Gerald Raab.

12. Dezember 1993 in Cartagena in Kolumbien für Deutschland ausgewählt und in die Liste eingetragen.

3. Wer erhält das Welterbe Bamberg?

Die „Welterbestätte Bamberg“ betrifft also nicht die gesamte Stadt, sondern „ein vielschichtiges, aus drei Siedlungskernen zusammengewachsenes Gebiet, das der Ausdehnung der Stadt seit ihrer Stadtwerdung bis zum Ende des 16. Jahrhunderts entspricht und im 18. Jahrhundert durch eine systematische Barockisierung prachtvoll überformt wurde.“ Um diesen Kern legt sich als schützende Pufferzone das Stadtdenkmal. Dabei ist nur dieses die entscheidende gesetzliche Grundlage, denn der Titel „Welt-



Abb. 3: Die Grenzen des Welterbe-Areals und des Stadtdenkmals Bamberg.

Quelle: Stadt Bamberg Baureferat.

kulturerbe“ hat nämlich keine rechtlichen Auswirkungen z.B. auf die Planungshoheit der Stadt. Die gesetzlichen Schutzinstrumente sind das Denkmalschutz- und das Naturschutzgesetz.

Die Eigentümerstruktur in diesem Areal ist sehr heterogen; es gibt neben der Stadt und ihren Töchtern noch sehr viele private Hausbesitzer. Dem Staat Bayern gehören vor allem die großen öffentlichen Gebäude, die einst Eigentum des Hochstifts Bamberg waren. Viele Eigentümer unternehmen erhebliche Anstrengungen zur Erhaltung des Welterbes. Die Kosten für die Erhaltung dieses Juwels sind allerdings beträchtlich. Thomas Beese, der jetzige Baureferent der Stadt Bamberg, hat vor ein paar Jahren in einer vorbildlichen Studie die Summen errechnet: durch-

schnittlich 37,8 Millionen Euro für die Erhaltung der Bausubstanz, 4,2 Millionen Euro für die Infrastruktur.

4. Bringt der Titel einen „economic gain“?

Angesichts dieser Zahlen stellt sich die verständliche Frage, ob es denn aus wirtschaftlichen Gründen lohnt, sich um den Welterbetitel zu bemühen. An englischen und französischen Universitäten wurde die Frage so negativ beantwortet, dass der Lake District, der sich eigentlich um die Aufnahme bewerben wollte, im Vorfeld 2008 eine entsprechende Kosten-/Nutzenanalyse in Auftrag gab. Die Untersuchungen kamen zu dem Ergebnis, dass der Titel allein nicht nützt, wenn man einen „economic gain“ erzielen will – es kommt vielmehr darauf an, was man aus dem Titel macht. Erstaunlicherweise nützten nur 20 der damals 890 Welterbestätten überhaupt bewusst und intensiv ihren Status als sozio-ökonomischen Motor. Bamberg rangiert bei dieser Untersuchung in der obersten Spitze, denn hier wird bewusst mit dem Titel gearbeitet.

Am klarsten kann man das am Bereich des Tourismus zeigen, und das ist ja auch das Erste, woran die meisten denken, wenn von den positiven wirtschaftlichen Folgen des Welterbetitels die Rede ist. In Bamberg ist tatsächlich seit der Verleihung des Titels 1993 eine erhebliche Steigerung der Touristenzahlen festzustellen. Doch das kam nicht von selbst. Bambergs Tourismus und Kongress Service hat schon 1994 die Marke „Faszination Welterbe“ entwickelt und ab 1996 mit einer gezielten und sehr qualifizierten Ausbildung seiner Gästeführer mit den Schwerpunkten Stadtgeschichte, Kunstgeschichte und Weltkulturerbe begonnen. Daraufhin

konnte man einen deutlichen Anstieg der Führungen erkennen.

In den letzten zehn Jahren stieg die Zahl der Besucher ständig an, zuletzt auf über eine halbe Million und bis zu einem Maß, dass manche Bamberger schon anfangen, damit unzufrieden zu werden. Der Bruttoumsatz im Bamberger Tourismus betrug 2010 (aus diesem Jahr stammt die entsprechende Studie) 225 Mio. Euro. Knapp 33 Prozent des Geldes kamen von den Gästen, die hier übernachteten, aber über 67 Prozent ließen die Tagesgäste hier. Interessant ist auch, in welchen Branchen der Betrag erzielt wurde. Dabei fällt mit 37 Prozent besonders der Schwerpunkt im Einzelhandel auf, an den man im Gegensatz zum Hotel- und Gaststättengewerbe ja nicht sofort denkt.

Aber nicht nur für den Tourismus ist der Welterbe-Titel eine Trumpfkarte. Er ist einer der ganz wichtigen weichen Standortfaktoren. Bei einer Veranstaltung des Zentrums Welterbe Bamberg zum Thema „Denkmalpflege als Standortfaktor“ im Jahr 2009 hielt auch der Direktor des hiesigen Michelin-Werkes einen Vortrag und erzählte eindrucksvoll, welch ein beinahe unüberbietbarer Vorteil ein attraktiver Standort für die Gewinnung der besten Köpfe, für das ‚headhunting‘ auch innerhalb des Betriebes, sei. Bamberg hat ein solches Renommée, dass es keine Schwierigkeit sei, besonders qualifiziertes Spitzenpersonal zu bekommen.

Auch für die Außendarstellung ist der Welterbe-Titel unbezahlbar. Die Werbebroschüre unserer städtischen Wirtschaftsförderung erzählt auf den ersten vier Seiten nur von der Schönheit und der Kultur der Stadt und erst danach von harten Standortfaktoren.

Um die positiven wirtschaftlichen Auswirkungen der kulturelhaltenden Maß-

nahmen in Bamberg etwas genauer zu belegen, habe ich 2007 eine Studie angeregt, die Bettina Quasdorf und Karin Raab, zwei Studentinnen (BWL u. Archäologie mit Aufbaustudium Denkmalpflege) an der Uni Bamberg fertiggestellt haben. Sie sind zu beeindruckenden Zahlen gekommen. 142,5 Millionen Euro wurden im Jahr 2008 in der engeren Region Bamberg von Handwerksbetrieben und Architekten/Restauratoren durch Denkmalpflege erwirtschaftet. Das bedeutete 1.034 Arbeitsplätze, etwa 20 Prozent der Mitarbeiter im einschlägigen Handwerk und den Architektur- bzw. Restaurierungsbüros.

Wenn man diese Branchen und den Tourismus zusammen nimmt, kommt man auf fast 400 Millionen Euro im Jahr. Diese Zahlen sind Ergebnis einer zeitlich befristeten Masterarbeit und nicht wirklich belastbar; sie müssten dringend genauer definiert und hinterfragt werden, aber für einen ersten Eindruck von den sonst völlig unbekannten Volumina scheinen sie mir doch interessant.

4. Gewinn durch das Konjunkturpaket

Doch damit dieser „*economic gain*“, dieser ökonomische Gewinn erzielt und vor allem dauerhaft erhalten werden kann, muss unbedingt die authentische Grundlage erhalten werden, nämlich die historische Bausubstanz. Bamberg ist da, wie beschrieben, bereits in einem guten Zustand. Dennoch bleibt der Sanierungsbedarf groß. Das wurde klar, als die Bundesrepublik Deutschland, der gesetzliche Vertragspartner der UNESCO, und damit die eigentlich Verantwortliche für die deutschen Welterbestätten, im Jahr 2009 erstmals eine Förderung dieser Objekte ins Auge fasste.

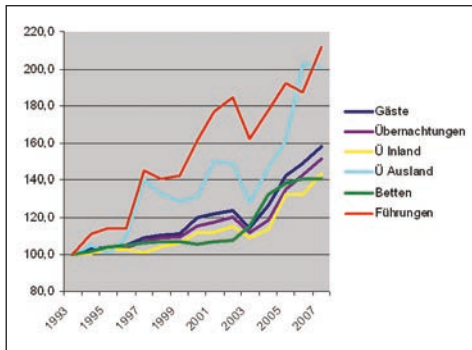


Abb. 4: Die Entwicklung des Bamberger Tourismus 1993–2007. Quelle: TKS Bamberg.

2007 hatte sich eine vom Bund eingesetzte Enquete-Kommission „Kultur in Deutschland“ auch mit den Welterbestätten beschäftigt und mit zwölf Handlungsempfehlungen an die Verantwortung des Bundes appelliert, wobei die finanzielle Unterstützung ein wichtiger Posten war. Doch das wäre ohne die Finanzkrise vermutlich – wie meist – ein frommer Wunsch geblieben. Diese hat ausnahmsweise auch etwas Gutes bewirkt, weil man offensichtlich plötzlich bemerkt hat, welch hervorragender Investitionsmotor die Welterbestätten vor allem für den Mittelstand bei entsprechender Unterstützung sein können.

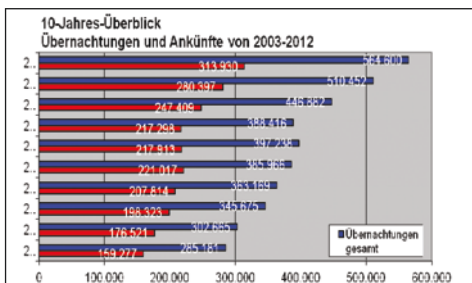


Abb. 5: Die Ankunfts- und Übernachtungszahlen in Bamberg von 2003–2012. Quelle: TKS Bamberg.

Im Rahmen des sog. Konjunkturpakets I (und dann II) wurde deshalb im Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung auch ein „Förderprogramm für Investitionen in nationale UNESCO-Welterbestätten“ (INUW) aufgelegt. Der Fördertopf war 150 Millionen Euro schwer. Eine Expertenkommission hat dann 119 Anträge aus den damals 33 deutschen UNESCO-Stätten als besonders förderwürdig eingestuft. Wegen des großen Erfolgs und der bei weitem nicht befriedigten Nachfrage hat man das Budget 2010 nochmals um 70 Millionen Euro aufgestockt.

Bamberg hat insgesamt 18 Projekte beantragt. Davon wurden acht Projekte ausgewählt.

Das kleinste Projekt – vom räumlichen und finanziellen Umfang her – war das Gebäude **Tocklergasse 1**, ein Häuschen, das die meisten schon aufgegeben hatten, so lange war es schon leer gestanden und verrottete vor sich hin. Es befindet sich an einer städtebaulich wichtigen Stelle im Gärtnergebiet – genau im Zwickel zwischen Tocklergasse und Mittelstraße, und auf Grund der Vernachlässigung war noch sehr viel Originalsubstanz erhalten. Deshalb war es besonders schön, dass sich dafür denkmalinteressierte Bauherren fan-

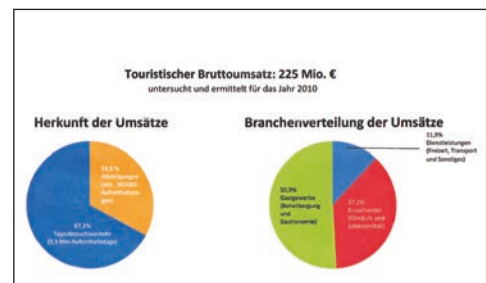


Abb. 6: Der Bamberger Tourismusumsatz 2010. Quelle: TKS Bamberg.



Abb. 7: Das Haus Tocklergasse 1 vor der Instandsetzung.
Photo: Stadt Bamberg Baureferat.



Abb. 8: Das gleiche Gebäude nach der Restaurierung.
Photo: Stadt Bamberg Baureferat.

den, denen es mit Hilfe der Förderung – in diesem Fall unter dem Thema „Wohnen im Welterbe“ – auch gelang, die Maßnahme zu stemmen.

Der Umbau des ehemaligen **Waisenhauses am Kaulberg** zu einem Jugendgästehaus wurde u.a. deswegen als Förderprojekt ausgewählt, weil dafür die Pläne und sonstigen Vorbereitungen 2009 praktisch schon fertig waren. Eines der Probleme des Konjunkturpakets war nämlich, dass die zur Verfügung gestellten Gelder möglichst zeitnah ausgegeben werden mussten – sie sollten ja so schnell wie möglich die Konjunktur ankurbeln. Aber gerade denkmalpflegerisch solide Maßnahmen bedürfen normalerweise einer sorgfältigen und damit zeitaufwendigen Vorbereitung, so dass der Planungszustand des Hauses Kaulberg 4 einen Glücksfall darstellte.

Ein Projekt, das vor allem von denkmalpflegerisch engagierten Bürgern getragen wurde, war die Sanierung der **Johannis-kapelle**. Dieses mittelalterliche Kirchlein wurde seit Jahrzehnten als Lagerraum genutzt und war in einem beklagenswerten Zustand. 1992 hat sich der „Freundeskreis St. Johannis“ zusammengefunden, um die Kapelle zu restaurieren und einer ihrer

historischen Bedeutung angemessenen Nutzung zuzuführen. Dafür hat der Verein 2009 den Förderpreis der Weltkulturerbestiftung der Stadt Bamberg erhalten. Am 28. Juni 2014 konnte die Kapelle nach der erfolgreichen Beendigung der Sanierung ihrer neuen Funktion als „Kulturraum am Stephansberg“ übergeben werden. Im Vorhof wurden zwei Linden gepflanzt, womit der alte Name „St. Johannis unter den Linden“ wieder seine Berechtigung bekam.

Bei **St. Elisabeth** war das Umfeld im Rahmen der Umgestaltung der Sandstraße bereits saniert. Aber die Kirche des 1328 gestifteten Elisabethenspitals, auf deren Weihe die „Sandkerwa“ zurückgeht, hatte allerlei Probleme im Dach, an der Fassade und im Innenraum. Die Dachsanierung ist 2011 fertig geworden.

St. Getreu war die „Propstei“, d.h., so eine Art ‚Außenstelle‘ des Benediktinerklosters St. Michael. Dort waren vor allem Sanierungsarbeiten an den Sandsteinelementen und im Dachgeschoss notwendig.

Ins zweite Konjunkturpaket wurde auch ein Zuschuss für die dringend notwendige Sanierung der **Neuen Residenz** aufgenommen. Damit hat der Bund dem Staat Bayern unter die Arme gegriffen,



Abb. 9: Die Bamberger Gärtnerstadt aus der Luft.

Photo: Stadt Bamberg Baureferat.

wofür entsprechend geringere Fördermargen anfallen.

Die größte Sanierungsmaßnahme betrifft das ehemalige **Kloster St. Michael**. Da die Probleme so umfangreich sind, erhielt der Michelsberg eine doppelte Förderung, im ersten und im zweiten Konjunkturpaket. Aber selbst nach 2014, wenn das Investitionsprogramm ausläuft, werden die Sanierungsarbeiten noch lange nicht abgeschlossen sein.

Alle bisher geschilderten Projekte sind sozusagen normale Investitionsmaßnahmen, so wie sie das Konjunkturprogramm vorgesehen hatte, um das mittelständische Bauhandwerk zu beleben. Doch es gelang in Bamberg auch, ein ganz ungewöhnliches, innovatives Denkmalpflegeprojekt ins Spiel zu bringen, mit dem nicht nur die denkmalgeschützten Gebäude, sondern vor allem die dahinterstehende Kultur erhalten werden soll: das Projekt „**Urbaner**

Gartenbau“. Die Gärtnerstadt mit ihren Häusern, Feldern und Parzellen ist Teil des Welterbes Bamberg. Doch untrennbar damit verbunden ist das immaterielle Kulturerbe, das Wissen z.B. um die Pflanzen und die Techniken oder das lebendige religiöse Brauchtum. Mit dem Projekt „Urbaner Gartenbau“ soll der besonderen Bamberger Gärtnerkultur als Ganzes ein Weg in die Zukunft eröffnet werden. Es war ein sehr komplexes Projekt mit 16 Teilprojekten und über 30 Projektbeteiligten. Im August 2012 wurde es vom Bundesbauministerium zum „Welterbe des Monats“ gewählt.

Es geht dabei z.B. um neue Vermarktungsstrategien, die Erforschung und Positionierung alter Lokalsorten, den Zusammenschluss von Gärtnern unter einer Marke oder die Entwicklung von Nischenprodukten wie etwa Süßholz; ein wichtiger Meilenstein war die Bildung eines Be-



Abb. 10: Der Spezial-Keller bietet einen grandiosen Blick über die Welterbestätte Bamberg.
Photo: Dieter Morcinek.

wusstseins dafür, was wir in der Gärtnerstadt für einen Schatz besitzen, und deren Einbindung in ein neues Tourismuskonzept. Dafür musste u.a. das Gärtner- und Häckermuseum revitalisiert werden. Die Projektfinanzierung durch INUW lief Ende 2013 aus. Doch der Same, der hier gesät wurde, ging offensichtlich auf – Zuspruch und Aufmerksamkeit für Bambergs urbanen Gartenbau sind groß und werden in Zukunft gewiss weitere Früchte tragen.

5. Über den Tag hinaus

Wie man sieht, hat man schon rein wirtschaftlich allerhand davon, Welterbe zu sein. Aber der eigentliche Wert scheint mir weit darüber hinauszugehen. Er bemisst sich in Parametern, die in einer kapitalorientierten Welt für viele Menschen offenbar zunächst schwer vorstellbar sind.

Er entsteht aus dem „*outstanding universal value*“, dem herausragenden universellen Wert, den ein Objekt oder eine Stadt haben muss, um überhaupt als Kandidat für die Welterbeliste in Frage zu kommen. Bei Weltkulturerbe-Städten umfasst dieser Wert, wie oben dargelegt, auch die Authentizität und gute Erhaltung von Bausubstanz und städtischen Strukturen. Das schafft eine Umgebung, in der – das zeigen zahlreiche Beispiele – die Menschen sich wohler fühlen als in gesichtslosen Neubausiedlungen, weil sie sich mit einem Bild – dem Image – ihrer Stadt identifizieren können. Je unverwechselbarer nämlich das Gesicht einer Stadt ist, desto stärker wird die Identifikation ihrer Bürger mit ihrer Heimat sein. Genau das ist in einer Zeit weitverbreiteter Beziehungslosigkeit und viel beklagten Werteverfalls „unbezahlbar“.

Die geborene Bambergerin Frau Dr. Karin Dengler Schreiber studierte nach dem Besuch des Gymnasiums der Englischen Fräulein in Bamberg Geschichte, Kunstgeschichte und Literatur in Wien und Würzburg, wo sie bei Otto Meyer mit einer Arbeit über die mittelalterlichen Schriften des Klosters Michelsberg promoviert wurde. Seitdem beschäftigt sie sich intensiv mit Forschungen zur Geschichte, Baugeschichte und Denkmalpflege Bambergs und veröffentlichte zahlreiche Bücher und Aufsätze zu diesem Themenkreis. In zahlreichen Funktionen betätigte sie sich auch aktiv in diesem Bereich,

so als Stadtheimatspflegerin und im Welterbemanagement der Stadt Bamberg. 1997 wurde sie in den Landesdenkmalrat Bayerns berufen und 1999 zu dessen stellvertretender Vorsitzenden gewählt. Neuerdings ist sie auch erfolgreich als Schriftstellerin tätig. Unter dem Pseudonym Anna Degen erschienen von ihr zwei in Bamberg spielende Kriminalromane, „Das Haus am Nonnengraben“ (2007) und „Bamberger Verrat“ (2014). Frau Dr. Dengler-Schreiber ist langjähriges Mitglied beim Frankenbund. Ihre Anschrift lautet: Volkfeldstraße 35, 96049 Bamberg, E-Mail: kdschreiber@gmx.de.

Literatur:

- Dengler-Schreiber, Karin: Denkmalbewusstsein lohnt sich! StadtDenkmal und Welterbe Bamberg, in: *aviso extra. Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern. 40 Jahre Denkmalschutzgesetz*. München 2014, S. 26–31.
- Dengler-Schreiber, Karin: Weltkulturerbe Bamberg. Festvortrag zur 57. Bundesbeiratstagung des Frankenbundes am 9. Oktober 2004, in: *Frankenland*, Heft 1 2005, S. 1–6.
- Hans-Schuller, Christine/Dengler-Schreiber, Karin: Vom Aschenputtel zum Welterbe. Das „Bamberger Modell“ der städtischen Denkmalpflege. Regensburg 2011.
- (Rebanks, James): World Heritage Status. Is there opportunity for economic gain? Research and analysis of the socio-economic impact potential of UNESCO World Heritage Site status. Penrith 2009.
- Deutsches wirtschaftswissenschaftliches Institut für Fremdenverkehr (dwif.consulting): Wirtschaftsfaktor Tourismus in Bamberg. 2010.
- Quasdorf, Bettina/Raab, Karin: Die Auswirkungen der Denkmalpflege auf den Wirtschaftsraum Bamberg. Masterarbeit zur Erlangung des akademischen Grades „Master of Arts“. Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Studiengang Heritage Conservation. Bamberg 2007.
- Altstadt Bamberg, in: *aviso extra. Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern. Welterbestätten in Bayern*. München 2013, S. 52–69;

- u.a. Gomringer, Nora: „...Deine alten Gassen flüstern Märchen“ u. Arnetz, Ekkehard/Friedrich, Heidi: *Aviso Einkehr*.
- Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (Hrsg.): *Qualitätssicherung und Konfliktmanagement in Welterbestätten*. Berlin 2012 (Zusammenfassung der Welterbe-Tagung in Bamberg 2012).
- 20 Jahre Weltkulturerbe. Über den langen Weg zum Welterbetitel und die Verantwortung für die Zukunft, in: *Bamberger Wissenschaftler über die Vielfalt des Welterbes*, in: *uni.vers. Das Magazin der Otto-Friedrich-Universität Bamberg*. Mai 2013, S. 4–9.
- <https://www.stadt.bamberg.de/index.phtml?NavID=1829.645&La=1>.
- <https://www.stadt.bamberg.de/Bamberg-erleben/Welterbe-Bamberg-entdecken/Zentrum-Welterbe-Bamberg/Projekte/Urbaner-Gartenbau>.
- http://www.bmvi.de/DE/StadtUndLand/InitiativenProjekte/UNESCOWelterbestaetten/unesco-welterbestaetten_node.html.
- http://www.unesco.de/uh_o_1110_investitionsprogramm.html.

Anmerkung:

- * Der Artikel ist eine aktualisierte Version meines Vortrags zum Welterbetag 2013.

Touristisch genutztes Welterbe erleben: Die Perspektive der Einwohner – Eine empirische Studie am Beispiel Bambergs

Handbücher zum Welterbe-Management berücksichtigen neben der Tourismusförderung auch die Belange der ortsansässigen Bevölkerung. Dies ist wichtig, um einem Authentizitätsverlust der Welterbestätte vorzubeugen, durch den schlussendlich auch der touristische Reiz verloren ginge. Der Beitrag zeigt am Beispiel der Bamberger Altstadt, wie alteingesessene Einwohner die intensive touristische Nutzung ihrer Stadt wahrnehmen.

Die Welterbeidee

Seit Ende der 1970er Jahre sind bis heute 1007 Orte zu Welterbestätten ernannt wurden, davon 779 im Bereich Kultur.¹ Für das Ziel der Bewahrung des gemeinsamen Erbes der Menschheit sieht die UNESCO als Trägerin der Welterbekonvention explizit Erziehungs- und Bildungsprogramme vor, durch die alle Beteiligten über den besonderen Wert der Welterbestätte informiert werden sollen.² Die daraus resultierenden Verpflichtungen übernehmen vielfach kommunale Akteure, die in Dokumentations- und Besucherzentren über die Besonderheiten ihrer Welterbestätte aufklären.

Da die Ernennung zum Welterbe häufig auch mit einer intensiven Bewerbung durch die örtliche Tourismuswirtschaft verbunden ist, ist die Welterbestätte als solche einem hohen Anpassungsdruck ausgesetzt. Häufig wird das Stadtbild – unter Umständen sogar im Widerspruch zu den

Interessen der lokalen Einwohnerschaft – bewusst umgestaltet, um es für den Touristen besser lesbar zu machen.³ Viele der von der UNESCO beschlossenen Kriterien umfassen aber gerade örtliche Gebräuche, die mitunter sogar den besonderen Wert einer Welterbestätte ausmachen. Kommt es durch Umgestaltung und Vermarktung zu stetig steigenden Besucherzahlen, kann es zu touristischer Übernutzung kommen, die langfristig auf zweierlei Weise negativ auf die Entwicklung der Welterbestätte rückwirkt: 1) Eine intensive touristische Nutzung kann die zugrunde liegenden Besonderheiten eines Ortes so stark überprägen, dass es schlimmstenfalls zu einem Authentizitätsverlust kommt.⁴ Kommen dadurch essentielle örtliche Gebräuche zum Erliegen, ist schlimmstenfalls sogar der Welterbestatus bedroht. 2) In der Folge läuft die Welterbestätte Gefahr, mit dem Grund für ihre Attraktivität auch Besucher zu verlieren und sich dadurch letztlich nicht nur kulturell, sondern auch ökonomisch zu schwächen.⁵

Handbücher der UNESCO zum Welterbe-Management sehen daher die Beschreibung der durch den Tourismus hervorgerufenen Probleme, z.B. die Grenzen der Tragfähigkeit einer Welterbestätte, genauso vor wie Strategien zur Lösung dieser Fragen.⁶ Derartige Strategien müssen dabei immer auch auf einen Interessensausgleich mit der ortsansässigen Bevölkerung zielen.⁷ Idealerweise kommt es auf diese Weise zu einem Gleichgewicht zwischen einer nachhaltigen touristischen Nutzung, dem Schutz- und Vermittlungsgedanken



*Abb. 1: Der Bamberger
Achtkirchenblick.*

Photo: Dieter Morcinek.

der UNESCO und einem für die örtliche Bevölkerung attraktiven Leben in der Welterbestätte.⁸

Ausgehend von diesen Vorüberlegungen soll im Folgenden am Beispiel Bambergs empirisch untersucht werden, wie Einwohner die touristische Nutzung ihrer Heimatstadt empfinden und diese bewerten. Dabei soll gar nicht die Frage nach dem Vorliegen oder dem Grad einer touristischen Übernutzung beantwortet, sondern die Meinung einer wichtigen, aber mitunter in Welterbediskursen unterrepräsentierten Interessensgruppe herausgearbeitet und differenziert dargestellt werden.

Zunächst wird kurz das Welterbe Bamberg mit seinen Eigenheiten vorgestellt.

Im Anschluss wird das methodische Vorgehen bei der Analyse der verwendeten Daten beschrieben. Abschließend werden die Ergebnisse vorgestellt und in einer Zusammenschau kurz diskutiert.

Das Welterbe Bamberg

Die Bamberger Altstadt erlangte 1993 den UNESCO-Welterbestatus. Das dafür ausschlaggebende ICOMOS-Gutachten geht auf die architektonische Qualität der erhaltenen Gebäude aus Gotik und Barock sowie deren vielfältige Vorbildfunktionen für andere Städte ein. Als weitere Qualität Bambergs hebt es die noch heute nachvollziehbare Verbindung zwischen inner-



*Abb. 2: Blick über die Regnitz auf das Dominikanerkloster und den St. Michaelsberg in Bamberg.
Photo: Dieter Morcinek.*

städtischer Landwirtschaft (Erwerbsgartenbau, Hopfenanbau) und der bis ins Mittelalter zurückreichenden städtischen Verteilungs- und Marktfunktion hervor. Neben der durch kirchliche Bauwerke geprägten ‚Bergstadt‘ und der von Handel und Handwerk geprägten ‚Inselstadt‘ wird auch die durch Freiflächen und Erwerbsgartenbau geprägte ‚Theuerstadt‘ (Gärtnerstadt) in das Welterbe einbezogen.⁹ Die Vernetzung dieser drei äußerst heterogenen Siedlungsbereiche bedingt den besonderen Wert der Welterbestätte Bamberg in ihrer Gesamtstruktur. Anders als bei Einzeldenkmälern ergibt sich so eine mehr oder weniger dreiteilige Fläche, die große Teile der Bamberger Altstadt umfasst.

Nachgefragt

Der vorliegende Beitrag nutzt Interviewmaterial aus 48 ca. einstündigen Leitfadeninterviews mit Bamberger Einwohnern, die länger als zehn Jahre ortsansässig sind, um ihre Wahrnehmung der touristischen Nutzung ihrer Heimatstadt herauszuarbeiten. Eigentlicher Hintergrund der zugrunde liegenden Daten war die historisch-geographische Frage nach retrospektiven Bewertungsvorgängen. Bisherige Auswertungen der Daten rekonstruieren die Art und Weise, wie über bekannte Orte gesprochen wird.¹⁰ Die Studie war damit inhaltlich an der Schnittstelle zwischen inhaltlicher Stadtdiskursforschung¹¹ und geographische Er-

innerungsforschung¹² angesiedelt. Im Einzelnen bestand der Leitfaden aus fünf aufeinander aufbauenden Schritten:

- Persönlicher Hintergrund: Seit wann leben Sie in Bamberg? Leben Sie schon immer hier?
- Lokale Expertise: Was würden Sie einem Besucher zeigen, der zum ersten Mal nach Bamberg kommt? Was sind für Sie Orte in der Stadt, zu denen Sie darüber hinaus einen persönlichen Bezug haben? Woher beziehen Sie bzw. bezogen Sie Ihre Informationen über das aktuelle Geschehen in Bamberg?
- Aktuelle Situation: Fühlen Sie sich in Bamberg wohl? Was gefällt Ihnen an Bamberg? Was stört Sie an Bamberg? Welcher Ort ist gegenwärtig am meisten in der Diskussion?
- Wahrgenommene Veränderung: Denken Sie zurück! Wo hat sich die Stadt, seit Sie hier leben, am stärksten verändert? Was ist heute dort anders als früher? Wie empfinden Sie diesen Wandel? Woran machen Sie es fest?
- Erzählanreiz: Betrachten Sie diese fünf Photos! Wie hat sich dieser Ort in Bamberg verändert? Können Sie die Veränderungen zeitlich einordnen?

Die Frage nach der touristischen Route und der Fragenblock zur aktuellen Situation dienten dem Aufspannen einer mentalen Ortsstruktur der Sprechenden, um die Fragen nach den Veränderungen und die Bewertung derselben vorzubereiten. Zur Datengewinnung wurde das Verfahren der primären Selektion über persönliche Auswahl mit sekundärer Selektion über lokale Presse und Radio kombiniert und anschließend auf eine möglichst gute Verteilung des Wohnsitzes der Interviewpartner über das Stadtgebiet geachtet („local experts“). Dennoch ist ein Großteil der Sprechenden dem akademischen Kontext,

Lokalhonorationen bzw. Personen mit politischem Gestaltungswillen („gate keepers“) zuzuordnen, wobei zumindest letzterer Teil alle sozialen Schichten abdeckt. Bezüglich des Geschlechterproporzos wurden etwa doppelt so viele Männer wie Frauen interviewt.

Die getroffenen Aussagen wurden bewusst nicht bewertet, sondern lediglich inhaltlich gruppiert und einander im Originalton gegenübergestellt. Wichtig ist zudem, dass die vorgestellten Meinungen aufgrund der geringen Fallzahl nicht repräsentativ für die Gesamtbevölkerung sind, sondern nur die Bandbreite an unterschiedlichen Meinungen widerspiegeln. Aussagen über Touristen traten nicht bei allen Befragten, aber in allen Phasen der Befragung auf.

Tourismus als Thema bei Bamberger Einwohnern

Die Einstiegsfrage nach den touristischen Attraktionen, die Einwohner ihren Gästen zeigen, wurde zumeist sehr knapp beantwortet. Als Gesamtstrategie lässt sich sagen, dass die Hauptattraktionen, die auch Teil touristischer Führungen sind (z.B. der Domplatz, das Alte Rathaus oder Kloster Michaelsberg) mit ganz privaten Bamberg-Einblicken als besonderem Höhepunkt abgerundet werden. Bemerkenswert ist, dass umgekehrt etwa ein Drittel der Bamberg-Besucher bereits vorher einen persönlichen Bezug zu Bamberg hat:¹³

Persönlicher Bamberg-Bezug der Touristen: *„Zu uns kommen Touristen in der zweiten Generation, die sagen, mein Vater, mein Großvater war hier in Bamberg stationiert.“ [2]¹⁴*

Einen tieferen Einblick in die Wahrnehmung von Tourismus im alltäglichen Erscheinungsbild Bambergs boten die Fra-

gen zur aktuellen Situation und zur Veränderung der Stadt über die Zeit. Zunächst kann festgehalten werden, dass die Bamberger sich der Attraktivität ihrer Stadt wohl bewusst sind:

Attraktivität: „Wenn ich mich so in die Touristen versetze – und ich hab’ also relativ viele Kontakte da, mach’ auch selber gelegentlich Führungen: Von außen erscheint Bamberg als die absolute Idylle.“ [3] „[...] viele haben doch gespürt, dass wir hier Dinge haben, die erhaltenswert sind und –Ja.– ohne die auch die Touristen nicht kämen, und ich denke mal, äh, das Welterbezentrum muss da auch noch viel tun, um den Bürgern das klar zu machen.“ [4]

Dabei wird eine zunehmende Intensivierung wahrgenommen:

Intensivierung: „Ich muss dazu sagen, wir haben alle Jahr[e], Tendenz steigend, zwei Millionen Touristen und über vierhunderttausend Übernachtungen. Alle Jahr[e] haben wir Steigerungen.“ [5]

Die von der UNESCO betonten Aspekte des Schützens und Vermittelns von Welterbestätten sind den Einwohnern beide bekannt:

Schützen: „Tourismus, Tourist-Service am Geyerswörthgarten, Rosengarten. [...] Also, das geht also schon weiter zurück dann, 20, 25 Jahre hat sich da stetig etwas getan, aber alles nicht so schnell, ich habe ja auch schon erwähnt, es geht alles nicht sehr schnell, sondern immer bedächtig und streng darauf bedacht, dass nichts unwiderruflich, äh, kaputtgemacht wird.“ [1]

Vermittlung: „[...] man könnte natürlich auch etwas zum Weltkulturerbe, so ein Weltkulturerbezentrum da hinmachen. Und einfach etwas zeigen über Bamberg, was die Touristen dann auch noch sehen“ [6] „Also, ich meine, man sollte ruhig mal ein paar Abschnitte haben in der Stadt, wo noch die alten Bilder zu sehen sind. Das

wird bestimmt auch von Touristen als Vielfalt gewürdigt, als qualifizierte Vielfalt.“ [7]

Die Bamberger Einwohner sind sich des Weiteren darüber im Klaren, dass touristische Nutzung eine ständige Anpassung städtischer Infrastruktur erfordert, die teils auch kritisch gesehen wird:

Ständige Anpassung: „Ja, früher war eben die Sandstraße ganz, mit ganz viel Verkehr, da floss der Verkehr ununterbrochen durch und, ja, man konnte da weder laufen noch sitzen noch mit Touristengruppen gehen. [...] Hat man das dann, hat man in vielen Workshops, Arbeitsgruppen und so weiter es fertig gebracht, die Leute zu überzeugen, dass die Touristen, wenn [die] da gehen, eigentlich wesentlich mehr Geld bringen als die Autos, die da durch fahren.“ [9] „Und dann auch solche Dinge, Aufenthaltsqualität in der Langen Straße, Sitzmöglichkeiten schaffen für erschöpfte Touristen.“ [10] „[...] die Innenstadt hat sich, äh, sehr stark, äh, gewandelt, von einem, äh, Versorgungszentrum, das es früher war, mit, äh, vom Einkaufen her und, äh, das war ja richtig [ein] Versorgungszentrum. Jetzt mehr zu einem, ähm, Attraktionsort, wird überströmt von Touristen.“ [11] „[...] also, was wirklich wünschenswert wäre, auch im Zusammenhang mit dem Tourismus, ist, dass man den Domberg, dass die Touristen, die auf den Domberg gehen und dort ja vier Welterbemuseen besuchen könnten, dass man es schafft, aus den vier Trägerschaften eine Einheit zu bilden.“ [8]

Es finden sich Hinweise darauf, dass die im Tourismus erzielten Einnahmen nicht immer die gehoffte Rendite erwirtschaften:

Rendite: „Also, wenn man die Bamberger Kaufmannschaft hört oder auch die Gastronomie, dann werden die in der Regel sagen, dass sie von diesen Tagestouristen nicht die großen Umsätze haben, die man sich in der Regel vorstellt.“ [8]

Einzelnen Bewohnern ist wichtig, dass eine Anpassung an die eigenen Bedürfnisse immer vor einer Anpassung an die touristische Nutzung stehen muss:

Prioritäten: „Also das ist, also da bin ich sehr egozentrisch, weil ich sage, eine Stadt muss nicht für Touristen attraktiv sein, sondern muss für die Bewohner attraktiv sein.“ [8]

Viele Äußerungen der Befragten zeigen, dass Teile der Stadt zu bestimmten Zeiten als von Touristen besetzt wahrgenommen werden. Gerade bei der Frage danach, was sie an Bamberg stört, nennen Bamberger den intensiven Tourismus. Wenngleich offene Ablehnung selten auftritt, zeigt sich doch eine gewisse Beklemmung und Irritation im eigenen Alltag:

Konkurrenz im öffentlichen Raum: „[...] es gibt in Bamberg schon Einheimische, die sich beschwerten, dass wir zu viele Touristen haben.“ [10] „[...] dass es eben im Moment so einen Hype hat und das es, ähm, die Tendenz einer Touristenhochburg hat. So, find ich und äh, ja... Es ist gut, einerseits ist es gut, aber es hat eben wirklich auch das, dass man irgendwann, ähm, wenn man ständig vom Fahrrad absteigen muss, weil wieder irgendwie so ein Trübel da angeschoben kommt, [...] an der Touristenmeile, wo es sich dann so ballt, das find ich für mich unangenehm. [14] [Zur Sandstraße:] „Ansonsten ist es natürlich ein phantastisches Eck, das aber richtig, ähm, in der Saison natürlich, zugewalzt wird durch die Touristenströme. Auch hier, denk ich, muss sich der, der Tourismusbereich mehr Gedanken noch machen, wie man, äh, Führungen besser, ne, etwas besser kanalisieren könnte.“ [12] „Ich muss sagen, [ich] bin, glaube ich, schon seit fünf Jahren nicht mehr im ‚Schlenkerla‘ gewesen. Nur als Beispiel. Das lag aber nicht dran, dass ich das Raubbier nicht mag, sondern weil da einfach dort der

Touristenrummel zu groß ist.“ [16] „Und dass natürlich in diesem ... am Katzenberg [...], da gehen ja eigentlich nur die Touristen hin. Und wenn du da als Einheimischer durchgehst, da ist kein Platz und es ist zu teuer.“ [8] „Was ich weniger positiv finde, ist also, dass das Zentrum so überlaufen ist von Touristen. Ich, natürlich, also, Tourismus wird natürlich gefördert hier und, äh, es soll ja auch sein. Aber als Innenstadtbewohner ist es einfach manchmal lästig, wenn Sie da irgendwo rumlaufen und die Touristen trampeln Ihnen vor den Füßen rum und Sie kommen nicht mehr durch. Manchmal, also es ist nicht immer so, aber manchmal, also, geht es einem auf den Wecker, wirklich, finde ich schon. Also, es ist das Maß eigentlich voll. Also, mehr Tourismus brauchen wir, glaub ich, nicht mehr hier. [13]

„Die Touristen! [...] Also, obwohl ich auch ein Vielreiser bin. Aber zum Beispiel am Samstag um 11 Uhr in die Stadt zu kommen ist, also, mit Fahrrad nahezu unmöglich, weil die Gruppen, vor allem von den Kreuzfahrtschiffen, einfach die gesamte Altstadt [...] Also, wenn man vom Berg kommt, dann muss man [...] Also, die erste Welle ist am Domberg, wo man aufpassen muss, dass man niemanden überfährt. Und dann fährt man hinunter und dann laufen alle auf der Straße. Sie laufen nicht [betont] auf dem Gehweg, sondern laufen auf der Straße, weil sie ja im Welterbe sind, und denken, sie sind in einer Fußgängerzone. Und also wie gesagt, ich bin ja [lächelt] auch Tourist und bin dann auch ein Langsamgeher und ein Störer der Menschen, die ihren Alltag leben müssen [lächelt]. Aber wenn Sie mich fragen, was mich stört, dann ist es das.“ [8]

Die stark emotionalen und bildlichen Metaphern („Trübel da angeschoben kommt“ [14], „zugewalzt wird“ [12], „Tourismusrummel“ [16], „kein Platz“ [8], „trampeln Ihnen vor den Füßen rum“ [13],



Abb. 3: Die Obere Brücke mit dem Alten Rathaus.

Photo: Dominik Kremer.

„laufen auf der Straße“ [8]) illustrieren sehr anschaulich den Grad der Störung der eigenen Lebenswelt mancher Bewohner. Interessant sind dabei vor allem die Äußerungen von [13], die sich zunächst um eine sachliche Einschätzung bemühen, bevor zum Ende doch eine emotionale Bewertung durchbricht („Also, es ist das Maß eigentlich voll.“). Beklemmung und Irritation durch die Besucherströme führen dazu, dass manche Einwohner diesen sogar bewusst ausweichen:

Vermeidung: „Wenn ich immer [im] Sommer auf dem Domplatz bin, wenn alle Leute rumlaufen und Busse voll mit Touristen, ähm, geht mir das oft auf den Keks. Also da suche ich mir dann schon so Zeiten raus, wo ich denk', jetzt ist vielleicht nicht so viel los. Sonntag ganz früh oder so. Weil mir dann einfach die Leute zu viel werden.“ [19]

Gerade in der Sandstraße, einer beliebten Kneipenstraße Bambergs, tritt zu den

Touristen mit den Studierenden noch eine weitere Gruppe von Personen, die im Bild der langjährigen Einwohner diesen Ort dominieren. An diesem Beispiel lässt sich der Facettenreichtum der unterschiedlichen Bewertungen gut illustrieren, insofern die Sandstraße als sehr attraktiv, zugleich aber als problematisch beschrieben wird: „Es ist halt, ist eine kleine Flaniermeile. Ich meine, die Anwohner, manche stört das natürlich, weil jetzt halt so ganz viele Touristen da nur noch sind oder, oder Jugendliche, was weiß ich, Studis, die halt da feiern. Aber irgendeinen Bereich braucht man halt auch [...]“ [15] „Also, ich finde es schön, dass die Stadt tagsüber belebt ist, auch an den Wochenenden im Prinzip belebt ist, durch Touristen, durch Studenten. Wenn sich das im Rahmen hält. Aber ich finde gerade immer so gegen Abend und in der Nacht ufer das doch arg aus.“ [17] „Ansonsten ist es natürlich ein phantastisches Eck, das aber richtig, ähm, in

der Saison natürlich, zugewalzt wird durch die Touristenströme.“ [12]

Einzelne Stimmen bevorzugen dabei studentisches Leben deutlich gegenüber einer nur durch Touristen genutzten Innenstadt: *„Gott sei Dank gibt es die Universität noch in der Stadt, sonst würde kaum mehr Leben, halt vernünftiges Leben da sein [...] ich habe eine Stadt besucht mal, in der, in, äh, Usbekistan, Shiva, äh, Weltkulturerbe. Da war überhaupt kein Leben mehr drin, da sind nur Touristen hingegangen, um, äh, die touristischen Attraktionen zu sehen. Äh, und, äh, auch sowas sollte eigentlich nicht stattfinden.“* [11]

Andere betonen aber durchaus auch das gelingende Nebeneinander der unterschiedlichen Gruppen: *„Auch weil das noch nicht total verkommen ist, also zur Touristenmeile, sondern da gibt's auch noch Geschäfte und gute Aufenthaltsqualität, also finde ich sehr gelungen.“* [10]

Insofern viele ehemalige Studierende in Bamberg sesshaft geworden sind, fällt auch ihnen die Veränderung der Stadt ihrer Erinnerung durch Tourismus auf: *„War auch ein bisschen die Art von uns, ähm, unsere Bücher zu packen. Das macht man, glaube ich, heute nicht mehr so. Und in ein Café zu gehen, in ein einsames Bamberger Café, wo noch nicht so viele Touristen eben da waren, und da eben zu lernen oder zu schreiben.“* [18]

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass neben dem rationalen Bewusstsein für die Vorteile der touristischen Nutzung der Bamberger Altstadt und der adäquaten Vermittlung der eigenen Heimatstadt das Empfinden von einer Konkurrenzsituation um den öffentlichen Raum zwischen Touristen auf der einen und (Studenten sowie) Einwohnern auf der anderen Seite geprägt ist. Die Äußerungen hierzu sind differenziert, jedoch mitunter sehr emo-

tional und von Verunsicherung getragen. Die Grenze der Tragfähigkeit Bambergs als touristischer Destination ist für manche bereits erreicht. Strategien zum Umgang mit touristischer Nutzung umfassen prinzipielle Vermeidung genauso wie die Verlagerung der eigenen Aktivitäten in Randzeiten wie den frühen Morgen.

Idee eines nachhaltigen Welterbe-Managements

Aufbauend auf der Welterbeidee, den Zielen der UNESCO und den Besonderheiten der Welterbestätte Bamberg wurde anhand der Literatur im Bereich ‚Kulturtourismus‘ gezeigt, welche Gefahren eine intensive touristische Nutzung von Welterbestätten in sich birgt. Der Beitrag hat dabei auf die besondere Belastungssituation für die Einwohner vor Ort hingewiesen. Auf der Grundlage von Interviews mit 48 langjährigen Bamberger Einwohnern konnte gezeigt werden, dass sich diese der Chancen und Potentiale der touristischen Nutzung durchaus bewusst sind, gleichzeitig aber für Einzelne zumindest in der Hochsaison in ihrem Alltag gewisse Grenzen der Tragfähigkeit im öffentlichen Raum erreicht sind. Es wurde dargelegt, dass für ein geeignetes Management einer Welterbestätte die Einbindung der örtlichen Einwohnerschaft ebenso wichtig ist wie der Schutz- und Vermittlungsgedanke der UNESCO sowie eine gezielte touristische Vermarktung. Für eine nachhaltige touristische Nutzung, die nicht die Authentizität der Welterbestätte gefährdet, muss somit zumindest ein dauerhafter Dialog zwischen den unterschiedlichen Interessengruppen über die Nutzung des zur Verfügung stehenden öffentlichen Raums etabliert werden.

Dominik Kremer (* 1980 in Bamberg) schloss im Jahr 2008 in Bamberg das Studium der Geographie, der Kulturinformatik und der Philosophie ab und promoviert derzeit am Lehrstuhl für Angewandte Informatik in den Kultur-, Geschichts- und Geowissenschaften an der Universität Bamberg. Seine Forschungsinteressen umfassen neben der Analyse touristischen

Bewegungsverhaltens, der Analyse kollaborativ erzeugter Geodaten und ortsbezogenen Spielen auch die geographische Wahrnehmungsforschung. Seine Anschrift lautet: Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Lehrstuhl für Angewandte Informatik in den Kultur-, Geschichts- und Geowissenschaften, An der Weberlei 5, 96047 Bamberg, dominik.kremer@uni-bamberg.de.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. <http://whc.unesco.org/en/list>, 05.08.2014.
- 2 Vgl. UNESCO: Convention Concerning the Protection of the World Cultural and Natural Heritage. Paris 1972.
- 3 Vgl. Kolland, Franz: Konfliktlinien im Kultortourismus, in: Bachleitner, Reinhard/Kagelmann, Hans-Jürgen (Hrsg.): Kulturstädtetourismus. München 2003, S. 9–20.
- 4 Vgl. Wöhler, Karlheinz: Kulturstadt vs. Stadtkultur. Zur Räumlichen Touristifizierung des Alltagsfremden, in: Bachleitner/Kagelmann: Kulturstädtetourismus (wie Anm. 3), S. 21–34; Bachleitner, Reinhard/Haas, Hanns/Weichbold, Martin: Städtische Lebenswelten und ihr Wandel durch den Tourismus, in: ebd., S. 61–77.
- 5 Zur detaillierten Entwicklung dieses Gedankens vergleiche auch Kremer, Dominik/Lehmeier, Holger/Stein, Klaus: Welterbestätten zwischen normativen Raumbildern und touristischer Wahrnehmung – eine Analyse am Beispiel des UNESCO-Welterbes Bamberg, in: Steinecke, Albrecht/Kagermeier, Andreas (Hrsg.): Kultur als touristischer Standortfaktor: Potenziale Nutzung Management (= Paderborner Geographische Studien zu Tourismusforschung und Destinationsmanagement 23). Paderborn 2011, S. 57–70.
- 6 Vgl. Pederson, Arthur: Managing Tourism at World Heritage Sites: a Practical Manual for World Heritage Site Managers. Paris 2002.
- 7 Ebd., S. 39–41, vgl. auch McKercher, Bob/Du Cros, Hilary: Cultural Tourism. The Partnership between Tourism and Cultural Heritage Management. New York–London–Oxford 2002, S. 73–79.
- 8 Vgl. BBR/BMVBS (Hrsg.): Städtebaulicher Denkmalschutz und Tourismusentwicklung unter besonderer Berücksichtigung der Unesco-Welterbestädte. Berlin–Bonn 2007; Eschig, Gabriele: Die Mission der UNESCO zwischen Schützen und Nützen, in: Luger, Kurt/Wöhler, Karlheinz (Hrsg.): Welterbe und Tourismus. Schützen und Nützen aus einer Perspektive der Nachhaltigkeit. Innsbruck–Wien–Bozen 2008, S. 173–182.
- 9 Vgl. ICOMOS: Town of Bamberg. Advisory body evaluation. 1992. (http://whc.unesco.org/archive/advisory_body_evaluation/624.Pdf, 05.08.2014).
- 10 Vgl. Kremer, Dominik: Orts(re)konstruktionen. Analyse der Mikrostruktur ortsbezogener Argumentationsmuster in Erinnerungsnarrativen Bamberger Einwohner, in: Berichte. Geographie und Landeskunde 87/2 (2013), S. 175–193.
- 11 Landolt, Sara. Unordentliche Jugendliche an ordentlichen Orten? Raumkonstruktion im Spannungsfeld städtischer Politik, Raumaneignungen Jugendlicher und Bedürfnissen Anwohnender, in: Berichte zur deutschen Landeskunde 84/3 (2010), S. 237–253.
- 12 Bischoff, Werner/Denzer, Vera: Orte des Erinnerns und Vergessens aus geographischer Perspektive, in: Berichte zur deutschen Landeskunde 83/1 (2009), S. 5–25.
- 13 Vgl. Kremer, Dominik/Lehmeier, Holger: Tourismus im UNESCO-Welterbe Bamberg. Auswertung der Befragungen im Juni 2009. 2010 (http://www.uni-bamberg.de/fileadmin/uni/fakultaeten/wiai_lehrstuehle/kulturinformatik/Publikationen/Kremer_Bericht_2010_01_28.pdf, 05.08.2014).
- 14 Für die Publikation wurden die vorliegenden Daten erneut anonymisiert, um die Sprecher nicht mit denjenigen aus früheren Publikationen (Kremer 2013) identifizieren zu können.

Das Gärtner- und Häckermuseum in Bamberg

Dieser Beitrag skizziert die seit dem Mittelalter gewachsenen Kulturen der Bamberger Häcker, der Weinbauern in der geistlichen Bergstadt, sowie schwerpunktmäßig der Erwerbsgärtner in der „Gärtnerei“ östlich des Main-Donau-Kanals und ihrem Museum in der Bamberger Mittelstraße 34. Vorrangig als Erinnerungsort der Gärtner, ihrer Zunft, Vereine und Bruderschaften, aber auch ihrer Sprache, Geräte, Gemüsekulturen sowie der Haus- und Wohnformen entstand das Museum 1979, das sich seit 2012 inhaltlich und didaktisch völlig neu konzipiert zu einem Besuchermagnet in der durch einen Rundweg erschlossenen Gärtnerstadt entwickelt hat: www.ghm-bamberg.de.

1. Gärtner und Häcker

Die „Gärtnerei“ in Bamberg ist ein in Mitteleuropa einzigartiger Komplex kultureller Formen, die im Gebiet der seit dem späten 14. Jahrhundert gewachsenen Gärtnerstadt zwischen Regnitz und Hauptsmoorwald angelegt worden ist und als Stadtteil zum materiellen UNESCO-Welterbe der Bamberger Altstadt gehört. Ihre Bewahrung verdankt die „Gärtnerei“ der Beschränkung der fruchtbaren Schwemmsandböden auf die klimatisch begünstigte Flussaue sowie der erfolgreichen Gemüsevermarktung. Moderne Maschinen und Anbaumethoden haben gartenbauliche Techniken und alte Sorten zwar teilweise verdrängt. Bamberger Süßholz, Knoblauch, „*Miaschling*“ (Wirsing), Rettich und

Zwiebel aber werden als betriebsspezifische Haussorten nur hier kultiviert und haben nach jahrhundertlangem Anbau wohl seit dem Eisenbahnanschluss Bambergs 1844 ihre besondere Ausprägung erfahren. Hier leben noch heute Gärtner, die ihre Sonderkultur des urbanen Erwerbsgemüsebaues betreiben und ihre vielfältigen sozialen, religiösen und korporativen Traditionen pflegen. In den Gemüsesorten, Geräten, Wohnformen, Bräuchen, Kleidung und Sprache sind diese kulturellen Ausdrucksformen als immaterielles Pendant des UNESCO-Welterbes lebendig.

In der geistlich geprägten Bergstadt um Abts-, Michels-, Dom-, Kaul- und Stefansberg leben und arbeiten seit der Bistumsgründungszeit vor 1000 Jahren die „*vinitores*“ (Weinbauern), die hier wie in Unterfranken „*Häcker*“ genannt werden. Ebenso wie die Gärtner sind sie ackerbürgerliche Stadtbewohner, haben neben der Subsistenzlandwirtschaft ihre Sonderkultur – hier den Weinbau – als Handwerk betrieben und sind seit 1590 bis heute in der „Urbani-Bruderschaft der Häckerzunft“ organisiert. Nachdem sich der Wein qualitäts- und wirtschaftlich bedingt im bayrisch gewordenen Bamberg um 1820 nicht mehr lohnte, ‚sattelten‘ die Häcker auf Hopfen um, der bis um 1900 rentabel war. Seither sind sie ‚normale‘ Landwirte oder betreiben Obstbau und Obstbaumzucht.

2. Vom „Gerutsch“ zum Museum

Hatte die 1693 entstandene (und 1862 aufgelöste) Gärtner-Zunft um 1840 mit ca. 540 Betrieben das stärkste Handwerk der



Abb. 1: Mittelstraße 34 um 1975 vor der Sanierung.

Reproduktion: Hubertus Habel.

Stadt gebildet, so war dieser Erwerbszweig seit den 1960er Jahren auf unverkennbar absteigendem Ast. Um diesen einst im europaweiten Samen- und Süßholzexport bekannten Berufstand nicht spurlos in der Konkurrenz der wirtschaftswunderbedingten Einkaufsmärkte untergehen zu lassen, regte die „Altertümer“-Händlerin und Stadträtin Irene Hottelmann-Schmidt 1970 die Einrichtung eines „Gärtnermuseums für Bamberg“ im bereits in städtischem Besitz befindlichen Haus Mittelstraße 34 an.¹

Während der jahrelangen Debatte um die Sanierungsforderung des aus dem städtischen Bausenat als „unbeschreibliches Gerutsch“ qualifizierten Hauses² gründete sich – unter anderem durch die Stadtheimatpflegerin und Volkskunde-Lehrstuhl-

inhaberin Prof. Dr. Elisabeth Roth mittels eines Artikels zur Denkmalsbedeutung der Gärtnerhäuser initiiert³ – am 22. November 1975 der „Verein Gärtner- und Häckermuseum“. Er setzte sich zunächst im Wesentlichen aus Mitgliedern des Oberen und Unteren Gärtnervereins, der Häckerbruderschaft und des Bayerischen Bauernverbandes zusammen.⁴ Mit der Gründung war auch ein Sammlungsauf- ruf hinsichtlich „alle[m ...], was mit den Bamberger Gärtnern und Häckern zusammenhängt: Gerätschaften, Einrichtungs- gegenstände, Werkzeuge, Bilder, Urkunden, Trachten und Brauchtum,“⁵ verbunden. Zudem machte sich der schnell wachsen- de Verein auch für den Standort Mittel- straße 34 stark. Als strategische Idealbeset- zung ist der damalige Geschäftsführer des



Abb. 2: Gärtner- und Häckermuseum seit 1979 im sanierten Haus Mittelstraße 34.

Photo: Hubertus Habel.

Museumsvereins zu betrachten: Heribert Gebert war zugleich die ‚rechte Hand‘ des Oberbürgermeisters Theodor Mathieu als dessen Büroleiter. So entschied sich der Stadtrat bereits im Sommer 1976 zur Einrichtung des Gärtner- und Häckermuseums am heutigen Ort.⁶ Nachdem die Baudenkmalpflege und das Museumsreferat des Landesamtes für Denkmalpflege der Konzeption von Elisabeth Roth und der Sanierungsplanung ihre auch finanzielle Unterstützung zugesagt hatten, empfahl der städtische Finanzsenat noch im Dezember 1976 den Finanzierungsbeschluss der Maßnahme,⁷ der nach der Zuschusszusage des Landesamtes mit knapp 73 Prozent der Gesamtkosten von 220.000 DM⁸ ab 1977 umgesetzt wurde. Bereits im Vorfeld hatte der Museumsver-

ein die Stadt bei der Räumung des Hauses und des Hofraums tatkräftig unterstützt sowie mit der Exponatsammlung begonnen.⁹ Vom Sommer 1977¹⁰ bis zum Frühjahr 1979 wurde das Gebäude renoviert, wobei man die erhaltenen schablonierten Wandfassungen, die um 1910 installierte Elektroanlage in Teilen und die Gewände der Straßenfassade vollständig rekonstruierte.

Auf den Vorschlag¹¹ und der Basis finanzieller Rückendeckung durch die Stadt¹² übernahm der Museumsverein 1978 die bis heute bestehende Trägerschaft des Betriebes. Ende Mai 1979 wurde das renovierte Museumsgebäude an den Verein zur Gestaltung der Ausstellung übergeben.¹³ Am 14. Oktober 1979 eröffneten die Stadt Bamberg und der



Abb. 3: Die ‚Gute Stube‘.

Photo: Hubertus Habel.

Verein Gärtner- und Häckermuseum das Museum feierlich mit dem Segen des Erzbischofs.

3. Erinnerungsort der Gärtner

Die Konzeption von Elisabeth Roth und Thomas Korth hatte zum Ziel, „*Alltag und Festtag der Bamberger Gärtner (und Häcker)* [zu] dokumentieren und die für Bambergs Wirtschaft und Volkstum so entscheidende Kultur in guten Zeugnissen dar[zu]stellen.“¹⁴ Zu diesem Zweck bot sich das Durchfahrtshaus gut an: Da die seit dem ‚Erstbezug‘ um 1767 bis 1969 hier wohnende Familie Kauer in den letzten beiden Generationen nur je einen Sohn hatte, war sie nicht gezwungen gewesen, den Betrieb erbweise zu teilen. Im Gegensatz zu den meisten mit bis zu 13 oder 14 Kindern

‚gesegneten‘ Gärtnerfamilien konnte man hier ein kleines Vermögen sammeln, das 1890–1895 in den Ausbau zum Zweifamilienhaus gesteckt wurde. Daher kann das erste oberfränkische Freilichtmuseum die östliche, ‚neue‘ Wohnung mit repräsentativen Schablonenmalereien und aus nachbarschaftlichen Haushalten gesammeltem Mobiliar die Wohnsituation der um 1900 vergleichsweise wohlhabenden Gärtnerfamilie zeigen.

Die „schwarze Küche“ der Bauzeit um 1767, der Hof mit geteiltem¹⁵ Brunnen und neu erbauter Remise sowie der die Vielfalt in Bamberg angebaute Gemüse und Kräuter zeigende Hausgarten ergänzen den Freilichtteil. Die übrigen Räume und der Dachboden wurden der religiösen, sachkulturellen und handlungsgeschichtlichen Dokumentation gewidmet.



Abb. 4: Die Küche.

Photo: Hubertus Habel.

Im Hinblick auf die Landesgartenschau Bamberg 2012 konnte das Museum im Rahmen des von Bundesbauministerium, Investitionsfonds für nationale Welterbestätten, Bayerischer Landesstiftung, Kulturfonds Bayern, Landestelle für die nicht-staatlichen Museen, Oberfrankenstiftung und Stadt Bamberg finanzierten Projektes „Urbaner Gartenbau“ auf der Basis der vom Verfasser wissenschaftlich fundierten Konzeption¹⁶ komplett neu gestaltet werden.¹⁷ Dabei wurde die prinzipielle thematische Gliederung des Hauses der Roth'schen Konzeption beibehalten. Die Inhalte der Ausstellung konnten durch die notwendige Exponatreduktion um 75 Prozent¹⁸ in gärtnerischer Hinsicht fokussiert werden.

Zudem haben sich die inhaltlichen ‚Botschaften‘ auf der Basis neuer wissen-

schaftlicher Befunde zum Teil grundlegend gewandelt. Im Interesse der Bewahrung des Charmes des Hauses werden die Informationen amüsant aufbereitet mit dem Audioguide den Besuchern ans Ohr gegeben. Formal und inhaltlich neu sind auch die filmische Anwendungspräsentation der zentralen historischen Geräte und die in Medienstationen ‚verpackten‘ Erkenntnisse zum europaweiten gärtnerischen Handel seit dem 16. Jahrhundert sowie zu den Kulturpflanzen, denen die Ethnologin Lisa Strecker eine eigene Studie widmen konnte.¹⁹ Nicht nur die Zahlen²⁰ und die Zufriedenheit der Besucher bestätigen die neue Konzeption, auch die Nominierung zum Bayerischen Museumspreis 2013 ist Ausdruck der fachlichen Anerkennung und Ansporn für die zukünftige Arbeit zugleich.



Abb. 5: Museumsgarten 2012: Das Süßholz (vorne) lieferte seit etwa 1500 mit seinen Wurzeln den Exportschlager der Bamberger Gärtner.
Photo: Hubertus Habel.



Abb. 6: Im Dachboden 1979 bis 2011: Geräte, Lokalhandel und Gärtnervereine.
Photo: Hubertus Habel.

4. Wie geht's weiter?

Den bis zu Lisa Streckers Untersuchung vernachlässigten Pflanzen und den Anbaumethoden gilt ein zentrales forschendes Augenmerk der Zukunft: Bislang war mit Ausnahme des Süßholzes²¹ kaum eine Aussage zu Bamberger Gärtnerpflanzen und deren vor 1800 liegender Geschichte der Anbau- und Erntetechniken, saisonalen und säkularen Konjunkturen, des Handel und der Absatzgebiete möglich. Erste Auswertungen bislang unberücksichtigter Quellen bringen nun ‚Licht ins Dunkel‘ und führen derzeit bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts zurück.

Auch die Anbaumethoden in den Hausgärten in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg sind ein Desiderat. Es ist davon auszugehen, dass diese Jahre noch nicht durch die wissenschaftlich fundierte Gartenbauberatung geprägt waren. Zudem hatten die während der alliierten Blockade Deutsch-

lands notwendig gewordenen Produktivitätssteigerungen und Rationalisierungen der Gemüseproduktion auch in Bamberg noch nicht zur flächigen Verglasung der Hausgärten geführt. Daher dürften die Jahre um 1900 noch weitgehend von der handwerklichen gärtnerischen Tradition der frühen Neuzeit geprägt gewesen sein, die allerdings durch die Abkehr von der Samenproduktion zugunsten des per Eisenbahn möglichen überregionalen Frischgemüsehandels einen ersten industrialisierungsbedingten Wandel erfahren hatte.

Erst auf der Basis entsprechender Befunde wird es möglich sein, auch den Hausgarten konzeptionell der Zeitstellung des Freilichtmuseums Gärtner- und Häckermuseum um 1900 anzupassen. Erst dann kann auch im Garten das zentrale inhaltliche Ziel der lebendigen Veranschaulichung des hier blühend grünenden immateriellen Erbes der Bamberger Gärtner und Häcker realisiert werden.



Abb. 7: Im Dachboden seit 2012: Geräte und Lokalhandel.

Photo: Hubertus Habel.

Dr. Hubertus Habel studierte Sozialpädagogik in Nürnberg sowie Volkskunde, mittelalterliche Geschichte und Kunstgeschichte in Bamberg. Nach der Diplomarbeit zur „sozialpädagogischen Funktion der Museumspädagogik“ und der Magisterarbeit zur „Wilderei im Hochspessart im 19. Jahrhundert“ hat er in Marburg mit der Arbeit „Im Zeichen von Veste & ‚Mohr‘: Städtische Symbole und Geschichtskultur am Beispiel Coburgs“ promoviert. Seine Forschungsschwerpunkte zu Kultur und Geschichte von Stadt und Landnutzung haben zugleich die konzeptionellen bzw. Leitungstätigkeiten im Spessart- und Fichtelgebirgsmuseum, den Städtischen Sammlungen Coburg sowie dem Gärtner- und Häckermuseum geprägt. Er ist Kurator des Gärtner- und Häckermuseums, Stadtheimatpfleger in Coburg und freiberuflich als Kultur- und Museumswissenschaftler tätig. Sein Büro, zugleich das des Museums: Luitpoldstraße 40 a, 96052 Bamberg, buero@dr-habel.de.

Anmerkungen:

- 1 Ins Museum statt auf den Müll, in: Fränkischer Tag (= FT), 11.9.1970; Gärtner- und Häckermuseum, Registratur, Ordner 1 (= GHM-Reg. O. 01): Schreiben Hottelmann-Schmidt an Bürgermeister Dr. Schleyer, 31.8.1971.
- 2 Im „Gärtnermuseum“ musste der Senat lachen, in: FT, 21.4.1972.
- 3 Die Bamberger Gärtner verdienen ein Museum, in: FT, 08.1974, abgebildet in: Verein Gärtner- und Häckermuseum, 30 Jahre Gärtner- und Häckermuseum 1979–2009, S. 14.
- 4 Vgl.: 30 Jahre Gärtner- und Häckermuseum (wie Anm. 3), S. 15–18.
- 5 Schreiben der Interessensgemeinschaft Bamberger Gärtner-Museum an die Mitglieder, November 1975. Abgebildet in: 30 Jahre Gärtner- und Häckermuseum (wie Anm. 3), S. 17.
- 6 Anwesen Mittelstraße 34 wird Gärtnermuseum, in: FT, 25.5.1976.
- 7 GHM-Reg. O. 1: Finanzsenat Bamberg, Beschluss v. 10.12.1976 unter Vorbehalt der Sicherstellung der Gesamtfinanzierung.
- 8 GHM-Reg. O. 1: Zusage des BLfD, 18.1.1977; 160.000-DM-Zuschuß für künftiges Gärtnermuseum, in: FT, 21.5.1977, S. 15.
- 9 GHM-Reg. O. 1: Vermerk Gebert, 24.9.1976; Sanierungspläne für Gärtnermuseum erstellt, in: FT, 23.10.1976; Bildnotiz zur Hofräumung in: FT, 15.11.1976.
- 10 Am Gärtnermuseum wird schon g'schafft, in: FT, 23.6.1977.
- 11 Den am 12.10.1977 unterbreiteten Vorschlag des Bürgermeisters Dr. Schleyer akzeptierten der GHM-Vereinsbeirat und schließlich am 7.1.1978 die Mitgliederversammlung unter der Voraussetzung, dass der am 12.6.1978 unterzeichnete Vertrag zustandekommen würde. GHM-Reg. Mappe Satzung/Satzungsänderung: Änderungsantrag an das Amtsgericht Bamberg zum neuen Zweck des Museumsbetriebes, 7.1.1978.
- 12 GHM-Reg. O. 2: Vertrag Stadt Bamberg/Verein Gärtner- und Häckermuseum, 12.6.1978.
- 13 GHM-Reg. O. 2: Gebert: Notiz zur Übergabe der EG-Räume am 5.3.1979; Notiz zur Gesamtübergabe am 29.5.1979.
- 14 In Bamberg stehen noch rund 250 Gärtnerhäuser, in: FT 19.2.1976.
- 15 Bereits im 16. Jahrhundert stand hier ein kleines Gehöft mit Zugbrunnen (Vgl.: Stadtarchiv Bamberg, A 22 A I 1 b – 1-4: Zweidler, Petrus: Gründtlicher Abriß der Statt Bamberg. 1602). Im Zuge des Neubaus des Museumshauses und zweier um 1900 abgerissener Gärtneranwesen wurde der Brunnen durch die Hofmauer und seine Nutzung unter die nun drei Anlieger geteilt (Staatsarchiv Bamberg, K 210 Nr. 6/17, Grundsteuerekataster 1848: Haus Nr. 933 a, 933 b, 934).
- 16 Habel, Hubertus: Gärtner- und Häckermuseum Bamberg: Konzept zur Neuaufstellung, mit einem Beitrag von Lisa Strecker. Ms. Bamberg/Coburg 2010.
- 17 Projektkoordination: Ulrike Laible und Diana Büttner, Zentrum Welterbe Bamberg; Bauleitung: Klaus Büttner, Hochbauamt der Stadt Bamberg; Ausstellungsarchitektur: Andreas Pietsch, Büro form4, Fürth; Karten und Texte: Hubertus Habel; Graphik: Armin Stingl, Visuelle Kommunikation, Fürth; Audioguide-

- Text: Hubertus Habel, redaktionell bearbeitet von Gudrun Schury, Bamberg; Filme: ag4medien und Gerhard Schlötzer, Bamberg; Medienstationen, Konzeption und Texte: Diana Büttner, Hubertus Habel und Ulrike Laible; Medientechnik: clip...trix, Höchststadt/Aisch.
- 18 Dies war möglich, da es seit 2012 ein vom Verfasser geplantes Depot gibt.
 - 19 Strecker, Lisa: Das grüne Erbe der Bamberger Gärtner: eine Nutzpflanzenstudie über Bamberger lokale Gemüsesorten. Abschlussbericht (Ms.). Bamberg/Waldkirch 2011.
 - 20 Bis 2011 bei sechsstündiger, zweitägiger Öffnung von Mai bis Oktober: ca. 2.000 Besucher pro Jahr; 2012: Mai bis Oktober 42-stündige, siebentägige Öffnung: 23.332 Besucher; 2013: Mai bis Oktober 30-stündige, fünftägige Öffnung: 10.918 Besucher.
 - 21 Handschuh, Gerhard: Die Geschichte des Bamberger Süßholzanbaus, in: Oberer Gärtnerverein Bamberg e.V. (Hrsg.): „Denn was a rechtä Gärtna is, ...“. Bamberg 1988, S. 107–127. Unveränderter Neudruck in: Gebert, Heribert (Red.): 150 Jahre Oberer Gärtnerverein Bamberg e.V. Bamberg 2013, S. 131–154. Habel, Hubertus: Nicht nur zum „Raspeln“: Süßholz, das „Bambergische Monopolium“. Vortrag im Rahmen des Seminars der Muskauer Schule „Saubohne und Süßholz“ – Nutzpflanzen in historischen Gärten. Bad Muskau 31.5.2013.

Lektorat • Korrektorat • Herstellung

Ob Wissenschaft oder Belletristik, ich bearbeite Ihre Texte ganz individuell nach Ihren Wünschen. Aus langjähriger Berufserfahrung weiß ich, dass es Zeit und Geld spart, wenn inhaltliche Arbeit und die Erstellung des Layouts in einer Hand liegen – der Synergieeffekt ist immens. Ich biete daher nicht nur Lektorat und Korrektorat Ihrer Manuskripte, sondern auch die Herstellung Ihrer Druckerzeugnisse bis hin zur Abgabe einer druckoptimierten PDF-Datei an eine Druckerei Ihrer Wahl.

Referenzen: Akademie Verlag – Arbeitsgemeinschaft für mitteldeutsche Familienforschung – Arbeitsgemeinschaft ostdeutscher Familienforscher – Archiv der Max-Planck-Gesellschaft – Bergstadtverlag – Böhlau Verlag – Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – Elmar Hahn Verlag – Harrassowitz Verlag – Herold. Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften – Institut für Stadtgeschichte (Frankfurt/M.) – Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg – Stiftung Kulturwerk Schlesien – Verein für Geschichte Schlesiens.

Ich berate Sie gerne, kostenfrei und unverbindlich!

Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Rösch M. A.,
Gertrud-v.-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg, Tel.: 0931-8041010,
E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de, Homepage: www.oliverroesch.de



Neue Internetseite über Vita und Werke von Max Dauthendey

Alle Literatur- und Kulturinteressierten Frankenbund-Mitglieder seien auf eine Neuerung im Internet hingewiesen: Unser Bundesfreund Georg Hippeli hat eine neue Informationsseite über den bekannten Würzburger Dichter Max Dauthendey ins Netz gestellt. Sie ist zu finden unter: www.max-dauthendey.de.

*Abb.: Max Dauthendey –
eine Skizze der akadem. Malerin
Renate Jung aus Würzburg.*



Ahnenschwund – Thema für eine Tatort-Sendung?

Wissenswertes, Spannendes und Erheiterndes aus der historischen Familienforschung

Vortrag am Donnerstag, 9. Oktober 2014, 19.30 Uhr, Alte Synagoge Kitzingen, Veranstaltung in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv und der Volkshochschule; Referent: Erhard Kongsbak, Kitzingen.

Früher durch Praktiken im Dritten Reich stark in Verruf geraten, hat die Suche nach den eigenen Wurzeln in jüngster Vergangenheit großen Zuspruch erfahren. Besonders in Skandinavien und in Nordamerika, aber auch in Deutschland sind Millionen Zeitgenossen damit beschäftigt, ihre Stammbäume zu rekonstruieren und Wissenswertes über das oftmals sehr harte Leben der eigenen Ahnen zu erforschen. Musste man noch bis vor wenigen Jahren umständliche Reisen (gar ins Ausland) unternehmen, um in Kirchenbüchern Daten der eigenen Vorfahren aufzustöbern, so stehen heute vielfältige Hilfsmittel zur Verfügung. Internet, Familienforschungsvereine und spezielle Programme können dabei sehr hilfreich sein. Nicht immer ist die Suche erfolgreich, und gelegentlich stößt man im Erfolgsfalle auch auf minder erfreuliche Tatbestände; gelegentlich gibt es aber auch reichlich Anlass zum Schmunzeln. Was es nun mit dem Ahnenschwund und dem Kekulé-System auf sich hat, wie man Kirchenbücher lesen muss, welche ‚amtlichen‘ (kirchlichen) Hilfen vor unserer Haustür verfügbar sind, und was in diesem Zusammenhang sonst noch wissenswert und gelegentlich auch erheiternd sein kann: Darüber informiert der sicherlich interessante Vortrag, der vom Referenten anschaulich visuell unterstützt wird.

Karin Dengler-Schreiber: Eine Insel blüht auf. Von der Spinnerei zur Landesgartenschau. Dokumentationsband.

Hrsgg. vom Förderverein Landesgartenschau Bamberg e.V. Memmelsdorf (Edition Hübscher im Genniges Verlag) 2011, ISBN 978-3-924983-40-6, fester Einband, 128 S., zahlr. SW- und Farbbabb., 19,00 Euro.

Die 16. bayerische Landesgartenschau (LGS) fand vom 26. April bis 7. Oktober 2012 in Bamberg statt. Die Veranstaltung konzentrierte sich auf das Gelände der ehemaligen Textilfabrik ERBA im Norden Bambergs, bezog jedoch die gesamte Stadt mit ein (vgl. www.bamberg2012.de/web/de/index.php und www.de.wikipedia.org/wiki/Landesgartenschau_Bamberg_2012).

Das zentrale Veranstaltungsgelände lag auf einer durch die Arme der Regnitz umfängenen Insel im nördlichen Stadtteil bei Gaustadt, das einst zum Benediktiner-Kloster St. Michael gehörte und seit Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Mechanischen Baumwollspinnerei und Weberei Bamberg bebaut worden war. Nachdem das Unternehmen, das sich 1927 mit anderen Firmen zur Bauwollspinnerei Erlangen-Bamberg (so entstand das Namenskürzel ERBA = **E**rlangen-**B**amberg) zusammengeschlossen hatte, im Sommer 1993 die Produktion eingestellt hatte, wurde eine neue Nutzungskonzeption notwendig.

Unter der Überschrift „Eine Insel blüht auf. Von der Spinnerei zur Landesgartenschau“ gab der „Förderverein Landesgartenschau Bamberg e.V.“ rechtzeitig zum Beginn der Großveranstaltung einen Dokumentationsband heraus, in dem deziert durch Wort und Bild nachzeichnet wird, wie es zur Landesgartenschau in Bamberg kam und welche Auswirkungen dieses Projekt auf die Stadtentwicklung

hatte. Verfasst wurde das im Großformat veröffentlichte Buch von der mit der Bamberger Bürgermedaille ausgezeichneten Historikerin Dr. phil. Karin Dengler-Schreiber, langjährige ehrenamtliche Heimatpflegerin der Stadt Bamberg und seit 1. Januar 2008 verantwortlich für das „Welterbemanagement der Stadt Bamberg“ (vgl. www.de.wikipedia.org/wiki/Karin_Dengler-Schreiber). Bereichert wird der sehr ansprechend gestaltete Band durch hochwertige Photographien von Heinrich Hoffmann, wobei Klaus Reuter die Bildredaktion und Matthias Vaskovics die Gestaltung oblagen.

Das dank der Unterstützung mehrerer Sponsoren in hochwertiger Ausstattung mit Festeinband und Fadenheftung veröffentlichte Buch umfasst 128 Seiten, davon 88 Seiten Text mit Bildern und 40 Seiten Bilder mit Text. Anstelle von Grußworten wird der reichlich mit Schwarzweiß- und Farbbildungen illustrierte Band mit einem Gespräch eingeleitet, in dem Oberbürgermeister Andreas Starke als Vertreter der Stadt Bamberg, Claudia Knoll als Geschäftsführerin der LGS GmbH, Dr. Detlev Hohmuth als Vorsitzender des Fördervereins LGS Bamberg und Prof. Dr. Laszlo Vaskovics als Projektkoordinator der Dokumentation der Autorin ihre Sicht auf die Landesgartenschau, die Entwicklung auf der Erba-Insel und die Aufgabe des Dokumentationsbandes darstellen. Hierbei äußerte sich der Oberbürgermeister zur Bedeutung des vorliegenden Buches, ebenso wie zur LGS und deren Auswirkungen auf Bamberg unter anderem wie folgt: *„Mir scheint es sinnvoll, diese komplexen Vorgänge einmal zusammengefasst darzustellen. Ich denke, die herausragende und dauerhafte Bedeutung der Landesgartenschau für die Stadt Bamberg wird sich schon bald zeigen. Wenn die Häuser bezogen sind, wo einmal Hun-*

derte von Menschen wohnen werden, wenn die Universität dort in vollem Umfang ihre Arbeit aufgenommen hat, wenn die Bürgerschaft den öffentlich begehbaren Bürgerpark nutzen kann, wenn auf den Wegeverbindungen zwischen der Erba-Insel und der Innenstadt spazieren gegangen wird, [...]“ (S. 9).

Untergliedert in zwölf Kapitel zeigt Karin Dengler-Schreiber sodann mit einer Fülle von zeithistorischen Karten und Bildern aus Vergangenheit und Gegenwart schlüssig auf, wie die Gartenschau zum entscheidenden Meilenstein bei der Umwandlung des ehemaligen Industriegeländes zu einem neuen urbanen Lebensraum auf der sogenannten Erba-Insel wurde. In Form einer Chronologie beleuchtet sie dabei die Neubelebung einer ‚vergessenen‘ Fläche in eine blühende Landschaft, wobei auch Uferwege, Klosterlandschaft und Gärtnerstadt als Teile eines Gesamtkonzeptes der Landesgartenschau ebenfalls gewürdigt werden. Besonders hervorzuheben ist, dass die Autorin in ihrer ebenso spannend zu lesenden wie gut zu betrachtenden Darstellung auch jene Punkte der Landesgartenschau nicht ausgeklammert hat, wie beispielsweise die Rodung des alten Obstbaumbestandes am Südhang des Klosters Michelsberg, um dem neuen Weinberg Platz zu machen, oder der geplante Abriss zweier Schleusenwärterhäuschen, die innerhalb der Bevölkerung zu Auseinandersetzungen führten oder gar auf breiten Widerstand stießen.

„Eine Insel blüht auf“ ist nicht nur eine kompakt und übersichtlich dargestellte Zeitreise zur Landesgartenschau 2012, sondern auch eine hervorragende Dokumentation zum größten Stadtentwicklungsprojekt Bambergs im letzten halben Jahrhundert, die man immer wieder gerne zur Hand nimmt, um darin zu stöbern.

Hubert Kolling

Wolfgang Wußmann/Roland Rinklef: **100 x Oberfranken. Ein Quizbüchlein zum Kennenlernen der Heimat.** Bamberg (Heinrichs-Verlag, Bayerische Verlagsanstalt) 2012, ISBN 978-3-89889-184-4, broschiert, 104 S., zahlr. Farbbabb., 8,00 Euro.

„Was ist Oberfranken politisch gesehen?“:

a) Ein Regierungsbezirk, b) Ein Bundesland, c) ein Landkreis. *„Welchem Ort gebührt der Beiname das ‚Oberfränkische Rothenburg?‘“:* a) Coburg, b) Bamberg, c) Seßlach. *„Welchen Beinamen bekamen die Kronacher Männer im 17. Jahrhundert?“:* a) „Hannla“, b) „Geschundene Männer“, c) „Dunnerkeiler“. – Hätten Sie die richtigen Antworten gewusst? Wenn ja, bekommen sie auf Ihr Punktekonto jeweils mit vorgelesenen Wahlantworten einen, ohne Wahlantworten zwei Punkte.

Die zuvor gestellten Fragen sind drei von insgesamt 100 Fragen, die Wolfgang Wußmann und Roland Rinklef in ihrem Quizbüchlein „100 x Oberfranken“ zusammengestellt haben. Zur Benutzung ihrer Veröffentlichung, die auch als Spiel verwendbar ist, schreiben die Autoren im Vorwort: *„Das Quizbüchlein ist auch zum Lesen, aber vor allem zum Spielen gedacht. In kommunikativer Runde erlauben die abwechslungsreichen Fragen aus Stadt und Land der oberfränkischen Heimat ein munteres Spiel. Man lernt das oberfränkische Land überhaupt spielerisch näher kennen“* (S. 2).

Das „Quizbüchlein zum Kennenlernen der Heimat“, so der Untertitel, enthält sowohl Fragen über Geschichte, Geographie, Kunst und Kultur, als auch über Kirche, Sehenswürdigkeiten, Allgemeines und Amüsantes, die mal schwieriger, mal leichter zu beantworten sind. Auf dem Rückentext findet sich eine Karte mit ganz

knappen Informationen zu Oberfranken, wobei die oberfränkischen Landschaften (das Coburger Land, das Fichtelgebirge, der Frankenwald, die Fränkische Schweiz, das Bayerische Vogtland, die Fränkischen Haßberge, das Obermainland, die Nördliche Fränkische Alb, das Regnitztal, die Münchberger Gneisplatte und der Steigerwald), die oberfränkischen Flüsse (Regnitz, Kösse, Röden, Haßlach, Itz, Weismain, Wiesent, Rodach, Kronach, Steinach, Selbitz, Main, Eger, Saale und Pegnitz) sowie die größten Städte (Bayreuth, Bamberg, Hof, Coburg, Forchheim, Kulmbach, Lichtenfels, Marktredwitz und Kronach) lediglich namentlich genannt werden.

Wolfgang Wußmann, seit 1972 als Volksschullehrer tätig, ist in seiner Heimatstadt Bamberg kein Unbekannter. Neben seiner Tätigkeit als Gästeführer (seit 1988) trat er seit 1990 auch als Heimatschriftsteller in Erscheinung. Zu seinen Veröffentlichungen gehören etwa „Bamberger Mundartwörterbuch. Mit den schönsten Schimpfwörtern“ (1998), „Ein Zwiebeltreter bin ich gern. Bamberg und seine Gärtner“ (2002), „Treff' mer uns am Gab'lmann. Geschichten und Anekdoten aus dem alten Bamberg“ (2004), „Bamberg. Ereignisse, die die Stadt bewegten“ (2005), „Aufgewachsen in Bamberg in den 50er und 60er Jahren“ (2009), „Bam-

berg kurz + bündig. Ein Kurzführer; ein Rundgang durchs romantische Bamberg von St. Martin bis in den Rosengarten; mit Minilexikon-Teil“ (2009), „Lexikon für Bamberg. Stadt & Land“ (2009) und das „Bamberger Quizbüchlein“ (2011).

Ähnlich verhält es sich mit dem Bamberger Photographen Roland Rinklef, der seine Photos nicht nur regelmäßig in verschiedenen Presseorganen veröffentlicht, sondern auch in Form von Kalendern und Büchern, darunter „Bamberg von oben. Kalender 2002“ (2001), „Bamberg und seine Umgebung. Kalender 2002“ (2001), „Rundgänge durch Bamberg. Sechs Themenführungen in der Weltkulturerbestadt“ (2002), „Radwandern rund um Bamberg. Die 22 schönsten Touren für die ganze Familie“ (2008) und „Bamberg kurz + bündig“ (2009).

„100 x Oberfranken“, im Taschenbuchformat mit Spiralbindung gut handhabbar, enthält auf jeder Seite eine Frage mit drei Wahlantworten, eine oder zwei Farbbildungen und einen kurzen Text zur Erklärung beziehungsweise richtigen Antwort. Das „Quizbüchlein“ kann man alleine oder in geselliger Runde zur Hand nehmen, wobei es gleichermaßen für Jung und Alt geeignet ist. „Alte Hasen“ können bequem ihr Wissen über Oberfranken testen, alle anderen die Region spielerisch näher kennenlernen. *Hubert Kolling*

Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Bamberg

„Von Bamberg bis zum Grabfeldgau umrahmen Berg und Hügel die breite stromdurchglänzte Au“, heißt es im „Lied der Franken“. Bamberg ist damit die einzige Stadt, die in der fränkischen ‚Landeshymne‘ namentlich erwähnt wird. Unsere Stadt – in Sichtweite des im Frankenlied ebenfalls besungenen Staffelbergs – ist schon allein deswegen ein würdiger Tagungsort für die diesjährige Bundestagung des Frankenbundes. Als Oberbürgermeister und als Mitglied des Frankenbundes freue ich mich, dass Bamberg als Gastgeber ausgewählt wurde. Ebenso erfreut bin ich darüber, dass zu diesem Anlass die Vereinszeitschrift *FRANKENLAND* unserer Stadt ein Themenheft widmet.

Die UNESCO-Welterbestadt Bamberg ist mit ihrer einmaligen Altstadt und ihrem herausragenden kulturellen Reichtum weltweit eine Botschafterin für die Schönheit Frankens. Architektonische Glanzpunkte wie Kaiserdom oder Neue Residenz, berühmte Kulturbotschafter wie die Bamberger Symphoniker oder das Internationale Künstlerhaus Villa Concordia, gepaart mit einem einzigartigen Flair und hoher Lebensqualität, haben der Stadt wohlklingende Titel wie „Fränkisches Rom“ oder „Traumstadt der Deutschen“ eingebracht. Bamberg ist aber zugleich ein Spiegelbild für das moderne Franken: Einerseits fest mit den fränkischen Traditionen und dem Brauchtum verwurzelt, andererseits aber auch eine weltoffene Stadt, die Menschen aus der ganzen Welt eine Heimat ist, und ein bedeutsamer Wirtschaftsstandort.

Einen Einblick in die reichhaltige Geschichte und Kultur Bamberg gibt dieses Heft. Ich lade Sie herzlich ein, über unsere Stadt aber nicht nur zu lesen, sondern sie auch bei einem Besuch selbst zu entdecken.



Viel Freude mit dieser Ausgabe des *FRANKENLANDS* wünscht Ihnen

Andreas Starke
Oberbürgermeister

Auf nach Bamberg! – Austragungsort des diesjährigen Bundestages am 18. Oktober 2014



*Abb.: Bamberg, Dom, Grabmal für
Bischof Friedrich I. von Hohenlohe
(† 1352).*

Photo: Dieter Morcinek.

In diesem Jahr findet der 85. Bundestag an prominenter Stelle in Bamberg statt: im Gebäude der Harmoniesäle am Schillerplatz, in dem am 14. August 1919 die Verfassungsurkunde des Freistaats Bayern, die sogenannte „Bamberger Verfassung“, unterzeichnet wurde.

Der Grüne Saal bietet einen stimmungsvollen Rahmen für unseren Festakt am Vormittag, der um 10.00 Uhr beginnt und musikalisch umrahmt wird vom Kammermusikensemble des E.T.A.-Hoffmann-Gymnasiums Bamberg. Mit dem Festvortrag von Herrn Prof. Dr. Andreas Dix zum Thema „*Heimat schaffen*“ führen wir unser auf der Bundesbeiratstagung 2013 begonnenes Nachdenken über den Begriff ‚Heimat‘ fort. Herr Prof. Dix wird sich aus der Sicht der Historischen Geographie mit der Frage beschäftigen, in welcher Weise Heimat als erfahrbarer Raum im Laufe der Zeiten wirkmächtig wurde und welche Schlüsse daraus zu ziehen sind.

Auch heuer wird der vom FRANKENBUND verliehene Kulturpreis auf dem Bundestag überreicht. Ehrungen von FRANKENBUND-Mitgliedern für besondere Verdienste runden die Veranstaltung ab. Selbstverständlich gibt es zur Stärkung vor Beginn der Veranstaltung ab 9.30 Uhr ein Willkommensfrühstück.

Nach dem Mittagessen wird Ihnen ab 14.00 Uhr eine Führung zu einem Kleinod in der Bamberger Altstadt angeboten. Wer nicht an der nachmittäglichen Delegiertenversammlung teilnimmt, für den steht ab 15.00 Uhr eine besondere Attraktion an: eine Busfahrt durch die Gärtnerstadt, die das Gesicht Bambergs als UNESCO-Weltkulturerbe mitprägt. Abgeschlossen wird diese Exkursion mit einer Besichtigung des Gärtner- und Häckermuseums unter der Leitung von Herrn Dr. Hubertus Habel, dem Kurator des Museums. (Dieses Museum stellt Ihnen der Museumsleiter in dieser FRANKENLAND-Ausgabe vor.)

Parkplatzprobleme brauchen Sie nicht zu fürchten: Teilnehmer des Bundestages können kostenlos ganz in der Nähe des Tagungsortes parken – auf dem Gelände des Amtes für Ländliche Entwicklung Oberfranken. Mitglieder der Bamberger FRANKENBUND-Gruppe weisen Sie ein.

Auf Ihr Kommen freuen sich

die Bundesleitung und

die FRANKENBUND-Gruppe Bamberg, die dankenswerterweise den diesjährigen Bundestag ausrichtet.

Einladung zum 85. Bundestag am 18. Oktober 2014 in Bamberg

Satzungsgemäß lade ich hiermit die Delegierten und Mitglieder des FRANKENBUNDES zu unserem 85. Bundestag **am Samstag, den 18. Oktober 2014, nach Bamberg** ein. Die Gruppenvorsitzenden werden gemäß § 17 unserer Satzung gebeten, die Mitglieder zu benachrichtigen und die Delegierten zu entsenden. Alle Gruppen sollten durch Delegierte vertreten sein.

10.00 Uhr Festakt im Grünen Saal der Harmoniesäle, Bamberg, Schillerplatz

Begrüßung durch den 1. Bundesvorsitzenden
Herrn Dr. Paul Beinhofer, Regierungspräsident von Unterfranken

Grußworte

Festvortrag von Prof. Dr. Andreas Dix, Universität Bamberg: „*Heimat schaffen*“

Verleihung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES

12.30 Uhr Mittagessen in der Brauerei Klosterbräu

14.00 Uhr Stadtführung

15.00 Uhr Delegiertenversammlung im Grünen Saal

Tagesordnung:

1. Jahresbericht der Bundesleitung für das Jahr 2013
2. Kassen- und Kassenprüfungsbericht
3. Diskussion der Berichte
4. Entlastung der Bundesleitung
5. Aufnahme weiterer Vereine als selbstständige Gruppen in den Frankenbund
6. Wahl der/des Stellvertretenden Bezirksvorsitzenden für Oberfranken
7. Veranstaltungen des Gesamtbundes im Jahr 2015
8. Verschiedenes
9. Anträge und Wünsche

Anträge und Wünsche für die Tagesordnung bitte ich, bis zum 10. Oktober 2014 bei der Bundesgeschäftsstelle einzureichen.

Würzburg, den 4.9.2014

Gez. 1. Bundesvorsitzender Dr. Paul Beinhofer
Regierungspräsident von Unterfranken

Verena Friedrich

Bericht über den 4. Fränkischer Thementag „Gärten in Franken“ am Samstag, 21. Juni 2014, in der Landesanstalt für Weinbau und Gartenbau in Veitshöchheim

An einem sommerlich warmen und sonnigen Samstag trafen sich gartenbegeisterte Mitglieder des FRANKENBUNDES sowie einige Gäste zum 4. Fränkischen Thementag in der Landesanstalt für Weinbau und Gartenbau in Veitshöchheim. Die Wahl des Gegenstandes für den diesjährigen Thementag wurde allgemein begrüßt, ist Franken doch überaus reich an Gartenschätzen und das schon in jahrhundertelanger Tradition. Einige der bedeutendsten Zeugnisse europäischer Gartenkunst wurden hier angelegt und sind zum großen Teil noch erhalten. Darüber hinaus erfreuen sich sowohl öffentliche Gärten als auch Privatgärten großer Beliebtheit, was die mittlerweile zahlreich veranstalteten Gartentage oder der alljährlich von vielen Besuchern wahrgenommene „Tag der offenen Gartentür“ immer wieder eindrucksvoll bestätigen.

Nach dem traditionellen Begrüßungsfrühstück, zu dem die Gruppe Würzburg des FRANKENBUNDES einlud, wurden die Teilnehmer in der Aula der Landesanstalt durch den Leiter der bayerischen Gartenakademie an der Landesanstalt, Dr. Andreas Becker, auf das Herzlichste begrüßt. Dr. Becker hob die vielen Veranstaltungen der Landesanstalt hervor, die den Gartenbesitzern Rat und Hilfe bieten, und freute sich über das Engagement des FRANKENBUNDES hinsichtlich des Gartenthemas. Überhaupt war die Wahl des Veranstaltungsortes überaus glücklich, denn die Verantwortlichen der Landesanstalt unternahmen jede Anstrengung, den Tag zu einem schönen Erlebnis für die Teilnehmer werden zu lassen.



Abb. 1: Dr. Andreas Becker, der Leiter der bayerischen Gartenakademie an der Landesanstalt für Weinbau und Gartenbau in Veitshöchheim bei seiner Begrüßungsansprache.

Photo: Axel von Erffa.

Unser 1. Bundesvorsitzender, Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer, der das Thema „Gärten in Franken“ selbst initiiert hatte, begrüßte die Teilnehmer. Er hob die Bedeutung der Gartenkultur in Franken hervor und wünschte der Veranstaltung einen guten Verlauf.

Den Auftakt der Vortragsreihe übernahm Frau Christine Bender, Landwirtschaftsrätin am Gartenbauzentrum Bayern Nord, Kitzingen, und passionierte Gärtnerin histori-

Abb. 2: Der 1. Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES Dr. Paul Beinhofer, die Bundesgeschäftsführerin Dr. Christina Bergerhausen und die Organisatorin des Thementages Dr. Verena Friedrich (v.l.n.r.).

Photo: Axel von Erffa.



scher Rosen. Frau Bender stellte das von ihrer Dienststelle ins Leben gerufene Projekt „Parks und Gärten. Frankens Paradiese“ vor, und jeder Teilnehmer erhielt eine reich bebilderte Broschüre, in der sämtliche der Öffentlichkeit zugängliche Gärten in Franken vorgestellt werden. Zielsetzung dieser Publikation war in erster Linie eine Dokumentation und Präsentation der Gartenkultur Frankens. Darüber hinaus sollte damit letztlich auch ein Anstoß für die Erhaltung und Nutzung von Gärten gegeben werden.

Nach diesem Vortrag gingen die Teilnehmer die kurze Wegstrecke von der Landesanstalt zum Rokokogarten Veitshöchheim. Dort wurden sie durch drei ausgewiesene Gartenkennerinnen – Frau Dr. Martina Edelmann, Frau Karen Heußner und Frau Sabine



Abb. 3: Die gespannt lauschenden Teilnehmer des 4. Fränkischen Thementages in der Bayerischen Landesanstalt für Weinbau und Gartenbau in Veitshöchheim.

Photo: Axel von Erffa.

Belousow – in Gruppen durch die einzigartige Gartenanlage beim fürstbischöflichen Sommerschloss geführt.

Das Mittagessen wurde in der Mensa der Landesanstalt eingenommen. Der Nachmittag stand im Zeichen von Vorträgen und Themenführungen auf dem Gelände der Landesanstalt. Aus einem breit gefächerten Programm konnten die Teilnehmer frei wählen. Die Vorstellungen der Referenten übernahmen die Tagungsleiterin, Dr. Verena Friedrich (Universität Würzburg), 1. Vorsitzende der Gruppe Würzburg, und Herr Theobald Stangl, Bundesschatzmeister des Frankenbundes und stellvertretender Vorsitzender der Gruppe Würzburg.

Zum Thema Erwerbsgartenbau sprach Herr Amtsrat Stefan Kirchner, Berater für Energie und Technik im Gartenbau beim GBZ Bayern Nord in Kitzingen. Von ihm erfuhren die Zuhörer interessante Aspekte zum Obst- und Zierpflanzenanbau in Franken. Für den Bereich „öffentliches Grün“ konnte Herr EurProBiol. Dipl.-Biol. Joachim G. Raftopoulos gewonnen werden. Herr Raftopoulos war fast zehn Jahre lang in der höheren Naturschutzbehörde der Regierung von Unterfranken tätig, ist ständiger Referent bei der Gruppe Würzburg des Frankenbundes und Mitglied des Beirates dieser Gruppe. Der Bereich „Sondergärten“ wurde durch ein besonderes Beispiel abgedeckt. Baron Robert von Süsskind, Initiator und „Bauherr“ des Rhododendrongartens Schloss Dennenlohe in Mittelfranken, erzählte engagiert von seinem 1999 eröffneten Gartenprojekt, das mittlerweile Scharen von Besuchern aus ganz Deutschland anzieht. Auch Schau- und Schulgärten gibt es zahlreich in Franken. Der botanische Garten der Universität Erlangen feiert 2014 sein 185jähriges Bestehen. Über den Garten, der auf kleinstem Raum eine überwältigende Vielzahl von Pflanzen und Lebensräumen beherbergt – darunter die inzwischen denkmalgeschützte vor über hundert Jahren künstlich angelegte Jurahöhle – referierte der technische Leiter des Gartens, Herr Claus Heuvelmann.

Nach der Kaffeepause berichtete Dipl.-Ing. Agr. Univ. Klaus Körber von der Landesanstalt für Weinbau und Gartenbau in Veitshöchheim über das außergewöhnliche Projekt „Clematisdorf Erlabrunn“. Zum 800jährigen Ortsjubiläum hatte man sich in Erlabrunn dazu entschlossen, das Dorf mit 800 Clematispflanzen zu begrünen. Diese Idee brachte dem kleinen Ort am Main Besucherströme von nah und fern. Auf Wunsch werden dort auch Führungen zu den meist in Privatgärten kultivierten unterschiedlichsten Clematis angeboten.

Parallel zu den Vorträgen wurden von Seiten der Landesanstalt drei Themenführungen angeboten, die über Balkon- und Beetpflanzen, Gemüse im Hausgarten sowie über Stauden und Gehölze informierten. Der Nachmittag dieser gelungenen Veranstaltung war so schnell verstrichen, dass für das Schlusswort der Tagungsleiterin keine Zeit mehr blieb, die sich dem historischen Aspekt der Gärten in Franken widmen wollte. Die Teilnehmer und alle anderen interessierten „Frankenbündler“ seien hierzu auf das im nächsten Jahr erscheinende Themenheft „Gärten in Franken“ vertröstet, wo sie dann diesen Vortrag in schriftlicher Form werden nachlesen können.



Weißenburg i. Bay., Ellinger Tor. (Photo: Stadt Weißenburg i. Bay.)

*Gesegnete Weihnachten
und für das Jahr 2015
Glück, Gesundheit und Frieden*

wünscht

*allen Bundesfreunden und allen Lesern
die Bundesleitung des Frankenbundes,
Vereinigung für Fränkische Landeskunde und Kulturspflege e. V.*

Inhalt

Aufsätze

<i>Werner Eberth</i> Zwei Prunkzimmer aus fränkischen Schlössern im Berliner Schloss Köpenick . . .	220
<i>Martin Brandl</i> Wo der Ritter den Drachen würgt – Anmerkungen zur Ikonographie des Ersten Weltkriegs auf Schloss Mainberg	232
<i>Alexander Wolz</i> Der Aufstieg des Nationalsozialismus in Kitzingen	240

Kunst und Kultur

<i>Hartmut Schötz</i> Vom Rittergeschlecht zum Kistenfabrikanten – Ein heute erloschener Handwerkerzweig am Beispiel der ältesten Nürnberger Kistenfabrik	265
---	-----

Aktuelles

<i>Thomas Horling</i> Mainberg – ein „Dauersorgenschloss“?	272
---	-----

Frankenbund intern

<i>Peter A. Süß</i> 100 Jahre Zeitschrift FRANKENLAND	276
<i>Reinhold Albert</i> Leo W. Hamm (1926–2014)	280
<i>Peter A. Süß/Paul Beinhofer</i> Bericht über den 85. Bundestag am 18. Oktober 2014 in Bamberg mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden	281
Termine des FRANKENBUNDES im Jahr 2015	288

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

Reinhold Albert	Kreisheimatpfleger für den Altlandkreis Königshofen i.Gr. Schloßstraße 42, Sternberg im Grabfeld 97528 Sulzdorf an der Lederhecke reinholdalbert@t-online.de
Dr. Martin Brandl	Oberkonservator am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege Schloß Seehof, 96117 Memmelsdorf Martin.Brandl@blfd.bayern.de
Werner Eberth	Ehrenamtlicher Kulturreferent des Landkreises Bad Kissingen Maxstraße 36, 97688 Bad Kissingen eberth.bk@t-online.de
Dr. Thomas Horling	Wissenschaftlicher Sekretär der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Hennebergstr. 48, 97453 Mainberg thomas@horling.de
Hartmut Schötz	Feuchtwanger Straße 9, 91522 Ansbach haschoetz@googlemail.com
Dr. Alexander Wolz M.A.	Referendar bei den Staatlichen Archiven Bayerns Tiepolostraße 17, 97070 Würzburg alexander.wolz@gda.bayern.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Werner Eberth

Zwei Prunkzimmer aus fränkischen Schlössern im Berliner Schloss Köpenick

Weitgehend unbekannt ist, dass in dem Berliner Schloss Köpenick – bis zum Groß-Berlin-Gesetz 1920 war Köpenick eine selbständige Gemeinde bei Berlin – zwei Prunkzimmer aus fränkischen Schlössern auch den Zweiten Weltkrieg überlebt haben. Es handelt sich um das Prunkzimmer im Stil der Renaissance aus dem Thüngen-Schloss Höllrich (an der B 27 zwischen Hammelburg und Gemünden, Landkreis Main-Spessart) und um das Prunkzimmer im Stil des Rokoko aus dem Schönborn-Schloss Wiesentheid (Landkreis Kitzingen).

A. Das Prunkzimmer aus Schloss Höllrich

Der aufhaltsame Abstieg eines Baudenkmals „Für das Renaissance-Schloss Höllrich in Unterfranken steht es Fünf vor Zwölf!“

So leitete das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege in seinen Hausmitteilungen 2008¹ einen Bericht über ein Schloss ein, das sich im 16. Jahrhundert die Familie Thüngen leisten konnte, schon im 19. Jahrhundert jedoch nicht mehr. Allerdings hat sie auch alles dafür getan, um für das Familienschloss jede Zukunft auszuschließen.

Schloss Höllrich oder verpflichtet Adel?

Christian Dümmler hat in seinem Aufsatz die Schritte hin zum Abgrund geschildert,

wobei er das Gerücht, das Schloss sollte vom Eigentümer durch einen Stall für die Massentierhaltung von Hähnchen ersetzt werden, nicht erwähnt hat. Zur Vorgesichte schreibt er: *„Der an Burgen und Schlössern alteingesessener rittermannschaftlicher Familien reiche Landkreis Main-Spessart besitzt mit Höllrich eine ganz außergewöhnliche Schlossanlage der Renaissance. Das ehemalige Wasserschloss wurde durch Otto Wilhelm Freiherr von Thüngen (Andreassische Linie, geb. um 1528, † 1568), zu dessen Besitz Höllrich seit 1554 zählte, auf älteren Resten als Zweiflügelbau neu errichtet und aufwendig ausgestattet. In der heute weitgehend ruinösen Anlage haben sich wichtige und vor allem größere zusammenhängende Reste einer gehobenen bauzeitlichen Raumausstattung von stark fragmentierten Wandmalereien sowie Kassettenstuck- und Stempelstuckdecken erhalten.“*

Das auf einem längsrechteckigen, etwa 70 zu 75 m begrenzten Plateau angelegte Schloss liegt im Nordosten des gleichnamigen Dorfes. Der zweigeschossige, satteldachgedeckte Eingangsflügel mit weit vortretendem Torhaus im Süden wird durch zwei runde Ecktürme mit je einem leicht vorkragenden dritten Obergeschoß und schiefergedeckter Welscher Haube akzentuiert. Diesen Ecktürmen entsprachen aus Gründen der Symmetrie zwei kleinere runde Ecktürme auf der Nordseite des massiv umwehrten und einst mit einem Wassergraben geschützten Schlosshofes. Auf diese Weise eine Kastellanlage zitierend, ähnelten die nördlichen, heute nur noch im unteren Geschoß erhaltenen Ecktürme im oberen Aufbau samt Dach vermutlich



Abb. 1: Das sog. Wappenzimmer aus Schloss Höllrich, entstanden um 1560 (Raummaße: 7,35 x 5,85 m, Höhe 2,85 m). Die Vertäfelung besteht aus Kiefernurnier sowie hell und dunkel gebeiztem Riegelahorn auf Nadelholz, sowie Applikationen aus Eiche und Intarsien aus Eschen-, Ahorn-, Nuss- und Pflaumenholz. Die Decke ist kassettiert mit 16 polychrom gefassten Geschlechterwappen aus Lindenholz auf Pflaumenholzurnier sowie Reliefbüsten in den Kreuzungspunkten des Balkengitters. Ein Zeichen hohen Wohnkomforts im 16. Jahrhundert ist der Waschkasten, der aus einem kleinen Tank gespeist wurde, sowie ein eigener Abort nur für dieses Prunkzimmer.

(Kunstgewerbemuseum Staatliche Museen zu Berlin, Photostudio Bartsch, Berlin).

den Ecktürmen am Eingangsflügel. An den Eingangsflügel schließt ein zweigeschossiger, satteldachgedeckter Ostflügel an, dessen gegen Norden gerichteter Treppengiebel mit halbkreisförmigen Muschelaufsätzen aus den 1560er Jahren stammt. Der im Innenwinkel beider Flügel errichtete Treppenturm mit Welscher Haube ist inschriftlich auf das Jahr 1561 datiert.

Im 17. Jahrhundert wechselten die Besitzverhältnisse häufig, bis das Schloss in den Jahren 1724–1726 durch Johann Georg Schenk zu Schweinsberg (1672–1744) eine Erweiterung im Sinne einer Dreiflügelanlage erfuhr. Der zweigeschossige, satteldachgedeckte Westflügel wurde auf Kosten der Symmetrie gegenüber seinem renaissancezeitlichen Pendant allerdings deutlich breiter und länger

angelegt, separat vom Hofher erschlossen und räumlich vom Altbestand weitgehend getrennt. Durch Heirat des Philipp Christoph Dietrich Freiherr von Thüngen (Lutzische Linie, 1696–1780) mit der Teilerbin Juliane Sophie Elisabeth Schenkin zu Schweinsberg (1708–1734) und der Abfindung der beiden verbleibenden Teilerben im Jahre 1744 gelangte Höllich 1745 wieder in die Familie derer von Thüngen.

Seit dem späten 19. Jahrhundert nur noch von einem Verwalter und teilweise von Landarbeitern bewohnt, beschrieb das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege nach einer ersten Ortseinsicht im Juni 1943 das Schloss als stark vernachlässigt. Notwendige Sanierungs- und Bauunterhaltungsmaßnahmen wären freilich erst nach dem Kriegsende und der wirtschaftlichen Konsolidierung

möglich gewesen. Die wiederholte Initiative des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in den 1960er, 1980er und 1990er Jahren und eine verzögernde Haltung des damaligen Eigentümers zeigen jedoch geradezu exemplarisch das Dilemma der staatlichen Denkmalpflege auf, die selbst im Falle eines hochrangigen Baudenkmals und trotz erheblicher Förderzusagen einen schleichenden Verfall nicht verhindern kann, wenn sich der Eigentümer einer Mitwirkung verweigert.

Weil die Einkünfte aus seinem landwirtschaftlichen Betrieb den sachgerechten Unterhalt des seit 1961 endgültig leerstehenden, dringend sanierungsbedürftigen Schlosses nicht erlaubte, beantragte der Eigentümer 1962 den Abbruch, was von Seiten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege



Abb. 2: Schloss Köpenick an der Dahme, aufgenommen von der Langen Brücke.

(Photo: Bezirksamt Treptow-Köpenick).

selbstverständlich abgelehnt werden musste. Gleichzeitig wurde aber vom Landesamt eine Ortsbesprechung mit dem Eigentümer vereinbart, damit, wie es Generalkonservator Dr. Kreisel formulierte ‚ein gangbarer Weg zur weiteren Erhaltung des Objekts‘ gefunden werde, ‚wobei durch Überprüfung des künftigen Verwendungszwecks, der Erhaltungs- und Wiederherstellungskosten sowie der in Frage kommenden Zuschussleistungen des Staates, des Bezirks und des Kreises das denkmalpflegerisch Mögliche auf das finanziell Tragbare abzustimmen‘ sei. Nach dem Ortstermin und einer Kostenschätzung eines freiberuflichen Architekten, der eine Gesamtinstandsetzung auf einen siebenstelligen Millionen DM-Betrag, mindestens aber einen höheren sechsstelligen DM-Betrag bei einer Teilinstandsetzung und gleichzeitigem Teilabbruch veranschlagte, erneuerte der Eigentümer mit Hinweis auf die ihm mögliche geringe freie Finanzspanne seinen Abbruchantrag. Demgegenüber sagte das Landesamt unter der Bedingung, dass sich der Eigentümer zum Erhalt des Gesamtbestandes verpflichtete, eine Unterstützung mindestens in Höhe der für die Teilinstandsetzung erforderlichen Kosten selbst für den Fall zu, wenn Teile des Schlosses in einem nicht bewohnbaren Zustand verblieben.

Diese Option ausschlagend, versuchte der Eigentümer seit den späten 1960er Jahren das Schloss zu veräußern, doch scheiterte dieses Vorhaben trotz ernsthafter Kaufinteressenten. Ein Protokoll des Landesamts attestierte im September 1977 teilweise akute Einsturzgefahr. Als Anfang der 1980er Jahre tatsächlich das Dach des Ostflügels einstürzte und nach einem Sturm Teile der Dacheindeckung des Westflügels abgegangen waren, ergriff das Landesamt erneut die Initiative und empfahl mit Blick auf den mittlerweile besorgniserregenden Zustand eine umfassende zeichnerische Bestands- und Schadensauf-



Abb. 3: Familienwappen der Freiherrn von Thüngen in der Kassettendecke. Es zeigt in Silber einen mit drei roten Wellenpfählen belegten goldenen Balken. Auf dem Helm mit rot-silbernen Decken steht der Rumpf eines Mannes in rotem Kleid, dessen Haupt bedeckt ist mit einer roten Haube. Die Tingierung des Wappens aus der Renaissance entspricht nicht ganz der heutigen, viel differenzierteren Wappenbeschreibung.

(Photo: Werner Eberth).

nahme, um auf gesicherter Grundlage eine Sanierung planen und vor allem die zu erwartenden Kosten objektiv schätzen zu können. Im September 1983 bewilligte das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus auf Vermittlung des Landesamtes eine Förderung von 99 % der veranschlagten Voruntersuchungskosten aus Geldern des Bayerischen Entschädigungsfonds. Umgehend lehnte der Eigentümer ab und erklärte ‚überrascht‘, er habe ‚niemals irgendeinen Antrag auf irgendwelche Zuschussleistungen für die unbewohnte Schlossruine Höllrich gestellt‘ und bat darum, ‚die von Ihnen bezeichneten Mittel auf keinen Fall in irgendeiner Weise an mich oder auf ein Konto für mich‘ zu überweisen. ‚Ich nehme diese Mittel nicht an und ich werde wegen dieser Mittel keinerlei Verpflichtungen übernehmen‘.



Abb. 4: Beim Einbau im Schlossmuseum Berlin 1883 hat man stilgetreu die Herkunft der Renaissancestube in einem Fenster mit Butzenscheiben dokumentiert. Auch diese Fenster haben den Zweiten Weltkrieg überlebt. Nach Angaben des jetzigen Schlossbesitzers sind 1883 auch die drei Fenster samt Fensterstöcken in Höllich ausgebrochen und nach Berlin verbracht worden.

(Photo: Werner Eberth).

Als sich das Landratsamt Main-Spessart bereit erklärte, die Fördermittel treuhänderisch zu verwalten und das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege die fachliche Betreuung der Voruntersuchung übernehmen wollte, erwog der Eigentümer, das Schloss einem seiner Söhne zu überschreiben. Schließlich lenkte er aber ein, und so konnten im Juli 1985 mit dem Entrümpeln erste Arbeiten durchgeführt werden. Um den in weiten Teilen bestandsgefährdenden Zustand zu beseitigen und eine für die Voruntersuchung vollkommen sichere Begehrbarkeit des Objektes herzustellen, erklärte das Staatsministerium sein Einverständnis, dass von den bewilligten Mitteln zunächst 70 % für Notwendigkeitsmaßnahmen verwendet würden. Hierauf konnten im November und Dezember 1986 der Ostflügel unter fachlicher Leitung eines Architekturbüros mit einem Notdach versehen und dessen Renaissancegiebel verklammert, der Westflügel mit Planen notdürftig gedeckt und weitere Abstützungs-

maßnahmen im Erdgeschoß des Südflügels vorgenommen werden. Wegen der fortdauernden Weigerung des Eigentümers, sich an den geplanten Voruntersuchungskosten finanziell zu beteiligen, war das Staatsministerium aber zuletzt nicht bereit, weitere Mittel freizugeben, so dass nur noch eine professionelle Photodokumentation angefertigt wurde. Diese ist nach den Jahren des fortschreitenden Verfalls heute eine unschätzbare Informationsquelle.

Nach einem neuerlichen Erbfall versuchte der neue Eigentümer weitere Fördermittel zu akquirieren. 1990 verursachten Frühjahrsstürme Schäden an den Planabdeckungen, mit denen der barockzeitliche Westflügel notdürftig gesichert war. Wenige Monate später stürzten auch hier Teile der Dachkonstruktion ein. Zur umgehenden Schadensbehebung half das Landesamt finanziell schnell und unbürokratisch mit Haushaltsmitteln aus. Das Landesamt begann auch mit administrativen Vorbereitungen für eine Rohbauplanung 'unter Dach und Fach' im Rahmen eines Mehrjahresplanes unter erheblicher finanzieller Förderung aus Mitteln des Bayerischen Entschädigungsfonds und der Deutschen Stiftung Denkmalschutz. Doch auch diese Initiative des Denkmalamtes blieb erfolglos, weil der Eigentümer u.a. mit Hinweis auf die ungeklärte künftige Nutzung im Mai 1992 den Maßnahmenbeginn schriftlich untersagte.

Im Sinne des Art. 4 Denkmalschutzgesetz hätte das Landratsamt die erforderlichen Erhaltungsmaßnahmen anordnen oder diese als Ersatzvornahme durchführen lassen können, freilich ohne in der Lage zu sein, eine dauerhafte Lösung herbeizuführen, weil es nach wie vor einer realistischen Nutzungsperspektive bedurfte. Und so schien es ein Glücksfall zu sein, dass sich zu diesem Zeitpunkt die Verwaltungsgemeinschaft Gemünden für das Schloss zu interessieren

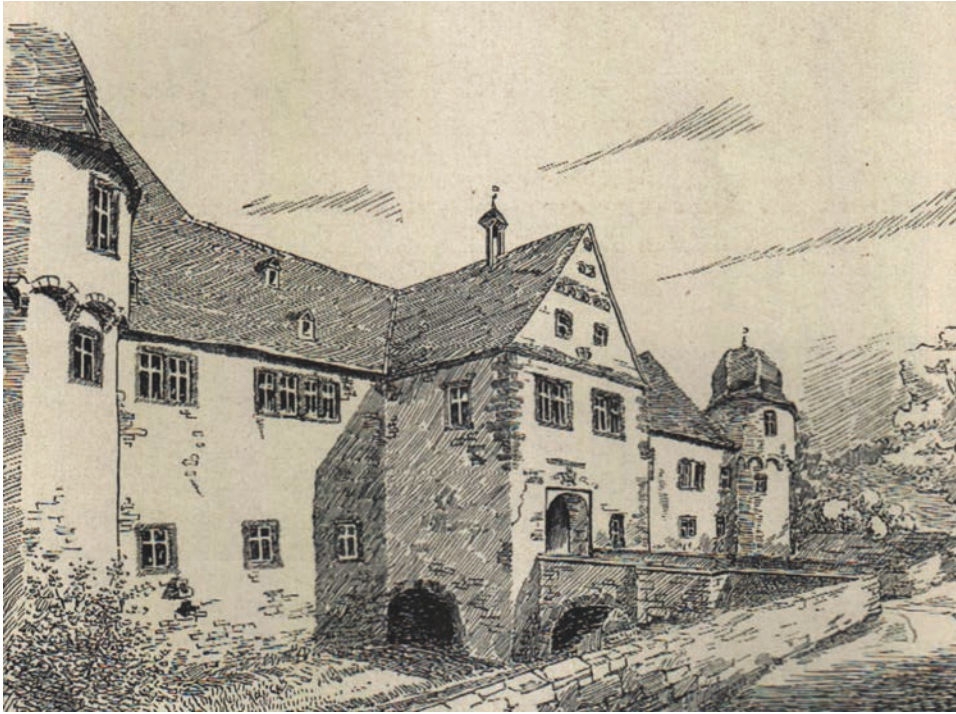


Abb. 5: Bei der Inventarisierung der Kunstdenkmäler von Bayern 1920 hat K. Müllerklein Schloss Höllrich, Bezirksamt Gemünden, Gemeinde Höllrich noch in einem ansprechenden Zustand gezeichnet. (Repro: Werner Eberth).

begann, um es als Verwaltungssitz instand zu setzen und um auf diese Weise auf einen gleichzeitig in der Diskussion stehenden Verwaltungsneubau verzichten zu können. Auch für dieses Vorhaben wurde aus Mitteln des Bayerischen Entschädigungsfonds eine namhafte Förderung bei gleichzeitiger Inanspruchnahme weiterer möglicher Fördergeber wie der Bayerischen Landesstiftung, der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und der Städtebauförderung in Aussicht gestellt. Als sich während der Verhandlungen aber der Eigentümer entschied, das Schloss der Verwaltungsgemeinschaft nicht mehr, wie zunächst gedacht, im Sinne eines Erbbauvertrages zu überlassen, sondern es nur käuflich abzugeben, scheiterte auch diese, vielleicht

überzeugendste Option alleine aus dem Grunde, weil ein örtliches Kreditinstitut der Verwaltungsgemeinschaft ein weiteres Darlehen verweigerte.

Im Frühjahr 1995 erwarb ein Privatmann das Schloss, führte hoch motiviert, aber ohne Gesamtkonzept Sicherungsmaßnahmen durch und richtete sich im Erdgeschoß von Süd- und Westflügel eine kleine Wohnung her. Im Frühjahr 2000 bat er das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege um weitere Unterstützung. In einer Ortsbesprechung wurde das Vorgehen abgestimmt. Das Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst signalisierte wiederum seine Unterstützung, dies jedoch nur unter der Voraussetzung, dass eine Gebietskörperschaft des



Abb. 6: Tür der Prunkstube aus Schloss Höllich um 1555. (Riegel-)Ahorn auf Nadelholz furniert; Schnitz- und Drechselarbeit in Eiche und Linde; Marketerie in Esche und Obsthölzern (gefärbt, brandschattiert); Nische und Beschläge in Eisen (verzinkt).

(Photo: Fotostudio Bartsch, Berlin).

öffentlichen Rechts, also z.B. die zuständige Gemeinde Karsbach, der Landkreis (Main-Spessart) oder der Bezirk Unterfranken, als Träger der Maßnahme aufträte. Hierauf beauftragte die Gemeinde Karsbach das bereits in den 1980er Jahren mit Schloss Höllich befasste Architekturbüro mit vorbereitenden Voruntersuchungen, die weitgehend aus Mitteln des Bayerischen Entschädigungsfonds finanziert wurden. Die Kosten für eine erste Basisinstandsetzung ‚unter Dach und Fach‘ schätzte man damals auf einen siebenstelligen Millionen DM-Betrag. Die nun vom Landratsamt erwogene Gründung eines Zweckverbandes mit dem Ziel der umfassenden Gesamtinstandsetzung fand von Seiten möglicher Fördergeber aber keine Unterstützung, weil unter diesen Voraussetzungen mehrere Millionen öffentlicher Gelder hätten bereitgestellt werden müssen. Der jetzige Eigentümer hat zwischenzeitlich weitere Anstrengungen unternommen und im Jahre 2006 das Dach über dem barocken Westflügel mit einer Biberschwanzziegeleindeckung instand setzen lassen. Nun scheinen seine Möglichkeiten endgültig erschöpft zu sein.“

Soweit das Landesamt für Denkmalpflege zum fast unaufhaltsamen Abstieg des Schlosses. Durch Maßnahmen des heutigen Eigentümers ist wenigstens der weitere Verfall gestoppt.

Bei dem Dorffest 2014 „825 Jahre Höllich“ – pikanterweise unter der Schirmherrschaft eines Freiherrn von Thüngen – zeigte sich, dass der neue Eigentümer des Schlosses dieses wenigstens teilweise einer Nutzung zugeführt hat, wobei allerdings noch wesentlicher Baubestand Ruine ist.

Verkauf der Renaissancestube 1883 an das Kunstgewerbemuseum Berlin

Dass die Familie Thüngen sich schon im 19. Jahrhundert von ihrem Wasserschloss

im Saaletal verabschiedet hatte, zeigt der Umstand, dass ihr Domänenamt in Zeitlofs eine prachtvolle vertäfelte Renaissancestube, die um 1560 entstanden sein dürfte, bereits 1883 an das Kunstgewerbemuseum Berlin (Schlossmuseum)² verkaufte. Über diese Prunkstube schreibt Dümmler: *„Im Obergeschoß des Ostflügels von Schloss Höllrich befand sich bis 1883 die vertäfelte Renaissancestube, die seinerzeit über einen Hinterladerofen beheizbar war und über drei gekoppelte Fenster beleuchtet wurde. Sie zählte zu dem repräsentativen Bereich einer aus Stube und unbeheizter Kammer bestehenden Wohneinheit, die wahrscheinlich anlässlich der Hochzeit des Bauherren Otto Wilhelm Freiherr von Thüngen mit Anna Zobel von Giebelstadt († nach 1562) in Auftrag gegeben worden war. Ein solches, zwei Zimmer umfassendes Gemach entsprach einem sich seit dem späten Mittelalter entwickelten Raumprogramm für landesherrliche Schlösser, wobei in aller Regel von der Kammer, die auch als Schlafraum diente, ein Abort unmittelbar zugänglich gewesen ist.“*

Die Erwerbsakten sind im Zweiten Weltkrieg in Berlin vernichtet worden, erhalten hat sich jedoch in den Inventarbüchern des Kunstgewerbemuseums Berlin der Vermerk, dass das Getäfel samt Ofen 1883 vom Freiherrlich von Thüngen'schen Rentamt Zeitlofs für 8.000 Mark gekauft wurde.³

Dass es dabei nur um die Ausschachtung des Schlosses zu Gunsten der Landwirtschaft ging, zeigt das Bekenntnis eines Insiders und Familienchronisten, des Freiherrn Rudolf von Thüngen in seiner 1926 erschienenen umfangreichen Schrift „Das reichsritterliche Geschlecht der Freiherrn von Thüngen – Forschungen zu seiner Familiengeschichte, Andreasische Linie, 1. Teil“.⁴



Abb. 7: Schloss Höllrich heute.
(Photo: Werner Eberth).

Dort schreibt er: *„Alfred und Conrads Vormund, Egon von Wedell-Parlow, verkaufte im Jahr 1883 die Holzvertäfelung eines Zimmers aus dem Schlosse an das Berliner Gewerbemuseum. Der Erlös verhalf ihnen zur Wiederinstandsetzung von Viehställen, während das Tafelwerk im Berliner Museum – glänzend wiederhergestellt – auch der größeren Allgemeinheit Zeugnis von der hohen kunstgewerblichen Blüte Frankens zur Zeit der Reformation ablegt.“*⁵

Es wäre besser gewesen, die Renaissancestube im Schloss zu belassen und dieses mit einem solchen Prunkstück an einen der vielen neuen Reichen der prosperierenden Kaiserzeit zu verkaufen. Durch den Ausbau hat es wenigstens an dem weiteren langsamen Verfall des Schlosses nicht mehr teilgenommen, hätte jedoch in der stark bombardierten Reichshauptstadt in einer halben Stunde verbrennen können.

Neuausstellung in Schloss Köpenick

Bei der Auslagerung des Inventars aus dem besonders bombengefährdeten Berliner Stadtschloss wurde offenbar die Höllricher Prunkstube in Schloss Köpenick⁶ verwahrt, wo es von Bomben verschont



Abb. 8: Die Ausstellungsräume mit den beiden fränkischen Prunkzimmern liegen sich in Schloss Köpenick am Gang gegenüber. Das Bild zeigt die Pracht des Wiesentheider Spiegelkabinetts.

(Photo: Fotostudio Bartsch, Berlin; vom Verfasser entzerrt).

blieb. Seit 1963 wurden in Schloss Köpenick die im Ostteil Berlins noch vorhandenen Sammlungsteile des ehemaligen Schlossmuseums Berlin ausgestellt.⁷ Seit der Wiedervereinigung ist es eine Dependence des Kunstgewerbemuseums Berlin. Schloss Köpenick wurde nach seiner im Sommer 2002 abgeschlossenen Sanierung am 27. Mai 2004 als Museum der Raumkunst aus Renaissance, Barock und Rokoko wiedereröffnet.

Nach einer umfangreichen Restaurierung seit 2004 hat die Thüngen'sche Renaissancestube aus Schloss Höllich im Kunstgewerbemuseum Schloss Köpenick einen Ehrenplatz. Freiherr Rudolf von Thüngen hätte diese sicher als „glänzend wiederhergestellt“ bezeichnet.

B. Das Spiegelkabinett aus Schloss Wiesentheid

Im Fall des Prunkzimmers aus dem Schloss Wiesentheid war die Reaktion der frühe-

ren Eigentümer genau umgekehrt wie im Fall der Familie Thüngen. Während diese den Verkauf 1883 als eine Maßnahme zur Erhaltung und Aufwertung des Prunkzimmers hingestellt haben, hat der heutige Schlossbesitzer von Wiesentheid Graf Schönborn bzw. seine Verwaltung den Verkauf des Wiesentheider Prunkzimmers anfangs als „Leihgabe“ beschönigt.

Mit Schreiben vom 13. Februar 2013 hat die Kuratorin der Schönborn'schen Kunstsammlungen, Dorothee Feldmann M.A., nach längerer Recherche folgendes eingeräumt: „Auch wir besitzen nicht mehr Informationen zu dem Verkauf der Wandvertäfelung des Spiegelkabinetts aus Schloss Wiesentheid, als Sie im Kunstgewerbemuseum Berlin erfahren haben. Aus den für die wissenschaftliche Bearbeitung des Spiegelkabinetts gesichteten Archivalien geht nicht hervor, wann, warum und an wen man die Tafeln veräußert hat. Vermutlich wurden sie 1872 im Zuge von Umbaumaßnahmen entfernt und einige Zeit später nach Würzburg verkauft. 1943 wurden sie dann aus österreichischem Privatbesitz vom Kunstgewerbemuseum Berlin angekauft. Allerdings fehlen auch dort die eigentlichen Bildtafeln, die sich unseres Wissens nach noch in einer unbekannten Privatsammlung befinden. Der Rest der Einbauten befindet sich nach wie vor in Schloss Wiesentheid. In Schloss Köpenick hat man mittels diverser Nachbauten versucht, den Gesamteindruck eines solchen barocken Raumgebildes nachzuempfinden.“

Der Kurator der Möbelsammlung und Betreuer der Handbibliothek des Kunstgewerbemuseums Berlin, Dr. Achim Stiegel, teilte mit Schreiben vom 31. Januar 2013 folgendes mit: „Das Spiegelkabinett gehört zu einem Appartement, das Rudolf Franz Erwein Graf zu Schönborn für sich und seine Frau im Obergeschoss des Schlosses im fränkischen Flecken Wiesentheid einrich-

ten ließ. Die fünf Zimmer nehmen die Gartenseite des Renaissancebaus ein, in deren Mitte der Balkon des Spiegelkabinetts liegt. Die schon früh verbriefte Bezeichnung als Spiegelkabinett geht auf die stark verspiegelte Stuckdecke und einen ursprünglich größeren Spiegel auf der Stirnwand zurück. Die Decke und der Fußboden sind noch heute im Schloss vorhanden; der originale, aufwendig markettierte Tafelfußboden konnte nach über 150-jähriger Trennung und nach aufwendiger Restaurierung durch das Kunstgewerbemuseum von 2004 bis 2009 als Leihgabe zusammen mit dem Getäfel gezeigt werden.

Die Wandverkleidung besteht aus einem Gerüst schlanker Rahmenfelder, die insgesamt acht breitere Füllungsflächen präsentieren. Dabei wird die gesamte Gliederung über die Markettierung⁸ der Fläche erzielt und wirkliche Profile sind nur sehr sparsam eingesetzt. Heller und dunkel gemaselter Nussbaum und grüngestreifte Bänder sind die wesentlichen Elemente dieser Dekoration, die dem zu Anfang des 18. Jahrhunderts modernen Stil des Laub- und Bandelwerkes angehören. Das zentrale Schmuckmotiv der breiten Füllungen zeigt eine kostbare Garnitur aus einem Postamenttisch, der vor einem textil anmutenden Dekor einen wohl silbernen Tafelaufsatz trägt. Darüber befand sich einst das Herzstück der Ausstattung, denn an Stelle der erst später eingefügten Spiegel saßen in den vergoldeten Rahmen acht Bildtafeln, die unter den Wappen der Schönborn Szenen aus dem Leben des Kaisers von China zeigten.

Als der Tischlermeister Johann Georg Neßtfell⁹ (1694–1762) seine Rechnung für das Kabinett stellte, berechnet er für die in 85 Wochen mit zwei Gesellen und einem Lehrlingen geleistete ‚fñnehm̃bste furnir ar̃beith‘ (ohne die acht Bildtafeln) 508 Gulden – ein ganzes Haus am Würzburger Rathausplatz kostete kaum das Doppelte. Zur originalen Ausstattung gehörte noch ein En-



Abb. 9: Diese Detailansicht der Wandvertäfelung des Zimmers lässt die handwerkliche Kunst von Johann Georg Neßtfell erahnen.

(Photo: Werner Eberth).

semble aus einem Konsoltisch, zwei Tabourets (vierbeinige Hocker), einer Tischuhr und dem bereits genannten großen Spiegel. Alle Teile waren wie die verschollenen Tafeln in kostbar graviert und gefärbter Boullemarketerie¹⁰ dekoriert. Sie unterstrichen so den repräsentativen Charakter dieses bedeutenden Werks barocker Raumkunst.“

Während das Renaissance-Zimmer aus Schloss Höllich im Museum zu Köpenick begehbar ist, kann man das Spiegelkabinett aus Wiesentheid nur aus dem Türbereich bewundern.

Der Unterschied in der Bewertung der Verkäufe im 19. Jahrhundert ist bei den früheren Eigentümern anscheinend verschieden. Die Freiherren von Thüngen bekennen sich zu dem Verkauf, den Grafen von Schönborn ist dieser heute dem

Anschein nach unerklärlich und fast peinlich. Dabei könnten, wenn gewünscht, die Schönborn das frühere Prunkzimmer nach Wiesentheid zurückholen und wieder am Ursprungsort einbauen, während das Schloss Höllrich zumindest in dem Teil, in dem die Renaissance-Prunkstube eingebaut war, wegen Einsturzgefahr nicht zu betreten ist.

Werner Eberth war juristischer Staatsbeamter am Landratsamt Bad Kissingen und ist als Kreisheimatpfleger ehrenamtlicher Kulturreferent des Landkreises. Aus seiner Feder sind im Eigenverlag über 20 Bücher erschienen. Seine Anschrift: Maxstraße 36, 97688 Bad Kissingen, Eberth.BK@t-online.de.

Literatur und Archivalien:

- Bezirksamt Gemünden. Kunstdenkmäler von Bayern, Bd. 3 (Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg), Heft 22, bearb. v. Adolf Feulner. München 1920, S. 62–69.
- Ganslandt, Christiane: Die holzvertäfelte Stube aus dem mainfränkischen Schloss Höllrich im Kunstgewerbemuseum Berlin. Ihre kunsthistorische Analyse und ihre Bedeutung im ursprünglichen Kontext. Masterarbeit (Technische Universität Berlin, Fachbereich Geschichtswissenschaft, Fachgebiet Kunstwissenschaft [Masch. schr.]), Berlin 1998.

- Lochner, Stefan: Die Renaissancemalereien in Schloss Höllrich. Untersuchung, Technologie und Konservierung einer bemalten Fachwerkwand. Diplomarbeit (Fachhochschule Köln, Fachbereich Restaurierung und Konservierung von Kunst- und Kulturgut [Masch. schr.]), Köln 2000.
- Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Ortsamt Schloss Höllrich 1924–2007 sowie Photodokumentationen Schloss Höllrich 1984 und 1986.

Anmerkungen:

- 1 Denkmalpflege-Informationen 2008 (Nr. 139), S. 30–34. Oberkonservator Dr. phil. Dipl.-Ing. Christian Dümmler war damals der zuständige Gebietsreferent in der praktischen Bau- und Kunstdenkmalpflege. Ich danke ihm für ergänzende Mitteilungen.
- 2 In der Weimarer Republik wurde das seit der Revolution leerstehende Berliner Stadtschloss auf der Spreeinsel im Stadtbezirk Mitte 1921 als Schlossmuseum Berlin genutzt. Dabei wurden Exponate aus dem Berliner Kunstgewerbemuseum, gegründet 1868 als Deutsches Gewerbe-Museum zu Berlin und 1879 in Kunstgewerbemuseum umbenannt, eingegliedert. Im Zweiten Weltkrieg wurden die Museumsräume und Teile des Bestandes zerstört und die durch Auslagerung erhaltenen Sammlungen zwischen Ost- und West-Berlin aufgeteilt. Das nur ausgebrannte Stadtschloss wurde bekanntlich 1950 durch SED-Generalsekretär Walter Ulbricht gesprengt und vollständig beseitigt. Der 1973–
- 3 1976 erbaute Palast der Republik wurde 2006–2008 ebenfalls abgerissen (nach Wikipedia).
- 3 Freundliche Mitteilung Dr. Achim Stiegel, Kunstgewerbemuseum Köpenick, vom 02.01. 2013.
- 4 Reprint der Ausgabe von 1926, in: Reihe IX, Darstellungen aus der fränkischen Geschichte, Bd. 43. Neustadt a.d. Aisch 1997.
- 5 Ebd., S. 899.
- 6 Köpenick ist eine alte slawische Siedlung südwestlich von Alt-Berlin. Das Jagdschloss wurde auf einer Insel zwischen Dahme und Spree 1558 von Kurfürst Joachim II. im Stil der Renaissance errichtet und unter Kurfürst Friedrich III. barock umgestaltet. Für die preußische Geschichte ist die Tatsache von Bedeutung, dass dort 1730 das Kriegsgericht tagte, das auf Befehl von König Friedrich Wilhelm I. sowohl Kronprinz Friedrich als auch seinen Freund Katte wegen Fahnenflucht zum Tod verurteilen sollte. Bekannt geworden ist das damals wohlhabende

Städtchen Köpenick durch den Schuster Wilhelm Voigt, der 1906 in der Uniform eines preußischen Hauptmanns im Rathaus Köpenick die Ausstellung eines Passes erzwingen wollte, wofür die Stadt nicht zuständig war. Zuständig wäre das Landratsamt in Treptow gewesen. Der Stadtkern von Köpenick, das 1920 nach vergeblichen Widerstand Groß-Berlin angeschlossen worden war, blieb von Bomben verschont.

- 7 Unter dem Titel „Kunstgewerbemuseum“ hatte die DDR keine zu großen ideologischen Probleme, ein solches Prunkstück der Renaissance aus einem Adelsschloss zu zeigen. Man konnte zur politischen Rechtfertigung ja immer noch sagen, man zeige ein Beispiel der Ausbeutung der arbeitenden Bevölkerung durch den Feudalismus.
- 8 Marketerien sind, wie auch Intarsien, Einlegearbeiten aus Holz oder anderen Materialien. Wenn auch der Begriff „Intarsie“ geläufiger ist, so darf man die beiden Begriffe dennoch nicht verwechseln: Während bei der Intarsientechnik dünne Materialplättchen in Vollholz eingearbeitet werden, fügt der Kunsthandwerker bei Marketerien ausschließlich dünne Materialien, meist Furniere zusammen; zitiert nach Wikipedia.
- 9 Johann Georg Neßtfell; auch Nespel (geboren 1694 in Alsfeld; verstorben 1762 in Würzburg) war ein deutscher Ebenist und Mechanikus. Der Sohn eines Schwarzgerbers, Krämers und Schreiners ging in der Werkstatt seines Großvaters als Schreiner in die Lehre. 1713 wurde er als Geselle freigesprochen, konnte danach aber (wohl aus finanziellen Gründen) den Meisterstatus nicht erlangen. So konnte er sich lediglich bei fürstlichen und kirchlichen Auftraggebern bewerben, die Handwerker außerzünftig mit Aufträgen betrauten. 1717 trat er in die Dienste der Grafen von Schönborn, für die er zunächst zahlreiche Aufträge auf Schloss Wiesentheid ausführte, wo er auch Gehilfe von Balthasar Neu-

mann war. Weiter stattete er mehrere Klosterbibliotheken aus, so in Münsterschwarzach, Kloster Banz sowie St. Stephan in Würzburg. Diese Arbeiten sind jedoch zum großen Teil zu meist nicht mehr erhalten. Außerdem verdingte er sich als Feldvermesser und Risszeichner für Rudolf Franz Erwein Graf von Schönborn. Während seiner Tätigkeit in Banz begann Neßtfell autodidaktisch mit astronomischen Studien und dem Bau von Planetenmaschinen. Im Auftrag des Fürstbischofs Adam Friedrich von Seinsheim fertigte Neßtfell in den Jahren 1759 bis 1760 eine weitere Planetenmaschine, die später in das Physikalische Kabinett der Universität zu Würzburg übergang und von dort 1877 vom Bayerischen Nationalmuseum gekauft wurde, wo sie sich noch heute befindet. Diese Maschine hat Johann Peter Wagner durch metallenen Figurenschmuck mit einer szenischen Darstellung des ptolemäischen Systems erweitert. Eine 1750 in Würzburg gedruckte Schrift enthält eine ausführliche Beschreibung der Maschine, ebenso die 1772 entstandene Handschrift des Würzburger Paters Fridericus a Santo Christophoro. Beide Schriften befinden sich heute in der Bayerischen Staatsbibliothek München, zitiert nach Wikipedia.

- 10 André-Charles Boulle (1642–1732) war ein französischer Möbeltischler. Er ist ein wichtiger Repräsentant des barocken Repräsentationsstiles Louis XIV. Boulle arbeitete bis zur vorübergehenden Schließung der königlichen Manufaktur im Jahre 1694 überwiegend für den französischen Hof. Seine Arbeiten beeinflussten die Kunsttischlerei in ganz Europa. Die durch André-Charles Boulle weiterentwickelte und nach ihm benannte Boulle-Marketerie unterscheidet sich von der herkömmlichen Marketerie im Hinblick auf die verwendeten Materialien; zitiert nach Wikipedia.

Wo der Ritter den Drachen würgt – Anmerkungen zur Ikonographie des Ersten Weltkriegs auf Schloss Mainberg¹

Schloss Mainberg blickt auf eine über achthundertjährige Geschichte zurück: Als Sitz der Henneberger erlebte es im Spätmittelalter glanzvolle Zeiten. Im 19. und 20. Jahrhundert diente es zunächst Wilhelm Sattler als Bayerns erste Tapetenfabrik und Ort seiner legendären Kunstsammlung. Von 1916 bis 1918 schuf der Münchner Architekt Franz Rank für den Mitbegründer der Schweinfurter Kugellagerindustrie Ernst Sachs eine vorzüglich erhaltene Raumausstattung im Stil des Historismus. Besonders interessant sind dabei die Bezüge zum Ersten Weltkrieg in der Raumdekoration.

Zum hundertsten Mal jährte sich am 1. August 2014 der Ausbruch des Ersten Weltkriegs, also jenes Krieges, bei dem nach den Worten des damaligen britischen Außenministers Sir Edward Grey in Europa die Lichter ausgingen. Den materiellen und geistigen Verheerungen dieses Kriegs zum Trotz waren der Kriegsausbruch und die ersten Kriegsjahre von nationaler Euphorie gekennzeichnet, die in vielfältiger Form Niederschlag fand. Vorrangig spiegelt sich die aufgeheizte Stimmung dieser Monate in der Presseberichterstattung wider, aber auch in Gedichten und Karikaturen. Eines der ganz wenigen Beispiele dieser Kriegsbegeisterung in der zeitgenössischen Ausstattungskunst steht in engem Zusammenhang mit Ernst Sachs aus Schweinfurt, der einer der erfolgreichsten Industriellen im Deutschen Reich

war. Der maßgebliche Mitbegründer der Schweinfurter Kugellagerindustrie fand während des Ersten Weltkriegs den Residenzort, den er für Repräsentation, Gästeempfang und nicht zuletzt angemessenes Wohnen gesucht hatte: Im Dezember 1915 erwarb er Schloss Mainberg, das in malerischer Lage im mittleren Maintal auf einer Bergkuppe mit Fernblick auf Schweinfurt und das Steigerwaldvorland liegt. In Mainberg war bis Sommer 1914, als er seinen Wirkungskreis nach Schloss Elmau verlegte, der freireligiöse Prediger Dr. Johannes Müller tätig gewesen. Im Frühjahr 1916 begann Sachs mit den Umbauarbeiten, die Ende 1918 im Wesentlichen abgeschlossen waren.

Ernst Sachs wählte das renommierte Münchner Architektur- und Baugeschäft Gebr. Rank, das in einem sehr guten Ruf stand und auf zahlreiche Referenzprojekte großbürgerlichen Wohnens verweisen konnte. Insbesondere alle Spielarten des münchenerisch geprägten Historismus, gelegentlich erweitert um Arbeiten im sogenannten Heimat- und Jugendstil, waren der Schwerpunkt im künstlerischen Schaffen des Architekten Franz Rank. Er widmete sich hauptsächlich der Entwurfsarbeit. Seine Brüder Josef und Ludwig kümmerten sich um technische Bauten und Eisenbetonkonstruktionen bzw. Geschäftsführung und Akquise. Wie Franz Rank in seinen Lebenserinnerungen mitteilt, waren die Arbeiten für Mainberg „... *ein lustiges Schaffen. Ich zeichnete jede Decke, jedes Türschloß, jeden Beleuchtungskörper, also jedes Detail. Da ich auch die Verga-*

be der Arbeiten in der Hand behielt, konnte ich, unter der Vorlage der Offerten an Sachs, eine Menge Arbeiten an Münchner Künstler, wie Matthäus und Heinz Schiestl, Hermann Stockmann, Josef Rösl, Erlacher, Heilmaier, Ringer, Quidenus, Prof. Doerner und andere vergeben.“ Die hier zum Ausdruck kommenden Arbeitsgemeinschaften zwischen Architekt und bildenden Künstlern lassen sich z.B. auch beim Zeitgenossen Max Littmann in anderer Zusammensetzung nachweisen und waren typisch für das baukünstlerische Schaffen des Historismus.

In enger Abstimmung mit dem Bauherrn entstanden differenzierte Raumfluchten, die geschickt von repräsentativer Nutzung mit Ritter- und Speisesaal, Diele und Halle, Damen- und Herrenzimmer, hin zum gehobenen Wohnen im engeren Familien- und Freundeskreis (Fürstenzimmer, Jagdzimmer, Esszimmer) bis zu den rein privaten Rückzugsräumen mit Bad, Ankleide, Schlafzimmer und Privattreppenhaus gestaffelt waren. Alles in allem ein Raumprogramm, das für die klassische Unternehmervilla in der vertikalen Anordnung typisch ist und hier vom Architekten horizontal in ein Geschoss in die mittelalterlichen Schlossmauern integriert wurde.

Beim Durchschreiten der Räume trifft der Besucher bis heute vor allem in den Repräsentationsräumen auf schriftliche und bildliche Hinweise, die sich eindeutig auf den Ersten Weltkrieg und damit das damalige Zeitgeschehen beziehen. So steht über der Kaminhaube in der Diele in stuckierter Fraktur: *„im Krieg gebaut / auf Sieg vertraut / 1917“*. Am Marmorsims der Kaminhaube in der Halle finden wir eine über Eck und einen besiegten Drachen reitende Georgfigur, flankiert von den Worten *„viel Feind“* und *„viel Ehr“* sowie umlaufend die Worte aus der berühmten Reichstagsrede Kaiser Wilhelms II. vom 4. August 1914:



Abb. 1: Marmorfries des Kamins in der Halle von Max Heilmaier.

Photo: Eberhard Lantz, BLfD.

„Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!“ (Abb. 1).

Im Rittersaal schließlich sitzen auf den beiden Radleuchtern je zwei Soldatenköpfe, die den Viererbund (Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien, Türkei) symbolisieren sollen und zusätzlich stark national ausgerichtete Inschriften aufweisen. Zusätzlich wachen an der Saaleingangstür bis heute zwei jetzt harmlos dreinschauende karyatidenähnliche Männerköpfe, die bauzeitlich jedoch mit Stahlhelm, Gasmaske und Stielgranate ausgestattet waren. So befremdlich diese ganz selbstverständlich in das historisierende Dekor eingebundenen Kriegsbezüge auf uns wirken mögen, so sehr stellen sie ein sehr sel-



Abb. 2: Das Herrenzimmer mit dem Leuchter über dem Billardtisch.

Photo: Stadtarchiv Schweinfurt.

tenes und damit umso wertvolleres Zeugnis der in den privaten Wohnbereich vorgedrungenen Kriegsbegeisterung dar. Wie der erhaltene Schriftverkehr detailliert belegt, gingen die Vorschläge für diese Propagandaikonographie allesamt vom Büro Rank aus. Ernst Sachs musste nur zustimmen, was er sicher aufgrund seiner deutschnationalen und patriotischen Gesinnung gerne getan hat.

Bislang fehlte jedoch ein Bestandteil: Der große Deckenleuchter aus dem Herrenzimmer, welches im Stil der süddeutschen Spätgotik gehalten ist. Aufgrund glücklicher Umstände gelang es 2013 der Sparkasse Schweinfurt, den Leuchter aus Münchner Privatbesitz zu erwerben und vorläufig im Museumsdepot der Städtischen Sammlungen von Schweinfurt einzulagern. Der Leuchter war, wie die gesamte mobile Ausstattung des Schlosses, in der Zeit vom 27. bis zum 30. September 1960 von der Zentralen Pfandverwertungsstelle beim Finanzamt Nürnberg-Nord zwangsversteigert worden. Damals wurde die auf die Raumausstattung Bezug nehmende Möblierung in alle Winde zerstreut. Im

Versteigerungskatalog ist der Leuchter in Abschnitt VI unter der Nummer 26–381 als „Eisengeschmied. Lüster m. Holzplastik St. Georg m. d. Drachen, nach Schiestl“ aufgeführt. Diese nicht ganz richtige Beschreibung übersieht ein pikantes Detail, das Anton Memminger, der 1917 im Auftrag von Sachs eine prachtvoll illustrierte Schlossgeschichte und Beschreibung publiziert hatte, so wiedergab: „Ein junger geharnischter Recke mit einem dreigestaltigen Ungeheuer kämpfend, dessen Köpfe als englische Bulldogge, als gallischer Hahn und als russischer Bär zu erkennen sind, bildet von einem vergoldeten, mit gotischen Linien gezierten Eisenkorb umgeben den Beleuchtungskörper des Raumes.“ Bislang war der Leuchter mit der eingestellten Figur nur aus historischen Photographien bekannt (Abb. 2).

Konzeptionell geht auch er nachweislich auf Franz Rank zurück, der sich für den Leuchter und das Herrenzimmer von Beispielen aus dem damals vielgelesenen Standardwerk ‚Das Deutsche Zimmer‘ von Georg Hirth inspirieren ließ. Der Leuchter sowie der darunter befindliche



Abb. 3: Das Leuchtergestell greift spätgotische Vorbilder auf.

Photo: Städtische Sammlungen, Schweinfurt.



Abb. 4: Der Ritter, zeitgenössisch als „Siegfried“ bezeichnet, weist noch die Originalfassung auf.

Photo: Städtische Sammlungen, Schweinfurt.

Billardtisch (für Karambolagebillard) wie auch die übrigen Einrichtungstücke sind in neugotischen Formen gehalten, also einem zum mittelalterlichen Schloss durchaus passenden Stil.

Geschaffen hat den Leuchter jedoch nicht der Bildhauer Heinz Schiestl, der als Schöpfer der Soldatenköpfe im Rittersaal und der Ausstattung des Jagdzimmers belegt ist, sondern vielmehr Max Heilmaier (1869–1923), dessen Kunst man, in zeitgenössischen Worten (Thieme/Becker, 1924/25) ausgedrückt, „...im Volkstum in völkischer wie religiöser Beziehung aufs festeste verwurzelt...“ ansah. Heilmaier, der bei Jakob Bradl sowie an der Münchner Akademie bei Sirius Eberle und Hackl

gelernt hatte, war seit 1907 Professor an der Kunstgewerbeschule in Nürnberg. Von 1896 bis 1899 schuf er zusammen mit Heinrich Düll und Georg Pezold, den vor allem unter dem Architekten Max Littmann meistbeschäftigten Bildhauern der Prinzregentenzeit, in München das programmatisch völlig anders geartete Friedensengeldenkmal über der Isar an der Prinzregentenstraße. Charakteristisch für seine späteren Werke ist sein „Anknüpfen an deutsch-gotische Traditionen ohne direkte Nachahmung“ (Thieme/Becker), wofür die auch sonst in Schloss Mainberg erhaltenen Werke beredtes Zeugnis abgeben: Die Portalfiguren der Margarete von Braunschweig und des Wilhelm von Hen-



Abb. 5: Das dreiköpfige Ungeheuer soll die Triple-Entente, also Russland, Frankreich und Großbritannien, darstellen.

Photo: Städtische Sammlungen, Schweinfurt.



Abb. 6: Auf dem Sockel wurden, ganz in mittelalterlicher Manier, die Wappen der beiden Industriellenfamilien Sachs und Höpflinger angebracht.

Photo: Städtische Sammlungen, Schweinfurt.

neberg im Innenhof des Schlosses sowie der schon erwähnte Marmorkaminfries in der Halle stammen ebenfalls von Max Heilmaier.

Das vierstängige Leuchtergestell besteht aus matt vergoldetem Eisen in schlanker Käfigform mit Kugelknospenbesatz im oberen Teil (Abb. 3). Am unteren Ende springen je vier Hirsche auswärts, umgeben von Eichenlaub. Letzteres mündet in die vier elektrifizierten Leuchterschalen. Eine achteckige Stellfläche hält die Konstruktion unten zusammen, oben münden die nun spitzbogenartig geformten Eisenstäbe in eine Stabauflhängung. Der „Recke“ besteht aus gefasstem Holz (Linde?)

und ist mit einem spätmittelalterlichen, kräftig rot gefassten Harnisch gekleidet (ohne Helm, Abb. 4).

In der linken Hand hält er ein auffällig großes Schwert und steht mit beiden Beinen auf dem dreiköpfigen, grau-grün gefärbten Mischwesen, dem er gleich die schlaff herabhängenden Köpfe abhauen wird (Abb. 5). Die Köpfe sitzen mit langen Halsen auf dem Rumpf eines Hahns, der sich in einem geschuppten Leib mit Klauen und Flügeln fortsetzt und in einem aufwärts geringelten Schwanz endet.

Die über dem fast an ein Brathähnchen erinnernden Rumpf schwebenden Köpfe stehen als Hahn für Frankreich, als Bär

für Russland, sowie – umklammert von der Hand des „Recken“ – als Bulldogge für Großbritannien. Die Figurengruppe ruht auf einem umlaufenden, vergoldeten Blattkranz, der wiederum auf einem achteckigen Sockel sitzt. Dieser passt genau in die erwähnte achteckige Stellfläche. Der Sockel ist heute in zwei Feldern mit den Wappen der Familie Sachs (gestürzte, silberne Lilie auf rotem Grund) und Höpflinger (Schwan) geschmückt. Dazwischen ist eine aufgemalte Inschrift angebracht: *„In treuer Freundschaft von der Familie Fries“* (Abb. 6).

Engelbert Fries war der langjährige, menschlich nicht immer ganz einfache Geschäftspartner von Wilhelm Höpflinger, die beide Pioniere der Schweinfurter Kugellagerindustrie waren und neue Maßstäbe hinsichtlich Qualität, Produktion und Umsatz gesetzt hatten. Ernst Sachs hatte Höpflingers Tochter Betty 1895 geheiratet. Die geschäftlichen Beziehungen von Sachs, Höpflinger und auch Fries setzten sich im Privaten fort. Beim Umbau von Schloss Mainberg gab Sachs Freunden und Verwandten die Gelegenheit, seinen neu erworbenen „Stammsitz“ an augenfälliger Stelle mit ausstatten zu dürfen. Der Leuchter war als Geburtstagsgeschenk für Ernst Sachs am 20. November 1916 gedacht, wurde aber erst im August 1917 fertig. Die konkrete Idee stammt wiederum von Franz Rank, der ein Modell der Figur bei Heilmaier im Atelier gesehen hatte und diesen in Absprache mit Fries zur Ausarbeitung inklusive des Eisengestänges beauftragte. Die Kosten hierfür betrugen 3.300 Mark.

Die Wahl der mittelalterlichen Formen, die Integration der Familienwappen sowie die eigentliche Botschaft des Leuchters lässt bestens die geschmacklichen und po-

litischen Prägungen führender deutscher Industrieller während des Ersten Weltkriegs erkennen: Neben der schon bisher ungewöhnlich dichten Abfolge von ikonographischen Anspielungen auf das Weltkriegsgeschehen in Schloss Mainberg wird in dem neugotischen Leuchter nun auch die karikierende Verunglimpfung der Kriegsgegner besonders deutlich. Beim Kamin in der Halle begnügte man sich mit den zeitbekannten Durchhalteparolen und dem reitenden Georg über dem Drachen. Dieses aus der traditionellen, christlichen Ikonographie stammende Bild wurde während des Ersten Weltkriegs, übrigens nicht nur von den Deutschen, gerne verwendet, um den Kampf des unerschrockenen, für die richtige Sache kämpfenden Soldaten zu versinnbildlichen, wie es z.B. zeitgenössische Plakate zur Werbung für Kriegsanleihen zeigen. Auch der ab 1915 auf deutsche Initiative hin zustande gekommene Viererbund, in den man große Siegeshoffnungen gesetzt hatte, wurde durch Postkarten oder Sammelbilder verbreitet, ja häufig auch auf der harmlos anheimelnden Ebene spielender Kinder mit einschlägiger Militärkopfbedeckung popularisiert. Die Darstellung des Gegners als Schlange oder Drache war auf allen kriegsteilnehmenden Seiten beliebt und hat ihre Wurzeln in der propagandistisch verzerrenden Berichterstattung der Presse, die solche eingängigen Karikaturen nur allzu gerne verwandte und damit eine jahrelange geistige Klimavergiftung zwischen Europas Völkern erzeugte. Als Beispiel mag eine Karikatur aus der damals beliebten Satirezeitschrift *„Kladderadatsch“* vom 16. August 1914 dienen (Abb. 7), in der die auch in Mainberg dargestellte Triple-Entente als übermächtiges dreiköpfiges Mischwesen (Schlange/Drache) die deut-

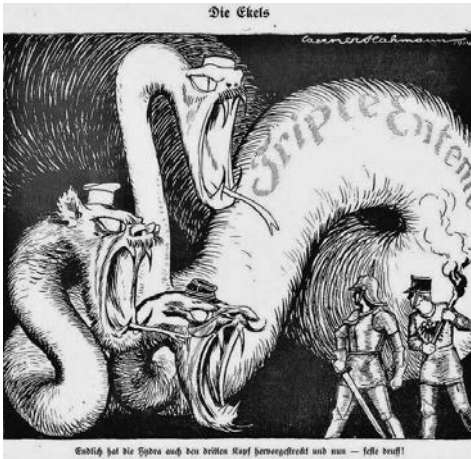


Abb. 7: Typische Propagandakarikatur vom August 1914 aus dem „Kladderadatsch“.

Photo: Universitätsbibliothek Heidelberg.

lich kleineren, gleichwohl durch die Bildunterschrift als mutig und kampfbereit gezeigten deutschen und österreichischen Soldaten angreift.

Eine derartige Zeichnung könnte die Quelle für den Entwurf von Max Heilmayer gewesen sein, der erhaltene Schriftverkehr schweigt sich zu den Details jedoch aus. Die Pose des überlegenen Siegers in mittelalterlichem Harnisch konnte vielleicht für wenige Jahre Ernst Sachs und seine Besucher aufmuntern, die darin zum Ausdruck gebrachten Hoffnungen erfüllten sich bekanntermaßen nicht.

Der nun nach Schweinfurt zurückgekehrte Leuchter ist ein äußerst seltenes, gleichwohl heute ungewöhnliches Dokument von Völkerhass und Kriegsverherrlichung. Aus dem aufgepeitschten, von Presse, Militär und Regierung zu verantwortenden Klima der Kriegsjahre heraus entstanden, führt es vor, wie kurz auch für eine vordergründig harmlos erscheinende Ausstattungsaufgabe der Weg vom Frie-

densengel zum Schwert schwingenden Weltkriegsteilnehmer sein konnte. Gerade deshalb ist die Rückkehr dieses Leuchters aus dem Herrenzimmer so wertvoll und nun auch in die richtigen Hände gelegt. Abschließend muss aber auch der großen Sorge über das weitere Schicksal und insbesondere den baulichen Zustand von Schloss Mainberg Ausdruck verliehen werden. Die statischen Schäden an der Vorburg, erzeugt durch einen gegen Ende des Zweiten Weltkriegs angelegten Stollen, sind enorm und werden wahrscheinlich in diesem Bereich zu erheblichen Substanzverlusten führen. Aber auch das Schloss selbst zeigt vermehrt Schäden, die vorrangig aus unterlassenen Bauunterhalt herrühren. Mittelfristig gefährdet ist dadurch auch die von Franz Rank und zahlreichen Künstlern geschaffene, in hohem Maße qualitative Innenausstattung, wie sie sich aus dieser Zeit und in dieser Qualität nirgendwo anders in Bayern erhalten hat.

Zum Autor: Dr. Martin Brandl, 1969 in München geboren, studierte nach seiner Ausbildung zum Kirchenmaler in Bamberg Kunstgeschichte, Volkskunde sowie Bauforschung und Baugeschichte. In seiner Promotion (2002) beschäftigte er sich mit Pfarrkirchenarchitektur im fränkischen Raum des 13. Jahrhunderts. Er ist als Oberkonservator am bayerischen Landesamt für Denkmalpflege, Schloss Seehof als Gebietsreferent in Ober- und Unterfranken tätig. Sein Forschungsinteresse gilt mittelalterlicher Sakralarchitektur, Ausstattungskunst im 19. Jahrhundert sowie der Garten- und Parkdenkmalpflege. Seine Anschrift lautet: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Schloß Seehof, 96117 Memmelsdorf, E-Mail: Martin.Brandl@blfd.bayern.de.

Literatur:

Brandl, Martin: Münchner Historismus in Mainfranken. Franz Rank und die Innenausstattung von Schloss Mainberg (1916–1918), in: Horling, Thomas/Müller, Uwe (Hrsg.): Fürsten und Industrielle. Schloss Mainberg in acht Jahrhunderten (= Veröffentlichungen des Historischen Vereins Schweinfurt e.V. N.F. Bd. 8; Mainfränkische Studien Bd. 80), S. 449–510.

Basiner, Paul u. Katrin (Hrsg.): 150 Jahre Rank – Fünf Generationen. 1862–2012. München 2012.

Einladung zur Versteigerung von Kunstgegenständen (Zwangsversteigerung) vom 27.–30. September 1960 in Nürnberg, o.P. (Versteigerungskatalog).

Hirth, Georg: Das Deutsche Zimmer der Gothik und Renaissance, des Barock-, Rococo- und Zopfstils. München 4. Aufl. 1899.

Anmerkungen:

- 1 Für Ratschläge und Hinweise, insbesondere zu Ernst Sachs, Engelbert Fries und Wilhelm Höpfinger, danke ich Dr. Thomas Horling, Kommission für bayerische Landesgeschichte, München.

Lektorat • Korrektorat • Herstellung

Ob Wissenschaft oder Belletristik, ich bearbeite Ihre Texte ganz individuell nach Ihren Wünschen. Aus langjähriger Berufserfahrung weiß ich, dass es Zeit und Geld spart, wenn inhaltliche Arbeit und die Erstellung des Layouts in einer Hand liegen – der Synergieeffekt ist immens. Ich biete daher nicht nur Lektorat und Korrektorat Ihrer Manuskripte, sondern auch die Herstellung Ihrer Druckerzeugnisse bis hin zur Abgabe einer druckoptimierten PDF-Datei an eine Druckerei Ihrer Wahl.

Referenzen: Akademie Verlag – Arbeitsgemeinschaft für mitteldeutsche Familienforschung – Arbeitsgemeinschaft ostdeutscher Familienforscher – Archiv der Max-Planck-Gesellschaft – Bergstadtverlag – Böhlau Verlag – Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – Elmar Hahn Verlag – Harrassowitz Verlag – Herold, Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften – Institut für Stadtgeschichte (Frankfurt/M.) – Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg – Stiftung Kulturwerk Schlesien – Verein für Geschichte Schlesiens.

Ich berate Sie gerne, kostenfrei und unverbindlich!

Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Rösch M. A.,
Gertrud-v.-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg, Tel.: 0931-8041010,
E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de, Homepage: www.oliverroesch.de



Der Aufstieg des Nationalsozialismus in Kitzingen

Frühzeitig konnten rechtsradikale Gruppen in Kitzingen große Erfolge feiern, die NSDAP fand zahlreiche Anhänger. Auch die „Machtergreifung“ stieß in der Mainstadt auf breite Zustimmung. Die Gründe für diese Entwicklung sind noch immer unklar. Was waren die Ursachen für den Aufstieg des Nationalsozialismus in Kitzingen? Wie verlief die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten? Diesen Fragen möchte der folgende Beitrag nachgehen.

„Franken gilt hinsichtlich der Ausbreitung der NSDAP je nach Blickwinkel als Parade- oder als Sonderfall.“¹ Dieses Diktum des Wahlforschers Jürgen Falter verweist auf zweierlei. In den Gemeinden im protestantischen Mittel- und Oberfranken konnte die NSDAP bereits in den zwanziger Jahren große Erfolge feiern; hier lässt sich das Bedingungsgefüge für den Aufstieg des Nationalsozialismus wie in einem Brennglas ablesen. Demgegenüber gelang es den Städten im katholischen Unterfranken, dem Nationalsozialismus bis zuletzt zu trotzen. Zwischen diesen Polen nimmt die Stadt Kitzingen am Main, die im Jahr 1933 auf 11.197 Einwohner kam,² eine Sonderrolle ein. Zu Unterfranken gehörend grenzte die Stadt im Westen an das katholische Würzburg, zu dessen Herrschaft es lange gehörte; dies dokumentiert sich in einem katholischen Bevölkerungsanteil von 36,8 %. Gleichzeitig ist Kitzingen, wenn man von Osten über die Bezirke Mittelfrankens her kommend

über die Landkarte fährt, die letzte Gemeinde mit einer protestantischen Mehrheit von 58,9 %. Dazu kam eine starke jüdische Minderheit in der Stadt (4,1 %).³

Kitzingen war stark agrarisch geprägt, was hohe Anteile an Selbstständigen sowie an mithelfenden Familienangehörigen in der Sozialstruktur zur Folge hatte. Eine bedeutende Arbeiterschaft gab es nicht, die Mehrheit der Kitzinger entstammte dem Mittelstand, sie waren Handwerker, Angestellte und Beamte.⁴ Schließlich war Kitzingen gekennzeichnet durch die starke Stellung des Handels, was auf den fränkischen Weinhandel zurückzuführen ist.⁵

In diesem Umfeld den Bedingungen für den Aufstieg der NSDAP nachzuspüren, ist die Aufgabe des vorliegenden Aufsatzes, der sich in drei Komplexe gliedert. Erstens gilt es die äußeren Rahmenbedingungen abzustecken, die in der Entwicklung der völkischen Bewegung Anfang der zwanziger Jahre, der Wirtschaftskrise von 1930 und dem Zerfall des „evangelischen Milieus“ bestehen. Zweitens werden die Parteiorganisation und die Propaganda der NSDAP untersucht, der die Partei ihren Aufstieg verdankt. Drittens richtet sich der Blick auf den Verlauf der Machtergreifung in Kitzingen im Jahr 1933.

1. Die Anfänge: die völkische Bewegung im Maindreieck

Nach dem Ersten Weltkrieg sammelten sich die völkischen Kräfte im Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbund.⁶ Die beiden Hauptredner des Bundes in Franken, der Zahnarzt Otto Hellmuth aus



Abb. 1: Der „Reichsflaggentag“ am 29. April 1923.

(Photo: Stadtarchiv Kitzingen).

Marktbreit und die ‚geheimnisumwitterte‘ Andrea Ellendt,⁷ überzogen das Maindreieck in den Jahren 1922 und 1923 mit einer Serie von Veranstaltungen, bei denen es nicht selten zu Schlägereien mit politischen Gegnern kam. Ihren ersten Auftritt in Kitzingen hatte Ellendt am 30. August 1922.⁸ Höhepunkte der vor allem antisemitischen Agitation waren die vaterländischen Feiern wie der „Fränkische Tag“ in Marktbreit (14./15. April 1923), der „Reichsflaggentag“ (28./29. April 1923) und der „Deutsche Tag“ in Kitzingen (8./9. September 1923). Auf einer solchen Versammlung gründete Hellmuth den Wehrverband „Frankenland“, den er Ludendorff unterstellte. Der Bund veranstaltete zahlreiche Versammlungen und initiierte Ortsgruppengründungen des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes. Ende 1925 führte Hellmuth die Mitglieder von „Frankenland“ der

NSDAP zu.⁹ Hellmuth und Ellendt gaben der rechtsradikalen Bewegung in Unterfranken den entscheidenden Anstoß und warben mit ihren Auftritten Hunderte, wenn nicht Tausende von Mitgliedern, die wenige Jahre später den Nationalsozialisten zu Gute kamen.

Dem Bund „Frankenland“ war es zu verdanken, dass Kitzingen zum „Schrittmacher“¹⁰ der völkischen Bewegung in Unterfranken wurde,¹¹ und die Grundlagen für die NSDAP schuf, die zu dieser Zeit in Kitzingen aktiv wurde. Am 25. August 1921 veranstalteten die Nationalsozialisten ihre erste Versammlung mit dem Redner Hermann Esser im Gasthaus „Goldene Gans“, die jedoch gesprengt wurde. Erst ein Jahr später konnte eine Ortsgruppe der NSDAP durch den späteren Kreisleiter Willi Heer gegründet werden.¹² Die NSDAP arbeitete zunächst eng mit der völkischen Bewegung um

Hellmuth und Ellendt zusammen, wurde aber im Zuge des „Deutschen Tages“ in Coburg (14./15. Oktober 1922), an der auch die Ortsgruppe Kitzingen teilnahm, schlagartig zur wichtigsten völkischen Gruppe in Franken.¹³

Nach dem missglückten Putsch Hitlers in München am 9. November 1923 wurde die NSDAP verboten.¹⁴ Ersatzorganisationen fingen die NSDAP-Mitglieder auf. Julius Streicher gründete am 18. Dezember 1923 die „Deutsche Arbeiterpartei e.V., Bund aller schaffenden Stände“ (DAP), die den Raum nördlich der Donau abdecken sollte. Erste Ortsgruppen entstanden in Pappenheim, Markt Bibart, Scheinfeld, Lichtenfels und Coburg.¹⁵ Auch in Kitzingen folgte die DAP der NSDAP nach, als sich am 18. Januar 1924 eine Ortsgruppe gründete.¹⁶

So verlagerte sich der Schwerpunkt der Hitlerbewegung nach dem gescheiterten Putschversuch in München nach Nordbayern.¹⁷ Abzulesen ist dies an den Wahlerfolgen des „Völkischen Blocks“, einer Dachorganisation von DAP, Jungdeutschem Orden, Großdeutscher Volksgemeinschaft und anderen Gruppen, bei den Reichs- und Landtagswahlen im Jahr 1924. Bei den Landtagswahlen am 6. April 1924 erreichte er in Kitzingen auf Anhieb 42,6 % der Stimmen, ein Ergebnis, das erst wieder die NSDAP im Juli 1932 erringen konnte.¹⁸

Am 16. Februar 1925 wurde das NSDAP-Verbot in Bayern aufgehoben. Die Neukonstituierung der Partei begann. Auf der Hauptversammlung des Völkischen Blocks in Kitzingen im März 1925 wurden die Auflösung des Blocks und die Neugründung der NSDAP beschlossen. Fortan grenzten sich die Nationalsozialisten strikt von der völkischen Bewegung ab.¹⁹ Diese Gruppen gründeten am 23.

April 1925 den „Schwarz-Weiß-Roten Ring“, dem unter anderem der Bund „Frankenland“, die Reichsflagge und zahlreiche Kitzinger Kriegervereine angehörten, konnten aber nicht mehr an frühere Erfolge anknüpfen. Ihren Platz nahm nun die NSDAP ein.²⁰

2. Die Rahmenbedingungen für den Aufstieg der NSDAP

Am 8. Dezember 1929 wurde in Kitzingen der Stadtrat neu gewählt. Die NSDAP die erstmals mit eigener Liste antrat, erhielt trotz breiter Propaganda²¹ lediglich zwei Sitze im Ratsgremium.²² Gewinner der Gemeindewahlen war die „Bürgerliche Vereinigung“, die gemeinsame Liste des protestantischen Mittelstandes in Kitzingen. Sie war aus einer gemeinsamen Ausschusssitzung des Gewerbevereins und der Arbeitsgemeinschaft des Einzelhandels am 5. November 1929 hervorgegangen, der sich am 17. November die Gärtner anschlossen; sie erhielt neun Sitze.²³ Die BVP, die eine Listenverbindung mit der Bürgerlichen Vereinigung eingegangen war, „damit die beiderseitig anfallenden Reststimmen der bürgerlichen Seite nicht verloren gehen“,²⁴ errang vier Sitze; die SPD kam auf fünf Sitze.²⁵

Der Stadtrat hatte vor allem mit der einsetzenden Wirtschaftskrise zu kämpfen. Seit Herbst 1930 klagten der Weinhandel und der Gartenbau über stockenden Absatz und das Baugewerbe blieb ohne Beschäftigung.²⁶ Vier größere Betriebe in Kitzingen schlossen 1930 ihre Pforten.²⁷ Die Etwashäuser Gärtner klagten, ihr in Treibhäusern erzeugtes Gemüse nicht kostendeckend verkaufen zu können; die Treibhäuser waren meist auf Kredit gebaut worden.²⁸ Ebenso kriselte es im Einzelhandel, wie die Umsätze des Sporthauses

Hasenknopf verdeutlichen: Sie fielen von 53.000 RM im Jahr 1929 auf 45.000 bzw. 35.000 in den folgenden beiden Jahren; der Tiefstand wurde im Jahr 1932 mit Umsätzen von 25.000 RM erreicht. Erst im Jahr 1933 kletterten die Umsätze wieder auf 40.000 RM an.²⁹

Gleichzeitig wuchs die Zahl der Arbeitslosen, was nach 1930 steigende Ausgaben der Stadt zur Folge hatte. Dies lag am Arbeitslosenunterstützungssystem der Weimarer Republik, bei welchem die langfristig Arbeitslosen (sog. Wohlfahrtserwerbslose) der kommunalen Fürsorge anheimfielen.³⁰ Die Stadt Kitzingen hatte im November 1930 65 Wohlfahrtserwerbslose zu versorgen, was einem monatlichen Aufwand von 3.401 RM entsprach;³¹ schon da musste der Stadtrat dem Arbeitsamt Kitzingen einen Zuschuss von 100 RM zur Deckung der Verwaltungskosten gewähren.³² Im Jahr darauf wuchs die Zahl der Wohlfahrtserwerbslosen auf 157 Personen,³³ und im Juli 1932 betrug die Zahl 197 Personen.³⁴ Dazu kamen die Arbeitslosen, die die Krisenunterstützung bezogen, die zu einem Fünftel von der Gemeinde getragen wurde.³⁵ Im Frühjahr 1930 bezogen 18 Empfänger in Kitzingen Krisenunterstützung, ein Jahr später stieg diese Zahl auf 146 Personen an.³⁶ Bis zum 31. Dezember 1932 sank die Zahl der Krisenunterstützungsempfänger leicht auf 128 Personen.³⁷

Die steigende Ausgabenlast durch die Wohlfahrtserwerbslosen brachte tiefgreifende Probleme bei der Aufstellung des jährlichen Haushaltes. Schon 1930 verschlangen die Posten Wohlfahrtsamt, Personalkosten und Zinsen 75 % des gesamten Etats. Am 17. September 1930 legte Finanzreferent Meuschel den Haushalt 1930/1931 dem Plenum vor: Zukünftig erhob die Stadt 400 % aus der Haus- und

Gewerbsteuer und 600 % aus der Grundsteuer.³⁸ Dennoch wurde der städtische WohlfahrtsEtat mit 50.000 RM überschritten. Daher beantragte Bürgermeister Wilke am 14. November im Finanzausschuss die Einführung der erhöhten Biersteuer am 1. Dezember 1930 sowie die Bürgersteuer, was der Ausschuss jedoch ablehnte. In der Sitzung des Stadtrates vom 17. November 1930 sprachen sich alle Fraktionen gegen Steuererhöhungen aus. Noch zweimal, in den Sitzungen vom 20. und 21. November, beantragte Wilke vergeblich die Einführung der beiden Steuern.³⁹ Schließlich führte die Regierung von Unterfranken im Rahmen der Zwangsetatisierung am 24. November 1930 die erhöhte Biersteuer und die Bürgersteuer in Kitzingen ein.⁴⁰ Am 29. Dezember 1930 setzte Wilke die Erhöhung der Filialsteuer auf 150 % der Gewerbsteuer auf die Tagesordnung, die nach lebhafter Aussprache vom Plenum beschlossen wurde.⁴¹ Doch schon in der nächsten Sitzung mussten weitere Maßnahmen ergriffen werden. Diesmal beschloss der Stadtrat die Erhöhung der Kinosteuer auf 20 % und die Kürzung der Gehälter der städtischen Beamten und Angestellten ab 1. Februar 1931.⁴² Aber diese ganzen Maßnahmen konnten die schlechte Situation, die im Sommer 1931 nochmals verschärft wurde, nicht überwinden. Trotz der Aufnahme eines Betriebsmittelkredits im März 1931 mussten im Sommer die Gehälter der Stadtbeamten noch einmal gekürzt und die Filialsteuer erhöht werden.⁴³ Der Haushaltsvoranschlag für 1931/1932, der dem Plenum am 5. Juni 1931 präsentiert wurde, war zunächst ausgeglichen, weil 46.000 RM, die Kitzingen aus dem Ausgleichsstock vom Reich zu erhalten hoffte, bereits eingerechnet waren.⁴⁴ Dies scheiterte aber, weil nur solche Gemeinden Leistungen aus dem Ausgleichs-

stock erhielten, die eine Erhöhung der Bürgersteuer einführten, was Kitzingen zu diesem Zeitpunkt nicht getan hatte. Außerdem wurden die geplanten Ausgaben für die Wohlfahrtspflege erneut überschritten.⁴⁵ Folglich beantragte Wilke die Erhöhung der Bürgersteuer, die jedoch in der Sitzung vom 23. Oktober 1931 von allen Fraktionen des Gremiums abgelehnt wurde. Daraufhin führte die Regierung von Unterfranken die Erhöhung der Bürgersteuer um 100 % in Kitzingen ein.⁴⁶ In der letzten Sitzung des Jahres 1931 beschloss der Rat die Kürzung der Löhne der städtischen Arbeiter.⁴⁷ Im Jahr 1932 trat keine Besserung der Situation ein. Am 4. April 1932 beschloss der Finanzausschuss, die Gehälter der städtischen Polizeibeamten zu kürzen.⁴⁸ Im Juli geriet schließlich der Haushaltsvoranschlag für 1932/1933 zum Desaster: Trotz einer in Aussicht genommenen Erhöhung der Bürgersteuer um weitere 100 % musste Finanzreferent Meuschel einen unausgeglichene Haushalt mit einem Defizit von 160.000 RM vorlegen. Der Hauptgrund lag in den nicht mehr tragbaren Erwerbslosenlasten. Zur Rettung des Etats beantragte Bürgermeister Wilke eine nochmalige Erhöhung der Bürgersteuer sowie einen Zuschlag zur Wohlfahrtsabgabe 1932; beides lehnten die Stadtratsfraktionen ab. Am 29. September 1932 wurden die Maßnahmen zur Abgleichung des Haushaltes im Rahmen der Zwangsetatisierung durch die Regierung von Unterfranken auf den Weg gebracht.⁴⁹

Die wirtschaftliche Not sorgte dafür, dass sich die Volksstimmung mehr und mehr verschlechterte.⁵⁰ Der Protest der Arbeitslosen entlud sich auf mehreren Erwerbslosenversammlungen am 5. Dezember 1929, am 28. August 1930 und am 20. Oktober 1930.⁵¹ Eine Protestveranstaltung des ADGB vom 19. Juli 1930 wendete sich

gegen die Verschlechterung der Sozialversicherung durch die Regierung Brüning.⁵² Eine weitere Erwerbslosenversammlung am 26. November 1930 im überfüllten Bürgerbräukeller musste nach lebhaften Diskussionen abgebrochen werden. Die zahlreich anwesenden Kommunisten führten die Versammlung daraufhin alleine weiter.⁵³

Auch die Bauern Kitzingens bekamen die wirtschaftliche Not zu spüren. Auf einer Protestversammlung des Gartenbauvereins Etwashausen am 9. November 1930 wurde die Einfuhr ausländischer Gärtnerei-Erzeugnisse beklagt.⁵⁴ Eine weitere Veranstaltung im Februar 1931 thematisierte die Arbeitslosigkeit und den Preisrückgang infolge des Überangebots von Obst und Gemüse.⁵⁵ Prägnant auf eine Formel gebracht wurden die beiden Grundkonstanten im Selbstverständnis der Gärtner auf einer Versammlung des Landbundes in Kitzingen am 22. Februar 1931: die Klagen über die Not der Landwirtschaft einerseits und die Absage an das parlamentarische System andererseits.⁵⁶

Der Mittelstand sah sich als das eigentliche Opfer der Wirtschaftskrise. Der gewerbliche Mittelstand forderte die Beseitigung steuerlicher Diskriminierungen und die Beschränkung der Wirtschaftstätigkeit der öffentlichen Hand. In Kitzingen richtete sich der Zorn der Gewerbetreibenden auf die LKW, einen städtischen Betrieb. Ihr Geschäftsgebaren wurde argwöhnisch beäugt,⁵⁷ und im Dezember 1932 stellte der Vertreter des Gewerbevereins im Stadtratsplenum den Antrag, die LKW aus dem Turnus der Vergebung der städtischen Regiearbeiten auszuschließen.⁵⁸ Auf einer großen Handwerkerversammlung des Gewerbevereins Kitzingen am 27. März 1930 geißelte ein Redner die Konsumvereine und das Hausierwesen.⁵⁹

3. Das „*evangelische Milieu*“ in Kitzingen

Vor allem das „*evangelische Milieu*“⁶⁰ war von der ökonomischen Schieflage betroffen. Dieses Milieu war in Kitzingen stark fragmentiert, zahlreiche Parteien und Verbände stritten um die Gunst der Wähler. Den liberalen Flügel im bürgerlichen Spektrum bildete die DDP. Sie war bei den Wahlen 1919 neben der Sozialdemokratie noch stärkste Kraft in Kitzingen, verlor aber im Laufe der zwanziger Jahre immer mehr an Zuspruch. Um der Zersetzung der Partei Einhalt zu gebieten, wurde am 27. Juli 1930 die Deutsche Staatspartei (DStP) aus dem Zusammenschluss von DDP und Jungdeutschem Orden gegründet. Damit stellte sich für die DDP-Ortsgruppe Kitzingen die Frage nach dem weiteren Vorgehen. Am 31. Juli 1930 wurde auf einem Treffen Stellung zur neu gegründeten Partei genommen. Es wurde beschlossen, auch in Kitzingen eine Ortsgruppe der DStP zu gründen.⁶¹ Die DDP/DStP war eine klassische Honoratiorenpartei und trat im Grunde nur vor großen Wahlentscheidungen in Erscheinung.⁶²

Den konservativen Flügel des bürgerlichen Parteienspektrums verkörperte die DNVP. Wie die DDP war auch die DNVP gezwungen, im Sommer 1930 eine Richtungsentscheidung zu treffen. Auf einer Versammlung der Ortsgruppe mit dem Titel „*Sind wir für oder gegen Hugenberg?*“ am 7. August 1930 sollte über den Parteikurs entschieden werden. Das Ergebnis war nicht nur ein flammendes Bekenntnis zum Kurs Hugenburgs, sondern zeigte auch den Glauben, die Partei von allen „*Kompromisslern*“ gereinigt und schlagkräftig für den bevorstehenden politischen Kampf gemacht zu haben.⁶³ Freilich war davon in der Folgezeit wenig zu spüren. Nach einer

schwach besuchten Bismarck-Feier am 31. März 1931⁶⁴ trat die Ortsgruppe für längere Zeit nicht mehr in der Öffentlichkeit auf. Dies änderte sich mit der Neuwahl der Vorstandschaft auf der Generalversammlung der Ortsgruppe am 7. Dezember 1931. Der neue Vorsitzende Erich Arauner versprach eine stärkere Aktivität der Ortsgruppe.⁶⁵ Eine erste Neuerung war die Abhaltung regelmäßiger Sprechabende.⁶⁶

Zur Topographie des „*evangelischen Milieus*“ gehörten neben den Parteien die bürgerlichen Vereine und Verbände. Der Verband „Reichsflagge“ entstammte der völkischen Bewegung, stand aber nach dem Hitler-Putsch der DNVP nahe. Im Herbst 1927 schloss sich die „Reichsflagge“ an den „Stahlhelm“ an.⁶⁷ Am 26. März 1931 hielt die Kitzinger Ortsgruppe des „Stahlhelm“ ihre erste Mitgliederversammlung ab⁶⁸ und entwickelte in der Folgezeit eine rege Initiative.⁶⁹ Eine Abteilung für Frauen („Königin-Luise-Bund“) mit 30 Mitgliedern und eine Jugendabteilung („Scharnhorst-Bund“) wurden erst im Zuge der Machtergreifung im Frühjahr 1933 aus der Taufe gehoben.⁷⁰

Ebenfalls bekannt von der völkischen Bewegung her ist der „Alldeutsche Verband“.⁷¹ Er war kein schlagkräftiger Kampfverband wie SA oder Stahlhelm, seine Mitgliedschaft bestand eher aus einflussreichen, gut situierten Honoratioren; zudem waren die Alldeutschen nicht sehr zahlreich in Kitzingen vertreten. Meist wurden die Versammlungen von der Ortsgruppe Würzburg veranstaltet, bei denen bekannte Kitzinger Persönlichkeiten, wie z.B. Major a.D. Widmann oder Major Ritter von Prümmer, auftraten.⁷² Der Verband inszenierte regelmäßig so genannte „Alldeutsche Abende“, die auch von anderen Vereinen besucht wurden.⁷³

Der „Bayerische Landbund“, der in den Agrargebieten Frankens erhebliches Gewicht besaß, entfaltete durch seine Hauptprotagonisten Freiherr Dietz von Thüngen und Landesökonomierat Pfeuffer eine breite Propaganda in Kitzingen.⁷⁴ Nach 1928 unterstützte die Hauptmasse des Landbundes die Landvolkpartei, während eine kleine Gruppe im „Christlich-sozialen Volksdienst“ eine dem Zentrum vergleichbare Milieupartei installieren wollte. Der Versuch, auch in Kitzingen Fuß zu fassen, scheiterte nach einer Versammlung am 1. März 1932, die von Nationalsozialisten gestört wurde und von der Polizei geräumt werden musste.⁷⁵

Die zahlreichen Kitzinger Kriegervereine, wie der Krieger- und Militärverein Etwashausen, der Veteranen- und Kampfgenossenverein, der Bayerische Kampfgenossenverein, die Vereinigung ehemaliger Bayerischer Ulanen oder die Vereinigung der technischen Truppen, waren zusammengefasst im „Bayerischen Kriegerbund“, Bezirk Kitzingen, dessen Obmann bis Dezember 1931 gleichzeitig Vorsitzender der DNVP-Ortsgruppe war.⁷⁶ Der Kriegerbund organisierte im Jahreslauf eine Reihe von Veranstaltungen, wie die Reichsgründungsfeiern, einen Marine-Gedenktag an die Skagerrak-Schlacht sowie Gedenkfeiern im November.⁷⁷ Für eine Kundgebung zur Abrüstungskonferenz am 31. Januar 1932 konnte der Kriegerbund über 500 Personen mobilisieren.⁷⁸

Ein weiterer wichtiger Verband war der „Deutschnationale Handlungsgehilfenverband“ (DHV), dessen Kitzinger Ortsgruppe am 15. März 1930 mit einem großen Festakt ihr 25jähriges Bestehen feierte.⁷⁹ Die am Ende der Weimarer Republik zahlenmäßig stärkste Angestelltengewerkschaft entfaltete in Kitzingen eine breite

Propaganda. In regelmäßigen Vortragsabenden wurde nicht nur zu Angestelltenfragen, wie beim Einspruch gegen die geplante Enteignung der Angestelltenversicherung, sondern auch zu Themen wie der Debatte um den Film „Im Westen nichts Neues“ oder „Der Kampf um den Rhein“ Stellung genommen. Häufige Redner waren der ehemalige Erste Bürgermeister der Stadt Kitzingen, Graff, und der Studienprofessor Ennerst, der für die NSDAP im Stadtrat saß.⁸⁰

Der „Verein für das Deutschtum im Ausland“ (VDA), der im Jahr 1933 einen Mitgliederstand von 150 Personen aufwies, war ein eher gemäßigter Verein. Sein Wirken beschränkte sich auf das Abhalten von Werbetagen einmal im Jahr. Diese als „Deutsche Tage“ bezeichneten Veranstaltungen waren in der Regel gut besucht, viele Vereine aus dem bürgerlichen Milieu forderten ihre Mitglieder zum Kommen auf.⁸¹ Ergänzende Veranstaltungen oder Vorträge waren dagegen meist schlecht besucht.⁸² Die Fragmentierung des „*evangelischen Milieus*“ wirkte Anfang der dreißiger Jahre katalytisch für den völligen Zusammenbruch des bürgerlichen Parteienspektrums; dies lässt sich an den Wahlergebnissen ablesen. Während die DDP bei den ersten Wahlen der Republik 36,2% der Stimmen bekam, erhielt die neu gegründete DStP bei der Reichstagswahl am 14. September 1930 nur 4,6 % der Stimmen in Kitzingen und fiel bei der Juliwahl 1932 gar auf 1,1 % ab. Bei den letzten beiden Reichstagswahlen der Republik blieb die DStP in Kitzingen deutlich unter 1 %.⁸³

Ähnlich erging es der DNVP in Kitzingen. Nach ihrem Rekordergebnis bei der Reichstagswahl vom 7. Dezember 1924 (18,5 %), wo die DNVP vom Rück-

gang der Völkischen profitieren konnte,⁸⁴ gelangte die DNVP bei späteren Wahlen nicht über 10 % hinaus.⁸⁵ Bei der Reichstagswahl 1930 musste man Stimmen an die DNVP-Absplitterung „Landvolk. Christlich-Nationale Bauernpartei“ abgeben, zu deren Unterstützung der Gartenbauverein Etwashausen aufgerufen hatte.⁸⁶ Bei den Wahlen im Jahr 1932 konnte die DNVP in Kitzingen nicht vom Zusammenbruch der liberalen Parteien profitieren; deren Stimmen kamen der NSDAP zu Gute.

4. Die organisatorische Konsolidierung der NSDAP in Kitzingen

Die wirtschaftliche Krisensituation und die Zersplitterung des „*evangelischen Milieus*“ waren die beiden wichtigsten Katalysatoren, die den Aufstieg des Nationalsozialismus in Kitzingen beförderten. Es gilt jedoch, einen weiteren Faktor in den Blick zu nehmen: das ist der organisatorische Ausbau der NSDAP im Ort, der die Basis schuf, mittels einer breiten Propaganda um Wähler und Anhänger zu buhlen. Bei der Neugründung der NSDAP im Herbst 1925 ging die Gauleitung davon aus, eine „*zielbewusste Organisation für Unterfranken*“ zu schaffen.⁸⁷ Anfangs besaß die Ortsgruppe Kitzingen 52 Mitglieder⁸⁸ und konnte ihren Mitgliederstand in den folgenden Jahren nur leicht ausbauen.⁸⁹ Erst die Agitation rund um die Gemeindevahlen von 1929 bescherte der Partei eine Reihe von Neuaufnahmen. Auf der Jahreshauptversammlung der Ortsgruppe am 1. März 1930 meldete der Kassier einen Mitgliederzuwachs um 50 % und kündigte an, dass die Ortsgruppe fortan stramm militärisch, vergleichbar mit der SA, organisiert sein solle.⁹⁰ Eine Mitglie-

derliste, die Parteigenossen verzeichnete, die vor dem 1. Januar 1930 in die Partei eintraten, enthält für Kitzingen 60 Eintragungen.⁹¹ Auf Versammlungen dieser Zeit gelang es der Partei, bis zu 500 Personen zu mobilisieren, in Parteiuniform erschienen meist nur um die 40 Gäste.⁹² Nach der Reichstagswahl 1930 begann für die NSDAP in Franken die Phase des explosiven Wachstums. Parallel dazu betrieb die Partei den organisatorischen Ausbau.⁹³ In einer großen Anzeige in der Kitzinger Zeitung versuchte die Partei Unentschlossene zum Beitritt zu bewegen: Mit einem „*letzten Appell*“ forderte die NSDAP die Kitzinger zum Eintritt in NSDAP, SA, SS oder HJ auf. Denn, so die Anzeige, ab 1. Januar 1932 seien „*Aufnahmen in die NSDAP gesperrt*“.⁹⁴

Zum organisatorischen Ausbau gehörte die personelle Profilierung. Im Mai 1927 wurde Willi Heer, der mitgeholfen hatte, die NSDAP in Kitzingen zu etablieren, neuer Ortsgruppenleiter.⁹⁵ Zum zweitwichtigsten Mann wurde das NSDAP-Stadtratsmitglied Studienprofessor Josef Ennerst, der bereits 1924 erfolgreich für den Völkischen Block in Kitzingen kandidiert hatte.⁹⁶

Neue Zuversicht erhielt die Kitzinger NSDAP vor den Reichspräsidentenwahlen im Frühjahr 1932. Ein Wahlsieg Hitlers gegen Hindenburg schien ausgemachte Sache. Der Fränkische Volksfreund berichtete, die „*Posten [seien] schon verteilt*“ gewesen, insbesondere „*bei der Polizeitruppe unter dem Kommando des Geflügelzüchters*“.⁹⁷ Obwohl der Wahlsonntag mit Spannung erwartet wurde – die Eiserne Front hatte in allen Ortsgruppen Bereitschaft ausgerufen – und Hitler im ersten Wahlgang in Kitzingen nur knapp unterlag, den zweiten konnte er in Kitzingen gar für sich entscheiden – blieb der

Traum vom Wechsel unerfüllt: Hindenburg wurde im Amt bestätigt und die Nationalsozialisten konnten sich nicht zu einem gewaltsamen Regimewechsel entschließen.⁹⁸

Im Frühsommer 1932 wechselte die Ortsgruppenleitung erneut; zu den Gründen gehörten Ungenauigkeiten in der Beitragsabrechnung.⁹⁹ Der neue Ortsgruppenführer Ennerst konnte auf der Jahreshauptversammlung am 11. Juni 1932 einen Mitgliederzuwachs um 200 % vermelden; daneben war es gelungen, Gruppen der HJ und des NS-Schülerbundes in Kitzingen zu gründen.¹⁰⁰ Im Zuge des Führungswechsels wurden auch einige Amtswalterposten neu besetzt, wobei zunehmend auf fachlich geschulte Mitarbeiter zurückgegriffen wurde.¹⁰¹ Im Juli 1932 brachte die „Dienstvorschrift für die PO der NSDAP“ einige organisatorische Veränderungen. Im vertikalen Partegefüge wurde der „Kreis“ als neues Hoheitsgebiet zwischen Gau und Ortsgruppe geschaffen; in Kitzingen übernahm der ehemalige Ortsgruppenleiter Willi Heer den Posten des Kreisleiters.¹⁰² Für die Ortsgruppen sah die Dienstvorschrift eine einheitliche Zellen- und Blockeinteilung vor. In Kitzingen wurden erstmals bei einer Mitgliederversammlung am 29. Dezember 1932 alle Zellen-Obleute und Blockwarte zu einer Besprechung geladen.¹⁰³

Nach der Ablehnung der nationalsozialistischen Regierungsübernahme durch Hindenburg schwand die Popularität der NSDAP im Verlauf des Herbstes 1932. Der Gau Unterfranken meldete nach Berlin, es bestehe die Gefahr, Wähler im Mittelstand zu verlieren, und die protestantische Landbevölkerung wende sich von der NSDAP ab.¹⁰⁴ Unterfränkische Nationalsozialisten erklärten, sie hätten genug „von einer Partei, deren Führer nicht

weiß, was er will, und die kein Programm hat.“¹⁰⁵ Die Lageberichte des unterfränkischen Regierungspräsidenten teilten diese Einschätzungen.¹⁰⁶ Zu einer Mitgliederversammlung der Kitzinger Ortsgruppe am 3. September 1932 erschienen so wenig Parteigenossen, dass sich der Vorsitzende des Untersuchung- und Schlichtungsausschusses (USchLA) zu einem wütenden Brief an die Gauleitung in Würzburg veranlasst sah.¹⁰⁷ Bei der Reichstagswahl am 6. November 1932 rutschte die NSDAP in Kitzingen um 5,4 Prozentpunkte im Vergleich zu ihrem Ergebnis im Juli ab. Darunter litt auch die finanzielle Ausstattung. Im Oktober 1932 meldete die Ortsgruppe nach Würzburg, dass die Kasse „vollkommen erschöpft“ sei. Die Ortsgruppe habe einen Beitragsrückstand von 400 RM bei den Mitgliedern.¹⁰⁸ Aber die Partei erholte sich in Kitzingen überraschend schnell. Im November meldete die Ortsgruppe 99 Mitglieder nach Würzburg, und neue Mitgliedsanträge gingen im Dezember 1932 ein. Dazu beantragte die NSDAP beim Stadtrat die Überlassung einer Halle auf dem Flugplatz Kitzingen, um dort Versammlungen abhalten zu können.¹⁰⁹

Zur organisatorischen Konsolidierung der NSDAP in Kitzingen zählte auch der Ausbau der zahlreichen Hilfsorganisationen. Die Ortsgruppe der SA war im September 1922 gegründet worden. Nach der Wiedegründung 1925 bezeichnete sich die Gruppe als „Daniel-Sauer-Sturm“. Im Jahr 1930 gehörten ihm 32 Mann an; dazu kam eine neun Mann umfassende SA-Reserve, zu der insbesondere die politischen Leiter der NSDAP zählten.¹¹⁰ Die Auflösung der SA durch das Verbot im April 1932 hatte in Kitzingen Hausdurchsuchungen zur Folge, die aber ergebnislos verliefen, weil die Nationalsozialisten im

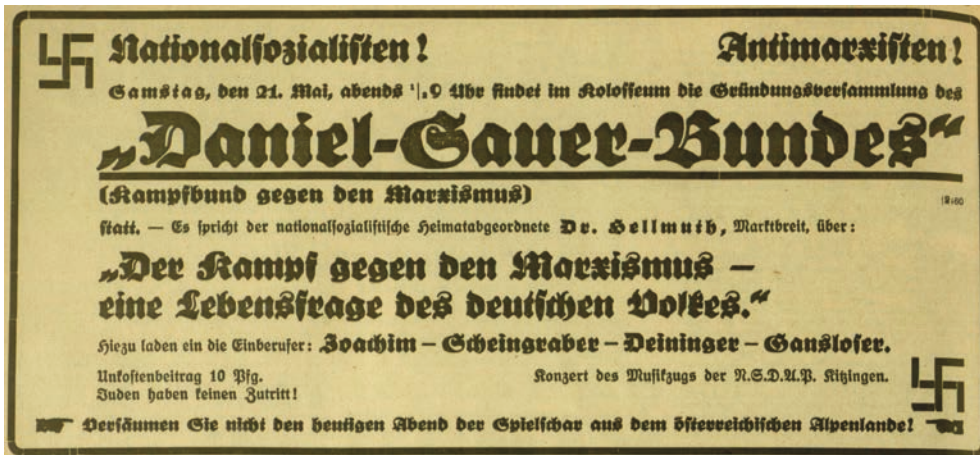


Abb. 2: Aufruf zum Eintritt in den „Daniel-Sauer-Bund“, Mai 1932.

(Photo: Stadtarchiv Kitzingen).

Vorfeld von der geplanten Aktion erfahren hatten. Als SA-Ersatzorganisation gründeten führende Kitzinger Nationalsozialisten am 21. Mai 1932 den „Daniel-Sauer-Bund. Kampfbund gegen den Marxismus“. Auf dem Gründungstreffen waren 200 Personen, meist ehemalige SA- und SS-Angehörige, anwesend. Der Bund blieb auf Grund der baldigen Wiederzulassung der SA weitgehend ohne Bedeutung.¹¹¹ Bei Auftritten der SA in der Öffentlichkeit wurde stets die „*straffe Disziplin*“ des Sturmtrupps gelobt.¹¹² Eine Einheit der SS existierte ebenfalls in Kitzingen, über deren Organisation und Mitgliederstärke allerdings nichts bekannt ist.

Gruppen des NS-Schülerbundes und der HJ wurden im Laufe des Jahres 1931/32 in Kitzingen gegründet. Für die HJ-Gründung zeichneten ein Schüler des Alten Gymnasiums Würzburg und zwei seiner Kameraden verantwortlich. Viele Aktionen der HJ wie Zeltlager durften von bayerischen Schülern nicht besucht werden.¹¹³ Eigentlich war auch der NS-Schülerbund verboten, er wurde jedoch gedeckt

von „Professor E.“¹¹⁴ Zu einer Gründungsversammlung des BdM rief die Kitzinger Zeitung am 23. Juni 1932 auf.¹¹⁵

Eine Ortsgruppe der NS-Frauenschaft trat erstmals im November 1932 auf den Plan. Unter der Führung der Ehefrauen führender Kitzinger Nationalsozialisten veranstaltete sie am 12. November einen „Deutschen Abend“ zugunsten erwerbsloser SA- und SS-Männer.¹¹⁶ Der Nationalsozialistische Lehrerbund (NSLB) hatte zunächst einen schweren Stand in Kitzingen. 1931 gehörten ihm nur vier Mitglieder an. Erst mit der Machtergreifung verzeichnete der NSLB einen größeren Zustrom.¹¹⁷ Keine Bedeutung vor der Machtergreifung spielten die Nationalsozialistische Betriebszellenorganisation (NSBO) und der „Kampfbund für den gewerblichen Mittelstand“. Am 8. Oktober 1932 sprach der Gauleiter der NSBO auf einem NSDAP-Treffen in Kitzingen über das Thema: „*Was will die Nationalsozialistische Betriebszellenorganisation?*“ Folgen sind aus den Quellen nicht ersichtlich. Der Kampfbund trat vor der Machtergrei-

fung 1933 in Kitzingen überhaupt nicht in Erscheinung.¹¹⁸

5. Die Propaganda der NSDAP in Kitzingen

Neben dem organisatorischen Ausbau der Ortsgruppe wurde es zum wichtigsten Faktor für den Aufstieg der NSDAP, dass die Partei die Stadt Kitzingen mit einem Trommelfeuer an Propagandamaßnahmen überzog. Nach einer schlecht besuchten Veranstaltung in Kitzingen mit dem NSDAP-Abgeordneten Buttmann setzten im Gau Unterfranken die Bemühungen ein, die Propaganda auf eine neue Basis zu stellen.¹¹⁹ In einem Rundschreiben der Gauleitung vom Oktober 1931 wurden die neuen Maßnahmen zusammengestellt.¹²⁰ Zum einen war es das Ziel, den Propagandaapparat weiter auszubauen. Bei allen Ortsgruppen wurde das Amt des Propagandaleiters geschaffen, der jeden Monat über die Propagandatätigkeiten an die Gauleitung zu berichten hatte. Darüber hinaus sollte – da Versammlungen großen Auflagen unterlagen – der Propagandaeinsatz von Zeitungen und Flugblättern ausgeweitet werden. Vom Verkauf von Probenummern des „Völkischen Beobachters“ erhoffte man sich zusätzliche Einnahmen. Statt öffentlicher Versammlungen sollten die Ortsgruppen Besprechungen abhalten, zu denen bei der Gauleitung Redner anzufragen waren. Die derartig intensivierte Propaganda der NSDAP gliederte sich in mehrere Bereiche.

Der erste Bereich war die Propaganda im Kitzinger Stadtrat. Die beiden NSDAP-Stadträte Josef Ennerst und Heinrich Thiel beschäftigten den Rat mit einer Flut von Anträgen. Da die NSDAP über kein klares kommunalpolitisches Programm verfügte, waren „Negation“ und „Ob-

struktion“ die Leitlinien ihres Handelns. Eigene Initiativen waren in der Regel der Propaganda dienende, wegen der Finanzlage der Gemeinden aber aussichtslose Anträge. Zahlreiche Entscheidungen des Stadtrates kamen gegen die beiden Stimmen der Nationalsozialisten zustande. So sprach sich Ennerst gegen den Haushaltsvoranschlag 1930/1931 aus, weil er Posten für Wohnungsbeschaffung und für die Unterstützung der Erwerbslosen vermisste. Auch im folgenden Jahr lehnte die NS-Fraktion den Etat ab. Die Vorstellungen seiner Fraktion erklärte Ennerst dahingehend, dass die Strompreise gesenkt werden müssten; daneben sei die Fraktion gegen jede Steuererhöhung mit Ausnahme der Filialsteuer.¹²¹ Im Januar 1931 beantragte die NS-Fraktion die Neuwahl der Ausschüsse des Stadtrates. Als Begründung nannte man die Reichstagswahlen vom 14. September 1930, wo die NSDAP stärkste Kraft werden konnte; dem Antrag wurde nicht stattgegeben.¹²² Andere Anträge forderten Vergünstigungen für bestimmte soziale Gruppen, deren Umsetzung jedoch die Stadtkasse zu sehr belastet hätte. Im November 1930 beantragten die Nationalsozialisten den Verzicht der Stadtratsmitglieder auf Diäten, um von den Geldern Kohlen für die Arbeitslosen zu kaufen. Im Jahr darauf machte sich Ennerst für die Winterhilfe der Kleinrentner stark. Im Herbst 1932 beantragte die NSDAP, die Stadt Kitzingen solle Wohlfahrtserwerbslose zum ortsüblichen Lohn beschäftigen.¹²³ Zu einer weiteren Auseinandersetzung kam es in der Stadtratssitzung vom 6. August 1931. Thiel forderte, der Stadtrat solle sich dafür verwenden, dass der Stadtkommissär NSDAP-Versammlungen nicht immer verbiete. In seiner Antwort bezeichnete ein SPD-Stadtratsmitglied die NSDAP als „*illegale Orga-*

nisation“. Die Proteste Thiels endeten in tumultartigen Szenen, so dass die Sitzung abgebrochen werden musste.¹²⁴

Der zweite Bereich war die Versammlungstätigkeit. Im Februar 1930 sprach der „fränkische Bauernführer“ Wilhelm Stegmann über „Bauernnot – Volkestod“. Stegmann sprach noch am 1. Dezember 1931, am 13. Januar 1932 und am 25. September 1932 in Kitzingen.¹²⁵ Weitere Bauernversammlungen veranstaltete die Partei am 28. Februar 1931 mit „Pg. Landwirt“ Fritz Walz und am 11. März 1932 mit Landwirtschaftsassessor Heide.¹²⁶ Letzterer sprach auch auf der Protestversammlung des Gartenbauvereins Etwashausen vom 9. November 1930 „im Auftrag der zahlreich vertretenen Nationalsozialisten“. ¹²⁷ Zunehmend suchte die NSDAP den Schulterschluss mit lokalen Honoratioren. Dies erforderte eine entsprechende Propaganda. Am 12. November 1930 veranstaltete die NSDAP in Kitzingen ein Treffen mit Exzellenz von Liebert, einem ehemaligen Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, zu dem die DNVP-Ortsgruppe prompt ihr Erscheinen zusagte. Liebert besuchte Kitzingen noch einmal im März 1932.¹²⁸ Am 21. Januar 1933 veranstaltete die Kreisleitung Kitzingen einen Lichtbildervortrag mit dem Thema: „Der Nationalsozialismus als Erbe der Mannestugenden der alten siegreichen Armee.“¹²⁹ Der Erfolg spiegelte sich im Personal der NSDAP-Ortsgruppe wider. Major a.D. Ritter von Prümmer, um den sich zuvor die BVP bemüht hatte, war zeitweilig Mitglied im Alldeutschen Verband und tauchte Ende 1931 in den Reihen der NSDAP als beliebter Redner auf.¹³⁰

Den Schwerpunkt der nationalsozialistischen Versammlungen bildeten solche für den Mittelstand, also Handwerker und

Kaufleute auf der einen Seite sowie Beamte und Angestellte auf der anderen.¹³¹ Auf einer Versammlung am 5. Juni 1930 erteilte Ennerst stürmischen Beifall für seine Ausführungen über die teuren Strompreise, und am 2. Februar 1932 sprach er über das Thema „Herunter mit den Werkpreisen der LKW!“¹³² Andere NS-Veranstaltungen wendeten sich gegen die „Hochfinanz“ oder erläuterten das Wirtschaftsprogramm der Partei. Auf einer Handwerkerkundgebung im Januar 1932 wurde die Stellungnahme Otto Hellmuths mit viel Beifall aufgenommen.¹³³ Andere Versammlungen richteten sich an die Beamten. Eine NS-Versammlung am 11. Februar 1932 hatte vor allem städtische Beamte im Publikum; wenig später sprach der Beamtenexperte der NSDAP, Schmitt, auf einem Treffen in Kitzingen.¹³⁴ Auf einer Versammlung der Kleinrentner im Herbst 1931 sprachen der ehemalige Erste Bürgermeister von Kitzingen, Graff, und Gauleiter Hellmuth; der Fränkische Volksfreund bezeichnete das Ereignis als „verkappte Nazi-Werbeveranstaltung“.¹³⁵ Darüber hinaus waren Veranstaltungen mit antisemitischen Inhalten immer an den Mittelstand gerichtet. Der Vorkämpfer hierfür war Julius Streicher. Durch ihn wurde der Antisemitismus zu einer propagandistischen Hauptkomponente der NSDAP in Franken.¹³⁶ Streicher war oft in Kitzingen zu Gast, so im Dezember 1929, am 19. November 1931 und am 6. Dezember 1931.¹³⁷ Dazu kamen im Untersuchungszeitraum Dutzende von weiteren Veranstaltungen der NSDAP-Ortsgruppe Kitzingen, wie Mitgliederversammlungen, Jahreshauptversammlungen, „Deutsche Weihnachtsfeiern“¹³⁸ und die regelmäßigen Sprechabende. Während der Zeit der Versammlungsverbote im Sommer 1931 erlahmte die NS-Propaganda;¹³⁹ die Orts-



Abb. 3: Der „Gautag“ der NSDAP am 6./7. Mai 1933.

(Photo: Stadtarchiv Kitzingen).

gruppe Kitzingen veranstaltete aber sog. „Unterhaltungsabende“, um das Verbot zu umgehen.¹⁴⁰

Eine weitere Form der NS-Propaganda bestand im Abhalten von großen Feiern oder Umzügen.¹⁴¹ Am 3. Juli 1932 veranstaltete die NSDAP in Kitzingen eine öffentliche Kundgebung mit Demonstrationzug durch die Straßen der Stadt.¹⁴² Groß aufgezogen wurden die jährlichen „Unterfränkischen Ortsgruppenleiter-tagungen“, auch schlicht „Gautage“ genannt, Anfang Mai, an denen gleichzeitig des „Blutzeugen“ Daniel Sauer gedacht wurde. Die Gautage, die von den NSDAP-Ortsgruppen aus ganz Unterfranken besucht wurden, erreichten insbesondere in den Jahren 1930 und 1931 enorme Ausmaße. Im Jahr 1931 besuchten über 1.000 Gäste aus 50 Ortsgruppen die Feierlichkeiten.¹⁴³ Der Höhepunkt waren die Gautage im Jahr 1933. Zwei

Tage lang setzte sich das neue Regime in effektvolle Szene. Am Samstag versammelten sich 3.000 Nationalsozialisten in einer Halle des Kitinger Flugplatzes zum Gedenken an Daniel Sauer. Es folgten ein Feldgottesdienst auf dem Platz der Turngemeinde und eine Totengedenkfeier am Grabe Sauers. Der Sonntag begann mit Sondertagungen der einzelnen NS-Organisationen im Gasthaus „Fränkischer Hof“; am Nachmittag marschierten über 9.000 Angehörige von SA und SS durch die Straßen Kitzingens und trafen sich zu großen Kundgebungen auf den Sportplätzen der Stadt, bei denen Reichsstatthalter Sauckel und der bayerische Kultusminister Hans Schemm die Reden hielten.¹⁴⁴ Weitere Aufmärsche gab es jedes Jahr aus Anlass der Gefallenengedenkfeiern im November. Die NSDAP, die stets ihre eigenen Züge organisierte, gedachte dann ihrer gefallenen Parteigenossen.¹⁴⁵

Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte,
Kunst und Kultur
66. Jahrgang 2014

Inhalt

(Die Seitenzahlen des Sonderheftes 2014 sind mit Asteriskus [*] gekennzeichnet)

I. Aufsätze

<i>Beisbart, Helmut</i>	Goldarbeiter in Ansbach 1820–1823. Der Kampf zweier Goldschmiede um Arbeitserlaubnis und Aufnahme in die Gemeinde	75
<i>Blessing, Werner K.</i>	Eine besondere Lebenswelt – Bergbau im Fichtelgebirge	47*
<i>Blessing, Werner K.</i>	Umbruchsjahre: Bamberg im Ersten Weltkrieg und in der Revolution 1918/19	166
<i>Blessing, Werner K.</i>	Warum „Bergbau in Franken“?	2*
<i>Blessing, Werner K.</i>	Was macht Franken zur Region?	97
<i>Brandl, Martin</i>	Wo der Ritter den Drachen würgt – Anmerkungen zur Ikonographie des Ersten Weltkriegs auf Schloss Mainberg	232
<i>Dammer, Christopher/Becker, Frank</i>	Der Bergbau in Nordbayern heute	77*
<i>Eberth, Werner</i>	Zwei Prunkzimmer aus fränkischen Schlössern im Berliner Schloss Köpenick	220
<i>Feuerbach, Ute</i>	Wilhelm Joseph Behr und Sulzheim – Zur Errichtung eines Gedenkstein auf dem neuen Rathausplatz	19
<i>Flurschütz da Cruz, Andreas</i>	Vom Kontor in den Kanton. Der Aufstieg der Familie Wolf (von Wolfsthal) in den fränkischen Reichsadel im Spiegel ihrer Namensmanipulationen	3
<i>Gaißer, Horst</i>	„Eisenschmelzer“ und Schmiede – Zur Eisengewinnung und -verarbeitung bis zur Frühen Neuzeit	17*
<i>Häck, Bernhard</i>	Versteckter Bergbau in Franken? Relikte des Bergbaus in bestehenden und anderweitig genutzten Hohlräumen in Franken	65*

<i>Jemiller, Elfi</i>	Der Bamberger Totentanz – ein barockes Kleinod in der Heilig-Grab-Kapelle der ehemaligen Klosterkirche St. Michael	147
<i>Kugler, Jens</i>	Zur Technik des Grubenbaus – Profile horizontaler Auffahrungen im sächsischen Erzbergbau	4*
<i>Meidel, Erich</i>	Die ersten schweren Bombenangriffe auf Schweinfurt – Aus den Tagebuchaufzeichnungen eines Luftwaffenhelfers	41
<i>Saam, Alfred</i>	130 Jahre Armenseelenfest in der Pfarrei Burkardroth	35
<i>Schott, Herbert</i>	Baron Ernst von Manstein – ein zum Judentum Konvertierter im „Dritten Reich“	85
<i>Trebes, Norbert</i>	Der nördliche Frankenwald – kleine Region mit großer Industrie- und Sozialgeschichte	57*
<i>Wickl, Bernhard</i>	Alexander v. Humboldt: eine Weltkarriere mit fränkischen Wurzeln: In Franken	27*
<i>Wolz, Alexander</i>	Der Aufstieg des Nationalsozialismus in Kitzingen	240

II. Kunst und Kultur

<i>Biernoth, Alexander</i>	Kanonen zu Klangkörpern – Die Glocken von St. Ludwig in Ansbach	125
<i>Dengler-Schreiber, Karin</i>	Welterbe Bamberg – Belohnung bürgerlichen Engagements	179
<i>Habel, Hubertus</i>	Das Gärtner- und Häckermuseum in Bamberg	198
<i>Kremer, Dominik</i>	Touristisch genutztes Welterbe erleben: Die Perspektive der Einwohner – Eine empirische Studie am Beispiel Bambergs	189
<i>Papp, Alexander von</i>	Altfränkischer Wengert in Randersacker – das mühsame Ringen um ein Kleinod mainfränkischer Kulturlandschaft	105
<i>Schötz, Hartmut</i>	Vom Rittergeschlecht zum Kistenfabrikanten – Ein heute erloschener Handwerkerzweig am Beispiel der ältesten Nürnberger Kistenfabrik	265
<i>Schramm, Philipp</i>	Kunst und Gegenwart in Bayreuth. Vier Gespräche zu Angeboten des örtlichen Kulturlebens	45
<i>Speckle, Birgit</i>	Tagebücher als kulturgeschichtliche Quelle – Das Tagebuch des Bauern und Musikanten Johann Fasel aus Maidbronn (1887–1926)	121
<i>Tomczyk, Leonhard</i>	Die Künstlergruppe „Kontakt“	57

III. Aktuelles

<i>Horling, Thomas</i>	Mainberg – ein „Dauersorgenschloss“?	272
<i>Süß, Peter A.</i>	Historischer Atlas „Unterfranken in Bayern 1814 bis 2014“ zum 200jährigen Jubiläum veröffentlicht	128
	Neue Internetseite über Vita und Werke von Max Dauthendey	207
	Ahnenschwund – Thema für eine Tatort-Sendung?	207

IV. Bücher zu fränkischen Themen 67, 130, 208

V. Frankenbund intern

	Auszeichnung für Klaus-Peter Gäbelein, 1. Vorsitzender des Heimatver- eins Herzogenaurach e.V. und Mitglied der Bundesleitung	69
<i>Süß, Peter A.</i>	Unser Bundesschatzmeister Theobald Stangl feierte seinen 75. Geburtstag	69
	Wichtiger Hinweis zur diesjährigen Unterfränkischen Regionaltagung	70
<i>Friedrich, Verena</i>	4. Fränkischer Thementag „Gärten in Franken“ in Veitshöchheim	70
	Programmablauf des 4. Fränkischen Thementags „Gärten in Franken“ in Veitshöchheim	72
<i>Wickl, Bernhard</i>	Bundesfreund Robert Unterburger mit „Landers- dorfer Stier“ ausgezeichnet	139
<i>Pollnick, Carsten</i>	Zum Jubiläum von Bundesfreundin Ingeborg Walther	140
<i>Friedrich, Verena</i>	Kurzer Bericht über die diesjährige Bundesbeirats- tagung am 15. März 2014 im ehemaligen Zehntge- bäude der Stadt Grünsfeld/Baden-Württemberg	141
	Vorankündigung: 85. Bundestag des FRANKENBUNDES am 18. Okto- ber 2014 in Bamberg	144
	Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Bamberg Andreas Starke zum 85. Bundestag	211
	Auf nach Bamberg! – Austragungsort des diesjährigen Bundestages am 18. Oktober 2014	212
	Einladung zum 85. Bundestag am 18. Oktober 2014 in Bamberg	213
<i>Friedrich, Verena</i>	Bericht über den 4. Fränkischen Thementag „Gärten in Franken“ am Samstag, 21. Juni 2014, in der Landes- anstalt für Weinbau und Gartenbau in Veitshöchheim	214

<i>Süß, Peter A.</i>	100 Jahre Zeitschrift FRANKENLAND	276
<i>Albert, Reinhold</i>	Leo W. Hamm (1926–2014)	280
<i>Süß, Peter A./ Beinhofer, Paul</i>	Bericht über den 85. Bundestag des FRANKEN- BUNDES am 18. Oktober 2014 in Bamberg mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden	281
Termine des FRANKENBUNDES im Jahr 2015		288

Der vierte Bereich war, mit Hilfe von Zeitungen und Zeitschriften Propaganda zu treiben. Nachdem der Verleger der Kitzinger Zeitung aus Rücksicht auf die jüdische Bevölkerung Kitzingens sich geweigert hatte, Anzeigen mit Hakenkreuz aufzunehmen, gründeten Kitzinger Nationalsozialisten ihre eigene Tageszeitung, das „Kitzinger Tagblatt“. Obwohl die Macher der Zeitung sicher waren, dass ihr Blatt von „*der rechts stehenden Kitzinger Bevölkerung begrüßt*“¹⁴⁶ werde, hatte das Tagblatt von Beginn an Schwierigkeiten. Man druckte alle Gaunachrichten sowie die amtlichen Bekanntmachungen der Stadt, aber es gelang nicht, Inserate zu bekommen. Im Sommer 1931 stellte das Blatt nach halbjähriger Tätigkeit sein Erscheinen ein.¹⁴⁷

Doch auch in der Kitzinger Zeitung betrieben die Nationalsozialisten eifrige Propaganda. Neben den zahlreichen Leserbriefen führender Nationalsozialisten und Sympathisanten war immer genug Platz für die Versammlungsberichte von Ortsgruppenleiter Michael Handschuh. Seit Dezember 1932 berichtete ein Autor unter dem Pseudonym „*Politikus*“ von allen Veranstaltungen der NSDAP.¹⁴⁸

Eine letzte Form der Propaganda der Ortsgruppe bildete der Besuch von Veranstaltungen anderer Parteien oder Verbände. Nationalsozialistische Diskussionsredner meldeten sich auf einer KPD-Versammlung Ende Mai 1930, auf einem Treffen der Wirtschaftspartei im August und auf einer DNVP-Versammlung im Dezember. Im Jahr 1931 ergriffen auf Versammlungen der Wirtschaftspartei und des „Deutschen Rentner-Bundes“ NSDAP-Anhänger das Wort und betonten die Übereinstimmung ihrer Partei mit den auf der Versammlung vertretenen Zielen.¹⁴⁹ Auf einer Wahlkundgebung der DNVP am 21. Oktober 1932

kam es zu Unterbrechungen und Störungen durch die zahlreich anwesenden Nationalsozialisten.¹⁵⁰

Schließlich kam es immer wieder zu gewaltsamen Aktionen. Im Januar 1930 musste ein starkes Polizeiaufgebot aus Würzburg eine NSDAP-Versammlung einrahmen, weil Ausschreitungen zu befürchten waren. Im Sommer 1932 zogen SA und SS im Zuge einer NS-Versammlung im Kolosseum durch Kitzingen. Nazigegner versammelten sich vor dem Gasthaus, und die Polizei konnte nur mit knapper Not eine Schlägerei verhindern.¹⁵¹ Erwähnenswert sind zudem mutwillige Zerstörungen an der Kitzinger Synagoge im Januar 1930; zwar wurden die Täter nie gefasst, aber ein rechtsradikaler Hintergrund ist nicht unwahrscheinlich.¹⁵²

Der Aufstieg des Nationalsozialismus wird durch die Wahlergebnisse verdeutlicht. Schon bei den Reichstagswahlen vom 14. September 1930 wurde die Partei in Kitzingen stärkste Kraft. Sie erhielt 26,1 % der abgegebenen Stimmen und lag somit vor der SPD (21,5 %) und der BVP (18,9 %).¹⁵³ Auch bei der nächsten Entscheidung, den Reichspräsidentenwahlen von 1932, erwies sich die NSDAP als stark. Im zweiten Wahlgang konnte sich Hitler mit 3.135 zu 3.061 Stimmen gegen Hindenburg durchsetzen.¹⁵⁴ Bei der bayerischen Landtagswahl 1932 erhielt die NSDAP 45,8 % der Stimmen in Kitzingen und wurde damit stärkste Kraft.¹⁵⁵ Auch bei den Reichstagswahlen am 31. Juli 1932 ging die NSDAP als Sieger hervor. Die NSDAP gewann die Wahl in Kitzingen mit 45,2 %. Sie profitierte dabei von den Verlusten der liberalen Parteien und vom totalen Zusammenbruch der regionalen Interessenparteien, die zusammen nur auf 1,5 % der Stimmen kamen.¹⁵⁶ Ein relativ stabiles Ergebnis in Kitzingen konnten



Abb. 4: Die Aufbahrung von Andreas Weidt.

(Photo: Stadtarchiv Kitzingen).

SPD, KPD und BVP vorweisen. Bei der Reichstagswahl am 6. November 1932 verlor die NSDAP auch in Kitzingen viele ihrer Stimmen. Zulegen vermochten dagegen die DNVP, die auf 8,2 % der Stimmen kam, und die KPD, die 6,9 % der Stimmen auf sich vereinigte.¹⁵⁷

6. Die „Machtergreifung“ in Kitzingen

Am 31. Januar 1933 feierten die Nationalsozialisten in Kitzingen mit einem Fackelzug und einer Kundgebung am Königsplatz die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler.¹⁵⁸ Dies war gleichsam der Beginn des Wahlkampfes für die Reichstagswahlen am 5. März 1933. In Bayern konnten alle Parteien (außer der KPD)

noch relativ frei mit der NSDAP konkurrieren. Die „Eiserne Front“ veranstaltete zwei große Wahlkundgebungen im Fränkischen Hof am 15. und 22. Februar. Die BVP veranstaltete ein Treffen am 2. März 1933, verwies ansonsten auf ihre Kundgebungen mit dem ehemaligen Reichskanzler Brüning in Würzburg. Die „Kampf-front Schwarz-Weiß-Rot“ (Koalition aus DNVP und Stahlhelm) organisierte eine Kette von Kundgebungen in Stadt und Bezirk Kitzingen. Die NSDAP intensivierte noch einmal ihre Propaganda. Neben den traditionellen Wahlversammlungen wurden Reden von Hitler, Göring, Papen und Hugenberg via Rundfunk öffentlich übertragen, und die NSDAP versuchte, die Behörden einzuschüchtern.¹⁵⁹ Kurz

vor den Wahlen erhielt die NSDAP in Kitzingen einen besonderen Wahlkampf-schlager. Am 2. März 1933 wurde der SA-Mann Andreas Weidt aus Kitzingen bei politischen Auseinandersetzungen in Höchst i.O. erschossen. Die Heimholung der Leiche an den Main wurde von der NSDAP in einem großen Spektakel inszeniert. Die von sechs SA-Kameraden bewachte Bahre wurde am Wahlsonntag von vielen Kitzingern besucht.¹⁶⁰ Der Ausgang der Wahl geriet zu einem Erfolg: die NSDAP erhielt bei einer Beteiligung von 92,1 % der Wahlberechtigten 51,1 % der Stimmen. Neben den Kleinrentnern hatte diesmal auch der Gartenbauverein Etwashausen dazu aufgerufen, Hitler zu wählen. Von den anderen Parteien konnte nur die BVP stabil bleiben; SPD und die „Kampffront Schwarz-Weiß-Rot“ verloren leicht. Die Kommunisten erhielten 3,4 % der Stimmen.¹⁶¹

Am 9. März 1933 überschlugen sich in München die Ereignisse, als hier die NS-Machtübernahme begann. In einer Mischung aus revolutionärer Gewalt ‚von unten‘ und scheinlegalen Maßnahmen ‚von oben‘ wurde der Machtwechsel in München vollzogen.¹⁶² Reichsinnenminister Frick ernannte in einem Telegramm um 20.15 Uhr Ritter von Epp zum Reichskommissar in Bayern.¹⁶³ Noch in der Nacht zum 10. März 1933, um 2.10 Uhr, erließ Adolf Wagner, der kommissarische Innenminister, über Funk an alle Polizeidirektionen folgende Regelungen: Kommunisten und Reichsbannerführer sind zu verhaften; Polizeidoppelposten sind mit je einem SA-/SS-Mann zu stellen; die Polizeibehörden sollen die Kreisregierungen und Bezirksämter über die Anordnungen informieren.¹⁶⁴ In der folgenden Nacht (10./11. März 1933) erließ Wagner per

Funkspruch ein Verbot für Reichsbanner, Eiserne Front und SAJ in Bayern.¹⁶⁵ Diese Bestimmungen bildeten den Auftakt der nationalsozialistischen Aktionen in Kitzingen. Am 10. März 1933 meldete die Kitzinger Zeitung die ersten „*Kommunistenverhaftungen*“ in der Stadt. Zu diesem Zweck wurde die Polizei durch SA- und SS-Leute verstärkt.¹⁶⁶ Die Haussuchungen nach verdächtigem Material, insbesondere Waffen, und die Verhaftungen gingen in den nächsten Tagen weiter.¹⁶⁷ Innerhalb weniger Tage befanden sich in ganz Unterfranken 261 Kommunisten und Angehörige sozialistischer Organisationen in Schutzhaft. Obwohl die meisten Kitzinger Häftlinge nach kurzer Zeit freikamen, befanden sich Anfang April 1933 noch 19 Personen in Schutzhaft. Einige wurden Ende April in das Konzentrationslager Dachau verbracht.¹⁶⁸

Eine weitere Revolutionserscheinung neben der Hilfspolizei waren die SA-Sonderkommissare bei den Bezirksämtern und kreisunmittelbaren Städten in Bayern. Ihre Aufgaben definierten sich wie folgt: Sie sollten alle politischen Gruppen sowie Wehrorganisationen überwachen. Sie kümmerten sich um die Beschlagnahme von Waffen und Munition. Außerdem verfügten sie über die Einberufung von Hilfspolizei.¹⁶⁹ Beim Bezirksamt Kitzingen wurde der SA-Führer Walther Froben als Sonderkommissar bestellt. Dieser erließ fortan die Schutzhaftbefehle und leitete die Haussuchungen. Dazu verfügte er, dass alle Militärwaffen bis zum 31. März abzugeben seien.¹⁷⁰

Unterdessen war der zweite Teil der nationalsozialistischen Revolution über die Bühne gegangen: das Hissen der Hakenkreuzflaggen auf dem Rathaus. Es bildete fast überall den symbolischen Akt



Abb. 5: Der Falterturm in Kitzingen mit Hakenkreuz, Juli 1934.

(Photo: Stadtarchiv Kitzingen).

der Machtübernahme der NSDAP. Die Kitzinger Zeitung meldete am 10. März 1933, dass die „Freiheitsflaggen“ zwischen 12 und 13 Uhr an diesem Tag über dem Rathaus wehen werden.¹⁷¹ So geschah es. „Insgesamt war der 10. März 1933 für die Öffentlichkeit eher ein Tag feierlicher Aufzüge, von Flaggenhissungen, nationalen Reden usw., aber ganz sicher nicht der Tag einer Revolution [...]“.¹⁷² Das trifft auch für Kitzingen zu. Die Flaggenhissungen am Rathaus waren begleitet von einem Umzug von 200 SA- und SS-Leuten durch die beflaggten Straßen der Stadt. Vor den

Behörden wurden SA-Posten abgeordnet, und Ortsgruppenführer Ennerst hielt vor dem Rathaus eine Rede. Die Frauen der NS-Frauenschaft sammelten derweil für bedürftige SA-Männer.¹⁷³ Nach dem Flaggenerlass des Reichspräsidenten vom 12. März 1933 prangten die Flaggen zum Zeichen des Sieges noch einmal drei Tage lang in Kitzingen.¹⁷⁴

Wenige Tage nach der „nationalen Erhebung“ in Kitzingen tagte der Polizei- und Verwaltungssenat noch einmal in seiner alten Besetzung;¹⁷⁵ kurz darauf fielen die Gremien den nationalsozialistischen Umwandlungen zum Opfer. Durch das „Vorläufige Gesetz zur Gleichschaltung der Länder mit dem Reich“ vom 31. März 1933 galten alle gemeindlichen Vertretungskörperschaften als aufgelöst. Die Neubildung sollte bis zum 30. April erfolgen. Maßgebend waren die bei der Reichstagswahl am 5. März 1933 in der Gemeinde abgegebenen Stimmen (außer denen der KPD, die durch Verordnung Wagners vom 20. März 1933 eliminiert wurden). Der Erste Bürgermeister blieb vorerst im Amt; er hatte die dringenden Geschäfte zu leiten sowie als Gemeindevorstand zu fungieren.¹⁷⁶ Für Kitzingen ergab sich gemäß den Ergebnissen der Reichstagswahlen folgende Sitzverteilung im neuen Stadtrat: 13 Sitze erhielten die NSDAP und die „Kampffront Schwarz-Weiß-Rot“, die als eine Fraktion auftraten; vier Sitze erhielt die BVP; drei Sitze waren für die SPD bestimmt.¹⁷⁷ Am 25. April 1933 trat der Stadtrat zu seiner ersten Sitzung zusammen. Einstimmig wurde der NSDAP-Ortsgruppenleiter Josef Ennerst zum Zweiten Bürgermeister ernannt.¹⁷⁸ Anschließend wurde § 26 der Geschäftsordnung geändert: damit war der Weg frei zur Bildung eines von der NSDAP do-

minierten Hauptausschusses, der fortan einen Großteil der laufenden Geschäfte übernahm.¹⁷⁹ Während im Zuge dieser Aktionen in vielen Städten Bayerns unliebsame Bürgermeister entlassen wurden, hielt sich Wilke auf seinem Posten (bis 1945). Das Staatsministerium des Innern verbot schon Ende März 1933 die Beurlaubung berufsmäßiger Bürgermeister. Wilke war parteipolitisch nicht gebunden, entstammte einem deutschnationalen Milieu und lernte schnell auf der Klaviatur der NS-Rhetorik zu spielen. Wilke trat erst später der NSDAP mit der Mitgliedsnummer 3.154.649 bei.¹⁸⁰

Nicht lange blieb der Gemeinderat in dieser Zusammensetzung. Bereits in der zweiten öffentlichen Sitzung erklärte Stadtrat Heer, die NSDAP wolle nicht mehr mit der SPD wegen deren Verhalten in Bezug auf Danzig an einem Tisch sitzen;¹⁸¹ daraufhin verließen die SPD-Stadtratsmitglieder den Saal. Am 20. Juni 1933 beschloss der Hauptausschuss, den SPD-Stadtratsmitgliedern keine Aufwandsentschädigungen mehr zu gewähren und sie nicht mehr zu den Sitzungen des Gremiums zu laden. Am folgenden Tag legten die Stadträte der SPD sowie ihre Ersatzleute alle Ämter nieder.¹⁸²

Ende Juni 1933 erteilte die BVP-Stadträte das gleiche Schicksal. Im Zuge des bayernweiten Schlages der Polizei gegen Aktivisten der BVP¹⁸³ wurde den Kitzinger Gemeinderäten nahe gelegt, ihre Ämter aufzugeben, was diese am 3. Juli 1933 taten. Der Stadtrat bestätigte den Beschluss in seiner Sitzung am 21. Juli 1933.¹⁸⁴ Für die ausgeschiedenen Mitglieder des Gremiums wurden zunächst keine Ersatzleute bestellt. Bald kamen jedoch Zweifel an der Beschlussfähigkeit des Kitzinger „Rumpfparlaments“;¹⁸⁵ daher beschloss der Hauptausschuss am 28. August 1933,

den Stadtrat wieder auf 22 Mitglieder zu ergänzen.¹⁸⁶ Das Verfahren sah vor, dass neue Mitglieder auf Vorschlag des Bürgermeisters und des Kreisleiters von der Regierung von Unterfranken ernannt werden. Tatsächlich leitete Bürgermeister Wilke die Vorschläge Heers unverändert an die Regierung weiter; diese bestätigte die neuen Stadtratsmitglieder am 22. Februar 1934.¹⁸⁷ Am 1. März 1934 tagte zum ersten Mal der wieder voll besetzte Stadtrat.¹⁸⁸ Aber noch gehörten dem Stadtrat zwei Mitglieder der inzwischen aufgelösten „Kampffront Schwarz-Weiß-Rot“ an. Schon im Sommer 1933 hatte die Gauleitung gewarnt, die DNVP wolle die nationale Regierung diskreditieren, und empfohlen, diese Kreise im Auge zu behalten.¹⁸⁹ Im Frühjahr 1934 bat der deutschnationale Abgeordnete Scheuernstuhl aus Gesundheitsgründen um Entlassung aus dem Stadtrat. Die beiden Ersatzleute verzichteten auf ihre Nominierung, weil *„ein Nachrücken aus dem Kreise der ehemaligen Nationalen Front“*¹⁹⁰ [...] *heute nicht mehr zur Tagesordnung stehen [kann].“*¹⁹¹ Wenige Monate später leistete auch der zweite verbliebene Deutschnationale, Arauner, seinen Amtsverzicht, nachdem er bereits zu den zurückliegenden Sitzungen des Stadtrats nicht mehr erschienen war.¹⁹² Am 17. Dezember 1934 kam der Hauptausschuss überein, das Stadtratsplenum wieder auf 22 Mitglieder anzufüllen;¹⁹³ dieser Beschluss wurde von den Bestimmungen der Deutschen Gemeindeordnung vom 30. Januar 1935 überholt.¹⁹⁴ Sie schaffte die alten Gemeindegremien praktisch ab, machte den Bürgermeister – entsprechend dem Führerprinzip – zum alleinigen Entscheidungsträger und ließ den sog. „Beiräten“ bzw. „Beigeordneten“ lediglich beratende Funktion.¹⁹⁵

Dr. Alexander Wolz M.A., geb. 1979 in Dettelbach am Main, studierte in Würzburg Geschichte und Volkskunde. Nach der Promotion arbeitete er im Stadtarchiv Lohr am Main. Zum 1.

Oktober 2014 trat er als Archivreferendar in den Dienst der Staatlichen Archive Bayerns. Seine Anschrift lautet: Tiepolostraße 17, 97070 Würzburg, alexander.wolz@gda.bayern.de.

Anmerkungen:

- 1 Falter, Jürgen W.: Der Aufstieg der NSDAP in Franken bei den Reichstagswahlen 1924–1933. Ein Vergleich mit dem Reich unter besonderer Berücksichtigung landwirtschaftlicher Einflussfaktoren, in: German Studies Review 9 (1986), S. 319–359, hier S. 319.
- 2 Vgl. Gradenegger, Gerhard: Die Entwicklung der Rechtsparteien in Kitzingen 1919–1933. Unveröffentlichte Zulassungsarbeit. Würzburg 1973, S. 9.
- 3 Vgl. Spitznagel, Peter: Wähler und Wahlen in Unterfranken 1919–1969. Versuch einer Analyse der Wählerstruktur eines Regierungsbezirkes auf statistischer Grundlage nach den Erhebungen der Volkszählungen 1925, 1950, 1961 und 1970 (= Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg, Bd. 32). Würzburg 1979, S. 98f.
- 4 Ebd., S. 36.
- 5 Vgl. Gradenegger: Rechtsparteien (wie Anm. 2), S. 14; Spitznagel: Wahlen (wie Anm. 3), S. 98f.
- 6 Vgl. Lohalm, Uwe: Der Deutschvölkische Schutz- und Trutz-Bund 1919–1923. Herkunft, Organisation und Wirkung eines antisemitischen Verbandes in der Frühzeit der Weimarer Republik. Hamburg 1970, S. 278 u. S. 284.
- 7 Zu Andrea Ellendt vgl. Krebs, Albert: Tendenzen und Gestalten der NSDAP. Erinnerungen an die Frühzeit der Partei (= Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Bd. 6). Stuttgart 1959, S. 202f.
- 8 Vgl. Badel, Doris: Politisches Leben in Kitzingen 1922, in: Kitzinger Zeitung, 26./27.6.2004.
- 9 Vgl. Flade, Roland: „Es kann sein, dass wir eine Diktatur brauchen.“ Rechtsradikalismus und Demokratiefeindschaft in der Weimarer Republik am Beispiel Würzburg. Würzburg 1983, S. 36f., S. 53–55 u. S. 61; Lohalm: Schutz- und Trutz-Bund (wie Anm. 6), S. 128 u. S. 278f.
- 10 Flade: Rechtsradikalismus (wie Anm. 9), S. 34.
- 11 Weitere völkische Gruppierungen in Kitzingen, deren Mitglieder später der NSDAP zuströmten, waren die Reichsflagge und die Deutsche Werkgemeinschaft von Julius Streicher, vgl. Hambrecht, Rainer: Der Aufstieg der NSDAP in Mittel- und Oberfranken 1925–1933. Nürnberg 1976, S. 16 u. S. 28–31; Lohalm: Schutz- und Trutz-Bund (wie Anm. 6), S. 89f.
- 12 Vgl. Schott, Herbert: Die Jahre der Weimarer Republik und des Dritten Reiches, in: Kolb, Peter/Krenig, Ernst-Günter (Hrsg.): Unterfränkische Geschichte, Bd. 5/1: Von der Eingliederung in das Königreich Bayern bis zum beginnenden 21. Jahrhundert. Würzburg 2002, S. 334; Douglas, Donald M.: The early Ortsgruppen: The Development of National Socialist Local Groups 1919–1923. Diss. Kansas State University 1963, S. 214.
- 13 Vgl. Flade: Rechtsradikalismus (wie Anm. 9), S. 34f.; Hambrecht: NSDAP (wie Anm. 11), S. 33.
- 14 Vgl. Gordon jr., Harold: Hitlerputsch 1923. Machtkampf in Bayern. Frankfurt/M. 1971, S. 338; Schott: Drittes Reich (wie Anm. 12), S. 336f.
- 15 Vgl. Hambrecht: NSDAP (wie Anm. 11), S. 61 u. S. 71.
- 16 Vgl. Badel, Doris: Politisches Leben in Kitzingen 1924, in: Kitzinger Zeitung, 25.8.2005; Flade: Rechtsradikalismus (wie Anm. 9), S. 59 u. S. 61.
- 17 Vgl. Hambrecht: NSDAP (wie Anm. 11), S. 404.
- 18 Vgl. Spitznagel: Wahlen (wie Anm. 3), S. 73.
- 19 Artikel aus dem Fränkischen Volksfreund (künftig: FV) v. 28.2.1924, Stadtarchiv Kitzingen (künftig: StAKT), BVP, Ortsverein Kitzingen.

- 20 Vgl. Lohalm: Schutz- und Trutz-Bund (wie Anm. 6), S. 279 u. S. 311.
- 21 Die NSDAP veranstaltete am 1. Dezember ein Treffen mit Otto Hellmuth zum Thema „Nationalsozialismus und Kommunalpolitik“ sowie am 5. Dezember 1929 eine Versammlung mit Julius Streicher als Gast. Der Wahlkampf der NSDAP bestand hauptsächlich aus Angriffen gegen den „Bürgerblock“, Kitzinger Zeitung (künftig: KZ), 5.12.1929; 7.12.1929; 13.12.1929; vgl. Gradenegger: Rechtsparteien (wie Anm. 2), S. 65.
- 22 KZ, 9.12.1929; vgl. Gradenegger: Rechtsparteien (wie Anm. 2), S. 65f. Gauleiter Hellmuth hatte im Vorfeld der Wahl zehn, dann acht Sitze verlangt, FV, 16.12.1929.
- 23 KZ, 5.11.1929; 15.11.1929; 18.11.1929; 20.11.1929; 9.12.1929; vgl. auch Hambrecht: NSDAP (wie Anm. 11), S. 178.
- 24 KZ, 20.11.1929.
- 25 KZ, 9.12.1929; vgl. Gradenegger: Rechtsparteien (wie Anm. 2), S. 66.
- 26 KZ, 31.12.1930.
- 27 Schreiben des städtischen Arbeitsamtes an den Stadtrat Kitzingen v. 5.1.1931, StAKT, VII./A./6./23.
- 28 Halbmonatsbericht (künftig: HMB) der Regierung von Unterfranken und Aschaffenburg (künftig: RUA) vom 20.1.1931, Staatsarchiv Würzburg (künftig: StAW).
- 29 Chronik der Familie Hasenknopf, Bd. 2: 1923–1966. Kitzingen o.J., S. 236.
- 30 Vgl. Heindl, Wolfgang: Die Haushalte von Reich, Ländern und Gemeinden in Deutschland von 1925 bis 1933. Öffentliche Haushalte und Krisenverschärfung. Frankfurt/M. u.a. 1984, S. 70 u. S. 118–124.
- 31 Neueste Erhebung über Wohlfahrtserwerbslose in den bayerischen Städten und Märkten v. 16.12.1930, StAKT, VI./B./8./13.
- 32 Niederschrift über die Sitzung des städtischen Finanzausschusses v. 23.10.1930, StAKT, Rat 155 1930.
- 33 KZ, 31.12.1931.
- 34 Rundschreiben des Bayerischen Städtebundes v. 15.11.1932, Nr. 2278, StAKT, VI./B./8./13; vgl. auch HMB der RUA v. 19.2.1932, StAW.
- 35 Vgl. Heindl: Haushalte (wie Anm. 30), S. 119.
- 36 KZ, 5.3.1930, 20.2.1931.
- 37 Liste der Hauptunterstützungsempfänger in der Krisenfürsorge, o.D., StAKT, VI./A./10./13.
- 38 Niederschrift über die ordentliche Sitzung des Stadtrates Kitzingen v. 17.9.1930, StAKT, Rat 155 1930; KZ, 18.9.1930, 4.10.1930; vgl. Heindl: Haushalte (wie Anm. 30), S. 171–177.
- 39 Niederschrift über die Sitzung des städtischen Finanzausschusses v. 14.11.1930, StAKT, Rat 155 1930; Niederschrift über die ordentliche Sitzung des Stadtrates Kitzingen v. 17.11.1930, ebd.; Niederschrift über die Sitzung des städtischen Finanzausschusses v. 20.11.1930, ebd.; Niederschrift über die ordentliche Sitzung des Stadtrates Kitzingen v. 21.11.1930, ebd.; KZ, 18.11.1930, 22.11.1930.
- 40 Niederschrift über die Sitzung des städtischen Finanzausschusses v. 5.12.1930, StAKT, Rat 155 1930; KZ, 28.11.1930; Bekanntmachung des Stadtrates Kitzingen v. 27.11.1930, StAKT, VII./A./11./52.
- 41 Niederschrift über die ordentliche Sitzung des Stadtrates Kitzingen v. 29.12.1930, StAKT, Rat 155 1930; KZ, 30.12.1930.
- 42 Niederschrift über die Sitzung des städtischen Finanzausschusses v. 9.1.1931, StAKT, Rat 156 1931; Niederschrift über die ordentliche Sitzung des Stadtrates Kitzingen v. 16.1.1931, ebd.; Kothe an Wilke v. 17.3.1931, StAKT, VII./A./5./38.; KZ, 17.1.1931.
- 43 Niederschrift über die Sitzung des städtischen Finanzausschusses v. 27.3.1931, StAKT, Rat 156 1931; Niederschrift über die Sitzung des städtischen Finanzausschusses v. 17.6.1931, ebd.; Niederschrift über die Sitzung des städtischen Finanzausschusses v. 2.7.1931, ebd.; KZ, 6.7.1931.
- 44 Niederschrift über die öffentliche Sitzung des Stadtrates Kitzingen v. 5.6.1931, StAKT, Rat 156 1931; KZ, 6.6.1931, 8.6.1931.
- 45 Wilke an die RUA v. 19.10.1931, StAKT, VII./A./11./59.
- 46 Niederschrift über die ordentliche Sitzung des Stadtrates Kitzingen v. 23.10.1931, StAKT, Rat 156 1931; KZ, 24.10.1931, 26.10.1931; Regierungsentschließung der RUA, Kammer des Innern, v. 24.10.1931 Nr. 8709/8, StAKT, VII./A./11./59.
- 47 Niederschrift über die geheime Sitzung des Stadtrates Kitzingen v. 30.12.1931, StAKT, Rat 156 1931.
- 48 Niederschrift über die gemeinsame Sitzung des städtischen Personal- und Finanzausschusses v. 4.4.1932, StAKT, Rat 157 1932;

- Aufstellung betr. Gehaltskürzungen für die Schutzmannschaft ab 1.2.1932, o.D., StAKT, VII./A./6./15.
- 49 Niederschrift über die Sitzung des städtischen Finanzausschusses v. 20.7.1932, StAKT Rat 157 1932; Niederschrift über die ordentliche Sitzung des Stadtrates Kitzingen v. 21.7.1932, ebd.; Niederschrift über die ordentliche Sitzung des städtischen Finanz- und Personalausschusses v. 22.9.1932, ebd.; Niederschrift über die ordentliche Sitzung des Stadtrates Kitzingen v. 23.9.1932, ebd.; Niederschrift über die Sitzung des Finanzausschusses v. 28.9.1932, ebd.; Niederschrift über die ordentliche Sitzung des Stadtrates Kitzingen v. 28.9.1932, ebd.; Niederschrift über die gemeinsame Sitzung des städtischen Finanz- und Personalausschusses v. 25.10.1932, ebd.; KZ, 22.7.1932, 23.7.1932, 24.9.1932, 28.9.1932, 29.9.1932, 30.9.1932; HMB der RUA v. 20.7.1932 u. 5.10.1932, StAW
- 50 Vgl. HMB der RUA v. 5.5.1931; 5.9.1931; 4.12.1931, StAW.
- 51 FV, 4.12.1929; 28.8.1930; 23.10.1930; KZ, 23.10.1930.
- 52 FV, 16.7.1930.
- 53 KZ, 27.11.1930.
- 54 KZ, 6.11.1930; 10.11.1930; HMB der RUA v. 21.11.1930, StAW; Protokoll der Protestversammlung am 9.11.1930, StAKT, Prot 21 1926–1932.
- 55 KZ, 24.2.1931.
- 56 HMB der RUA v. 9.3.1931, StAW.
- 57 KZ, 25.6.1930; 27.6.1930; 6.2.1932.
- 58 Niederschrift über die ordentliche Sitzung des Stadtrates Kitzingen v. 23.12.1932; StAKT, Rat 157 1932; KZ, 27.12.1932.
- 59 KZ, 25.3.1930.
- 60 Vgl. Kittel, Manfred: „Weimar“ im evangelischen Bayern. Politische Mentalität und Parteiwesen 1918–1933. München 2001.
- 61 KZ, 30.7.1930; 30.8.1930.
- 62 So geschehen am 3. September 1930 u. am 27. Juli 1932, KZ, 1.9.1930; 26.7.1932; 30.7.1932.
- 63 KZ, 5.8.1930; 9.8.1930.
- 64 HMB der RUA v. 20.4.1931, StAW; KZ, 28.3.1931; 2.4.1931.
- 65 KZ, 16.12.1931.
- 66 KZ, 1.2.1932; 2.4.1932; 30.4.1932; 4.6.1932; 4.7.1932; 1.8.1932; 3.9.1932; 1.10.1932.
- 67 Vgl. Flade: Rechtsradikalismus (wie Anm. 9), S. 57; Berghahn, Volker R.: Der Stahlhelm. Bund der Frontsoldaten 1918–1935 (= Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 33). Düsseldorf 1966.
- 68 KZ, 26.10.1929; 8.1.1931; 10.1.1931; 25.3.1931; 28.3.1931.
- 69 KZ, 29.7.1931; 18.8.1931; 11.11.1931; 14.12.1932.
- 70 KZ, 10.4.1933; 12.4.1933; 25.4.1933; 5.5.1933.
- 71 Der Alldeutsche Verband war Bestandteil des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes zu Beginn der 1920er Jahre, vgl. Lohalm: Schutz- und Trutz-Bund (wie Anm. 6), S. 23.
- 72 KZ, 4.7.1931; vgl. Flade: Rechtsradikalismus (wie Anm. 9), S. 13.
- 73 KZ, 3.9.1931; 16.1.1932; 20.2.1932; 18.3.1932.
- 74 HMB der RUA v. 9.3.1931, StAW; KZ, 8.9.1930; 19.4.1932; vgl. Hambrecht: NSDAP (wie Anm. 11), S. 300.
- 75 KZ, 29.2.1932; 5.3.1932; vgl. Hambrecht: NSDAP (wie Anm. 11), S. 300.
- 76 KZ, 4.4.1931.
- 77 KZ, 11.11.1929; 6.11.1930; 10.11.1930; 16.1.1931; 30.5.1931; 6.11.1931; 9.11.1931; 11.11.1932; 14.11.1932.
- 78 HMB der RUA v. 2.2.1932, StAW; KZ, 28.1.1932; 30.1.1932; 1.2.1932.
- 79 KZ, 14.3.1930; 18.3.1930.
- 80 KZ, 15.1.1930; 20.1.1930; 5.4.1930; 9.4.1930; 8.10.1930; 4.2.1931; 25.3.1931; 18.4.1931; 14.10.1931; vgl. auch Hamel, Iris: Völkischer Verband und nationale Gewerkschaft. Der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband 1893–1933 (= Veröffentlichungen der Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus, Bd. 6). Frankfurt/M. 1967 (Diss. Hamburg 1964/65).
- 81 So beim Deutschen Tag am 31. Mai 1930, auch Bürgermeister Wilke war anwesend; KZ, 24.5.1930; 30.5.1930; 3.6.1930; 22.11.1934.
- 82 So die Vorträge am 6. Dezember 1930 u. am 18. März 1932, KZ, 5.12.1930; 10.12.1930; 15.3.1932; 21.3.1932.
- 83 Alle Ergebnisse bei Spitznagel: Wahlen (wie Anm. 3).
- 84 Vgl. Gradenegger: Rechtsparteien (wie Anm. 2), S. 50.

- 85 Vgl. Spitznagel: Wahlen (wie Anm. 3).
 86 KZ, 13.9.1930.
 87 Thiele an die Geschäftsstelle der NSDAP vom 15.7.1925, Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (künftig: BArch), NS 51/198.
 88 Schramm, Mebs und Kleinhenz an die Geschäftsstelle der NSDAP v. 2.10.1925, BArch, NS 26/2412.
 89 Bouhler an Ennerst v. 14.12.1925, ebd.; Kleinhenz an die Reichsparteileitung v. 22.11.1928, ebd.; Kleinhenz an die Reichsparteileitung v. 12. 1. 1929, ebd.
 90 KZ, 5.12.1929, 11.1.1930, 5.3.1930.
 91 Vgl. Schott: Drittes Reich (wie Anm. 12), S. 360.
 92 HMB der RUA v. 10.3.1930, 5.5.1930 u. 5.8.1930, StAW.
 93 Vgl. Hambrecht: NSDAP (wie Anm. 11), S. 309–317.
 94 KZ, 24.12.1931.
 95 Heer an die Hauptleitung der NSDAP v. 31.5.1927, BArch, NS 26/2412.
 96 Vgl. Badel: Politisches Leben 1924 (wie Anm. 16).
 97 FV, 23.3.1932. Gemeint ist Stadtratsmitglied Heinrich Thiel.
 98 FV, 12.3.1932; vgl. Orlow, Dietrich: The History of the Nazi Party, 1919–1933. Pittsburgh 1969, S. 246–250.
 99 Schreiben der Ortsgruppe Kitzingen an die Gauleitung der NSDAP Unterfranken v. 14.7.1932, StAW, NSDAP Gau Mainfranken 7.
 100 KZ, 14.6.1932; vgl. auch Klönne, Arno: Jugend im Dritten Reich. Die Hitler-Jugend und ihre Gegner. Dokumente und Analysen. Düsseldorf/Köln 1984.
 101 So im Fall des neuen Kassiers Conrad Fleischhauer, der die Bücher sogleich einer genauen Prüfung unterzog; er wechselte im Mai 1934 zur Gauinspektion Mainfranken-Nord beim Amt für Volkswohlfahrt, KZ, 23.5.1934.
 102 Vgl. Roth, Claudia: Parteikreis und Kreisleiter der NSDAP unter besonderer Berücksichtigung Bayerns. München 1997, S. 22–25 u. S. 33.
 103 KZ, 28.12.1932. Die vollständige Umsetzung der Zellen- und Blockorganisation gelang erst im Zuge der Machtergreifung. Die erste Liste aller Zellen- und Blockwarte in Kitzingen taucht im März 1934 auf, KZ, 9.3.1934.
 104 Vgl. Hambrecht: NSDAP (wie Anm. 11), S. 363–370.
 105 Zit. nach Kershaw, Ian: Der Hitler-Mythos. Volksmeinung und Propaganda im Dritten Reich (= Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Bd. 41). Stuttgart 1980, S. 44.
 106 HMB der RUA v. 21.9.1932 u. 5.10.1932, StAW.
 107 Schreiben der Ortsgruppe Kitzingen, USchLA an den Gauleiter v. 4.9.1932; StAW, NSDAP Gau Mainfranken 7; KZ, 1.9.1932.
 108 Schreiben der Ortsgruppe Kitzingen an die Gauleitung der NSDAP Unterfranken v. 6.10.1932, StAW, NSDAP Gau Mainfranken 30.
 109 Schreiben der NSDAP-Ortsgruppe Kitzingen an die Gauleitung der NSDAP Unterfranken v. 11.11.1932, StAW, NSDAP Gau Mainfranken 30; Niederschrift über die gemeinsame Sitzung des Finanz- und Bauausschusses v. 15.11.1932, StAKT, Rat 157 1932; KZ, 18.11.1932.
 110 Kramer an Stabsführer Leuerer v. 18.12.1930, StAW, NSDAP Gau Mainfranken 851; KZ, 10.5.1938; vgl. Douglas: Ortsgruppen (wie Anm. 12), S. 214.
 111 HMB der RUA v. 19.4.1932 u. 3.6.1932, StAW; KZ, 15.4.1932, 20.5.1932, 25.5.1932; vgl. Gradenegger: Rechtsparteien (wie Anm. 2), S. 73; Schott: Drittes Reich (wie Anm. 12), S. 344.
 112 So bei den NS-Gautagen im Mai 1930, KZ, 5.5.1930.
 113 KZ, 21.7.1931; vgl. Klönne: Hitler-Jugend (wie Anm. 100), S. 17; Mensing, Björn: Pfarrer und Nationalsozialismus. Geschichte einer Verstrickung am Beispiel der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern. Göttingen 1998, S. 42.
 114 Böhn, Dieter/Plück, Beate (Bearb.): „*Da hat ja jeder jeden gekannt.*“ Kitzinger Bürgerinnen und Bürger erzählen aus viereinhalb Jahrzehnten. Kitzingen 1991, S. 121. Gemeint ist Stadtrat Josef Ennerst.
 115 KZ, 21.6.1932.
 116 KZ, 11.11.1932, 17.11.1932.
 117 Hagel an Ennerst v. 2.4.1931, StAKT, Meldungen an die Gauverwaltung; Protokoll der Mitgliederversammlung des NSLB, Südost-Kreis-Kitzingen v. 18.10.1933, ebd.

- 118 KZ, 7.10.1932; vgl. Hambrecht: NSDAP (wie Anm. 11), S. 235 u. S. 239.
- 119 Himmler an die Ortsgruppe Kitzingen v. 9.3.1928, BArch, NS 26/2412.
- 120 Muglisch an alle Propagandaleiter v. 15.10.1931, BArch, NS 51/198.
- 121 KZ, 18.9.1930, 6.6.1931, 10.6.1931. Vgl. auch die Protokolle der entsprechenden Sitzungen.
- 122 Niederschrift über die Sitzung des städtischen Finanzausschusses v. 9.1.1931, StAKT, Rat 156 1931; Niederschrift über die ordentliche Sitzung des Stadtrates Kitzingen v. 16.1.1931, ebd.; KZ, 19.1.1931; vgl. Hambrecht: NSDAP (wie Anm. 11), S. 200.
- 123 Niederschrift über die Sitzung des städtischen Finanzausschusses v. 14.11.1930, StAKT, Rat 156 1931; KZ, 28.11.1931; Schreiben der Ortsgruppe Kitzingen der NSDAP an den Stadtrat Kitzingen v. 12.9.1932, StAKT, VII./A./19./3.; einen ähnlichen Antrag stellte die NSDAP noch einmal wenige Zeit später, vgl. Schreiben der Stadträte Ennerst und Thiel an den Stadtrat Kitzingen v. 22.12.1932, StAKT, VII./A./5./45.
- 124 KZ, 7.8.1931.
- 125 KZ, 19.2.1930, 27.11.1931, 12.1.1932, 23.9.1932; HMB der RUA v. 10.3.1930 u. 20.1.1932, StAW.
- 126 KZ, 27.2.1931, 11.3.1932.
- 127 KZ, 10.11.1930; vgl. zu weiteren bürgerlichen Propagandathemen der NSDAP in Franken: Hambrecht: NSDAP (wie Anm. 11), S. 240–243.
- 128 KZ, 11.11.1930, 9.3.1932.
- 129 KZ, 18.1.1933.
- 130 KZ, 4.7.1931, 6.11.1931, 19.4.1932.
- 131 Vgl. Hambrecht: NSDAP (wie Anm. 11), S. 236–239.
- 132 KZ, 4.6.1930, 16.6.1930, 1.2.1932.
- 133 KZ, 25.6.1931, 20.1.1932, 31.5.1932, 6.6.1932.
- 134 KZ, 17.2.1932, 19.4.1932; HMB der RUA v. 19.2.1932, StAW.
- 135 FV, 17.10.1931.
- 136 Vgl. Hambrecht: NSDAP (wie Anm. 11), S. 249.
- 137 KZ, 5.12.1929, 13.12.1929, 18.11.1931, 2.12.1931, 7.12.1931.
- 138 KZ, 19.12.1929, 19.12.1930, 10.12.1932.
- 139 HMB der RUA v. 20.7.1931 u. 3.10.1930, StAW; KZ, 17.7.1931; vgl. Hambrecht: NSDAP (wie Anm. 11), S. 202.
- 140 KZ, 1.8.1931, 8.8.1931, 14.8.1931.
- 141 Vgl. Hambrecht: NSDAP (wie Anm. 11), S. 206–210.
- 142 KZ, 1.7.1932.
- 143 KZ, 29.4.1930, 5.5.1930, 7.5.1930, 1.5.1931, 4.5.1931, 7.5.1931, 8.5.1931; HMB der RUA v. 20.5.1930, StAW; vgl. Flade: Rechtsradikalismus (wie Anm. 9), S. 34f.; Gradenegger: Rechtsparteien (wie Anm. 2), S. 67.
- 144 KZ, 8.5.1933.
- 145 KZ, 6.11.1931, 11.11.1932.
- 146 Schreiben des Kitzinger Tagblatts, Zeitung für das Maindreieck an Bürgermeister Wilke v. 14.4.1931, StAKT, VI./I./1./2.
- 147 HMB der RUA v. 4.4.1931, StAW; Schreiben des Kitzinger Tagblatts an Gauleiter Hellmuth v. 7. 7. 1931, StAW, NSDAP Gau Mainfranken 7; Schreiben des Kitzinger Tagblattes an den Stadtrat Kitzingen v. 15.11.1930, StAKT, VII./A./1./19.; FV, 10.8.1931.
- 148 KZ, 16.12.1932.
- 149 HMB der RUA v. 10.6.1930, 18.12.1930 u. 3.7.1931, StAW; KZ, 21.8.1930.
- 150 KZ, 28.10.1932; 5.11.1932.
- 151 HMB der RUA v. 8.2.1930, StAW; FV, 14.7.1932; vgl. auch die Ausführungen bei Hambrecht: NSDAP (wie Anm. 11), S. 219–224.
- 152 KZ, 20.1.1930; 21.1.1930.
- 153 Vgl. Spitznagel: Wahlen (wie Anm. 3), S. 81.
- 154 KZ, 11.4.1932; vgl. Gradenegger: Rechtsparteien (wie Anm. 2), S. 75.
- 155 Vgl. Spitznagel: Wahlen (wie Anm. 3), S. 75.
- 156 Ebd., S. 82.
- 157 Ebd., S. 83.
- 158 KZ, 31.1.1933; 1.2.1933; 4.2.1933.
- 159 HMB der RUA v. 20.2.1933, StAW; KZ, 8.2.1933; 10.2.1933; 11.2.1933; 14.2.1933; 17.2.1933; 21.2.1933; 25.2.1933; 1.3.1933; 2.3.1933; 3.3.1933; 4.3.1933; FV, 14.2.1933.
- 160 KZ, 3.3.1933; 4.3.1933; 7.3.1933; 2.3.1938; vgl. Gradenegger: Rechtsparteien (wie Anm. 2), S. 79.
- 161 KZ, 28.2.1933; 2.3.1933; 6.3.1933; vgl. Gradenegger: Rechtsparteien (wie Anm. 2), S. 79f.; Schott: Drittes Reich (wie Anm. 12), S. 372; Spitznagel: Wahlen (wie Anm. 3), S. 84. Der Gartenbauverein bewilligte zudem 10 RM für Wahlpropaganda, Niederschrift

- der Hauptversammlung vom 3.3.1933, StAKT, Prot 22 1932–1950.
- 162 Vgl. Domröse, Ortwin: Der NS-Staat in Bayern von der Machtergreifung bis zum Röhm-Putsch. München 1974, S. 64; Jasper, Gotthard: Die gescheiterte Zähmung. Wege zur Machtergreifung Hitlers 1930–1934. Frankfurt/M. 1986, S. 146 u. S. 152.
- 163 Vgl. Domröse: NS-Staat (wie Anm. 162), S. 67–73.
- 164 Vgl. Diehl-Thiele, Peter: Partei und Staat im Dritten Reich. Untersuchungen zum Verhältnis von NSDAP und allgemeiner innerer Staatsverwaltung 1933–1945. München 1969, S. 76 Anm. 5; Domröse: NS-Staat (wie Anm. 162), S. 84.
- 165 Vgl. Faatz, Martin: Vom Staatsschutz zum Gestapo-Terror. Politische Polizei in Bayern in der Endphase der Weimarer Republik und der Anfangsphase der nationalsozialistischen Diktatur. Würzburg 1995, S. 384.
- 166 Die zahlenmäßige Stärke der Hilfspolizei in Kitzingen ist nicht zu eruieren. Eine Aufstellung der Stadtkämmerei erwähnt zwei Hilfspolizisten. Dies erscheint zu niedrig, zieht man den von Wagner, Röhm und Himmler am 27. März 1933 ausgehandelten Soll-Stärke-Plan für die Hilfspolizei in Bayern in Betracht: Er sieht für Unterfranken 700 Mann Hilfspolizei vor; dazu kommen 160 Mann allein für Würzburg; Stadtkämmerei Kitzingen: Aufstellung über die Einnahmen und Ausgaben für die Sicherheitshilfspolizei, o.D.; StAKT, VII./A./6./18.; vgl. Diehl-Thiele: Partei und Staat (wie Anm. 164), S. 81 Anm. 20.
- 167 KZ, 10.3.1933; 11.3.1933; 13.3.1933; 18.3.1933; 20.3.1933; 28.3.1933. Das Ausmaß der Aktionen in Kitzingen ist auf Grundlage der vorliegenden Quellen nur zu schätzen. Der Tätigkeitsbericht der Polizei für Januar mit September 1933 verzeichnet 14 Beschlagnahmen, 41 Durchsuchungen nach Waffen und Druckschriften und 9 Festnahmen auf Grund Fahndungen und 99 selbstständige Festnahmen (einschließlich Schutzhaft). Sicher scheint nur, dass die Mehrzahl der aufgelisteten Fälle in die Monate März/April 1933 zu verorten ist; Tätigkeitsbericht der Schutzmannschaft Kitzingen für die Monate Januar bis September 1933, StAKT, VII./A./6./23.
- 168 HMB der RUA v. 22.3.1933, StAW; Liste der in Schutzhaft befindlichen Personen, 11.4.1933, StAW, LRA Kitzingen 765; Schreiben des Sonderkommissars für das Bezirksamt Kitzingen an das Amtsgericht Kitzingen v. 29.3.1933, StAW, LRA Kitzingen 767; Schreiben des Amtsgerichtsgefängnisses Kitzingen an das Bezirksamt Kitzingen v. 25.4.1933, ebd.; KZ, 23.3.1933; 15.4.1933; 25.4.1933; 5.5.1933; vgl. Gradenegger: Rechtsparteien (wie Anm. 2), S. 81.
- 169 Vgl. Diehl-Thiele: Partei und Staat (wie Anm. 164), S. 78 Anm. 7.
- 170 KZ, 17.3.1933; 29.3.1933; Amtsblatt für das Bezirksamt Kitzingen, 30.3.1933.
- 171 KZ, 10.3.1933; vgl. Domröse: NS-Staat (wie Anm. 162), S. 65.
- 172 Faatz: Politische Polizei (wie Anm. 165), S. 384.
- 173 KZ, 11.3.1933; 15.3.1933.
- 174 KZ, 30.12.1933.
- 175 KZ, 15.3.1933.
- 176 Schreiben des Bayerischen Städtebundes Nr. 566 v. 4.4.1933, StAKT, I./A./1./6.; Schreiben des Bayerischen Städtebundes Nr. 580 v. 6.4.1933, ebd.
- 177 Niederschrift über die Neubildung des Stadtrates [Wahlausschuss] v. 22.4.1933, StAKT, VII./A./4./9.; Erklärung v. 28.4.1933, StAKT, VII./A./19./7.; KZ, 7.4.1933; 10.4.1933; 11.4.1933; 13.4.1933; 24.4.1933; 25.4.1933.
- 178 Niederschrift über die ordentliche Sitzung des Stadtrates Kitzingen v. 25.4.1933, StAKT, Rat 158 1933; Mitteilung der RUA v. 10.5.1933 Nr. 8021 a 3, StAKT, VII./A./4./9.; Ladung zur Sitzung des neuen Stadtrats am 25.4.1933, ebd.; KZ, 26.4.1933.
- 179 Niederschrift über die ordentliche Sitzung des Stadtrates Kitzingen v. 25.4.1933, StAKT, Rat 158 1933; Niederschrift über die Sitzung des Hauptausschusses v. 28.4.1933, ebd.; Geschäftsordnung für den Stadtrat Kitzingen, 30.7.1930, StAKT, VII./A./19./7. § 26 bestimmte Funktion und Besetzung der Ausschüsse des Stadtrates Kitzingen.
- 180 Fragebogen D, Rücksendung an den Deutschen Gemeindetag, 5.1.1938, StAKT, VII./A./1./32.
- 181 Die SPD hatte in Danzig am 13. Mai 1933 als Reaktion auf die Gleichschaltung der Gewerkschaften zum Generalstreik aufgerufen,

- Schulthess' Europäischer Geschichtskalender. NF, 49 (1933), S. 261.
- 182 Niederschrift über die ordentliche Sitzung des Stadtrates Kitzingen v. 15.5.1933, StAKT, Rat 158 1933; Niederschrift über die Sitzung des Hauptausschusses v. 20.6.1933, ebd.; Niederschrift über die ordentliche Sitzung des Stadtrates Kitzingen v. 26.6.1933, ebd.; KZ, 16.5.1933; 27.6.1933; vgl. Gradenegger: Rechtsparteien (wie Anm. 2), S. 83.
- 183 KZ, 26.6.1933; 27.6.1933; 28.6.1933; 30.6.1933; HMB der RUA v. 5.7.1933, StAW; vgl. Domröse: NS-Staat (wie Anm. 162), S. 138 u. S. 348–354.
- 184 Niederschrift über die ordentliche Sitzung des Stadtrates Kitzingen v. 26.6.1933, StAKT, Rat 158 1933; Niederschrift über die ordentliche Sitzung des Stadtrates Kitzingen v. 21.7.1933, ebd.; Schreiben der BVP-Fraktion an den Stadtrat Kitzingen v. 3.7.1933, StAKT, VII./A./4./9.; KZ, 27.6.1933; 24.7.1933; vgl. Gradenegger: Rechtsparteien (wie Anm. 2), S. 83.
- 185 So Bürgermeister Wilke am 1. März 1934, KZ, 3.3.1934.
- 186 Niederschrift über die gemeinsame Sitzung des Personal- und Hauptausschusses v. 28.8.1933, StAKT, Rat 158 1933; KZ, 1.9.1933. Die Neubesetzung der freiwerdenden Sitze lag grundsätzlich im Ermessen des Stadtrates. Die Mitgliederzahl des Gremiums sollte allerdings nicht unter die Hälfte fallen, Bekanntmachung des Staatsministeriums des Innern v. 13.7.1933, Nr. 3067 p 24, StAKT, VII./A./4./9.
- 187 Schreiben des Kreisleiters an den Stadtrat Kitzingen v. 6.2.1934, StAKT, VII./A./4./9.; Wilke an die RUA, Kammer des Innern, v. 16.2.1934, ebd.; Regierungsentschließung der RUA v. 22.2.1934, Nr. 8021 c 1, ebd.; KZ, 1.9.1933.
- 188 Niederschrift über die ordentliche Sitzung des Stadtrates Kitzingen v. 1.3.1934, StAKT, Rat 159 1934; KZ, 3.3.1934.
- 189 Rundschreiben der Gauleitung Unterfranken an alle Kreisleitungen v. 21.6.1933, StAW, NSDAP Gau Mainfranken 44.
- 190 Gemeint ist die „Deutschnationale Front“ (DNF), die Nachfolgepartei der DNVP; sie löste sich im Sommer 1933 auf.
- 191 Hissiger an Wilke v. 23.4.1934, StAKT, VII./A./4./9.; Godron an den Stadtrat Kitzingen v. 23.4.1934, ebd.; Scheuernstuhl an Wilke v. 24.3.1934, ebd.
- 192 Arauner an den Stadtrat Kitzingen v. 26.9.1934, StAKT, VII./A./4./9.; Wilke an Arauner v. 24.10.1934, ebd.
- 193 Niederschrift über die Sitzung des städtischen Hauptausschusses v. 17.12.1934, StAKT, Rat 159 1934; KZ, 21.12.1934.
- 194 Niederschrift über die städtische Hauptausschusssitzung v. 26.3.1935, StAKT, Rat 160 1935; Niederschrift über die ordentliche Sitzung des Stadtrates Kitzingen v. 29.3.1935, ebd.; KZ, 2.4.1935.
- 195 KZ, 5.3.1936; vgl. auch die Ratsprotokolle des Jahres 1936: StAKT, Rat 161 1936.



halbigdruck
offset digital

EGLMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Hartmut Schötz

Vom Rittergeschlecht zum Kistenfabrikanten – Ein heute erloschener Handwerkerzweig am Beispiel der ältesten Nürnberger Kistenfabrik

Die noch heute in Nürnberg ansässige Familie Mutschmann erhielt 1378 ihr Wappen von König Wenzel für hervorragende Leistungen innerhalb des Reiches. 1877 gründete Georg Mutschmann in der Nürnberger Alexanderstraße eine Kistenfabrik, die 1952 ihr 75-jähriges Jubiläum feiern konnte. In Transportkisten der Firma Mutschmann wurden ganze Wohnungseinrichtungen ins In- und Ausland versandt, bis in den 1960er Jahren Styropor die Holzkisten als Verpackungsmaterial ablöste. Schon Jahrzehnte vorher hatte der letzte Inhaber, Innenarchitekt Richard Mutschmann, Entwürfe für Möbel gezeichnet und danach auch Möbel gefertigt.

Firma Georg Mutschmann – Kistenfabrikant, Nürnberg – Familienchronik

Die heute in Nürnberg ansässige Familie Mutschmann entstammt einem uralten Rittergeschlecht aus Bologna (Italien) und schrieb sich ursprünglich „Mottmann“. Das Geschlecht hat sich im Laufe der Geschichte verzweigt, ihren Stammsitz verlegt und den Namen über die Form „Muthsmann“ bis zum heutigen „Mutschmann“ verändert. Für hervorragende Leistungen innerhalb des Reiches erhielt sie 1378 von König Wenzel das heute noch vorhandene Wappen verliehen. Dieses Wappen wird im Siebmacher'schen Wappenbuch für Ritter und Geadelte verzeichnet und teil-

weise wie folgt erläutert: „*Das goldene Feld bedeutet Reinheit, Ansehen der Tugend und Hoheit, während das silberne Feld brennende Jugend, Begierde, sich um sein Vaterland ritterlich verdient zu machen, bedeutet.*“

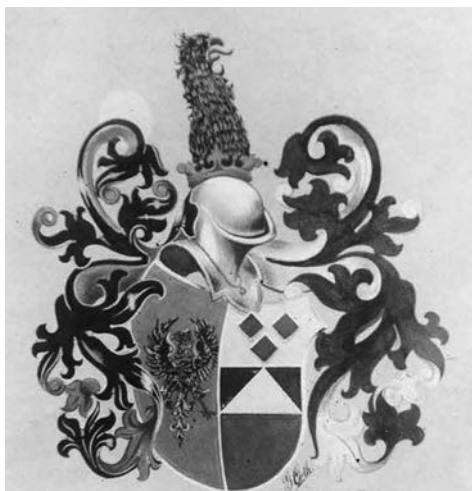


Abb. 1: Das Familienwappen der Mutschmann.

Es gab verwandte Familien in Pommersfelden, Höchststadt/Aisch und in Nürnberg. Der hier angeführte Georg Mutschmann stammte aus der in Nürnberg ansässigen Familie und lebte von 1850 bis 1929 mit seiner Gattin Margarethe, geb. Seitz (1849–1924).

Georg Mutschmann gründete am 24. November 1877 in Nürnberg in der Alexanderstraße 32 seine Kistenfabrik, die am 2. April 1885 in die Obere Baustraße 17 und schließlich 1898 in die Peterstraße



Abb. 2: Der Gründer der Kistenfabrik Georg Mutschmann (28.11.1850–9.10.1929) mit seiner Ehefrau Margarethe, geb. Seitz (23.6.1848–6.5.1924).



Abb. 3: Das Betriebsgelände der Kistenfabrik in der Nürnberger Oberen Baustraße 17: Georg Mutschmann (Mitte) mit seinen Söhnen August (rechts) und Konrad (hinter dem Tisch).



Abb. 4: Hochzeitsbild von August und Elise Mutschmann 1901.



Abb. 5: Familienbild der Eheleute August und Elise Mutschmann mit ihrem Sohn Richard.

Abb. 6: Der neue Büro- und Werkstattflügel vor dem Zweiten Weltkrieg.



Abb. 7: Das Wohnhaus der Familie Mutschmann in der Zerzabelshofstraße 63 vor den Zerstörungen von 1943.



34-36 umzog. Vom Anwesen in der Baustraße 17 hat sich der Bauplan der Werkstätten und des Wohnhauses vom 12. Mai 1885 erhalten. Dieses Anwesen wurde am 31. Juli 1923 an die Eheleute Hans und Marie Högner verkauft. Die Familie Georg Mutschmann erwarb 1888 das Bürgerrecht, kaufte 1898 das von Schädler erbaute Fabrikgebäude in der Peterstraße und baute es anschließend um.

Die Söhne Johann August Wilhelm (16.10.1875–1.9.1952) und Konrad

Mutschmann übernahmen laut Mitgliedereis der Berufsgenossenschaft Holzindustrie 1918 die Kistenfabrik und Schreinerei von ihrem Vater. Sie führten die Geschäfte zunächst gemeinsam weiter, nachdem der Familienbetrieb am 1. Februar 1919 ins Handelsgerichtsbuch eingetragen worden war. Am 27. Mai 1935 schied Konrad Mutschmann aus dem Familienbetrieb aus. Sein Bruder August leitete die Offene Handelsgesellschaft ab dem 1. Januar 1936 als alleiniger Inhaber weiter. Am 21.



Abb. 8: Die Ruinen des Büro- und Werkstattflügels der Firma Mutschmann 1943.



Abb. 9: Das teilzerstörte Wohnhaus nach dem Angriff vom 28. August 1943.

September 1901 heiratete August Mutschmann Elise Orth (22.9.1874–28.3.1951) und begründete so die zweite Generation der Fabrikantenfamilie.

Am 9. September 1903 wurde deren Sohn Richard Simon Georg Mutschmann geboren. Mit ihm begann die dritte Generation der Kistenfabrikantenfamilie.

August Mutschmann hatte am 1. September 1936 den Geschäftsbetrieb und die Werkstätten von Nürnberg-Ost, Peterstraße 36 in die neuen Räume in der Zerzabelshofstraße 63 verlegt und damit einen neuen Stand der Technik erreicht.

So konnte die Firma ihren angesehenen Platz innerhalb der fränkischen Industrie behaupten. Der Betrieb musste im Laufe

des Zweiten Weltkrieges schwere Verluste hinnehmen, wie auf den Abbildungen 8 und 9 zu sehen ist. Mehrere Gebäude der Firma wurden bei einem schweren Luftangriff auf Nürnberg am 28. August 1943 zerbombt.

Das Ehepaar Mutschmann der zweiten Generation verstarb schon kurz nach der „Goldenen Hochzeit“ im Jahr 1951. Gattin Elise verschied noch 1951, während ihr Gemahl August 1952 im September 1952 das Zeitliche segnete. Beide wurden im Familiengrab der Mutschmanns auf dem Nürnberger St. Petersfriedhof beigesetzt.

Die Kistenfabrik wurde 1948 vom Sprössling der dritten Generation Richard Mutschmann übernommen und wieder

aufgebaut. Nach dem Umzug zu Zeiten seines Vaters war der Betrieb schon am 5. April 1939 in das Handelsregister der Stadt Nürnberg eingetragen worden. Nun wurde er am 8. Juni 1951 auf den neuen Besitzer Richard Mutschmann überschrieben.

Richards Laufbahn als Schreiner und Innenarchitekt begann, als er die bekannte Süddeutsche Schreinerfachschule in Nürnberg besuchte, deren Direktor Karl Maibaum war. In dieser bedeutendsten Bildungsstätte für angehende Schreinermeister, Möbelfabrikanten und für alle Betriebsbeamten der Branche belegte er zwischen 1924 und 1928 die Technik- und Zeichenkurse für Schreiner. Er erhielt eine Ausbildung in Fachzeichnen, Entwerfen von einzelnen Objekten und ganzen Innenräumen, Treppenbau, Stilkunde, Fachrechnen usw. Die Meisterprüfung legte er am 12. Mai 1925 ab, nahm aber auch weiterhin am Privat-Zeichen-Kurs für Schreiner von Karl Maibaum teil, wie es seine Ausweiskarte vom 1. Februar 1927 belegt.

Von seinen Zeichnungen und Raumentwürfen der Jahre 1924 bis 1926 sind heute noch einige Blätter erhalten. Die Originalmöbel nach seinen Entwürfen und von ihm persönlich ausgeführt befinden sich in Privatbesitz. In dem Jahren 1930 bis 1935 wirkte er als Innenarchitekt und Betriebsleiter bei den „Vege sack Werften“ in Bremen, wo er Möbel für die Kabinen des Luxusschiffes „Bremen“ entwarf. Dann kehrte er in seine Heimatstadt Nürnberg zurück und arbeitete in der Kistenfabrik seines Vaters, bis er die 1943 zerstörte Firma 1948 übernahm. Zunächst mussten die zerstörten Werkstätten und das Wohnhaus errichtet werden.

SokonnatedieKistenfabrikMutschmann am 6. November 1952 ihr 75-jähriges Firmenjubiläum als älteste Nürnberger Kistenfabrik feiern. Ein Zeitungs bild zeigt,



Abb. 10: Die Ruhestätte von drei Generationen der Kistenfabrikantenfamilie Mutschmann auf dem Nürnberger St. Petersfriedhof.

dass die ebenfalls in Nürnberg ansässige Firma Hercules ihre Fahrräder damals in Kisten der Firma Mutschmann nach Brasilien exportierte. Dies war ein Spiegelbild dafür, was Tüchtigkeit und technische Befähigung der Mitarbeiter und des Inhabers zu leisten vermochten. In die Kisten der Firma Mutschmann wurden ganze Wohnungseinrichtungen zum Transport im Inland und Ausland für Speditionsfirmen wie Schenker, Rieder oder Viktoria sowie für die Werke Triumph, Hercules und Rebhan-Farben (Mögeldorf) verpackt. Für den Transport von Motorrädern wurden eigene Lattenverschlüsse gebaut, worin die Motorräder in Ölpapier verpackt und verschickt wurden. Ab den frühen 1960er Jahren jedoch löste Styropor die Holzkisten als Verpackungsmaterial ab, was letztlich zum Aus der Firma führte.



Abb. 11: Der Wiederaufbau des Wohnhauses in der Zerkabelhofstraße im Jahr 1961.

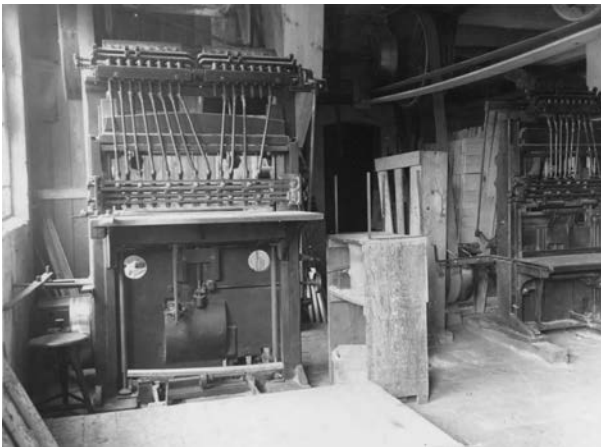


Abb. 12: Die beiden Nagelmaschinen in der neuen Werkstatt.

Drei Generationen hatten es geschafft, den angesehenen ersten Platz innerhalb der fränkischen Industrie zu behaupten. Fleiß und Zielstrebigkeit hatten ermöglicht, die Fabrik zu erhalten, zu entwickeln und auszubauen, bis dann im Jahre 1963 bedingt durch die technische Entwicklung und das hohe Alter des Inhabers, dessen Nachkommenschaft die Fabrik nicht weiterführen wollte, das Ende kam. Am 1. Juli 1963 wurde der Geschäftsbetrieb aufgegeben und die Firma Mutschmann durch Michael Bernecker, Nürnberg, Leyherstraße 64 übernommen. Der letzte In-

haber, der Innenarchitekt und Schreinermeister Richard Mutschmann, verschied 24 Jahre nach der Betriebsaufgabe 1987 in Nürnberg und wurde im Familiengrab auf dem St. Petersfriedhof beigesetzt.

Zum Abschluss noch ein paar Sätze zur früher üblichen Methode der Holzverpackungen für Waren und Güter: Diese Holzverpackungen wollten vor allem die Ware schützen und für größere Mengen den Versand erleichtern, wobei das Holz ein natürliches Verpackungsmaterial darstellte. Neben den Kisten wurden auch Fässer zum Versand von Ölen und Fetten,

von Farben, Lebensmitteln und Spirituosen verwendet. Nürnbergs Fass- und Kistenindustrie war jahrzehntelang dominierend. Entsprechend der Nürnberger Industrie wurden Verpackungen für den Maschinen- und Elektroartikelversand hergestellt. Die Kiste als Verpackung fand hauptsächlich für den Export von Maschinen, Motorrädern, Schreibmaschinen, Motoren, Spielwaren u.dgl. Verwendung. Man unterschied Kisten für In- oder Ausland und Übersee, dazu wurden verschiedene Holzsorten verwendet, wobei Holzstärke, Gewicht und Reiseweg sowie Transportweise beachtet wurden.

Zur Kistenfabrikation wurde kein Abfallholz, sondern Holz der Güteklassen 2 und 3 verwendet. Die Stämme wurden aus dem Wald zum Sägewerk gebracht, dort zu Brettern geschnitten und besäumt, d.h., von Waldkanten befreit. Die Holzstärken waren unterschiedlich und konnten bei Kisten bis zu 35 mm betragen. Die Bretter kamen dann in die Kistenfabrik, wo sie nach Stärke und Feuchtigkeit geordnet und so gestapelt wurden, dass die Luft sie von allen Seiten erreichen konnte. Wenn die Bretter lufttrocken waren, kamen sie in die Zuschneiderei, wo sie vom Zuschnneider nach den Angaben des Bestellzettels mit Hilfe der Kreissäge nach Länge und Breite zugeschnitten wurden. Es folgten die Fügemaschinen, auf welchen die Kanten zum Verleimen bestoßen und gefügt wurden. Die ganzen Kisten konnten auf der Nagelmaschine zusammengebaut werden.

Das Wort ‚Kiste‘ klingt einfach, doch ist und war die Herstellung kompliziert. Der Wert der Kiste wurde erst geschätzt, wenn die Ware an ihrem Zielort gut angekommen war. Bemerkt werden muss auch die Tatsache, dass Kisten nicht nur gena-

gelt, sondern auch gezinkt wurden, d.h., eine Verbindung der Kistenteile mit Zinken und Schwalbenschwanz.

Die Kistenfabrikation lässt sich nicht ohne ‚Zubringerindustrie‘ denken. Das sind Sägewerk, Nagelfabrik, Baugewerbe, Gießerei, Parketthersteller usw. Dieser Handwerkszweig war für Nürnberg sehr wichtig, wurde dann aber mit der Verwendung von Kunststoffmaterial umorganisiert und erneuert. Die Firma Mutschmann ist dabei ins Hintertreffen geraten und vom Markt verschwunden. Heute ist nur noch von ihrem „Aufstieg, Siegeszug und Niedergang“ zu berichten.

Hartmut Schötz begann nach seiner Bundeswehrzeit seine Tätigkeit 1981 beim Bezirk Mittelfranken. 1986 wurde er Mitarbeiter des damaligen Bezirksheimatpflegers Dr. Kurt Töpner, mit dem er auch ab 1989 die jährlich erschienenen Begleitbände zu den Denkmalprämierungen des Bezirks Mittelfranken bis zum Jahr 2003 zusammenstellte. Seit 1981 schreibt er heimatgeschichtliche Beiträge für die „Fränkische Landeszeitung“, das „Frankenland“ sowie weitere Organe. Über die jüngere Geschichte seiner Heimatstadt Ansbach erschienen bisher 28 Buchveröffentlichungen, weitere Bände über Dinkelsbühl und Rothenburg o.d.T. Weitere Buchveröffentlichungen sind: Kaspar Hauser – Kronprinz oder Schwindler?, Der Heilig-Kreuz-Friedhof zu Ansbach, Mittelfränkisches Koch- und Backbuch, Pfarrhäuser in Mittelfranken. Seine Anschrift lautet: Feuchtwanger Straße 9, 91522 Ansbach, E-Mail: haschoetz@googlemail.com.

Thomas Horling

Mainberg – ein „Dauersorgenschloss“?

Schloss Mainberg bei Schweinfurt zählt seit acht Jahrhunderten zu den herausragenden Burganlagen entlang des Mains. Die heutige Bedeutung gründet sich vor allem auf seiner Funktion als Wohnsitz erfolgreicher Unternehmer im 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (Wilhelm Sattler, Ernst Sachs). Bei der 1916 bis 1918 eingebauten historischen Innenausstattung handelt es sich um ein einzigartiges Gesamtkunstwerk, wie es für diese Zeit und in dieser Qualität nirgendwo anders im Freistaat erhalten geblieben ist. Aktuell jedoch ist Mainberg ein großes Sorgenkind der Bayerischen Denkmalpflege.

Fürsten & Industrielle

Zahlreiche renommierte Künstler von Matthäus Merian über Ludwig Richter (Abb. 1) bis zu Hans Thoma haben Schloss Mainberg gezeichnet und gemalt. Ludwig Bechstein sprach vom „*Wunderschloss*“, Friedrich Rückert vom „*schönsten Berg- und Stromverein*“. Im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war es ein Synonym für Reichtum und einzigartige Kunstschatze. Im Unterschied zur untergegangenen Adelswelt gründete sich dieser Reichtum nicht auf überkommene Macht, sondern auf herausragende unternehmerische Erfolge im ‚Bürgerlichen Zeitalter‘. Eine Generation vor Cramerklett war der Schweinfurter Multi-Unternehmer Wilhelm Sattler (1787–1859) der erfolgreichste Industrielle im Königreich

Bayern. Im Geiste der Burgenromantik sanierte er das Schloss von Grund auf und richtete hier Bayerns führende Tapetenfabrik ein. Sattler trug eine bedeutende Kunstsammlung zusammen, als deren Höhepunkte die Arbeiten Tilman Riemenschneiders für den Hochaltar von Münsterstadt gelten können, die heute das Bayerische Nationalmuseum und das Berliner Bode-Museum zieren.

Zwei Generationen nach Sattler hat Ernst Sachs (1867–1932), Gründer der Schweinfurter Weltfirma Fichtel & Sachs, Mainberg ab 1916 neuen Glanz verliehen. Wie Sattler war Sachs einer der führenden Industriellen seiner Zeit. Enge freundschaftliche Kontakte verbanden ihn mit Wilhelm von Opel und Robert Bosch. Was die Villa Hügel für Krupp und Schloss Landsberg für Thyssen, das sollte Mainberg für Sachs sein. Er ließ die Innenräume auf das Aufwendigste im Stil des Münchner Historismus ausgestalten. Zahlreiche bekannte Künstler schufen unter Leitung des Architekten Franz Rank ein konsequent durchkomponiertes Raumkunstwerk, wie es sich aus dieser Zeit und in dieser Qualität nirgendwo anders in Bayern erhalten hat. Höhepunkte sind großflächige Wandgemälde im Jugendstil von Matthäus Schiestl (Bauernkrieg, Brautzug der Margarete von Henneberg, Hl. Kilian). Betrachtet man die Ausstattung jedoch genauer, so fällt manche ikonographische Anspielung auf den Ersten Weltkrieg auf, die heute merkwürdig erscheint (vgl. den Beitrag von Martin Brandl in diesem Heft). In den Repräsentationsräumen empfing Sachs die Größen



Abb. 1: Schloss Mainberg,
Stahlstich nach Ludwig Richter
(1837).

aus Industrie und Sport. Deutschlands „*einzigster Playboy*“ Gunter Sachs kam hier im Jahr 1932 als Sohn von Willy Sachs und Elinor von Opel zur Welt!

Die Bedeutung Mainbergs reicht jedoch noch weiter zurück: Seine erste Glanzzeit erlebte es am Ausgang des Mittelalters, als Gräfin Margarete von Henneberg (1450–1509), eine geborene Welfenprinzessin, hier eine fürstliche Hofhaltung etablierte. Sie ließ das Schloss in seiner bis heute erhaltenen Gestalt mit den charakteristischen drei Treppengiebeln errichten. Nach der Festung Marienberg in Würzburg ist Schloss Mainberg der größte unter den heute noch bewohnten spätmittelalterlichen Herrschaftssitzen Mainfrankens.

Im Dreißigjährigen Krieg erlitt der katholische Priester Liborius Wagner, von einer zügellosen Soldateska gemartert, auf Schloss Mainberg sein Martyrium. Papst Paul VI. sprach den Glaubenszeugen 1974 selig. Am Beginn des 20. Jahrhunderts wirkte der Prediger und Lebensberater Dr. Johannes Müller mit großer zeit- und religionsgeschichtlicher Bedeutung auf Mainberg. Von 1903 bis 1914 betrieb er hier für seine Anhänger ein Erholungsheim, das Gäste aus Deutschland und halb Europa anzog, darunter Prinz

Max von Baden, den letzten Kanzler des Kaiserreiches. Da die Räumlichkeiten in Mainberg nicht mehr ausreichten, siedelte Müller in das eigens errichtete Schloss Elmau bei Garmisch-Partenkirchen über, das unter seinen Nachkommen bis heute ein kultureller Anziehungspunkt ist. Die Wurzeln für dieses international angesehene Haus, in dem 2015 der G7-Gipfel der führenden Industrienationen stattfinden wird, liegen in Mainberg!

Doch seitdem der Haarfoscher Heger 1954/55 ein kurzes Intermezzo gegeben hat, gleicht die Besitzgeschichte des Schlosses einer Odyssee. Bei allen Bemühungen um den Erhalt des Schlosses wird es entscheidend sein, dessen Bedeutung stärker als bisher im öffentlichen Bewusstsein zu verankern. Dabei gibt es durchaus erste Erfolge. Im November 2013 hat das Bayerische Fernsehen in einer dreißigminütigen Dokumentation das einzigartige Flair Mainbergs eindrucksvoll in Szene gesetzt.

Zur aktuellen Situation rund um Schloss Mainberg

Die Teilnehmer der letztjährigen unterfränkischen Regionaltagung in Schwein-



Abb. 2: Die Vorburg ist inzwischen abbruchreif.
Photo: Thomas Horling 2013.

furt wissen von dem besorgniserregenden Zustand von Schloss Mainberg. Ende 2011 hat die Presse erstmals ausführlich über die Schäden berichtet. Die Bemühungen um den Erhalt des Schlosses drehen sich um zwei Problemkreise: Statik und eindringende Feuchtigkeit. Ein 1944 im Auftrag der Firma Fichtel & Sachs in den Schlossberg gegrabener Luftschutzhollen ist offenbar Ursache für die statischen Probleme rund um die Vorburg, die nach einer Aussage des bis 2013 amtierenden Landrats Harald Leitherer bereits jetzt „unrettbar verloren“ ist (Abb. 2).

Auch fehlender Bauunterhalt hinterlässt in jüngster Zeit vermehrt seine Spuren. An der Giebelfront zeigen sich im

Bereich der Dachrinnen seit 2006 feuchte Flecken, die von Jahr zu Jahr größer werden (Abb. 3). Hier und an weiteren Stellen dringt Feuchtigkeit ins Mauerwerk ein, was zu Schimmelbildung führt. In zwei Räumen musste 2012 das Parkett wegen Hausschwammbefalls entfernt werden, im Winter froren Wasserleitungen auf. Bereits seit Ende 2011 kann das Schloss wegen fehlender Brandschutzeinrichtungen nicht mehr wie früher gastronomisch genutzt werden. Dass dringende Maßnahmen ergriffen werden müssen, wird von niemandem in Zweifel gezogen. Im Auftrag des Landratsamts erstellt ein Würzburger Architekt gegenwärtig einen „Katalog von Voruntersuchungen“.

Für die Erhaltung eines Denkmals ist zunächst die Eigentümerin verantwortlich. Wie es um deren finanzielle Verhältnisse steht, pfeifen die Spatzen von den Dächern. Unwiderrspochen blieb der Bericht einer Bamberger Zeitung, wonach auf dem Schloss 3,5 Millionen Euro Grundschulden lasten. Ein regionales Kreditinstitut müsste ganz oder teilweise auf sein Geld verzichten, um den Weg für einen Käufer frei zu machen. So gleicht die Situation einem gordischen Knoten. Währenddessen werden die Schäden an Mauerwerk und Innenausstattung immer größer.

Perspektiven

Angesichts seiner kunsthistorischen Bedeutung und der ungewöhnlich facettenreichen Geschichte überrascht es, dass Mainberg gegenwärtig keine überregional bekannte Touristenattraktion ist. Das Potenzial dafür ist in überaus reichem Maße vorhanden! Andernorts ist die Präsentation der Lebenswelten der einstigen Industriearbeiter längst Bestandteil äußerst erfolgreicher touristischer Konzepte und

Abb. 3: An der Giebelfront zeigen sich seit 2006 feuchte Flecken, die von Jahr zu Jahr größer werden.

Photo: Thomas Horling 2013.



Marketingstrategien! Hier hat Bayern, das sich zu lange fast ausschließlich auf seine Adels- und Monarchiegeschichte konzentriert hat, noch erheblichen Nachholbedarf. Erfolgreiches Unternehmertum, das die Grundlage unseres Wohlstands bildet, findet sich hier kaum einmal in einem Museum. Aufgabe von Fachleuten wäre es, ein nachhaltiges Nutzungskonzept zu erstellen. An dieser Stelle sei neben der musealen Nutzung lediglich darauf verwiesen, dass in den 1980er und 1990er Jahren der damalige Besitzer durchaus erfolgreich Gastronomie angeboten hat. Doch werden die auf diese Weise erzielbaren Erträge niemals ausreichen, um die bauliche Substanz zu erhalten. Ein Schloss von den Dimensionen Mainbergs (über 180 Räume) wird immer ein Zuschussbetrieb bleiben. Weit und breit ist kein Mäzen vom Format eines Wilhelm Sattler oder Ernst Sachs in Sicht, dem man zutrauen würde, den Bestand des Schlosses langfristig zu sichern.

Bis zur Jahrtausendwende ist keinerlei staatliche Förderung nach Mainberg geflossen. Im Gegenteil: 1960 ließen die Fi-

nanzbehörden wertvolle Ausstattungsgegenstände versteigern, um Steuerschulden des damaligen Eigentümers zu begleichen. Heute scheint Schloss Mainberg ohne massive öffentliche Förderung dem Untergang geweiht. Letztlich steht der Freistaat Bayern in der Pflicht: Der Erhalt von Schloss Mainberg ist eine Aufgabe, der sich die Politik nicht länger verweigern darf!

Anm. der Redaktion: Das Manuskript war im März 2014 abgeschlossen.

Thomas Horling, geb. 1969, Studium der Fächer Deutsch und Geschichte in Würzburg, Berlin und Erlangen, 2003 Promotion, seit 2003 Wissenschaftlicher Mitarbeiter, ab 2005 Wissenschaftlicher Sekretär der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Er hat 2011 gemeinsam mit Uwe Müller den Sammelband „Fürsten & Industrielle. Schloss Mainberg in acht Jahrhunderten“ herausgegeben. Seine Anschrift: Hennebergstraße 48, 97453 Mainberg, E-Mail: thomas@horling.de.

Peter A. Süß

100 Jahre Zeitschrift FRANKENLAND

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges, der sich im Jahr 2014 zum hundertsten Mal jährt und Anlass zu einem großen Reigen vielfältiger Gedenkveranstaltungen bot, ist aus fränkischer Sicht nicht das einzige Geschehen von vor einem Jahrhundert, dessen Andenken lebendig gehalten werden sollte. Jedoch mit dem Blick auf ein friedliches Ereignis darf unsere Zeitschrift FRANKENLAND die Erinnerung an das Jahr 1914 ebenfalls wachhalten: Wir können in diesem Jahr auf einhundert Jahre unseres Erscheinens – wenn auch mit zwischenzeitlicher Unterbrechung – zurückblicken.

Denn wer den Innentitel dieses soeben in Händen gehaltenen, vorliegenden Hefts aufmerksam liest, kann dort den folgenden Eintrag finden: „*FRANKENLAND. Zeitschrift für fränkische Geschichte, Kunst und Kultur. Neue Folge der Zeitschrift FRANKENLAND 1914–1922. Heft 4 / 2014 / 66. Jahrgang.*“ Wenn sich nun ein Periodikum als „*neue Folge*“ bezeichnet, heißt das doch nichts anderes, als dass es zuvor schon einmal eine gleichnamige Publikation gegeben haben muss.

Im Januar 1914 brachte der in jenen Jahren in Dettelbach ansässige Konrad Triltsch-Verlag das erste Heft des ersten Jahrgangs einer Zeitschrift heraus, die schon den Namen „Frankenland“ trug. Im Untertitel hieß es, es handele sich um eine „*Illustrierte Monatschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken*“. Das zwar auf ein breiteres Publikum abzielende Magazin gab sich dabei zugleich als das „*Publikations-Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim*“ mit seinen damals (erstaunlichen) 750 Mitgliedern zu erkennen. Folglich stand die Wiege des „Frankenland“ zwar politisch gesehen im badischen ‚Ausland‘, doch zeigt dies wieder einmal deutlich, dass die Grenzziehungen des 19. Jahrhundert in Franken eben weitere und ältere Beziehungsgeflechte nicht aufzulösen vermochten.

Dies belegt auch die Tatsache, dass die Zeitschrift schon ab dem April-/Juni-Heft 1916 – wegen der schwierigen Kriegszeiten kam sie ab Januar 1916 als Vierteljahrsschrift heraus – zusätzlich als „*Publikations-Organ des Hist. Vereins zu Bamberg*“ firmierte. Diese Vorgängerveröffentlichung des heutigen FRANKENLAND existierte allerdings nur bis 1922, als sie schließlich wegen der in Folge des verlorenen Krieges grassierenden Inflation ihr Erscheinen bereits wieder einstellen musste.

Bis zu ihrer Einstellung wurde die Zeitschrift im Abonnement angeboten, wobei man zwischen jährlichem und vierteljährlichem Bezug unterschied. Eine Jahresbestellung kostete den Leser immerhin den für damalige Zeiten nicht geringen Betrag von 6,80 Mark. Aber auch Einzelnummern konnten beim Verlag direkt bezogen werden. Wer dies wünschte, hatte dorthin 75 Pfennige zuzüglich 10 Pfennigen für das Porto vorzusenden.

Aus dieser frühen Zeit der Zeitschrift rührt im Übrigen auch bereits die Verbindung zu dem womöglich schon damals mit Gründungsgedanken für eine Vereinigung mit ähnlichen Themen und Zielsetzungen schwanger gehenden Vaters des späteren FRANKENBUNDS, Dr. Peter Schneider, her. Noch im Jahr 1914 knüpfte unser Gründer

Kontakte zum neu erscheinenden „Frankenland“ und übernahm schließlich 1916, nachdem der bisherige Redakteur Dr. Hans Walter am 14. Juli des Jahres an der Somme gefallen war, die Schriftleitung des Blattes.

Jener Hans Walter (geb. 21. Dezember 1882 in Berlin) war zum Zeitpunkt des ersten Erscheinens der Zeitschrift fürstlicher Archivar des Hauses Löwenstein in Kreuzwertheim gewesen und hatte sich gewünscht, mit dem „Frankenland“ eine „Zeitschrift für alle Franken und Frankenfreunde“ ins Leben zu rufen. Wie es im Verlagsvorwort der ersten Ausgabe des „Frankenlands“ hieß, sei die „Entstehung einer wirklich befriedigenden Zeitschrift fränkischen Charakters“ eine „von allen Gebildeten unseres lieben Frankenvolkes anerkannte Notwendigkeit“. Die Qualität der zahlreichen für das Unternehmen gewonnenen Unterstützer, „deren Rat und Mitarbeit beste Gewähr für gedeihliche Entwicklung der Zeitschrift bietet“, war für den Triltsch Verlag auch Anlass genug, „dem Äußeren des Werkes eine möglichst vollendete Form zu geben“.

Zu diesem Zweck hatte der Verlag den damals bekannten Würzburger Künstler Otto Rückert, ein Mitglied der Künstlervereinigung „Hetzfelder Flößerzunft“, gewinnen können. Rückert, der unter anderem den „Grünen Baum“ an die Fassade des Würzburger Grafeneckarts malte und den dortigen Ratskeller ausschmückte, steuerte nicht nur die in diesem kurzen Bei-



trag abgebildete Titelvignette, sondern auch zahlreiche weitere künstlerisch gestaltete Zwischentitel sowie kleine emblemartige Signets bei. Auf diese Weise wurde das Blatt auch optisch ein niveauvolles Periodikum, was bei der zu jener Zeit noch seltenen Reproduktion von Photographien die Garantie dafür war, den Lesern ein ansprechendes, aufgelockertes Bild bieten zu können.

In einem „Programm“ gab Hans Walter im ersten Heft einen Einblick in seine Zielsetzungen. Ein wichtiges Anliegen war ihm, mit seinem „Frankenland“ dafür Sorge zu tragen, dass die „mühsame Sammelarbeit von gelehrten und ungelehrten Forschern“ zur Kenntnis einer weiteren Öffentlichkeit gelange. Denn wenn auch manches von der Wissenschaft bzw. einem kleineren oder größeren Kreis an Lesern rezipiert werde, so finde das „Meiste [...] nicht den Weg zu weiterer Verbreitung“ und verkomme „ungenutzt“. Hier bezog er sich ausdrücklich auf die von ihm positiv gesehenen Bestrebungen der „Heimatschutzbewegung“, die durch „Vereine für Erforschung und Erkenntnis der heimatlichen Geschichte, Sprache, Kunst, der Volks- und Altertumskunde“ umgesetzt würden. Allen diesen wollte er mit dem „Frankenland“ eine gemeinsame (!) Plattform bieten und versprach sich davon deutliche Synergieeffekte, wie wir heute sagen würden: „Regelmäßige Nachrichten aus den Vereinen für fränkische Geschichte und Volkskunde, sowie aus unseren Museen und Sammlungen sollen die Wünsche und Erfolge dieser Institute bekannt geben. Wir erhoffen davon eine engere Verbindung zwischen gleichartigen Unternehmungen zum Nutzen aller.“

Auch an das Niveau der zu veröffentlichenden Texte sollte ein hoher Anspruch erhoben werden, denn alle Beiträge sollten „nach wissenschaftlichen Grundsätzen“ gearbeitet sein. Da sie einem „großen Leserkreis“ und der „Kritik der Fachgenossen“ vermittelt wer-

den sollten, erhoffte sich Walter, „manche wertvolle Arbeit nutzbar zu machen für Belebung und Vertiefung heimatgeschichtlicher Forschungen.“ So zählten auch „unparteiisch wissenschaftliche Buchbesprechungen im weitesten Umfange“ von Anfang an zu den Aufgaben, auf die das „Frankenland“ „dauernd Wert gelegt“ hatte.

Dennoch ist es wichtig zu unterstreichen, dass das „Frankenland“ sich seit Anbeginn bewusst an ein breites Publikum richtete: „Wenn wir Wissenschaftlichkeit als unbedingte Basis der Monatsschrift [...] betonen, so ist damit nicht gesagt, daß wir für Fachgelehrte schreiben. Im Gegenteil – aber nur auf dieser Grundlage ist es möglich, **allen geistig weiterstrebenden Franken** jeden Standes und Berufes, daheim und in der Fremde, Anregungen und Förderung in **einwandfreier Form** zu geben.“ Zum einen verkündet dies markant den Qualitätsanspruch der neuen Zeitschrift, aber zum anderen auch den Wunsch, nicht nur möglichst vielen Lesern etwas bieten zu können, sondern sogar einen gewissen Bildungsauftrag bei ihnen erfüllen zu wollen.



Überdies lässt sich in Walters „Programm“ der Wunsch erkennen, die Zeitschrift nicht nur rückwärtsgewandt auf Erforschung und Wissensvermittlung von „Frankens großer Vergangenheit“ auszurichten. Vielmehr betont er einen praktischen Gegenwartsbezug und will „der Stärkung fränkischer Eigenart in unseren Tagen [...] dienen.“ So streicht er die Bemühungen der Zeitschrift heraus, die wichtigsten zeitgenössischen Autoren „der modernen fränkischen Literatur und die Vorkämpfer eines wieder erwachenden fränkischen Kunstgewerbes als Mitarbeiter zu gewinnen.“ Die Hoffnung, aus der Erkenntnis der Vergangenheit die Gegenwart besser gestalten zu können, klingt – wie vieles andere – auch uns Heutigen vertraut und zeugt von der Zeitlosigkeit dieses Ideals.

Ebenso bemerkenswert ist der Begriff von Franken, der von Hans Walter als Maßstab an das Untersuchungs- und Themengebiet der neuen Zeitschrift gelegt wird. „Wir sehen ‚Frankenland‘ überall da, wo das Bewußtsein fränkischer Art noch lebendig ist, also neben den drei bayerischen Frankenkreisen auch im württembergischen und badischen Franken.“ Damit löste er den Begriff ‚Franken‘ von einer reinen territorial-geographischen Bezeichnung ab und hob ihn auf die Ebene eines emotional-kulturellen Identifikationsmusters.

Dieser weit gespannte Blick des Herausgebers von 1914 auf Franken in all seinen Facetten spiegelt sich auch in der eine eng bedruckte Seite umfassenden Liste von Beratern und Mitarbeitern der Zeitschrift wider. Ausgewiesene Spezialisten aus den verschiedensten Bereichen finden sich hier genauso versammelt wie Privatgelehrte oder fachlich versierte sogenannte ‚interessierte Laien‘. Das Spektrum der abgedeckten Interessensgebiete reicht von „Fränkischer Volkskunde“, „Vorgeschichte und Denkmalpflege“, „Geschichte von Unter-, Ober- und Mittelfranken“, über „Geschichte von Badisch- bzw. Württembergisch-Franken“, „Fränkische Rechtsgeschichte“, „Historische Geographie“, „Kulturgeschichte“, „Kriegsgeschichte und Heereskunde“, bis hin zu „Fränkischer Literaturgeschichte“, „Fränkischer Kunstgeschichte“, „Fränkischem Kunsthandwerk und Architektur“ sowie „Fränkischer Münzkunde“ oder „Fränkischer Geschlechterkunde“.

Neben etlichen Universitätsprofessoren finden sich in dieser beeindruckenden Liste von Gelehrten auch Museumsleiter, Archivare, Juristen, Geistliche und Bibliothekare

sowie Gymnasiallehrer oder Offiziere. Wenn man dann noch sieht, dass allein ein „*Kurzer Auszug aus unserer Mitarbeiterliste*“ weitere 29 z.T. klangvolle fränkische Namen der Zeit umfasst, wird endgültig klar, wie anspruchsvoll die Herangehensweise des Herausgebers an die selbstgewählte Problemstellung war. Fast könnte man meinen, Hans Walter sei es damals gelungen, für die neue Zeitschrift einen größeren Teil des „Who is who“ der fränkischen Gelehrtenwelt um 1914 einzuwerben.

Diesen Gesamteindruck rundet schließlich ein Blick auf die im ersten Jahrgang veröffentlichten Beiträge des „Frankenland“ ab. In den elf erschienenen Heften – eines davon war ein Doppelheft – mit ihren insgesamt 560 Seiten Umfang kamen meist rund zehn Autoren zu unterschiedlichsten Themen zu Wort. Ganz getreu dem Titel der Zeitschrift wurden Artikel zu Geschichte, Kunst und Volkskunde eingerückt. Außerdem kamen zeitgenössische Literatur und Gedichte zum Abdruck. Daneben gab es wiederkehrende feste Rubriken wie den „*Büchertisch*“ mit Rezensionen, „*Aus Archiven und Museen*“ und „*Aus den Vereinen für Geschichte und Volkskunde in Franken*“ sowie der „*Rundschau*“ mit vermischten Kurznachrichten.

„Die Jugend- und Studienzeit der beiden Würzburger Bischöfe Johann Philipp Franz und Friedrich Karl von Schönborn“ (Dr. Josef Friedrich Abert) wurde genauso behandelt wie „Johannes Butzbach. Ein fahrender Schüler aus Franken“ (Gustav Klingenstein) oder „Hexenwahn, Zauberei und Wunderglauben in Franken“ (Dr. Fridolin Solleder). „Gesangbücher in Württembergisch-Franken“ (Pfr. Dr. Gmelin) oder „Dekorative Fayencen der Ansbacher Fayencefabrik“ (August Stöhr) wurden den Lesern zusammen mit Forschungen zu den „Würzburger Truppen in den Kriegen Napoleons I. (1806–1815)“ (August Eichelsbacher) oder „St. Kolumbans Haus zu Kells, aus dem St. Kilian hervorgegangen ist“ (Dr. Will) offeriert. Die „Cyriakus-Schlacht“ 1266 (Bezirksamtman Lipfert) sowie „Eine wenig bekannte Arbeit des Hofschlossers Georg Oegg in Würzburg“ (Prof. F. Moser) thematisierte die Zeitschrift ebenso wie „Das älteste Mergentheim“ (Prof. Dr. Goeßler) oder „Die Ortsnamenforschung und die Slavenfrage in Franken“ (Dr. Chr. Beck). Aber auch die „Biographie eines fränkischen Philologen und Schulmannes (Johann Mathias Gesner, Professor zu Göttingen † 1761)“ (Albert Gümbel), „Die dunkle Herkunft der Wasserschöpfträder in der Rednitz“ (Dr.-Ing. Hans Gießberger) oder die „Regenbogenschüsselchen“ (Prof. Dr. Goeßler) kamen unter anderem in der Zeitschrift zur Sprache, um hier nur ein paar mehr oder weniger repräsentative Schlaglichter auf den bunten Reigen der Veröffentlichungen im ersten Jahrgang des „Frankenlands“ zu werfen.

Somit trat im Jahr 1914 ein Publikationsorgan in das Licht der Welt, dass dann Jahrzehnte später in seiner neuen Folge einen gut geeigneten Anknüpfungspunkt für den FRANKENBUND bieten konnte, wieder ein eigenes Periodikum gleichen Namens herauszubringen. Viele der Ansätze und Grundideen tragen – wie wir gesehen haben – noch heute und bieten die Möglichkeit zu einer gedeihlichen Weiterentwicklung unseres Profils, auf die das FRANKENLAND hofft. Der Schriftleiter kann nur dem Wunsch Ausdruck verleihen, dass die derzeitigen Helfer und Mitarbeiter der Zeitschrift genauso zahlreich und aktiv sein mögen, wie jene vor hundert Jahren. Denn dann wird „*Dank dieser von allen Seiten gütigst gewährten Unterstützung [...] ‚Frankenland‘ seinen Weg gehen, der schönen, altehrwürdigen Heimat zu Nutz und Ehr.*“

Reinhold Albert

Leo W. Hamm (1926–2014)

Im Alter von 88 Jahren verstarb am 29. August 2014 der bekannte Heimatforscher Leo Walter Hamm in Bad Königshofen. Über Jahrzehnte hinweg hatte er sich der Heimatgeschichte verschrieben und sich damit nicht nur im Grabfeld, sondern im ganzen Frankenland große Verdienste erworben. Ob dieses beispielhaften Engagements erhielt er zahlreiche Ehrungen, so u.a. 1998 den erstmals verliehenen „Kulturpreis Grabfeld“ des Vereins für Heimatgeschichte im Grabfeld, die Bundesverdienstmedaille, die „Justus-Schneider-Medaille“ des Rhönklubs sowie die „St.-Bruno-Medaille“ der Diözese Würzburg.

Hamm wurde 1926 in Brüx im Sudetenland (heutiges Tschechien) geboren, das er nach dem Zweiten Weltkrieg verlassen musste. Er fand in der Heimat seiner späteren Ehefrau Helene, dem Königshöfer Grabfeld, eine neue zweite Heimat. 1948 absolvierte er die erste Lehramtsprüfung, 1952 die zweite. Bis 1970 war Hamm als Lehrer, Oberlehrer, Hauptlehrer und dann als Rektor in Breitensee, Kleineibstadt und im Raum Schweinfurt tätig. Während dieser Zeit engagierte sich der tüchtige Schulmann als Seminarleiter in der Lehrerbildung. Von 1970 bis 1979 war Leo W. Hamm Schulrat, Oberschulrat und Schulamtsdirektor am Staatlichen Schulamt im Landkreis Aschaffenburg, ab 1979 bis zu seiner Pensionierung 1985 Leiter des Staatlichen Schulamtes im Landkreis Rhön-Grabfeld.



*Abb.: Leo W. Hamm
(1926–2014).*

Schon in jungen Jahren interessierte sich Leo W. Hamm insbesondere für die Heimatgeschichte dieses geschichtsträchtigen Gebiets zwischen Rennsteig und Rhön. Bereits ab 1949 finden sich seine heimatgeschichtlichen und heimatkundlichen Beiträge in den einschlägigen regionalen und überregionalen Publikationen. Sein besonderes Interesse galt neben der Erforschung des Lebens der hl. Elisabeth von Thüringen der reichen Sagenwelt des Grabfelds, was insbesondere durch die Herausgabe dreier Bücher über Sagen und Legenden deutlich wird. Es würde den Rahmen dieses Nachrufs sprengen, die Titel aller seiner Veröffentlichungen, die stets von Sachkenntnis und vor allem von der Liebe zur Heimat zeugen, aneinanderzureihen. Zu Leo W. Hamms vielfältigen Tätigkeiten gesellten sich insbesondere unzählige Vorträge und Führungen.

Doch nicht nur der Erforschung der Geschichte seiner neuen Heimat galt Hamms außerberuflicher Einsatz. Er war in den 1950er Jahren auch einige Zeit als ehrenamtlicher Archivpfleger im Altlandkreis Königshofen i.Gr. tätig und engagierte sich im kirchlichen Bereich, so z.B. seit 1979 als Gottesdienstleiter und langjähriges Mitglied im Diözesanrat.

Leo W. Hamm war auch in Vereinen, die sich für die Heimat engagieren, an maßgeblicher Stelle tätig, so u.a. im FRANKENBUND. Er war einige Jahre Vorsitzender des

Rhönklub-Zweigvereins Bad Königshofen und Vorstandsmitglied im Verein für Heimatgeschichte im Grabfeld, wo er seit 1995 zusammen mit dem Verfasser dieser Zeilen die Schriftleitung des Heimatblatts „Das Grabfeld“ inne hatte.

Alle kannten Leo W. Hamm als einen Mann, der Wärme und unendlich viel Ruhe ausstrahlte, der sehr geduldig war und weder Neid noch Selbstsucht kannte. Was Leo W. Hamm aber insbesondere auszeichnete, war seine überaus freundliche und hilfsbereite Natur.

Dieses von großem Vertrauen geprägte Miteinander der Heimatgeschichtsfreunde ist sicherlich einer der Hauptgründe, dass es neben dem Grabfeld kaum eine Gegend gibt, in der so viel heimatgeschichtliches Engagement vorhanden ist. Dokumentiert wird dies insbesondere durch die erfolgreiche „Schriftenreihe des Vereins für Heimatgeschichte im Grabfeld“. Seit 1989 bis heute erschienen in dieser Reihe bereits über 30 Bücher. Leo W. Hamm war ebenfalls eifriger Mitarbeiter der vom FRANKENBUND herausgegebenen Zeitschrift FRANKENLAND; ebenso finden sich seine zahlreichen Beiträge in den seit 1979 erscheinenden Heimatjahrbüchern des Landkreises Rhön-Grabfeld.

Bericht über den 85. Bundestag des FRANKENBUNDES am 18. Oktober 2014 in Bamberg mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden

Am 18. Oktober 2014 meinte es Petrus mit den Teilnehmern des 85. Bundestag des FRANKENBUNDES in Bamberg ausgesprochen gut: Nach frühmorgentlichem leichten Dunst herrschte dann den ganzen Tag über strahlender Sonnenschein mit blauem Himmel bei fast noch spätsommerlichen Temperaturen und ließ Bamberg einmal mehr als attraktiven Tagungsort glänzen. Die Gruppe Bamberg unter ihrem rührigen Vorsitzenden Dieter Morcinek hatte die Veranstaltung, die in den Harmonie-Sälen am Schillerplatz stattfand, auf das Beste vorbereitet.

Schon während des traditionellen Begrüßungsfrühstücks im oberen Foyer der Harmonie drängten sich die zahlreich erschienenen Bundesfreunde bei angeregten Wiedersehgsgesprächen. Was sich hier schon angedeutet hatte, wurde alsbald zur Gewissheit, als die Plätze im für den Festakt vorbereiteten „Grünen Saal“ eingenommen werden sollten und etliche Gäste nur noch Stehplätze erhielten. Das Platzproblem wurde kurzerhand durch einen schnell umgesetzten Umzug in den benachbarten „Spiegelsaal“ gelöst. Damit konnten wir unseren Festakt an wahrlich historischer Stätte abhalten, denn in eben diesem Raum war im Sommer 1919 die bayerische Verfassung beschlossen worden.

Trotz des nun mehr als doppelt so großen Saales waren zum Festakt die Reihen mit zahlreichen Ehrengästen und Bundesfreunden gut besetzt. Die musikalische Umrahmung der Veranstaltung hatten dankenswerterweise vier Schülerinnen des E.T.A.-Hoffmann-Gymnasiums Bamberg, die Stücke von Mozart, Hoffmann, Dvorak und Joplin in fast schon professioneller Qualität zu Gehör brachten, übernommen.



Abb. 1: Das Kammermusikensemble des E.T.A.-Hoffmann-Gymnasiums Bamberg (Lilli Kuen und Lona Frießner, Violinen, Johanna Seggelke, Viola, Veronika Firsching, Violoncello) begleitete den Festakt des 85. Bundestages im Spiegelsaal der Bamberger Harmonie musikalisch.

Photo: Dr. Axel von Erffa.

Zu Beginn begrüßte der 1. Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES, Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer, die zum Bundestag erschienenen Repräsentanten des öffentlichen Lebens, darunter vor allem den Oberbürgermeister der Stadt Bamberg, Herrn Andreas Starke, und den Landrat des Landkreises Bamberg, Herrn Johann Kalb, und hieß sie herzlich willkommen. Beide gaben sich anschließend auch die Ehre eines Grußwortes, wobei Oberbürgermeister Starke besonders die Rolle des Welterbetitels für die Stadt Bamberg unterstrich und Landrat Kalb humorvoll erklärte, warum die Bewohner seines Kreises laut Statistik die „drittgücklichsten Menschen Deutschlands“ seien. Nachdem weitere Ehrengäste aus Politik und öffentlichem Leben sowie alle zum Teil weit angereisten Mitglieder, darunter auch etliche frühere Verantwortungsträger des FRANKENBUNDES begrüßt waren, ergriff Dr. Beinhofer die Gelegenheit, in seiner Ansprache die Frage aufzuwerfen, ob die Vertiefung des Wissens um die Heimat, die Förderung von deren Zufriedenheit stiftender Kraft als Grundlage für eine positive Lebensgestaltung und Verwurzelung in der Region heute noch zeitgemäß seien. Wörtlich führte er aus:

„Den FRANKENBUND mitsamt seinen Gruppen und angeschlossenen Vereinen eint das Ziel, die Kenntnis über unsere fränkische Heimat zu mehren, das Heimatgefühl mit Wissen über unsere Region zu stärken und auf diese Weise das kulturelle Selbstbewusstsein der Franken zu heben. Doch ist an dieser Stelle einmal kritisch zu hinterfragen, ob diese Zielvorstellungen noch in die heutige Zeit passen. Hat die Stärkung eines fränkischen Selbstbewusstseins noch Sinn in einer Zeit, die von Globalisierung, und das heißt eben auch, von einer Entgrenzung der Räume geprägt ist? Ist es nicht gegen die Zeitläufte, für den Ausbau

einer regionalen, einer fränkischen Identität zu werben? Müssen wir nicht angesichts der wachsenden Europäischen Union Abschied nehmen von lieb gewonnenem Denken in kleinteiligen, in regionalen Zusammenhängen?

Diesen substantiellen Fragen haben wir uns im FRANKENBUND auf einer internen Fortbildungsveranstaltung bei der Bundesbeiratstagung in Grünsfeld gestellt, die unter dem Thema „Franken im Europa der Regionen“ stand. Die Fragestellung wurde auf der Tagung noch zugespitzt durch den historischen Befund, dass Franken in der Vergangenheit über die Jahrhunderte hin kein in sich geschlossenes Territorium war; statt dessen war Franken, wie Professor Blessing ausführte, ein „Land vielfältiger Identitäten und Loyalitäten“; häufig lag bereits in einem einzelnen Dorf die Grund- und Gerichtsherrschaft bei verschiedenen Herren. Den Ausbau eines einheitlichen fränkischen Landesterritoriums gab es bis zum Untergang des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation im Jahre 1806 nicht. Deshalb wird immer wieder beim Blick auf Landkarten aus dem 18. Jahrhundert das Bild von einem Flickenteppich verwendet, das von der Vielzahl verschiedener Farben, die die unterschiedlichen Herrschaften markieren, hervorgerufen wird. Franken hat es als ein in sich geschlossenes Territorium schon damals nicht gegeben, und auch der fränkische Reichskreis, der gerade für den „Tag der Franken“ gern als identitätsstiftendes Moment genommen wird, hat dieses Vakuum zu keinem Zeitpunkt ausfüllen können, ja von seiner Zielsetzung auch nie ausfüllen wollen; denn er war lediglich für die Durchsetzung reichspolitischer, sozusagen gesamtstaatlicher Entscheidungen gegründet worden. Ein fränkisches Identitätsgefühl in Gestalt einer fränkischen Schicksalsgemeinschaft keimte – Ironie der Geschichte – erst richtig auf, als das Gebiet Frankens durch Beschluss des siegreichen französischen Kaisers Napoleon I. dem Königreich Bayern zugeschlagen wurde. Durch die Eingliederung in das Königreich Bayern kam es nach Professor Blessing zu einer gewaltigen „Frankonisierung“, ohne dass dieses Gefühl im 19. Jahrhundert eine konkrete politische Gestalt annahm.

Wie aber kommt es dennoch zu einem wieder wachsenden fränkischen Selbstbewusstsein? Ist auch angesichts des historischen Befundes zu Recht die Frage zu stellen, ob es Franken als politische Einheit je gegeben hat, so lässt sich zugleich feststellen, dass Franken über eine Vielzahl von geschichtlich gewachsenen Identifikationsmerkmalen verfügt, die den Kern der auch heute zu konstatierenden fränkischen Identität bildet:

- Unbezweifelt gibt es eine kulturelle Identität, die durch Heimat- und Geschichtsvereine gefördert wird, sich in der Mundart ausdrückt und sicherlich auch mit dem gerade beschlossenen Aufbau eines Fränkischen Landesmuseums auf der Festung Marienberg in Würzburg weiteren Aufschwung erfährt.
- Es gibt eine soziale Identität, und hier findet wohl der „Tag der Franken“ seine Berechtigung. Zur sozialen Identitätsstiftung der Franken gehören auch regional typische Speisen; diese Identität findet ihren Ausdruck in Wein- und Bierfesten wie auch im Beibehalten des Bocksbeutels, um nur einige Beispiele zu nennen.
- Und es gibt auch politisch organisierte Identität wie die drei Bezirke, die sich explizit auf Franken beziehen, oder den Tourismusverband Franken, der auch Gebiete außerhalb Bayerns wie Tauberfranken oder das früher fränkische Eichstätt umfasst und sie nach außen vertritt.

Wie aber passt wachsendes Regionalbewusstsein und europäisches Denken zusammen? Untergräbt die Regionalbewegung nicht den politisch gewollten Trend zu einem geeinten Eu-



Abb. 2: Unser 1. Bundesvorsitzender, Dr. Paul Beinhofer, bei seiner Begrüßungsansprache.

Photo: Dr. Axel von Erffa.

ropa? Bedeutet es nicht eine Rückkehr zur längst überwunden geglaubten Kleinstaatserei, wenn Franken, das eben nie ein für sich bestehendes Territorium war, nun auf einmal Ansprüche als Region anmeldet? Der frühere Bayerische Staatsminister Eberhard Sinner, der von 2003 bis 2005 im bayerischen Kabinett für Europafragen zuständig war, hat für uns diese Antwort parat: Franken soll – wie Hefe – die Vielfalt Europas antreiben. Es braucht – so sein Fazit – gerade den Wettbewerb der Regionen, um sich auf den globalen Wettbewerb einstellen zu können. Um in Europa bestehen zu können, muss sich Franken als Marke etablieren.

Franken kann sich als diese auch wirtschaftspolitisch gewollte Marke jedoch nur definieren, wenn es sich als Region versteht und um seine Besonderheiten gegenüber anderen Regionen weiß und sie pflegt. Dazu zählt die Pflege der angesprochenen Identitätsmerkmale, und vor allem ist es dafür wichtig, sich stets der eigenen geschichtlichen und kulturellen Wurzeln bewusst zu sein und dieses Erbe auch tatkräftig zu pflegen.

Unter dieser Voraussetzung hat Franken im Europa der Regionen eine Zukunft, und – um an unseren Ausgangspunkt zurück zu kehren – an dieser Zukunft wirken Sie alle im FRANKENBUND mit. Es bleibt also die Idee des FRANKENBUNDES auch nach bald 100 Jahren aktuell. Es lohnt sich auch weiterhin, durchaus im Zeichen der Europäischen Union unseren Mitbürgern den Reichtum und die Schönheit Frankens nahezubringen.

Nach den Grußworten des Oberbürgermeisters und Landrats folgte der Festvortrag von Herrn Professor Dr. Andreas Dix, der an der Universität Bamberg das Fach der Historischen Geographie vertritt. Er beschäftigte sich mit dem Thema „Heimat schaffen“ und zeigte in seinem Vortrag anschaulich auf, dass „Heimat“ nicht primär als konkreter, geographisch bestimmbarer Raum verstanden werden sollte, sondern als ein Begriff, der für gesellschaftliche Prozesse steht, in deren Verlauf „Heimat“ von Akteuren mit ganz unterschiedlichen Interessen, Wünschen und Hoffnungen immer wieder neu formuliert wird. Nebenbei bemerkt ist es vorgesehen, den Text dieses Vortrages in einem der kommenden Hefte des FRANKENLANDES auch unseren Lesern zugänglich zu machen.

Da die von der Bundesleitung wegen ihrer modernen Museumsarbeit als Kulturpreisträgerin des FRANKENBUNDES für das Jahr 2014 vorgesehene Leiterin der Kulturservicestelle des Bezirks Oberfran-



Abb. 3: Prof. Dr. Andreas Dix bei seiner Festansprache.

Photo: Dr. Axel von Erffa.

ken, Frau Barbara Christoph M.A., leider erkrankt war, musste die Preisverleihung auf dem Bundestag entfallen. Sie soll dann im Frühjahr 2015 bei unserer Bundesbeiratsagung nachgeholt werden.

So schlossen sich nach dem musikalischen Zwischenspiel unmittelbar an den Festvortrag noch verschiedene Ehrungen an, die die Bundesleitung verdienten Mitgliedern der Bamberger FRANKENBUND-Gruppe aussprach. Geistlicher Rat Pfr. Otto Wohlleber erhielt eine Ehrenurkunde für sein Engagement um das Grab unseres Gründers Dr. Peter Schneider, dessen Erhaltung und Pflege er übernommen hat. Da Pfarrer Wohlleber an der Teilnahme am Festakt verhindert war, wurde das Dokument der anwesenden Urenkeln Peter Schneiders, Bundesfreundin Schmitt, zur Weitergabe an ihn übergeben. Persönlich konnte hingegen Bundesfreundin Martina Schramm ihre Ehrenurkunde für 25jährige Tätigkeit als Geschäftsführerin der Bamberger Gruppe überreicht werden. Abschließend ehrte dann noch der Vorsitzende der Bamberger Gruppe, Herr Morcinek, Bundesfreund Dr. Anton Sterzl (87) für seine langjährige Treue zum FRANKENBUND, die er trotz der weiten Entfernung zu seinem Wohnort Aachen stets aufrecht erhält. Er bezeichnete den Journalisten und Buchautor (Was wäre die Weltgeschichte ohne die Franken) als regelrechten „Überfranken“ und bat Bundesfreund Studiendirektor Theo Gulden, einen Schulfreund des Geehrten, die Ehrung seinem aus gesundheitlichen Gründen abwesenden Freund weiterzuleiten.

In seinem Schlusswort gab schließlich der 2. Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES, Herr Professor Dr. Werner K. Blessing, anlässlich des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges von hundert Jahren und wegen der Wahl unseres Tagungsortes einen kurzen Einblick in die Geschichte Bambergs zu Ende jenes Krieges und in der Revolution 1918/1919. Mit seinem nochmaligen herzlichen Dank an alle Beteiligten und Organisatoren für ihr Engagement beendete er die Festsitzung des 85. Bundestages.

Nach der Mittagspause, die die Gäste und Delegierten des Bundestages in der urigen Alt-Bamberger Gaststätte „Klosterbräu“, die sich als älteste der zahlreichen dortigen Brauereien auf das Jahr 1533 zurückführt, verbrachten, bot die Bamberger Gruppe zwei einstündige Führungen an. Die erste unter der eloquenten Leitung von Bundesfreund Dieter Morcinek führte durch Judengasse und Eisgrube in die Obere Pfarre, wo vor allen ein Blick auf die großartige Mariae Himmelfahrtsdarstellung des Venezianers Tintoretto geworfen werden konnte. Ein zweiter Rundgang zeigte den Kaiserdom von außen und erläuterte den Domplatz und die Alte Hofhaltung. Mit dem Bus kehrten die Delegierten dann zur Harmonie zurück, wo die nachmittägliche Sitzung des Bundestages stattfinden sollte, während es für die Nicht-Delegierten noch eine Busfahrt durch die Bamberger Gärtnerstadt gab, wobei



Abb. 4: Unser 2. Bundesvorsitzender, Prof. Dr. Werner K. Blessing, bei seinem Schlusswort.

Photo: Dr. Axel von Erffa.

auch ein Abstecher zur letzten Ruhestätte unseres Vereinsgründers Dr. Peter Schneider nicht fehlen durfte. Schließlich führte der Kurator des Gärtner- und Häckermuseums, Dr. Hubertus Habel, durch die von ihm betreuten Sammlungen.

Zu Beginn der Delegiertenversammlung im „Grünen Saal“ der Harmonie gab der 1. Bundesvorsitzende Dr. Beinhofer den Jahresbericht der Bundesleitung für 2013 ab, der auf allgemeine Zustimmung stieß. Auch der Kassenbericht bzw. der Kassenprüfungsbericht wurden zustimmend zur Kenntnis genommen. Nachdem sich alles in bester Ordnung befand, wurden die Bundesleitung und der Kassier einstimmig entlastet.

Abb. 5: Der Vorsitzende der Gruppe Bamberg, Bundesfreund Dieter Morcinek, erläutert den Delegierten des Bundestags den Unterschied zwischen „Croissant“ und „Bamberger Hörnle“.

Photo: Dr. Axel von Erffa.



Unter dem Tagesordnungspunkt 5 ging es um die Aufnahme weiterer Vereine als selbständige Gruppen des FRANKENBUNDES. Um die Aufnahme in unseren Verein hatten der „Kulturverein Grünsfeld e.V.“ und „Der Pfeifer – Verein für Geschichte und Kultur Niklashausen e.V.“ gebeten. Nachdem sich die beiden Vereine, die aus unserer badisch-fränkischen Nachbarregion stammen, den Delegierten kurz präsentiert hatten, gab der Bundestag den beiden Gesuchen jeweils einstimmig statt. Mit der Unterzeichnung der beiden Aufnahmeverträge durch die jeweiligen Vorsitzenden und unseren 1. Bundesvorsitzenden wurde der Beitritt förmlich vollzogen, was der Bundestag mit lang anhaltendem Beifall kommentierte.

Anschließend wurde die Position des stellvertretenden Bezirksvorsitzenden für Oberfranken neu besetzt. Der bisherige Inhaber der Aufgabe, Herr Gerhard Trausch, hatte sein Amt aus gesundheitlichen Gründen zur Verfügung gestellt. Als Nachfolger für den verdienten Bundesfreund Trausch wurde der 31jährige Pressesprecher des Bezirks Oberfranken, Herr Christian Porsch aus Speichersdorf, vorgeschlagen und auch einstimmig in sein Amt gewählt.

Die Bundesgeschäftsführerin Dr. Christina Bergerhausen gab sodann einen Überblick über die Veranstaltungen des Gesamtbundes im kommenden Jahr 2015. Am 14. März 2015 findet die 68. Bundesbeiratstagung im Fränkischen Museum Feuchtwangen zum Thema „Öffentlichkeitsarbeit im Verein“ statt. Dabei soll auch die noch ausstehende Verleihung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES 2014 nachgeholt werden.



Abb. 6: Nach der Unterzeichnung der Aufnahmeverträge: Dr. Paul Beinhofer umrahmt von links Alfred Beetz (Grünsfeld) und Marlise Düx (Niklashausen) sowie rechts Christine Gerstner (Grünsfeld).

Photo: Dr. Axel von Erffa.

Die 4. Unterfränkische Regionaltagung ist für den 5. Juni 2015 als Schiffahrt von Wertheim nach Marktheidenfeld geplant. Zum 86. Bundestag des FRANKENBUNDES lädt uns dann am 19. September 2015 der Heimatverein Herzogenaurach (Gruppe des FRANKENBUNDES) unter seinem Vorsitzenden Klaus-Peter Gäbelein ins Mittelfränkische ein. Für den 24. Oktober 2015 ist der 5. Fränkische Thementag zum Thema „Der Deutsche Krieg 1866“ in Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis Deutscher Krieg 1866 in Bad Kissingen geplant. Außerdem wird eine Mittelfränkische Regionaltagung ins Auge gefasst, die von der Bezirksvorsitzenden für Mittelfranken, Bundesfreundin Evelyn Gillmeister-Geisenhof, Weißenburg i.Bay., organisiert wird. Als Thema wurde „Fränkische Lebensbilder im Focus der Reformation“ vorgeschlagen. Ein fester Zeitpunkt konnte jedoch noch nicht genannt werden.

Zum Tagesordnungspunkt „Verschiedenes“ stellte die Bundesleitung den Delegierten zur Information und Inkenntnissetzung ihrer jeweiligen Gruppen die Verleihungsbestimmungen für den Kulturpreis des FRANKENBUNDES vor. Es wurde gebeten, der Bundesleitung Vorschläge für die nächsten Kulturpreisträger zu unterbreiten. Des Weiteren wies der Schriftleiter der Zeitschrift FRANKENLAND, Bundesfreund Dr. Peter A. Süß, darauf hin, dass demnächst die Verknüpfungen der Dateien bei unserem Online-Auftritt der Zeitschrift auf dem Portal „Franconica online“ der Universitätsbibliothek Würzburg überprüft werden sollen, da mehrfach Fehlverbindungen zwischen Überschriften und zugehörigen Artikeln festgestellt worden sind. Außerdem sollen evtl. weitere Jahrgänge der Zeitschrift über dieses Portal ins internationale Netz eingestellt werden, da derzeit unser Auftritt noch mit dem Jahr 2005 endet. Dazu erklärte sich der Schatzmeister zur Finanzierung der Kosten bis zu einer gewissen Obergrenze bereit.

Am Ende der Beratungen lagen keine Anträge oder Wünsche an die Delegiertenversammlung vor. So konnte sich der 1. Bundesvorsitzende bei allen Delegierten und der gesamten Bundesleitung abschließend für ihr Erscheinen sowie den erfolgreichen Ver-

lauf der Beratungen bedanken. Mit einem abermaligen herzlichen Willkommen an die neu aufgenommenen Gruppen aus dem badischen Frankenland und einem kräftigen Lob auf die ausrichtende Gruppe Bamberg unter Bundesfreund Dieter Morcinek für ihr großes Engagement schloß daraufhin Dr. Beinhofer den 85. Bundestag des FRANKENBUNDES mit guten Wünschen für die Entwicklung der Gruppen und einen gesunden Nachhauseweg.

PAS/Dr. Paul Beinhofer

Termine des FRANKENBUNDES im Jahr 2015

- | | |
|---------------------|---|
| 14. März 2015: | 68. Bundesbeiratstagung im Fränkischen Museum Feuchtwangen
Thema: „Öffentlichkeitsarbeit im Verein“
Eingeladen sind hierzu die Vorsitzenden der Gruppen und angeschlossenen Vereine bzw. deren Vertreter sowie die Mitglieder der Bundesleitung |
| 5. Juni 2015: | 4. Unterfränkische Regionaltagung
Fahrt mit dem Schiff von Wertheim nach Marktheidenfeld |
| 19. September 2015: | 86. Bundestag in Herzogenaurach
Auf Einladung des Heimatvereins Herzogenaurach e.V. (Gruppe des FRANKENBUNDES) |
| 24. Oktober 2015 | 5. Fränkischer Thementag in Bad Kissingen
Thema: „Der Deutsche Krieg 1866“
In Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis Deutscher Krieg 1866 |

Weitere Informationen folgen.

Inhalt

Aufsätze

<i>Werner K. Blessing</i>	
Warum „Bergbau in Franken“?	2*
<i>Jens Kugler</i>	
Zur Technik des Grubenbaus – Profile horizontaler Auffahrungen im sächsischen Erzbergbau	4*
<i>Horst Gaißer</i>	
„Eisenschmelzer“ und Schmiede – Zur Eisengewinnung und -verarbeitung bis zur Frühen Neuzeit ...	17*
<i>Bernhard Wickl</i>	
Alexander v. Humboldt: eine Weltkarriere mit fränkischen Wurzeln: In Franken	27*
<i>Werner K. Blessing</i>	
Eine besondere Lebenswelt – Bergbau im Fichtelgebirge	47*
<i>Norbert Trebes</i>	
Der nördliche Frankenwald – kleine Region mit großer Industrie- und Sozialgeschichte	57*
<i>Bernhard Häck</i>	
Versteckter Bergbau in Franken? Relikte des Bergbaus in bestehenden und anderweitig genutzten Hohlräumen in Franken	65*
<i>Christopher Dammer und Frank Becker</i>	
Der Bergbau in Nordbayern heute	77*

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

Frank Becker	Diplom-Ingenieur (FH) für Tiefbohrtechnik, Bergrat und Technischer Aufsichtsbeamter des Bergamtes Nordbayern Regierung von Oberfranken, Ludwigstraße 20, 95444 Bayreuth bergamt@reg-ofr.bayern.de
Prof. Dr. Werner K. Blessing	Universitätsprofessor i.R. Ludwig-Thoma-Straße 27 a, 91054 Erlangen werner.k.blessing@t-online.de
Christopher Dammer	Diplom-Bergingenieur, Leitender Bergdirektor und Leiter des Bergam- tes Nordbayern Regierung von Oberfranken, Ludwigstraße 20, 95444 Bayreuth bergamt@reg-ofr.bayern.de
Horst Gaißer	2. Vorsitzender Heimatmuseum Goldkronach e.V. Pommernstraße 7, 95497 Goldkronach, h.gaisser@t-online.de
Bernhard Häck	Abteilung Z, Stabstelle, Sachgebiet Hohlraumfassung, Denkmalerfor- schung und Denkmalerfassung beim Bayerischen Landesamt für Denk- malpflege Hofgraben 4, 80539 München, Bernhard.Haack@blfd.bayern.de
Jens Kugler	Dipl. Geol. (FH), Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Indu- striearchäologie, Wissenschafts- und Technikgeschichte (IWTG) der TU Bergakademie Freiberg Steigerweg 3, 09603 Großschirma, Kleinvoigtsberg jenskuglervelag@aol.com
Dr. Norbert Trebes	Reichenbacher Str. 23, 96358 Teuschnitz
Dr. Bernhard Wickl	Gymnasiallehrer Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach, bwickl@franken-online.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Werner K. Blessing

Warum „Bergbau in Franken“ ?

In dieser kurzen Einleitung erläutert der Organisator des 3. Fränkischen Thementages, der am 20. Juli 2013 in Goldkronach stattfand, weswegen diese Themenstellung zu Recht das Interesse des FRANKENBUNDES gefunden hat und daher 2014 zum Jahresthema unseres Vereins gewählt wurde. Denn die Bedeutung des Bergbaus in Franken über die Jahrhunderte ist nicht zu unterschätzen.

Wenn man Franken vor seinem geistigen Auge vorüberziehen lässt, tauchen andere Bilder auf: Dome und Wegkapellen, Residenzen weltlicher wie geistlicher Fürsten und Schlösser der Ritterschaft, Kleinstadtidyllen und ein urbanes Zentrum mit Metropolaspruch, eine mannigfache Agrarwirtschaft von kargen Kartoffeläckern bis zu den Weinbergen, Theater, Museen und Universitäten, Großindustrie für Metall und Elektro, mittelständische High-Tech-Betriebe, ein vielfältiges Handwerk, starker Handel und ein wachsender Kommunikationssektor, der Main, ein Kanal und das dichte Bahn- und Straßennetz in der Mitte Europas, doch gleich daneben stille Wege unter Streuobst. Kurzum – eine Kulturlandschaft von der karolingischen Kirche in Brendlorenzen bis zu Windkraftträdern.

Aber Bergbau? Da denkt man an Ruhrgebiet oder Sachsen oder die Steiermark. Dass es ihn auch in Franken gab, kann man in Goldkronach entdecken mit seinem vor zehn Jahren eröffneten Goldbergbau-Museum samt einem Bergwerk und

einem Stollen bei Brandholz als authentischen Orten¹ – aber auch in unseren Vorträgen, die einige Aspekte des Bergbaus in Franken behandeln. Zunächst informieren zwei Vorträge über Bergbau- und Verhüttungstechnik seit dem 16. Jahrhundert, und Alexander von Humboldt rückt als preußischer Bergreformer ins Licht. Dann hören Sie etwas über die Lebenswelt der Knappen im Fichtelgebirge seit dem Mittelalter, von den Wirtschafts- und Sozialverhältnissen im Frankenwald vor hundert Jahren und, schließlich, wo und wie noch heute Bergbau stattfindet. Es wird, so hoffen wir, deutlich, dass auch in Franken jahrhundertlang Bergbau betrieben wurde, vor allem im einstigen Fürstentum Kulmbach-Bayreuth. Hier stand er zu seiner Blüte vor rund fünfhundert Jahren fast auf Augenhöhe mit Gruben von europäischem Rang im Erzgebirge und im Harz. Das ist in letzter Zeit wieder bewusster geworden; eine Frucht solch' neu belebter Erinnerung sind Museum und Bergwerke in Goldkronach. Durch sie und den Museumsverein wurde Herr Schulrat Gerhard Trausch zum letztjährigen ‚Thementag‘ angeregt, den er schließlich mit der Bundesgeschäftsführerin Dr. Bergerhausen organisiert hat.

Bevor unsere Leser auf Entdeckungsfahrt in die Bergbauregion Franken gehen, sollen Sie zunächst noch zwei Stimmen zu einem Aspekt hören, der hier nicht weiter behandelt wird. Die geheimnisvolle Sphäre unter der Erde, das verborgene Schürfen der Knappen nach Bodenschätzen hat immer wieder die Menschen des hellen Tages fasziniert. Goethe, der als weimarischer

Minister mit dem Bergbau in Ilmenau befasst war, hat sich tief auf ihn eingelassen, Romantiker haben ihn studiert wie Friedrich von Hardenberg, Novalis, in Freiberg – als Weg aus den Wirren der Menschen zu Ruhe und Harmonie. *„Bergbau wird geradezu eine religiöse Handlung. Man fährt ein wie zu einem Gottesdienst“*: *„Abwärts wend ich mich / Zu der heiligen, unaussprechlichen / Geheimnisvollen Nacht / Fernab liegt die Welt“*.²

Auch in einer Begebenheit im schwedischen Falun, die 1809 durch die Zeitungen ging, wurde das Bergwerk zur Gegenwart, in der die Zeit aufgehoben erscheint. Ein Bergmann, kurz vor seiner Hochzeit verschüttet, wird nach fünfzig Jahren in Kupfervitriol völlig konserviert aufgefunden und von seiner alt gewordenen Verlobten freudig erkannt. Das haben mehrere Schriftsteller aufgegriffen; am bekanntesten ist Johann Peter Hebels Version „Unverhofftes Wiedersehen“. Der Jüngling war *„unverwest und unverändert [...] also dass man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben oder ein wenig eingeschlafen wäre an der Arbeit. [...] Vater und Mutter, Gefreundte und Bekannte waren schon lange tot; kein Mensch*

wollte den schlafenden Jüngling kennen [...] bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam [...] Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke [...] und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche nieder [...] mein Verlobter, um den ich fünfzig Jahre getrauert hatte, und den mich Gott noch einmal sehen läßt vor meinem Ende [...] Da wurden die Gemüter aller Umstehenden von Wehmut und Tränen ergriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingewelkten [...] Alters und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne [...]“.³ Ja, auch das, die Verklärung eines Unfalls durch Poesie, gehört zum Thema Bergbau.

Unser Zweiter Bundesvorsitzender Prof. Dr. Werner K. Blessing studierte Geschichte, Germanistik, Philosophie und Politische Wissenschaft in München sowie Amsterdam und ist Universitätsprofessor i.R. an der Universität Erlangen-Nürnberg, wo er von 1989 bis 2007 Neuere Geschichte und Landesgeschichte lehrte. Seine Anschrift lautet: Ludwig-Thoma-Straße 27 a, 91054 Erlangen, E-Mail: werner.k.blessing@t-online.de.

Anmerkungen:

- 1 Burger-Segl, Ingrid: Goldbergbau-Museum Goldkronach. Hrsg. vom Heimatmuseum Goldkronach e.V. 2011.
- 2 Schulz, Gerhard: Novalis und der Bergbau

(= Freiburger Forschungshefte D 11). Berlin 1955, S. 242–272, hier 246f.

- 3 Hebel, Johann Peter: Werke. Hrsg. von Adolf Sütterlin. 4 Teile. Berlin 1911, Teil 3, S. 198f.

Zur Technik des Grubenbaus – Profile horizontaler Auffahrungen im sächsischen Erzbergbau

Der Aufsatz beschäftigt sich mit den Idealprofilen untertägiger bergmännischer Horizontalauffahrungen beim sächsischen Erzbergbau. Es werden die unterschiedlichen Auffahrungsmethoden und die dazugehörigen Spuren beschrieben. Zudem werden die Idealprofile systematisiert und der Versuch einer zeitlichen Zuordnung charakteristischer Profile unternommen.

ben sich aus den angewandten Vortriebs-techniken, dem verwendeten Gezähe und den geologischen Bedingungen. Oft überlagern sich die Arbeitsspuren unterschiedlicher Vortriebsarten. Die häufigsten Arbeitsspuren sind Prunnen³ und Bohrlochpfeifen.

Regelmäßige Idealprofile sind beim erzgebirgischen Bergbau über längere Distanzen selten. Meist findet man sie bei Suchauffahrungen oder in Auffahrungen

Einleitung

Der seit dem 12. Jahrhundert in großem Umfang im sächsischen Erzgebirge betriebene Erzbergbau hat über- und untertage unterschiedlichste Spuren hinterlassen. Zu diesen gehören neben bergmännischen Tagesgebäuden, Halden, Pingen und Schächten auch untertägige Abbaue und bergmännische Auffahrungen (d. h., das Erstellen eines Grubenbaus) unterschiedlichster Art.

Horizontale untertägige Auffahrungen finden sich in Vor- und Ausrichtungsbauen, so bei Stollen (bergmännisch Stolln) und Strecken. Sie zeigen bisweilen ganz regelmäßige Profile, die einerseits Rückschlüsse auf verwendete Vortriebstechnologien und Gezähe,¹ gestatten. Zum anderen können solche Profile wichtige Indizien zur altersmäßigen Einordnung untertägiger Grubenbaue sein (vgl. Tabelle 1). Allerdings gibt es bei der zeitmäßigen Einordnung große Unsicherheiten.² Die Profile horizontaler Auffahrungen erge-

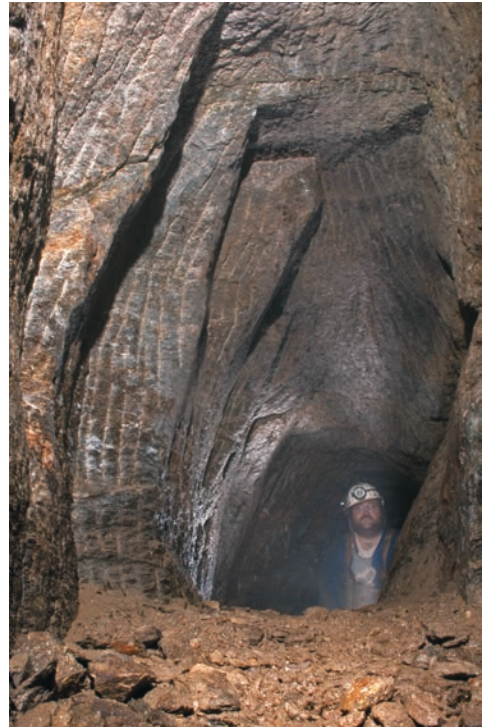


Abb. 1: Durch Schrämarbeit hergestelltes (unregelmäßiges) Trapezprofil: Reicher Silbertröst Stolln in Geyer (Photo: J. Kugler, 2009).

abseits geologischer Störungszonen. Die Mehrzahl der auf Gangstrukturen und Störungszonen angelegten Auffahrungen ist inhomogen, da sich die Geometrie der Profile oft und innerhalb kürzester Entfernung ändert. Sie werden unter der Bezeichnung „unregelmäßiges Profil“ zusammengefasst.

Das wurde vor allem durch geologische Störungen verursacht, die Idealprofile verhinderten. Zu solchen Störungen gehören Erzgänge, Klüfte oder Harnischflächen. Den Störungszonen folgte über Jahrhunderte die Mehrzahl der horizontalen Auffahrungen. Nur selten finden sich über längere Distanzen Idealprofile. Da entlang dieser Auffahrungen die Standfestigkeit des Gebirges vielfach nicht gegeben war oder vorhandenes Erz abgebaut wurde, sind die Auffahrungen häufig ausgebaut oder bergmännisch gesichert.

Idealprofile finden sich aber nur bei Auffahrungen ohne Ausbau, bevorzugt im ungestörten oder weitgehend ungestörten Nebengestein. Seit Beginn des untertägigen Bergbaus war bis zum Einsatz von Sprengmitteln die Arbeit mit Schlägel und Eisen dominierend. Zusätzlich nutzte man weitere, den speziellen Gegebenheiten angepasste Vortriebsverfahren und Gezähe. Mit Schlägel und Eisen schuf man bis in das 18. Jahrhundert die unterschiedlichsten Auffahrungsprofile. Aussagen über bestimmte Vortriebstechnologien lassen sich nicht nur an den Profilen, sondern nur unter zusätzlicher Betrachtung der Beschaffenheit der Gesteinsoberfläche und der hier meist vorhandenen Arbeitspuren treffen. Manchmal wurden zeitgleich verschiedene Vortriebstechnologien genutzt oder unterschiedliche Werkzeuge verwendet.

Vielfach wurden die ursprünglichen Profile bei nachfolgenden Arbeiten verän-



Abb. 2: Arbeit mit Schlägel und (Berg-)Eisen am Kanzelaufgang der St. Annenkirche in Anna-berg-Buchholz (Photo: J. Kugler, 2010).

dert und vergrößert. Dafür gibt es die bergmännische Bezeichnung „Nachreißen“. Auch bei der Neuaufnahme des Bergbaus wurden meist ältere Spuren überprägt. Dann dominieren die jüngeren Arbeitsspuren und ältere lassen sich nur bei genauer Untersuchung entdecken. So wurden beispielsweise geschossene Strecken nachgeschlägelt, so dass man die Bohrlochpfeifen vom ursprünglichen Vortriebsverfahren nicht oder nur ansatzweise erkennt.

Während erste schriftliche Festlegungen zur Geometrie horizontaler Auffahrungen seit dem 19. Jahrhundert bekannt sind, finden sich Anweisungen über Maße bestimmter Auffahrungen bereits im frühesten Bergrecht und in Beschreibungen des Bergbaus. Das betraf vor allem die Abmessungen von bergwerksübergreifenden (Erb-) Stollen. „[...] *Der Stollen ist eine langgestreckte, in die Erde vorgetriebene Öffnung, etwa doppelt so hoch wie breit und so bemessen, daß die Bergleute durch ihn fahren und Lasten fördern können. Er pflegt 1 ¼ Lachter hoch und etwa ¾ Fuß breit zu sein* [...]“, bemerkt Georgius Agricola in der Mitte des 16. Jahrhunderts.



Abb. 3: Auffahrung mit Trapezprofil (rechts) und nachgeschossenem Stoß (links); die Bohrlochpfeifen belegen die Anwendung von Kolbenbohrern. Alter Fürstenstollen beim Hoffnung-Schacht im Grubenfeld der Himmelfahrt-Fundgrube Freiberg (Photo: J. Kugler, 2010).

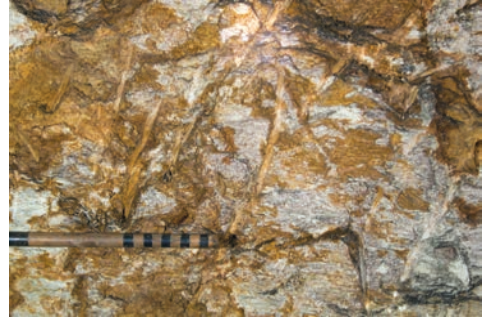


Abb. 4: Keilhauenarbeit auf dem Lade des Bundes Flachen Gang im Grubenfeld der Himmelfahrt Fundgrube im Thelersberger Stolln (Photo: J. Kugler, 2012).

Vortriebsarten

Die Herstellung untertägiger Auffahrungen konnte mechanisch, thermisch oder unter Verwendung von Sprengmitteln erfolgen.

Zu den **mechanisch hergestellten Auffahrungen** gehören folgende Arbeiten:

- die Keilhauenarbeit,
- die Schrämarbeit,
- die Arbeit mit Schlägel und Eisen sowie
- die Abtreibearbeit.

Die **Keilhauenarbeit** erfolgte mit Keilhaue, Breit- oder Radehaue.⁴ In engen Grubenbauen nutzte man dafür auch den zweihändig geführten Schrämhammer. Das Verfahren der Keilhauenarbeit wurde untertägig nur bei Lockergesteinen oder bei Gangzonen mit einem stark alterierten Nebengestein verwendet. Bei der Keilhauenarbeit war die Führung des Gezähes mit beiden Händen charakteristisch. Keilhaue und Schrämhammer hinterließen die gleichen Arbeitsspuren, die sich von den Spuren der anderen Gezähe deutlich unterscheiden. Da die Spuren mit jeweils

einem Schlag angelegt wurden, unterscheiden sie sich unverkennbar von den Arbeitsspuren der Schrämarbeit oder der Arbeit mit Schlägel und Eisen.

Wesentlich häufiger fand im Festgestein die **Schrämarbeit** Anwendung. Sie wurde entweder mit zwei Schrämhämmern, einem Schrämspieß und einem Hammer oder mit Schlägel- und Eisen ausgeführt. Charakteristisch für die Schrämarbeit sind die langen, manchmal rundlich in Richtung Sohle verlaufenden Spuren. Diese sind stets in einem kleinen Abstand zueinander parallel. Die Schrämarbeit bei der Herstellung horizontaler Auffahrungen bestand in der Anlage eines senkrechten



Abb. 5: Schrämarbeit mit Schrämhämmern in der Roten Grube von St. Nikolaus im Lebertal (Heinrich Gross, um 1550).

Einbruchs in der Ortsbrust, der im Folgenden durch Schrämen auf die Endbreite der Auffahrung verbreitert wurde.

Bei genauer Betrachtung zeigen diese Spuren eindeutig die Wirkungen der Einzelschläge. Manchmal erkennt man deutlich die so genannten Schlagschauer, die hintereinander ohne Unterbrechung ausgeführten Schlagserien. Diese umfassten zwischen 30 bis 60 Einzelschläge. Bei der Arbeit mit Schrämhammern zeigen sich stets breite Prunnen mit einem großen Abstand zueinander. Die Verwendung eines Schrämspießes lässt sich an den Prunnen nicht belegen.

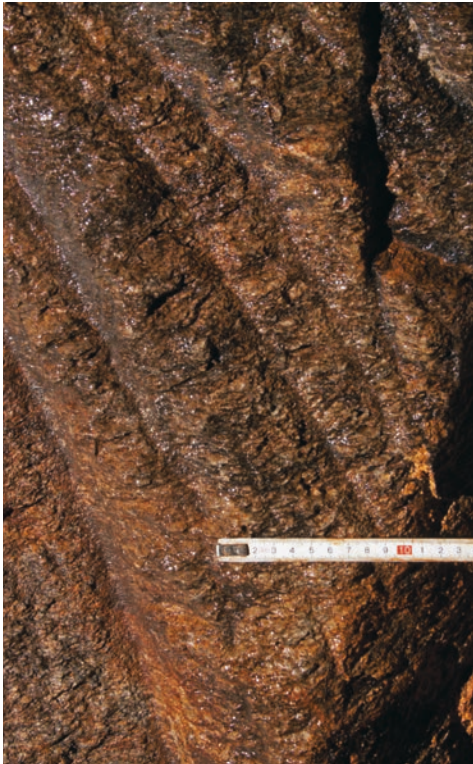


Abb. 6: Arbeitsspuren der Schrämarbeit mit Schrämhammer oder Schrämspieß aus dem 12. Jahrhundert in Dippoldiswalde
(Photo: J. Kugler, 2012).



Abb. 7: Schräm Spuren der Schlägel und Eisenarbeit im Markus Röhling Stolln in Fohnau
(Photo: J. Kugler, 2010).

Die Schrämarbeit mit Schlägel und Eisen hinterließ wesentlich filigranere Arbeitsspuren. Die hier entstandenen Prunnen haben überwiegend einen Abstand von einem bis drei Zentimeter. Auch bei diesen Spuren erkennt man in den Prunnen Einzelschläge und Schlagserien. Das Bergeisen, welches man beim Schrämen mit Schlägel und Eisen nutzte, war länger und schwerer als ein gewöhnliches Bergeisen. Dieses nannte man hinsichtlich seiner Verwendung auch Schrämeisen.

Die Arbeit mit Schlägel und Eisen bezeichnet die Gesamtheit aller Arbeiten mit

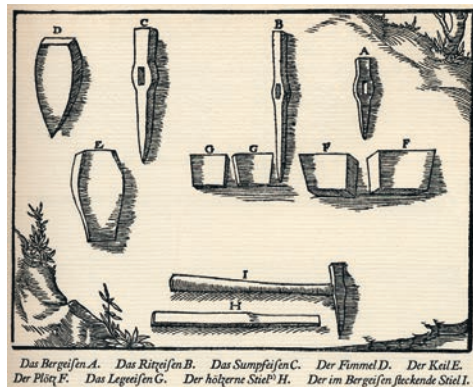


Abb. 8: Gezähe
(Georgius Agricola: De re metallica, 1556).

diesem **Gezähe**. Wie bereits oben erwähnt, fand dieses Gezähe bei der Schrämarbeit Verwendung. Die Arbeit mit Schlägel und Bergeisen beim Vortrieb erfolgte meist unter Anlage eines waagerechten Einbruchs in der Breite der Auffahrung. Das Gestein wurde mit den schon genannten Schlagschauern bearbeitet. Im Gegensatz zur Schrämarbeit fehlte hier aber die signifikante Regelmäßigkeit. Vielmehr nutzte man beim Vortrieb mit Schlägel und Eisen auch kleinste Klüfte sowie die Schieferung bei metamorphen Gesteinen. Zeigt sich doch eine Regelmäßigkeit der Prunnen, unterscheidet sie sich deutlich von der gewöhnlichen Schrämarbeit. Dann sind größere Abstände der Prunnen oder



Abb. 9: Sehr regelmäßige Schlägel und Eisenarbeit einer Ortsbrust in der Grube Komm Sieg mit Freuden Erbstolln in Halsbrücke
(Photo: J. Kugler, 2011)

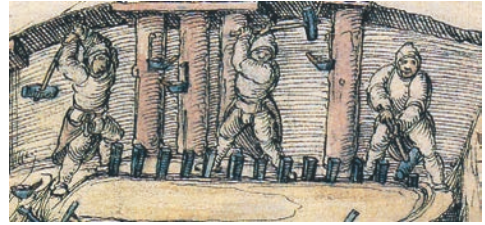


Abb. 10: Abtreibearbeit mit Keilen in der Roten Grube von St. Nikolaus im Lebertal
(Heinrich Gross, um 1550).

nur abschnittsweise parallele Prunnen vorhanden. Bisweilen sind die Übergänge zwischen Schlägel- und Eisenarbeit sowie der Schrämarbeit fließend.

Die **Abtreibearbeit** mit verschiedenem Gezähe nutzte meist die natürliche Klüftigkeit des Gesteins. Die verwendeten Gezähe waren Schlägel, Päuschel, Bergeisen, Fimmel, Plötz und Keil. Zudem benutzte man sogenannte eiserne Legbleche. In die Klüfte der Gesteine wurden mit Gewalt die eisernen, keilartigen Gezähe eingeschlagen. Ziel war das Abtreiben größerer Gesteinsbrocken. Die Abtreibearbeit zeigt sich heute an wenigen, oft in einer Linie liegenden Arbeitsspuren. An diesen



Abb. 11: Markante Spuren von Abtreibearbeit entlang einer Harnischfläche (mit Bergeisen!) aus dem mittelalterlichen Bergbau von in Dippoldiswalde
(Photo: J. Kugler, 2012).



Abb. 12: Feuersetzen im Bergbau
(Balthasar Rößler, 1700).

erkennt man deutlich, welche eisernen Gezähe eingetrieben wurden. Auch bei homogenen, kaum klüftigen Gesteinen fand die Abtreibarbeit Anwendung. Für sie gibt es kein spezielles Profil.

Das **Feuersetzen** war beim sächsischen Erzbergbau ebenfalls ein verbreitetes Vortriebs- und Abbaufverfahren. Es wurde bei sehr harten quarzreichen Gesteinen oder bei quarzreichen Erzgängen angewendet. Das Feuersetzen beruhte auf der zielgerichteten Hitzewirkung brennender Holzstöße auf das Gestein.

Es fand vorzugsweise beim Zinnerzbergbau oder beim Bergbau in Skarnen Anwendung. Auch im Gangerzbergbau wurde das Feuersetzen angewandt. Es hinterließ sowohl in Abbauen als auch bei den Auffahrungen regelmäßige runde oder ovale Profile. Die Oberfläche des Gesteins war meist glatt bzw. besaß kleine Absätze. Bisweilen zeigt sich die Hitzewirkung am anstehenden Gestein. Das Verfahren des Feuersetzens wurde oft mit

der Abtreibarbeit oder anderen mechanischen Vortriebsarten kombiniert.

Die **Bohr- und Schießarbeit** ist eine Kombination von mechanischer Arbeit bei der Herstellung der Bohrlöcher und der Verwendung unterschiedlicher Sprengmittel. Charakteristisch für die Bohr- und Schießarbeit ist eine unregelmäßige, grob absätzigte Oberfläche des anstehenden Gesteins. Besonders die oft in großer Menge vorhandenen Bohrlochpfeifen können Aufschluss über die verwendeten Bohrer und das benutzte Sprengmittel geben. Damit sind Rückschlüsse auf die Vortriebszeit möglich. Eindeutig sind die Arbeitspuren der Bohr- und Schießarbeit. Die Dimensionen der Bohrlochpfeifen, ihre

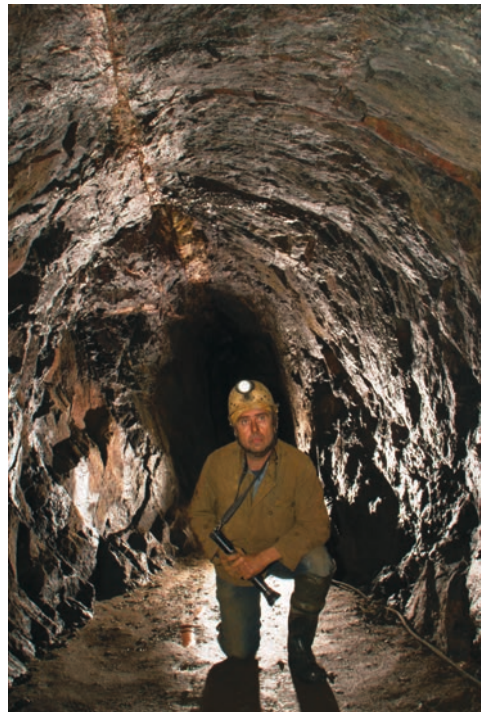


Abb. 13: Feuergesetzte Strecke auf dem Freudenstein Morgengang in der Grube St. Anna in Zschorlau
(Photo: J. Kugler, 2012).



Abb. 14: Schießarbeit
(Eduard Heuchler, 1867).

Form, das Bohrlochtiefste, der Abstand der Bohrlöcher zueinander, ihre Richtung und letztlich die als Abschlag sichtbare Wirkung der Sprengmittel sind die charakteristischen Arbeitsspuren der Bohr- und Schießarbeit. Letztlich konnte man mit dem Schießen auch unterschiedliche Profile auffahren, die sich aber stets durch runde Übergänge zwischen Sohle, Stoß und Firste auszeichnen.

Mitunter nutzte man zeitgleich verschiedene Vortriebsarten. Das spiegelt sich sowohl in der Form der Profile als auch auf der Oberfläche des Gesteins wider. So wurden mit Schlägel und Eisenarbeit hergestellte Profile nachfolgend durch Schießen erweitert, geschossene Auffahrungen mit Schlägel und Eisen nachgearbeitet oder die Auffahrungen durch Feuersetzen werden mit der Abtreibearbeit kombiniert.



Abb. 15: Vor 1848 durch Schießen komplett nachgerissene Auffahrung der Aufschlagrösche der Wasserkraftmaschinen Alte Hoffnung Gottes Erbstolln in Kleinvoigtsberg
(Photo: J. Kugler, 2010).

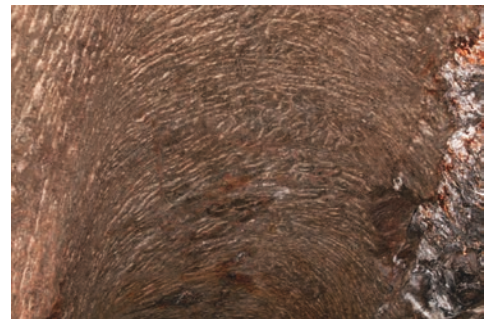


Abb. 16: In dieser durch Schießen aus dem Ganzen hergestellten Auffahrung sind lediglich die Spuren vom Nachreißen mit Schlägel und Eisen festzustellen. Querschlag im Thurmofer Hilfstolln beim Thurmhof rechtfallend Stehenden
(Photo: J. Kugler, 2010).

Arten der Idealprofile

Profil	Vortriebsverfahren					
	Keilhauenarbeit	Schrämarbeit	Schlägel- und Eisenarbeit	Abtreibe- arbeit	Feuer- setzen	Bohr- und Schießarbeit
Ballonprofil	-	2	2	-	-	-
Trapezprofil	-	2	2	-	-	-
Trapezprofil mit runden Kanten	-	-	-	-	-	3
Ovalprofil	2	2	2	-	1	3
Parabelprofil	-	-	2	-	-	-
Spitzbogenprofil	-	-	2	-	[1] ⁵	-
Unregelmäßiges Profil	2	2	-	2	-	3
Oberfläche des Gesteins: 1 = sehr glatt oder absätzig [ohne -oder nur wenige Arbeitsspuren] 2 = glatt mit Prunnen 3 = uneben mit Bohrlochpfeifen						



Abb. 17: Ballonprofil aus dem 12./13. Jahrhundert. Querschlägige Auffahrung in Dippoldiswalde
(Photo: J. Kugler, 2009).

Ballonprofil

Das Ballonprofil gehört zu den ältesten Idealprofilen horizontaler Auffahrungen. Es besitzt eine rundliche Firste. Die größte Breite besitzt das Profil im obersten Drittel. Das Profil verjüngt sich Richtung Sohle in den konisch aufeinander zustrebenden Stößen.⁶ Bisweilen ist es, je nach Vortriebsrichtung und Händigkeit⁷ der Bergleute, nach einer Seite geneigt. Die Höhe der Auffahrungen liegt etwa in einem Bereich von 0,8 bis 1,5 Metern.

Trapezprofil

Das Trapezprofil ist das typische Profil des frühneuzeitlichen Bergbaus. Es wurde meist durch Schrämarbeit oder Schlägel- und Eisenarbeit hergestellt. Das Trapezprofil zeichnet sich durch einen fast rechtwinkligen Übergang zwischen Sohle und Stoß aus. Die Profilhöhe beträgt ein Mehr-



Abb. 18: Ideales Trapezprofil mit einer Höhe von 80 cm. Unbenannter tagesnaher Stolln westlich vom Steyer Schacht der Grube Gesegnete Hoffnung Fundgrube bei Obergruna
(Photo: J. Kugler, 2005).



Abb. 19: Querschlägige Auffahrung eines Trapezprofils mit leicht konvex gewölbten Stößen. Querschlag zwischen Hauptstollengang Stehenden und Auferstehung Christi Stehenden beim Hoffnung Schacht im Grubenfeld der Himmelfahrt Fundgrube in Freiberg
(Photo: J. Kugler, 2010).

Abb. 20: Stark geneigtes im unteren Teil ab dem 18. Jahrhundert nachgerissenes „verbogenes“ Trapezprofil. Alter Stollntrakt im Verlauf des Thurmhofer Hilfsstollns bei den Donater Schächten im Grubenfeld der Himmelfahrt Fundgrube in Freiberg
(Photo: J. Kugler, 2012).



faches der Profilbreite und liegt meist zwischen 2 und 3 Metern. Manchmal sind die Stöße leicht konvex gewölbt. Selten sind die nahezu parallelen Stöße auch in eine Richtung gewölbt. Das Profil ist in diesem Fall in eine Richtung „verbogen“.

Ovalprofil

Das ideale Ovalprofil wurde durch Feuer setzen geschaffen. Es zeichnet sich durch eine glatte Oberfläche bzw. schalenförmig abgestufte Absätze aus. Besonders häufig ist es beim Zinnerzbergbau und beim Bergbau in Skarnen, seltener beim Gang-erzbergbau anzutreffen. Oft hat das Ovalprofil ein eiförmiges Aussehen, selten sind die Auffahrungen kreisrund.



*Abb. 21: Feuergesetzte Auffahrung in der Skarn-lagerstätte südlich vom Mutter Gottes Lager im Marie Louise Stolln in Berggießhübel
(Photo: J. Kugler, 2005).*



*Abb. 22: Unregelmäßiges durch Schießarbeit aufgefahrenes Ovalprofil in der Rösche des Rothschnöberger Stolln bei Rothschnöberg. Die Rösche hat im Bild eine Höhe von etwa 3 Metern
(Photo: J. Kugler, 2010).*

Das durch Bohr- und Schießarbeit hergestellte Ovalprofil gehört zu den häufigen Profilen seit Ende des 17. Jahrhunderts. Es zeichnet sich durch eine raue unebene Oberfläche mit Bohrlochpfeifen aus. Die Sohle ist meist eben.

Trapezprofil mit runden Übergängen

Das Trapezprofil mit runden Übergängen wurde ab dem 19. Jahrhundert geschaffen. Es unterscheidet sich vom herkömmlichen Trapezprofil, dadurch, dass es mit Bohr- und Schießarbeit aufgefahren ist. Die Übergänge zwischen Sohle, Stoß und Firste sind rundlich. Die Gesteinsoberflächen sind rau, uneben und besitzen Bohrlochpfeifen. Die langen Bohrlochpfeifen belegen den Einsatz von Bohrmaschinen und lassen so eine Datierung dieser Auffahrungen in das 20. Jahrhundert zu. Solche Rechteckprofile entsprechen in ihren Abmessungen den jeweiligen Auffahrungstechnologien. Bei Förderstrecken richten sich die Abmessungen danach, ob diese ein- oder zweigleisig sind.



Abb. 23: Das für das 20. Jahrhundert typische Trapezprofil mit runden Übergängen entstand durch Auffahrung mit Bohr- und Schießarbeit. Querschlag West zum Wilhelm Spat auf der 1. Sohle im Grubenfeld der Himmelfahrt Fundgrube in Freiberg (Photo: J. Kugler, 2010).



Abb. 24: Bis 3,5 Meter hohe Auffahrung des Thurmhofer Hilfsstolln zwischen den Donater Schächten und dem St. Selig Stehenden im Gebiet der Himmelfahrt Fundgrube Freiberg (Photo: J. Kugler, 2012).

Parabelprofil

Das vorrangig im 17. bis 18. Jahrhundert geschaffene Parabelprofil ist das am häufigsten anzutreffende Profil dieser Zeit. Es wurde durch Schlägel und Eisenarbeit hergestellt. Man findet von diesem Profil mannigfache Formen. Das charakteristischste Merkmal dieses Profils ist die runde Firste. Die Stöße können in Richtung der meist geraden Sohle auseinanderstreben, nahezu parallel verlaufen oder sich gar in Richtung Sohle wieder annähern.

Spitzbogenprofil

Das seltene Spitzbogenprofil ist eine Sonderform des Rundbogenprofils. Es zeich-



Abb. 25: Spitzbogenprofil in der Mendenschachter Aufschlagrösche bei der Alten Morgrube Fundgrube in Brand-Erbisdorf (Photo: J. Kugler, 2007).

net sich durch konkave Stöße und eine oft waagerechte Sohle aus. Die Stöße treffen in der Firste fast oder direkt zusammen. Dieses Profil kann mit den Vortriebsverfahren Schrämarbeit, Schlägel- und Eisenarbeit und dem Feuersetzen in Zusammenhang stehen.



Abb. 26: Unregelmäßiges Profil des mit Schlägel und Eisen aufgefahrenen und durch Bohren und Schießen bis auf eine Höhe von 3,5 Metern nachgerissenen Thelersberger Stolln im Quergestein in Brand-Erbisdorf (Photo: J. Kugler, 2011).

Unregelmäßiges Profil

Das unregelmäßige Profil ist das häufigste Profil der horizontalen Auffahrungen im sächsischen Erzbergbau. Zwar kann es entsprechende Elemente von Idealprofilen besitzen aber es lässt sich nicht eindeutig zuordnen. Unregelmäßige Profile haben ihren Ausgangspunkt meist in den geologischen Auffahrungsbedingungen. Sie entstehen auch bei Überlagerung verschiedener Auffahrungsmethoden im Zusammenhang unterschiedlicher Bergbauperioden.

Zum Autor: Jens Kugler, Jahrgang 1961, erlernte im Edelstahlwerk Freital den Beruf eines Metallurgen. Bis 1985 studierte er Erkundungsgeologie an der Ingenieurschule der Bergakademie Freiberg. Später arbeitete er als Geologe, Redakteur und Schriftsetzer. 1995 wurde von ihm der Jens-Kugler-Verlag gegründet. Ab dem Jahr 2002 arbeitete er im Institut für Industriearchäologie, Wissenschafts- und Technikgeschichte (IWTG) an der TU Bergakademie Freiberg am UNESCO-Projekt: Mining Cultural Landscape Erzgebirge/Krušnohoří. Seine Anschrift lautet: Steigerweg 3, 09603 Großschirma, Kleinvoigtsberg, jenskuglervelag@aol.com.

Literaturverzeichnis:

- Adlung, S./Martin, S.: Dating of Mine Gallery Profiles. A Contribution to Typo-Cronology in Mining Archaeology, in: Silvertant, J.: Recognition, Investigation and Preservation of ancient Mining Relics. Maastricht 2009.
- Agricola, G.: Zwölf Bücher vom Berg- und Hüttenwesen. Erschienen 1556. Nachdruck Düsseldorf 1953.
- Agricola, G.: Vom Berg- und Hüttenwesen. Nachdruck München 1994.

- Gätzschnmann, M. F.: Vollständige Anleitung zur Bergbaukunst. Die Gewinnungslehre (Bd. 3). Freiberg 1846.
- Gross, H.: Bergbuch des Lebertals. Erschienen um 1550. Hrsg. v. H. Winkelmann. Lünen 1962.
- Heuchler, E.: Des Bergmanns Lebenslauf. Freiberg 1867.
- Krünitz, J.: Oekonomische Encyklopädie. 1773–1858.
- Rößler, B.: Speculum metallurgiae politissimum

Idealprofile und die zeitliche Einordnung

In der nachfolgenden Tabelle wird der Versuch unternommen, für die beschriebenen Profile eine zeitliche Einordnung zu treffen. Dabei erkennt man eine chronologische Entwicklung unterschiedlicher Profile.

Profil	Kanten zwischen Firste und Stößen	Zeitraum			
		12 – 14. Jh.	15. – 16. Jh.	17. – 18. Jh.	19. – 20. Jh.
Ballonprofil	Rund	++	-	-	-
Trapezprofil	Eckig	+	++	+	-
Ovalprofil	Rund	+	++	++	+++
Trapezprofil mit runden Übergängen	Rund	-	-	+	+++
Parabelprofil	Rund	-	-	+++	+
Spitzbogenprofil	Eckig	-	+	+	-
Unregelmäßiges Profil	Rund	+	+	+++	+++
+ = vorhanden ++ = in großen Umfang vorhanden +++ = sehr häufig vorhanden					

Tabelle 2: Profilarten horizontaler Auffahrungen

Oder: Hell=polierter Berg-Bau-Spiegel. Dresden 1700.

Wiedemann, K.: Deutsche bergmännisches Gezüge von 1500 bis 1850, in: LAPIS 6 (2009), S. 19–24.

Anmerkungen:

- 1 Gezüge: die Arbeitswerkzeuge im Montanwesen.
- 2 Genau datieren lassen sich derzeit Auffahrungen nur durch dendrologische Untersuchungen, Archivrecherchen oder eingeschlagene Jahreszahlen/Zeichen.
- 3 Prunne (Syn.: Brunne, Pronne) „[...] *Pronne*, ein nur im Bergbaue übliches Wort, denjenigen Ritz zu bezeichnen, welcher bey Gewinnung der Erze mit dem Bergeisen in das Gestein gehauen wird [...] Eine schöne Pronne führen, die Pronnen gleich und gerade machen. Eben daselbst hat man

auch das Zeitwort pronnen, solche Ritzen machen, und in weiterer Bedeutung, das Gestein durch solche Ritzen gewinnen. In manchen Gegenden wird es auch Pramme gesprochen und geschrieben. Es ist wahrscheinlich mit Brunnen von einem Stamme [...]“ (Krünitz, 1773-1858, S. Bd. 118)

- 4 „... *Hau*, (die) ein Werkzeug zum Hauen, doch nur im engern Verstande, ein Werkzeug, damit in die Erde zu hauen, oder die Erde damit aufzu-hauen... ingleichen eine Hacke genannt wird. ...“; Zitat nach Krünitz, J.: Oekonomische Encyklopädie. 1773–1858, Bd. 22.
- 5 Bisher noch nicht in Sachsen, sondern nur in Kongsberg (Norwegen) beobachtet.
- 6 Der Begriff Stoß ist identisch mit dem andernorts benutzten Begriff Ulme (= seitliche Wand einer Auffahrung).
- 7 Es ist entscheidend, welches die Schlaghand oder die Fährhand, d.h., die schwächere nicht dominante Hand, beim Vortrieb ist.

„Eisenschmelzer“ und Schmiede – Zur Eisengewinnung und -verarbeitung bis zur Frühen Neuzeit

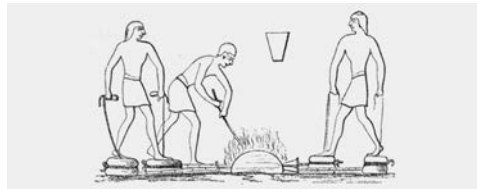
Neben dem Holz wurde Eisen zum wichtigsten gewerblichen Rohstoff. Es gab eine Zeit – vor der sogenannten Eisenzeit –, in der Eisen so kostbar war wie Gold, obwohl es nach dem Massenanteil in der kontinentalen Erdkruste an vierter Stelle steht (5,63 Prozent, Kupfer 0,01 Prozent). Denn die Eisenverhüttung ist weitaus komplexer als das Verhütten und Schmelzen von Silber- oder Kupfererz. Deshalb entwickelte sich die Eisenherstellung erst nach der Kupferzeit. Im Gegensatz zu den anderen Erzen wurde Eisenerz nicht geschmolzen, sondern reduziert.

Dennoch haben auch die „Eisenschmelzer“ die Begriffe der älteren Technologien der Silber- und Kupfergewinnung übernommen. So hat man die eisenreduzierenden Öfen, die Rennöfen, auch „Schmelzöfen“ genannt; immerhin wurde die Schlacke geschmolzen.

Frühe Eisengewinnung

Die Erste Eisengewinnung erfolgte vermutlich schon im alten Ägypten als Nebenprodukt beim Goldwaschen, wo immer etwas Eisenerzgrus zurückblieb. In Gräbern finden wir auf Wandbildern sowohl die Verwaschung des Goldes als auch seine Verschmelzung und Läuterung dargestellt. In einem thebanischen Grabe aus der Zeit Thutmosis IV. (er regierte etwa von 1397 bis 1388 v.Chr.) gibt es Abbildungen, wie das Golderz, d.h., der gewaschene Sand mit feinem Eisengrus als

Verunreinigung, in einem niedrigen Ofen mit Hilfe von Blasebälgen eingeschmolzen wird. Geschmolzen wurde das Gold, die Eisenerzkörner wurden reduziert und zu einer winzigen Eisenluppe (Verballhornung von lat. lupus, der Wolf) verbacken und dann ausgeschmiedet. Das damals gleich dem Gold kostbare Eisen wurde u.a. für medizinische Instrumente verwendet oder um die Schneide der aus Bronze gefertigten Streitäxte auszulegen.



*Abb. 1: Golderz wird in einem niedrigen Ofen mit Hilfe von Blasebälgen eingeschmolzen
(aus: J. Vercoutter: The Gold of Kush. 1959).*

Die älteste bekannte Ofenform ist der Grubenofen. Der Schachtofen mit eingetiefter Schlackengrube, der im Zug des Erzsammelns und mit der Technologie der Kupfermetallurgie entstand, war in verschiedenen Formen zwischen ca. 150 v. Chr. und 500 n. Chr. der dominierende Rennofentyp. Er entwickelte sich dann weiter zum Schachttrennofen. Neben Schachttrennöfen mit eingetiefter Schlackengrube gab es auch kuppelförmige Öfen mit Vorgrube in der Tradition von Töpfer- oder Backöfen. Sie wurden während der römischen Kaiserzeit von kleinen, isolierten Schmelzergruppen bzw. Sippen

verwendet, die an diesem Typ zäh festhielten und davon nicht abwichen

Archaische Eisengewinnung im Rennofen

Wie von der Zeit der Kelten bis zum Mittelalter in der Regel Eisen aus Raseneisenerz und Bohnerz im Rennofen gewonnen wurde, zeigt die Abbildung 2. Im Hintergrund wird Holzkohle hergestellt, rund um den Schmelzofen – mit einer eher untypischen Kuppelform –, aus dem die Schlacke rinnt, sind die Arbeitsschritte dargestellt. Links sieht man den Erzhaufen, der noch gepocht werden muss, rechts als Energieträger den Holzkohlenhaufen. Um das reduzierte Eisen, die Eisensuppe, zu gewinnen, muss der Ofen aufgebrochen werden. Im Vordergrund rechts erfolgt die Rennarbeit an Esse und Amboss, das Schmieden der Luppe zu Doppelpyramidenspitzen (zuerst nur ca. 1,5 kg schwer, später dann bis zu 5 kg) als Rohprodukt und Handelsware. Teilweise wurde sie auch gleich zur Fertigware (wie hier einer Axt) ausgeschmiedet.

Lange Zeit wurde Eisen fast nur aus Rasenerz oder Bohnerz an der Oberfläche

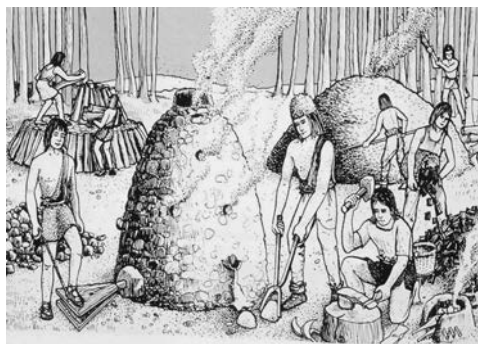


Abb. 2: Arbeiten rund um einen archaischen Rennofen
(aus: Dieter Schmudlach: Mineralienatlas).



Abb. 3: Die verschiedenen Arten der Fahrung
(aus: Georgius Agricola:
De Re Metallica. 1928, S. 184).

gewonnen, aus sogenannten sekundären Erzlagern. Das geschah im Tagebau in Form von Trichtergruben. Im Mittelalter entwickelte sich dann die Förderung höherwertiger Eisenerze aus dem Bergbau. Als Beispiel für die Tätigkeit im Bergbau greifen wir mit Abbildung 3 aus *De Re Metallica* von Georg Agricola die verschiedenen Arten der Fahrung auf – d.h., das Eintreten in einen Grubenbau mit Schacht und Stollen, die dann begangen werden sollen. Ein Bergmann, der die Grubenlampe, das Geleucht, auf der Kapuze seiner Gugel befestigt hat, fährt auf der

Grubenleiter ein, ein anderer sitzt auf dem Knebel, ein dritter fährt auf dem Berg- oder Arschleder ein, und ein vierter „fährt auf Stufen, die in den Stein gehauen sind, ein. Im lateinischen Original von 1556 lautet die Legende: „A. *Descendens scalis in puteos*, B. *Insidens in bacillo*, C. *Insidens in corio*, D. *Descendens gradibus in saxo incis.*“ In der deutschen Übersetzung von 1557 steht: „A. Der ab der farten in die schächt hinab fart, B. Der auff dem knebel hinab fart, C. Der ein roschert, D. Der auff den stafflen ins gstein gehauwen hinab fart.“

Noch im 14. Jahrhundert hat man das Eisenerz der engeren Umgebung auf den Höhen abgeschürft und dort unmittelbar in Rennöfen mit fußbetriebenen Blasebälgen – „*fabrica pedales*“ – verarbeitet, wie Abbildung 4 zeigt. 1326 wird berichtet, dass „in Betzenstein und Eckenreuth“ – bei Pegnitz im Landkreis Bayreuth – „sind Feuer-Werkstätten mit Fußbetrieb“, d.h. Trethütten.

Rennöfen waren aus Lehm gemauerte, schornsteinähnliche Röhren mit ca. 40 cm Innendurchmesser und 100 cm Höhe, in denen mit der Energie von Holzkohle und durch Einblasen von Luft Eisenerz zu Eisen reduziert wurde. Diese Technologie war in der Eisenzeit um 800 v. Chr. entstanden, wurde in der Antike weiterentwickelt und verbesserte sich im 16. Jahrhundert bis zum Schachtofen. Ziel des Verhüttungsprozesses war, den eisenhaltigen Teil des Erzes durch Reduktion vom Sauerstoff zu befreien und alle nichtmetallischen Bestandteile des Erzes, die sog. Gangart, in Schlacke zu überführen.

Die Eisen-Erze hatte man ‚sauber‘ und rein zu machen, bevor man sie einschmolz (d.i.: reduzierte), d. h., vor der Verhüttung aufzubereiten: Sie wurden ausgeklaut, gewaschen, geröstet, gepocht und gesiebt. Reduzieren heißt, dass der Erzgrus zusam-



Abb. 4: Skizze eines frühmittelalterlichen Rennofens mit fußgetriebenen Blasebälgen (aus: Mathias Döring: *Eisen und Silber – Wasser und Wald: Gruben, Hütten und Hammerwerke im Bergbaurevier Müsen*. 1999, S. 164).

mengebacken, gesintert wurde, jedoch nicht schmelzen durfte. Da der Schmelzpunkt von Eisen bei ca. 1.539 Grad Celsius liegt, jedoch der der Gangart bzw. der Beimengungen der Erze bei ca. 1.100, lag die Prozessführung bei ca. 1.150 – 1.200 Grad. Die in der Schweißglut befindlichen, aus den Erzen reduzierten Eisenpartikel kristallisierten bzw. sinterten zu einem zähflüssigen schwammartigen Gebilde, der Luppe. Das größte Missgeschick war, dass die Hitze zu heftig wurde und das Eisenerz zu einer sogenannten Ofensau (Gusseisen) schmolz, die nicht schmiedbar und nicht weiter bearbeitbar, also wertlos war. Die Schlacke lief oder rann – daher der Name Rennofen – auf den Ofengrund bzw. aus Öffnungen aus dem Ofen und in die Herdgrube. Das Produkt des Rennofenprozesses, die mit Schlacke durchsetzte Luppe, musste noch in der Rennarbeit mühsam ausgeschmiedet werden. Diese bereits von den Kelten betriebene Technik der Eisenherstellung wurde erst im 18. Jahrhundert durch das Hochofenverfahren abgelöst, das 1709 in England erfunden wurde. In Deutschland wurde der erste Hochofen 1796 im oberschlesischen Gleiwitz errichtet.

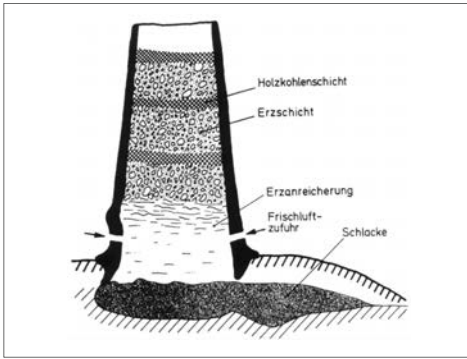


Abb. 5: Rennofen zur Erzeugung der Eisenluppe
(aus: R. K. F. Meyer/H. Schmidt-Kahler:
Wanderungen durch die Erdgeschichte.
Bd. 6. 1994, S.116).

„Schmelzofen“ und Hammerwerk

Aus der Trethütte wurde ein Hammerwerk, indem man die Wasserkraft für einen schweren Eisenhammer für Blasebälge nutzte; dazu ging man von der Höhe ins Tal. Mit diesem Schritt trennte sich das Hüttenwesen vom Bergbau. Prägend für das neue Hüttenwesen war die Radstube, in der Wasserkraft in Antriebsenergie umgesetzt wurde. Ihr Leiter wurde am Beginn dieses technologischen Wandels als „Radmeister im Radwerk“ bezeichnet, ab der Mitte des 15. Jahrhunderts dann als „Hammermeister im Hammerwerk“. Aus den Abbildungen bei Agricola¹ kann man sich ein ziemlich deutliches Bild der Eisenhämmer und ihrer Baugröße im 16. Jahrhundert machen. Dargestellt sind nur Aufwerfhammer, meist mit Reitel, und einmal ein Pätschhammer.

Eisenerze von besonderer Güte wurden in einem Rennfeuer-Herd bzw. Zerrenherd verschmolzen; schwer schmelzbare und unreine Erze im Schachtofen, auch Stück-, Wolfs- oder Plaa-Ofen, verhüttet. Das Frischfeuer hatte für die Stahlherstel-

lung den Zweck, den Kohlenstoffgehalt des ‚zweifach geschmolzenen‘ Roheisens zu verringern. In etwa sechs bis acht Stunden wurde ein teigiger, noch mit Schlacke durchsetzter Eisenklumpen, die Luppe, von zwei bis drei Zentnern erzeugt. Sie wurde mit schweren Holzhämmern bearbeitet, um sie zu verdichten, zu verbreitern und die Schlacke auszuquetschen. Holzhämmer deshalb, weil sie nicht mit der heißen Massel verkleben sowie leichter und kostengünstiger als Eisenhämmer sind. Dann wurde die Massel unter den Wasserhammer gebracht, mit einem Setzeisen in Kloben zerlegt und in kleinere Stücke geteilt (Schirbel oder Deule), d.h., „die Stücke gemacht, und wenn es sich tun lässt, gleich geschürbelt,“ dann zu groben viereckigen Stäben, dem Grobeisen bzw. dem Schien, ausgereckt.

Ein Eisenbergwerk mit Hammerwerk konnte samt Nebengewerken und Tagelöhnern gut bis zu 40 oder gar 100 Beschäftigte haben. Sie stellten das Halbprodukt und Kaufmannsgut Schien- bzw. Stabeisen sowie Zaineisen her, welches dann im Waffenhammer (Waffen = Geräte) zu fertigen Werkzeugen und Geräten wie Hacken, Beilen, Sägen, Eisen und Schlägeln verarbeitet wurde. Die Metallmassen wurden häufig mit Tiernamen wie Gans (Goldene-Gans), Wolf, Sau oder Saumon² bezeichnet.

Abbildung 6 stellt eine „Feuerwerkstatt“ vor, d.h., ein Hammerwerk um 1550, mit einem Rennfeuer (auch Rennofen, Rennherd, Zerrennherd, Lupenfeuer) für die Verhüttung von Eisenerz besonderer Güte. Sie zeigt im Einzelnen den Zerrenner am Herd, der – geschützt mit Mundtuch vor dem kohlenoxydreichen Gichtgas – mit der linken Hand die Windzufuhr (Hebelgestänge Wasserrad-Blasebalg) regelt, dann den Beschickungshaufen aus Holzkohle,

Eisenerz und ungelöschtem Kalk, den Abfluss der flüssigen Schlacke, einen Eisenklumpen (Luppe), den zwei Schmiedknechte (Handpneu, d.h. Gehilfen) zu einer Massel, einem flachen heißen Eisenfladen, bearbeiten und Holzhämmer. Ganz im Vordergrund sieht man den eisernen Hammer und den Amboss, mit denen aus den Luppenstücken das Schieneisen ausgeschmiedet wurde. Die Schien auf der Zeichnung, von denen einige links vorne fertig am Boden liegen, sind 80 cm lang, 7,5 cm breit und 2,5 cm dick und wiegen in dieser Form ca. 11,5 kg. In der Hammereinigung der Oberpfalz war das Standardgewicht 5 kg. Der dargestellte Hammer, ein kleiner Aufwerf-Hammer, hat schätzungsweise die folgenden Dimensionen: Gerüsthöhe 2 m, Helmlänge 1,05 m, Hammerbahn 0,105 x 0,156 m, Ambossbahn 0,40 m Seitenlänge, Ambossstock 1,20 m Durchmesser, Hammergewicht 30 kg.

Die lateinische Legende lautet: „*A. Focus, B. Aceruus, C. Via recrementeorum, D. Massa, E. Marculi lignei, F. Malleus, G. Incus.*“ Die deutsche Übersetzung dazu besagt: „*A. Der herdt*“ bzw. „*Der Renner am Herdt*, *B. Der hauffen*, *C. Das lachloch der schlacken*, *D. Das stuck*, *E. Die hülzerne schlägel*, *F. Der hammer*, *G. Der amboß.*“ Beim Renner wird angemerkt: „*Daß ihm aber die hitz des Feuers nicht das angesicht, wie es dann pflegt zu geschähen, verbrenne, soll ers mitt einem hut ganz verdecken, dieser soll löcher haben, durch welche er sähen und athmen möge.*“

Auf Abbildung 7 erscheint ein Eisenschachtofen. Eisenerze, die entweder Kupfer enthalten oder die beim Schmelzen schwer flüssig werden, erfordern mehr Arbeit und stärkere Hitze. Denn man muss nicht allein die metallhaltigen Teile von den metallfreien trennen, indem



Der Herd A. Der Befchickungshauffen B. Der Schlackenabfluß C. Der Eisenklumpen (Maffel) D. Die Holzhämmer E. Der große eiserne Hammer F. Der Amboß G.

Abb. 6: Rennfeuer mit Aufwerfhammer (irrtümlich als Schwanzhammer bezeichnet)

(aus: Georgius Agricola: *De Re Metallica*. 1928, S. 365).

man das Erz trocken pocht, sondern diese auch rösten, damit sie andere Metalle und schädliche Lösungen verlieren, und dann anschließend verwaschen, um die leichteren Bestandteile zu entfernen. Verschmolzen werden sie in einem Ofen, der dem Schachtofen der ersten Art wie bei Silber- oder Kupfererz ähnelt, jedoch größer und weiter ist, um viel Erz und viel (Holz-) Kohle fassen zu können. Er hat einen Vorherd bzw. einen Schlackentümpel; die Blasbälge befinden sich auf der



Abb. 7: Eisenschachtöfen

(aus: Georgius Agricola:
De Re Metallica. 1928, S. 367).

Rückseite der Mauer. Die Erze werden in Körben aufgegichtet, nachdem sie auf dem „Möllerhaufen“ (Moll = Maulwurf) gemischt (gattiert) sind, wobei die Gichtkörbe teils mit den – höchstens nussgroßen – Erzstücken, teils mit Kohle gefüllt sind. Um diese Beschickung einzubringen, treten die Schmelzer auf Stufen, die sich an der einen Seite des Ofens befinden. Wenn man solche Erze ein- oder zweimal schmilzt, entsteht Eisen, das, im Schmiedefeuer wieder erhitzt, unter dem großen eisernen Hammer ausgeschmiedet und

mit einem scharfen Meißel, dem Setzeisen, in Stücke zerschnitten werden kann.

Die Abbildung zeigt: „A. Den Ofen, B. Die Stufen, C. Erz“ (rechts im Hintergrund der Möllerhaufen mit gattiertem Erz) und „D. Holz-Kohlen“ (rechts im Vordergrund). Nicht besonders erwähnt wird bei Agricola der Luppenhammer links am Rande, ein „schwerer Pätschhammer“ mit breiten, nahezu quadratischen Bahnen, aber hier nur ca. 70 kg Gewicht. Er dient zum Drücken und Formen der Luppen zu Masseln, nachdem die Luppe mit den vor dem Ofen liegenden Holzschlegeln verdichtet wurde. Dahinter lehnt das große Setzeisen, mit dem die Massel unter dem Wasserhammer zerschrotet wurde. Im Vordergrund trinkt ein Schmelzer Buttermilch, vor allem wegen der giftigen Gichtgase.

Die Stahlschmiede

Die immer größer werdenden Schachtöfen erzeugten immer größere und kohlenstoffreichere Luppen, die nun als Roheisen bezeichnet wurden. Um dessen Kohlenstoffgehalt zu verringern, entwickelte man das Frischen, das im Wesentlichen aus einem oxidierenden Schmelzprozess besteht. Beim Herdfrischen, dem ein- oder mehrmaligen Niederschmelzen von Roheisen im Frischherd, tropfte auch zähflüssiges Eisen durch den die Verbrennung unterhaltenden Luftstrom; dabei verlor das Schieneisen bis zu 40 Prozent seines Gewichtes. Durch ein mehrfaches Wiederholen dieses Vorganges wurde das Eisen soweit „gefeint“, dass der überschüssige Kohlenstoff verbrannte und auch Silicium, Phosphor, Schwefel und Mangan reduziert wurden. Frischen wurde dieser Vorgang genannt, weil etwas Verdorbenes – das Roh-eisen – wieder frisch gemacht, in einen besseren Zustand, den des geschmeidigen

Eisens, übergeführt werden sollte. Dass man das Roheisen als einen unvollkommenen Zustand des Eisens ansah, geht aus seinem Namen hervor; daher wurde auch das englische Wort „Wellherd“ als „Gutmachender Herd“ übernommen. Während im Rennfeuerverfahren aus Erz Schmiedeeisen, das Schieneisen, gewonnen wurde, erzeugte man im Frischfeuerverfahren aus Schmiedeeisen Stahl, das Stabeisen.

Abbildung 8 gibt einen Blick in die Stahlschmiede: „A. Das Frischfeuer oder Wellherd, B. Die Blasebälge, C. Die Zangen, D. Der Hammer“, ein Aufwerfhammer mit Reihitel (Federbaum), „E. Das fließende Wasser“. In der Bildmitte sehen wir die geschwirlelten Stücke der zur Mässel gepätschten Luppe. Wasser wird beim Schmieden auf dem Hammer auf das Stabeisen gegossen, damit Zunder und Glühspäne abgehen und eine glatte Oberfläche erzeugt wird.

Eisenbergbau und Hammerwerke im Markgraftum Kulmbach-Bayreuth

Eisenbergbau mit Hammerwerken gab es im Fichtelgebirge um 1550 besonders in den Revieren von Arzberg, Wunsiedel, Tröstau und Naila. Dieser Raum war 250 Jahre später auch das Bergbaurevier Alexander von Humboldts.

Im Weismaintal finden wir – nach einem Blick über die Grenze in das bayerische Fichtelgebirge, wo Glanzeisenerz (Silbereisenerz, Hämatit) gefördert wurde – Erzfundstätten, Bergbau sowie Verhüttung im Hohen-Ofen mit Hammerwerk zur Herstellung von Roheisen, Halbfabrikaten und Fertigprodukten u.a. an folgenden Orten: „Weißmainshohenofen“ bei Karches, Stollenbrunnen, die „Müllerisch Fundgrub Aufm Heinrichs-Schlag“, Fröbershammer, Röhrenhof, Frankenhammer, Eulenhäm-



Abb. 8: Frischfeuer zur Stahlbereitung

(aus: Georgius Agricola:
De Re Metallica. 1928, S. 369).

mer, die Grube „Beständiges Glück“ auf der Eisenleite in Bad Berneck.

Der Hammer wurde für unterschiedliche Produkte zunehmend spezialisiert in den „schweren Hammer“, den „Bär“, „Zainhammer“ und „Blechhammer“. Dadurch differenzierte sich das hergestellte Kaufmannsgut in Schien-Eisen, Zain-Eisen, Blech oder Weißblech; aus den keltischen Spitzbarren war somit eine ganze Produktpalette geworden.

Typische Beispiele bieten der Fröbershammer bei Bischofsgrün, der um 1764

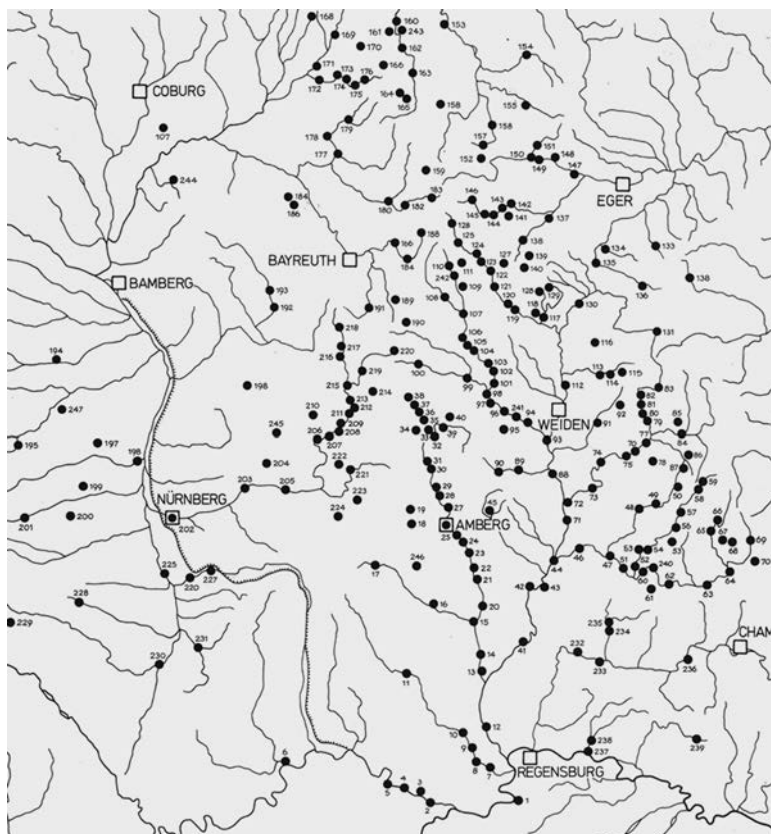


Abb. 9: Standorte der Hammerwerke in der Oberpfalz, in Fichtelgebirge und Frankenwald und im Nürnberger Raum (insgesamt 247)

(aus: M. Ress: *Geschichte und wirtschaftliche Bedeutung der oberpfälzischen Eisenindustrie* [...] 1950).

mit zwei Frischfeuern, Stabhammer und zwei Zainhämmern wieder aufgebaut wurde, und der noch um 1791 von Kommerzienrat Christoph Heinrich Müller in Meyerhof-Leupoldsdorf-Neuhammer im Tröstauer Revier mit dem Leupoldsdorfer Hammerherrenschloß (Abb. 9) unterhaltene Betrieb. Der Hohe-Ofen in Meyerhof wurde „mit gnädigster Privilegia vom 10.11.1679“ unter der Benennung eines „hohen Ofen und Zerrenner Werks“ erbaut.

Nach der Blütezeit des Leupoldsdorfer Eisenhammers und des Fröbershammer im 18. Jahrhundert unter den Hammerherren Müller verschlechterte sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die wirtschaftliche Situation zunehmend. Denn die Nachfrage nach Roh- und Stabeisen ging sehr zurück, weil dieses inzwischen preiswerter aus England und später auch aus dem Ruhrgebiet kam. So begann denn am Ende des 19. Jahrhunderts der Verkauf

leite“ wäre ein unhöfliches vergebliches Gebäu. Verwaschen und vergeblich sei das Waschwerk zu Münchberg. Zu Himmeltron aber und zu Zwernitz habe er vortreffliche Salpetergruben gefunden, die die Mähe verlohnten, daß man dort Pulvermühlen anrichtete, dergleichen er schon viele in Böhmen zu Neusiedel, in Ungarn zu Bruck an der Leiten hergestellt.“

Diesem Berichte, der unzweifelhaft manche richtige Ansicht enthält, widersprachen die bayreuthischen Bergbeamten, besonders der Bergschreiber Heß, welcher an der Befragung teilgenommen, ganz energisch, und Heß verfaßte einen genau begründeten Gegenbericht, den hier anzuführen doch etwas zu weit führen würde.

Dabei arbeiteten damals in allen diesen Gebäuden nicht mehr als 21 Häuer, denen die Mähe vorwarfen, „sie wären ein trotziges, muthwilliges und unbändiges Gesindel, für die der Bergmeister zu Lind und ohne Ansehen wäre. — In der Dürrenwaid seien nun 9000 fl. verwendet, dafür hätte man 33 fl. Silber erhalten.“ — Der Bergschreiber Heß, zur Verteidigung des Bergmeisters Köhler und sämtlicher Bergleute, schob die Schuld wieder auf die Mähe zurück. „Auf Resolutiones und aus der Kanzlei Bergwerke zu bauen, sei nicht besser als aus der Kanzlei Krieg zu führen. Daß bisher ein Vortheil herausgekommen, wolle er nicht behaupten, der Grund liege aber zum Theil in der Unwissenheit der Schmelzer und in der Ungeheuerlichkeit der Forcher, die mit dem Spiesglaserzt nicht umzugehen wüßten.“

Allmählich erhielt nun doch, unterstützt von Hiller und Krehichmar in Ansbach, die Gegenpartei des Freyberger, an deren Spitze sich Heß befand, gänzlich die Oberhand. Heß schalt Freyberger öffentlich einen Prahler und Grobthuer, „den er, wo er sich von ihm treffen ließe, rappiren werde.“ Als nun Krehichmar noch gar „die heuchlerische Entdeckung machte, daß Freyberger ein Wiedertäufer sei, so konnte er dem schon ausgefertigten Befehl zu seiner Suspension und Gefangennehmung nur durch schnelle Entfernung aus hiesigen Landen enttrinnen.“ Unterdeß erregte der Versuch des Krehichmar, das Siebwaschen einzuführen, nicht minder einen allgemeinen Widerstand der Bergleute.

Am 19. September 1601 ließ Markgraf Georg Friedrich seine letzte Bergordnung kund machen. Im gleichen Jahre erhielt Heß, der sich auch der Kunst rühmte, Stahl machen zu können, und einen Hammer zu Bischofsgrün, wo er wohnte, sowie ein Eisenbergwerk zu Weidesgrün bei Naila besaß, 400 fl. zur Aufrichtung eines Stahlhammers. Bergverwalter Holle zu Arzberg wurde nach Heidenheim an der Brenz geschickt, um die dortigen Gießwerke zu sehen. Ein neues Hammerwerk wurde 1602 zu Weißenstadt gebaut, und um Eisensteine auf dem „Gebürg“ zu suchen, Matthäus Müller aus Krailsheim heraufgeschickt. „Endlich beschließt das Jahr 1603, das letzte in dieser Reihe, mit der Zerstörung eines Kupferbergwerkes zu Naila durch die ausgetretene Selbstg.“

1601.

1602.

1603.

Abb. 10: Johann Marcell Heß als innovativer Hammerherr
(aus: Oskar Köhl: Zur Geschichte des Bergbaues [...].
Kulmbach-Bayreuth 1913).

der Grundstücke und Gebäude; von den technischen Einrichtungen der einst bedeutenden Hammerwerke ist heute nichts zurückgeblieben. Dennoch gibt es eine Überlieferung: So berichtet im angesetz-

ten Torhaus des Leupoldsdorfer Hammerherrenschlosses, heute eine Gaststätte mit Biergarten, eine Dauerausstellung von der Geschichte des Hammerwerkes.

Ein Hammerherr und Bergbeamter



Abb. 11: Historischer Lageplan des Leupoldsdorfer Hammers (Hammerschloss, Gemeinde Tröstau).

um 1600, von dem man Näheres weiß, war Johann Marcell Heß. Er besaß einen Eisen-Hammer in Bischofsgrün im Fichtelgebirge und ein Eisenbergwerk in Weidesgrün bei Naila. 1592 bis 1597 stand er in markgräflichen Diensten als Wardein und Probierer, 1599 bis 1604 als Probierer und Bergschreiber in Bischofsgrün, 1607 bis 1612 als Wardein und Bergmeister-Verweser im Goldkronacher Goldbergbau.

Er rühmte sich Stahl zu machen, was damals noch etwas Besonderes war, und erhielt vom Markgrafen 1601 400 Gulden zur Aufrichtung eines Stahl-Hammers.

Horst Gaißer, geboren (1943) und aufgewachsen in Tuttlingen (a.d. Donau/Schwäbische Alb), war nach der Ausbildung zum Elektromaschinenbauer als Elektromaschinenbauer und Konstrukteur tätig. Nach Erlangung der Hochschulreife im Zweiten-Bildungsweg Studium der Ingenieurwissenschaft an der TU-Berlin, danach beruflich tätig in Hamburg bis 1994, dann in Bayreuth im Bereich Prozessentwicklung – Anlagenbau – Prozessautomatisierung. Seit 2001 aktiv im Goldkronacher „Goldbergbau“ (Bergbau u. Hüttenwesen, Metallurgie/Besucherbergwerke, Goldbergbaumuseum/Montanhistorischer Gesprächskreis). Seine Anschrift lautet: Pommernstraße 7, 95497 Goldkronach, h.gaisser@t-online.de.

Literatur:

- Agricola, Georgius: De Re Metallica Libri XII. Basel 1556; deutsche Übersetzung: Vom Bergkwerck xii Bücher. Basel 1557. Eine neue Übersetzung ist 1928 erschienen: De Re Metallica Libri XII – Zwölf Bücher vom Berg- und Hüttenwesen. Berlin 1928, unveränderter Nachdruck Wiesbaden 2. Aufl. 2013.
- Beck, Ludwig: Die Geschichte des Eisens in technischer und kulturgeschichtlicher Beziehung, 5 Bde. Braunschweig 1893–1895.
- Köhl, Oskar: Zur Geschichte des Bergbaues im vormaligen Fürstentume Kulmbach-Bayreuth. Hof 1913.

Thiem, Rudolf: Der Eisenhammer in Leupoldsdorf. Gemeindeverwaltung Tröstau 2009.

Anmerkungen:

- 1 Agricola, Georgius: De Re Metallica Libri XII. Basel 1556; deutsche Übersetzung: Vom Bergkwerck xii Bücher. Basel 1557.
- 2 Von franz.: Salm, Lachs.

Alexander v. Humboldt: eine Weltkarriere mit fränkischen Wurzeln: In Franken¹

Im Anschluss an den ersten Aufsatz über Alexander von Humboldt (FRANKENLAND Heft 1, März 2013) wird hier die äußerst umfangreiche Tätigkeit Humboldts in Franken und darüber hinaus während der Jahre 1792 bis 1797 dargestellt. Auch die Entstehung von Humboldts Wunsch nach einer längeren Auslandsreise wird dabei deutlich.

„Ich bin so müde, lieber Herzens-Freiesleben, von allem Gehen, Grubenbefahren und Berichtschreiben, daß ich mich kaum noch erhalten kann. [...] denken Sie nur: in Einem Tage bin [ich] von Saalfeld zu Fuß hin- und hergelaufen und habe in der schrecklichen Hitze von Morgen 4 Uhr bis Abends 6 Uhr befahren den Pelikan, Frisch-Glück, Unverhoffte Freude, den Eisernen Johannes, den Dünkler und ein Stück Stollen. Den einen Fuß habe ich mir wirklich arg durchgelaufen, aber er wird schon heilen. [...] Morgen gehts von hier nach Naila.“²

Dies schrieb Alexander von Humboldt am späten Abend des 11. Juli 1792 von Gräfenenthal aus, einer Herzoglich-Sächsischen Amtsstadt unmittelbar an der Grenze zum Bayreuthischen Amt Lauenstein, seinem Freiburger Studienkollegen und Freund Carl Freiesleben. Humboldts Auftrag war es, die ehemals markgräflichen und nun preußischen Fürstentümer Ansbach und Bayreuth zu bereisen, dabei alle wichtigen Berg-, Hütten- und Hammerwerke zu besuchen, die natürlichen Gegebenheiten und wirtschaftlichen Mög-

lichkeiten zu begutachten, die Porzellanmanufaktur Bruckberg bei Ansbach, die Salzgewinnung im Hohenlohischen sowie Stätten der Alaun- und Vitriolproduktion zu inspizieren und über alle seine Beobachtungen den Ministern von Hardenberg und von Heinitz schriftlich Bericht zu erstatten, was in dem einleitenden Zitat ja bereits anklingt.

Das erste Ziel Humboldts bildeten die drei Bergämter Naila, Goldkronach und Wunsiedel, „die dem Ober-Bergamts-Departement bei der Fürstlichen Kammer zu Bayreuth unterstellt waren.“³ Vom Bergamt Naila aus wurde auch noch das Amt Lauenstein verwaltet, das unmittelbar an das sächsische Amt Gräfenenthal angrenzte, jedoch außerhalb des Territoriums des Fürstentums Bayreuth lag. Heute bildet das ehemalige Amt Lauenstein den nordwestlichen Teil des Landkreises Kronach, der entlang des Flüsschens Tettau an den Landkreis Sonneberg grenzt. Bei seiner Inspektionsreise besuchte Humboldt nur die Gegend um Ludwigstadt; später beanspruchten auch andere Orte aus diesem Amt sein Interesse.

Das ungeheure Arbeitspensum, das sich Humboldt bei dieser Reise auferlegte, wird schon am ersten Tag deutlich, den wir exemplarisch deshalb näher betrachten wollen: Von Gräfenenthal kommend, besichtigte er zunächst den unmittelbar an der Grenze liegenden Stieler'schen Eisenhammer, den Müller'schen Kupferhammer bei Lauenstein, den Dittmar'schen Eisenhammer im heutigen Unter-Neuhüttendorf sowie den Wernershammer in Ober-Neuhütten-



Abb. 1: Die Burg Lauenstein.

dorf. Diese vier Hammerwerke lagen an der Loquitz, die nach Norden in Richtung Saale fließt. In Ludwigstadt besuchte er eine Eisenfabrik und eine Saigerhütte, in dem wenige Kilometer weiter westlich gelegenen Katzwich bei Ebersdorf eine Löffelfabrik sowie ein stillgelegtes Vitriolwerk. Ein Dachschieferbruch in der Nähe von Ludwigstadt bildete ein weiteres Ziel. Darüber hinaus wollte Humboldt durch die Begehung von ca. sechs längst aufgelassenen Eisensteingruben prüfen, ob diese nicht vielleicht doch noch genutzt werden könnten. Schließlich suchte er etwa dieselbe Anzahl neuer Eisenerz-Fundorte auf, um deren Abbauwürdigkeit einschätzen zu können. Die Hütten- und Hammerwerke des Amtes Lauenstein sollten von der Einfuhr ausländischen Eisenerzes aus dem Amt Gräfenenthal nach Möglichkeit unabhängig gemacht werden.

Die Nacht vom 12. zum 13. Juli 1792 verbrachte Humboldt in Ludwigstadt. Bevor er sich allerdings zur sicher wohlverdienten Ruhe begeben konnte, schrieb Humboldt die tagsüber gewonnenen Erkenntnisse in Berichtform auf, zunächst wahrscheinlich eher in geraffter Form; denn in der im Jahr 1959 gedruckten Version umfasst dieser Teil des Berichts stattliche zehn Seiten,⁴ für die auch ein geübter und sicher schneller Schreiber wie Humboldt eine sehr beträchtliche Zeitspanne aufwenden musste. Die endgültige Ausarbeitung dürfte erst nach Abschluss der Inspektionsreise in den Monaten August und September in Ansbach erfolgt sein.

Sehr detailliert geht Humboldt auf Stiebers Hammer unmittelbar an der Grenze ein, der damals von dem Bergkommissar Knieling betrieben wurde. Da dort mangels eigener Vorkommen nur Kamsdorfer – also ausländischer – Eisenstein verarbeitet wurde, berechnet Humboldt zunächst die durch die Einfuhr entstehenden Kosten, beschreibt dann genauestens den Zustand, die Bauart und Arbeitsweise der zum Schmelzen eingesetzten Blauöfen und vergleicht den Holzverbrauch mit dem in anderen Werken. Aus 2.000 Seideln⁵ Eisenstein stellte Knieling jährlich ungefähr 2.000 Zentner Roheisen her, wobei für jeden Zentner Eisen ein Klafter⁶ Holz erforderlich war. Im Wunsiedler Revier benötigte man für 1.500 Zentner Eisen jedoch nur 1.000 Klafter Holz. Außerdem beschäftigt sich Humboldt mit den Vor- und Nachteilen der Blau- gegenüber den Hochöfen und nennt abschließend noch die Preise, die für Holz bzw. Holzkohle gezahlt werden mussten, und was beim Verkauf des produzierten Eisens verlangt werden konnte. Das Wichtigste zu den drei übrigen Hammerwerken an der Lo-

quitz wird im Anschluss auf gut einer halben Seite abgehandelt.

Das Hauptproblem der Hütten- und Hammerwerke im Amt Lauenstein sah Humboldt in der völligen Abhängigkeit von ausländischem Eisenerz, weshalb er der *„Aufsuchung eines inländischen Eisenteins die größte Aufmerksamkeit“*⁷ widmete. Dabei hatte er auch die wirtschaftliche Gesamtsituation des Amtes Lauenstein im Blick. Da es dort kaum Landwirtschaft gab, boten Bergbau, Hütten- und Hammerwerke die einzige Möglichkeit, *„nicht ganz zu verarmen“*. Sollte es dem sächsischen Kurfürsten aus irgendwelchen Gründen einfallen, *„die Ausfuhr des Kamsdorfer Eisenteins [zu] verbieten [...], so müßten alle hiesigen Hämmer erliegen.“* Außerdem werde das aus Kamsdorf eingeführte Erz durch den Fuhrlohn derart verteuert, dass die Lauensteiner Hammerwerke auch preislich nicht mit ihren sächsischen Konkurrenten mithalten könnten. Und schließlich: *„Die Gewinnung des inländischen Eisenteins selbst würde viele Menschen nützlich beschäftigen und zugleich dem Lande große, ins Ausland gehende Summen ersparen. Es ist leicht zu berechnen, daß das Amt Lauenstein jährlich 4.000 Seidel Kamsdorfer Eisenstein bedarf.“*⁸

Im Anschluss daran nennt Humboldt zahlreiche Stellen, an denen möglicherweise Eisenerz abgebaut werden könnte; dabei werden sowohl ehemalige Fundorte als auch neue in Betracht gezogen. Zu großen Hoffnungen für den Bergbau im Amt Lauenstein gab *„der bald zu hoffende Besitz“* einiger Dörfer Anlass, *„welche als Mansfeldische Lehen an Bayreuth gefallen sind.“* Obwohl *„durch ein Reichs-Hofrats-Conclusum bereits alles zum Vorteil des Königs [von Preußen] ausgemacht“*⁹ sei, liege man wegen dieser Dörfer seit 1780 mit Saalfeld im Streit, was einen geregel-

ten Bergbau unmöglich mache. Von besonderem Interesse sei der Bergbau bei Kaulsdorf wegen der dort vermuteten Kupfer-, Silber- und Kobaltvorkommen. Von letzteren könnte hauptsächlich *„die Penzelsche Fabrik in Schauberg“*, ein Blaufarbenwerk, profitieren, da sie von Kobalt aus der Steiermark und der Herrschaft Sayn-Altenkirchen abhängig sei und im Moment gar nicht produziere. Im Verlaufe von Humboldts Aufenthalt in Franken wurde der Betrieb in dieser Fabrik wiederaufgenommen, und gegen Ende des Jahres 1796, also kurz vor Humboldts endgültigem Abschied, richtete Johann Friedrich Theodor Pensel, der Inhaber der Fabrik, über das Oberbergamt Bayreuth ein Gesuch an den König, in dem er um finanzielle Unterstützung oder ein Gnadengeschenk bat, um sein Farbenwerk weiterbetreiben zu können. Daraufhin wandte sich das Oberbergamt an Humboldt mit der Bitte, *„ein sachkundiges Urtheil über die Wünsche des Pensel und über die sieben Sorten Farben“* abzugeben und mitzuteilen, *„ob einer weiteren Unterstützung des Werkes zu- oder abzuraten sei.“*¹⁰ In Humboldts Antwortschreiben vom 11. Dezember 1796 lesen wir: *„Wenn irgend eine Fabrik in hiesiger Provinz die Unterstützung des Landesherrn verdient, so ist es ohnstreitig die des jüngeren Pensel im Amte Lauenstein. [...] Bei dem Vorrath von Kobelt, welche die Kaulsdorfer Refier verspricht, [...], bei der großen Thätigkeit und den ausgebreiteten praktischen Kenntnissen des jungen Pensels, ist nicht abzusehen, warum diese Fabrik nicht gedeihen sollte.“*¹¹

Vor allem aus sozialen Gründen setzte sich Humboldt immer wieder für die Steigerung der Wirtschaftskraft des Amtes Lauenstein ein. Seiner Bitte an König Friedrich Wilhelm II. um Gewährung eines Darlehens von 50 Gulden zur Wieder-

aufnahme eines Dachschieferbruchs in der Nähe von Ludwigstadt stellte er folgende Zustandsbeschreibung voran: *„Eurer K.M. habe ich gewagt, schon mehrmals den traurigen und nahrungslosen Zustand des Amts Lauenstein allerunterthänigst vorzustellen. Von der Natur stiefmütterlich behandelt, unfähig sein eigenes Bedürfen an Korn und Fleisch zu befriedigen, kann es sich durch die Industrie seiner Bewohner doch kaum von der Furcht einer allmäligen Verarmung sichern.“*¹²

Aus denselben Gründen plädierte Humboldt in einem Brief an das Bayreuther Ober-Berg-Departement vom 22. Februar 1795 für die Errichtung eines Stahlwerks im Amt Lauenstein,¹³ was dank der Initiative des Stahlfabrikanten Renner dann offenbar auch realisiert wurde.¹⁴

Schon öfter haben wir nun von dem Bergbau in Kaulsdorf gehört, das ca. 15 Kilometer Luftlinie nördlich von Ludwigstadt an der Saale liegt. Einerseits gab der Bergbau dort Anlass zur Hoffnung auf reiche Erträge: König Friedrich Wilhelm II. meldete Humboldt am 15. Dezember 1794, *„welchen reichen Seegen an Silber- und Kobelderzen die Königszecher Gänge uns geschüttet.“* Dies sei allein schon deshalb bemerkenswert, weil diese Grube *„kaum ein Jahr aufgenommen ist“*.¹⁵ Andererseits führten die offenbar immer noch nicht restlos geklärten Besitzverhältnisse zu unschönen Vorfällen, die Humboldts Einsatz verlangten und einen geregelten Abbaubetrieb nicht zuließen.

Nur wenige Monate nach Humboldts Amtsantritt in Franken schrieb er dem Vorsteher des Saalfelder Bergreviers Folgendes: *„Zwölf oder mehrere Saalfelder Bergleute mit Kiekkämmen bewaffnet, sind in der Nacht vom 28ten zum 29ten Jul[ii] in unserer Kaulsdorfer Refier eingefallen und haben auf 3 Wagen, das Haspelgeviert,*

*6 Stämme Holz, 3 Mandeln Schwarten und 4 Spundbretter weggeführt. Eine solche Gewaltthätigkeit kann hiesiger Seits nur als nächtliche Entwendung angesehen werden und ich muß daher Ew. Hochedelgeb. um schleunige restitution des weggeführten königlichen Grubenholzes und um Genugthuung für die dadurch verletzten territorial-Rechte seiner Königl. Majestaet antragen.“*¹⁶

Da es am 10. August 1793 zu einem weiteren, ganz ähnlichen Vorfall kam, bat Humboldt den Grafen von Hardenberg wenige Tage später um Unterstützung in dieser Sache. Er fragte sogar an, ob es nicht sinnvoll wäre, *„unsere Grenze mit 20 Mann Soldaten [...] zu schützen, oder ob ich [...] mich mit gemietheten Bauern und Schwarzbürger Bergleuten zur Wehr setzen soll.“*¹⁷

Nach der Schlichtung des Streites mit Saalfeld, von der Humboldt seinem Freund Freiesleben am 20. Januar 1794 berichtete,¹⁸ konnte er daran gehen, den Abbau der Erze in der Kaulsdorfer Königszeche zu forcieren. Es wurde ein *„Oeconomieplan“* und ein *„Special-Etat“* für die Königszeche ausgearbeitet, und Humboldt zeigte bei all diesen Tätigkeiten eine so glückliche Hand, dass ihm der preußische König mit Schreiben vom 5. Juli 1795 ausdrücklich seinen Dank aussprach.¹⁹

Im Verlaufe des Jahres 1793 richteten Georg Christian Friedmann Greiner aus Kloster Veilsdorf bei Coburg und der Coburger Kaufmann Johann Friedrich Paul Schmidt ein Gesuch an den preußischen König, um die Erteilung einer Konzession für das Betreiben einer Porzellanmanufaktur in Tettau im Amt Lauenstein zu erreichen. Daraufhin wurde Humboldt um die Erstellung eines Gutachtens gebeten, das er dem König auch zukommen ließ, wofür sich dieser durch Graf von Hardenberg am 24. November 1793 bedankte. Der König begrüßte das Vorhaben, gegen



Abb. 2: Die unter Beteiligung Humboldts gegründete Porzellanmanufaktur Tettau.

das aber noch immer Bedenken bestanden, die vor allem mit der nicht gesicherten Holzversorgung der Manufaktur zu tun hatten. Diese Bedenken erforderten weitere Untersuchungen und Verhandlungen mit Greiner und Schmidt, mit denen Humboldt und Amtmann Fränckel aus Lauenstein beauftragt wurden. Über das Ergebnis sollte Humboldt dem König direkt Bericht erstatten.²⁰ Nun kam es zu einem lebhaften Informationsaustausch. Schon Anfang Dezember bezifferten Greiner und Schmidt den jährlichen Holzbedarf mit „600 Kl. Scheitholz und 200 Kl. Stöcke“.²¹ Anfang 1794 gab ein Vertreter der Königlich Preussischen Hauptforstkommission seine Einschätzung der Lage ab und äußerte sich eher negativ zur Por-

zellanfabrik.²² Ende März 1794 regte Fränckel an, „die Konzession [...] auch ohne genaue Bestimmung der Holzabgabe“²³ zu erteilen. Obwohl die zum Betreiben der Porzellanmanufaktur notwendigen Akten erst Mitte Januar 1795 die beiden Unternehmer erreichten, muss die tatsächliche Gründung des Werks bereits 1794 erfolgt sein; denn bei einer im Januar oder Februar 1795 stattfindenden Messe in Frankfurt an der Oder konnte Kaufmann Schmidt bereits Warenproben aus der Tettauer Fabrik zum Verkauf anbieten.²⁴ Außerdem rühmt sich das heute noch bestehende Werk auf seiner Internet-Seite, „die [...] älteste Porzellanfabrik Bayerns“ und „1794 unter Mitwirkung des berühmten Naturforschers Alexander von

Humboldt“ gegründet worden zu sein.²⁵ Seit 1957 ist „Königlich-Tettau“ Teil der Firmengruppe Seltmann-Weiden.

Über Lehesten und Wurzbach im Thüringer Schiefergebirge, wo Humboldt jeweils einen Schieferbruch begutachtete, steuerte er am 13. Juli 1792 das Nailaer Bergbaurevier an. Dort sollte er ein reiches Betätigungsfeld finden. Denn zum einen hatte diese Gegend eine lange Tradition in Sachen Bergbau; zum anderen bestand dringender Handlungsbedarf, um dem Bergbau wieder aufzuhelfen, wie Humboldt schon bei seinem ersten Besuch feststellte: „Der bergmännische Betrieb bedarf hier einer gänzlichen Reform.“²⁶ Über die Situation bei Naila, dem Sitz des Bergamtes, lesen wir: „Der Bergbau bei der Stadt Naila ist jetzt ganz darnieder.“²⁷ Hoffnungslos scheint die Lage aber auch nicht gewesen zu sein, wie aus den Zahlen, die Humboldt in seinem Bericht nennt, hervorgeht.²⁸ Bevor er mit seiner detaillierten Beschreibung und den Befahrungsberichten beginnt, gibt Humboldt einen Überblick über die Zahl der Beschäftigten, die Fördermengen und die finanziellen Erträge in den drei Bergamtsrevieren Naila, Wunsiedel und Goldkronach. Im Wunsiedler und Nailaer Revier wurde praktisch nur noch Eisenerz abgebaut, und im Jahre 1790 lag die Ausbeute in Wunsiedel bei ca. 13.500, in Naila bei ca. 10.500 Seideln. Die ertragreichste Zeche war dabei die „Hülfe Gottes“ mit 2.272 Seideln; mehrere kleine Gruben brachten es lediglich auf einen Jahresertrag von 20 bis 50 Seideln.

Von den insgesamt 31 Gruben im Nailaer Revier waren 1791 18 belegt, die größte („Gabe Gottes“) mit 31 Mann, mehrere kleine Zechen nur mit zwei bis vier Mann. Interessant ist auch die Gesamtzahl der Beschäftigten im Bergbau sowie im verarbeitenden Gewerbe. „Anfahrende

Bergleute“ gab es 1791 „im ganzen Lande nur 355“, die sich wie folgt auf die drei Reviere aufteilten: Goldkronach 51, Naila 164, Wunsiedel 140. Die Zahl der „Hütten- und Hammerleute“ lag bei 311 (Goldkronach 60, Naila 112, Wunsiedel 139). Für das Nailaer Revier werden diese Zahlen dann noch genauer nach einzelnen Berufsgruppen aufgeschlüsselt. Schließlich stellt Humboldt noch das finanzielle Ergebnis des abgelaufenen Rechnungsjahres dar, indem er Einnahmen und Ausgaben gegenüberstellt. Dabei zeigt sich, dass in allen drei Revieren ein Gewinn erwirtschaftet wurde, wobei aber der in Goldkronach (ca. 630 Gulden) und Naila (ca. 680 Gulden) deutlich niedriger ausfiel als in Wunsiedel (ca. 1.070 Gulden).

Schwerpunkte des Bergbaus im Nailaer Revier lagen um Steben und Lichtenberg, bei Dürrenwaid, wo Humboldt nach Möglichkeiten suchte, den ehemaligen Abbau von Silber wieder in Schwung zu bringen, sowie weiter östlich bei Issigau und Kemlas. Als die ertragreichsten Gruben²⁹ bezeichnete Humboldt die „Hilfe Gottes“ und „Zufällig Glück“ in der Unteren Mordlau, heute ein Ortsteil von Bad Steben, wo 1790 immerhin mehr als 2.250 Seidel Eisenerz gefördert wurden.

Bereits in seinem Inspektionsbericht vom September 1792 findet die mit zwölf Mann belegte Friedensgrube bei Lichtenberg Erwähnung, aus der 1790 gut 2.000 Seidel Eisenerz und auch einige wenige Zentner Kupfererz zu Tage gebracht wurden. Den weiteren Erzabbau bzw. die Erschließung neuer Abbaugebiete verhiinderten „die vielen unter den Stollen einschließenden Wasser.“³⁰ Außerdem war man über „eine Teufe von 30 L[achte]r [...], welche die Alten erreicht hatten,“³¹ noch nicht hinausgekommen, so dass Humboldt fürchtet: „... diese wichtige Grube wird noch mehr zum

Erliegen kommen, wenn ihr nicht schleunige Hilfe geschafft wird.“ Humboldts Lösungsvorschlag lautet folgendermaßen: *„Das kürzeste und vorteilhafteste Mittel also, dem Friedensgruben-Zug zu Hilfe zu kommen, wäre die Ausführung des alten Trommlerischen Projekts, ein tiefes Stollort von der Muschwitz aus unterhalb Lichtenberg bei Blankenstein (oberhalb dem Punkte, wo Muschwitz und Saale zusammen kommen) gegen Abend zu betreiben.“*³²

Diesen hier skizzierten Plan für einen Erb- oder Entwässerungsstollen nahm Humboldt dann tatsächlich in Angriff und reichte am 7. September 1793 beim zuständigen Oberbergamt in Bayreuth einen Antrag und Kostenvoranschlag zum Bau des Friedrich-Wilhelm-Stollens ein.³³ In einem französisch geschriebenen Brief vom 29. Mai 1795 an den Minister von Heinitz, in dem Humboldt die Erfolge seiner bisherigen Tätigkeit darstellt, weist er darauf hin, dass der Friedrich-Wilhelm-Stollen inzwischen *„schon auf 60 Lachter [...] vorangetrieben“*³⁴ worden sei. Fertiggestellt wurde der auf 975 Meter angewachsene Stollen jedoch erst 1831 nach einer Bauzeit von 38 Jahren. Diese Zahlen verdeutlichen, wie mühsam das Anlegen des Stollens war. Wenn man für 975 Meter 38 Jahre brauchte, so lässt das auf einen durchschnittlichen täglichen Vortrieb von nur ungefähr sieben Zentimetern schließen. Neben der Entwässerung diente der Stollen auch dem Abbau von Eisen- und Kupfererz, wurde aber bereits 1857 wieder stillgelegt. Ungefähr 100 Jahre später wurde noch einmal zehn Jahre lang Flussspat abgebaut. Inzwischen hat sich ein Förderverein dieses bergbaugeschichtlichen Kleinods angenommen und gut 200 Meter des Stollens wieder begehbar gemacht, die im Rahmen von Führungen besichtigt werden können.³⁵

Eine weitere Leistung Humboldts, die noch lange nach seinem Abschied aus Franken fortwirkte, war die Einrichtung einer Schule für Bergleute. Schon sehr bald nach seinem Dienstantritt am 1. Juni 1793 musste er nämlich feststellen, dass es mit der für die Ausübung ihrer Tätigkeit notwendigen Bildung der Bergleute nicht zum Besten stand. Deshalb fasste er früh den Plan zur Gründung einer Bergschule: *„Ebenso ist ... zu erwähnen, daß Humboldt bereits im November 1793 mit Hilfe des jungen Schichtmeisters Gg. Heinr. Spörl (1764–1830) aus seinen Privatmitteln zu Steben eine bergmännische Freischule begründet hatte, die sich dank seinem persönlichen Einsatz bald eines so starken Zuspruchs bei den jungen wie bei den alten Bergleuten des Reviers erfreute, daß sie auf Grund eines von Humboldt dem Berliner Bergdepartement unter dem 13. März 1794 übersandten Memorandums in ein staatliches Institut umgewandelt wurde.“*³⁶

In einem Brief an seinen Freund aus Freiburger Tagen, Carl Freiesleben, der als eine Art Rechenschaftsbericht über das in den ersten Monaten in Franken Geleistete gelesen werden kann, nennt Humboldt natürlich auch die Bergschule und bezeichnet die dort gelehrteten Fächer: *„Als ich auf Nailaer Refier ankam, fand ich überall krasseste Unwissenheit unter dem gemeinen Bergvolke, [...]. Ich legte also eine freie Bergschule für die gemeine Bergjugend an, [...]. Der Unterricht [...] betrifft: 1) Bergmänn[isches] Rechnen [...] 2) Schön-Schreiben [...] 3) eine Art der Physikal[ischen] Erdbeschreibung oder Geognosie, als von den Gebirgen, von der Luft, Wetter, Wasser, von den Kennzeichen der Erzführenden Lagerstädten [...], [...] 4) Vaterländ[ische] Bergrechte [...] 5) Vaterländ[ische] Berggeschichte [...] 6) Bergbau.“*³⁷



Abb. 3: Humboldts Wohnhaus in Bad Steben.

Eine der Hauptschwierigkeiten, mit denen diese noch junge Bildungseinrichtung zu kämpfen hatte, war das völlige Fehlen von Lehrbüchern. Deshalb setzte sich Humboldt kurzerhand selbst an den Schreibtisch und verfasste fünf kürzere Werke zu den Unterrichtsgegenständen, von denen leider nur „fragmentarische Abschriften“³⁸ erhalten sind.

Nicht nur an der Einrichtung dieser Schule sehen wir, dass die Verbesserung der sozialen Lage der im Bergbau Beschäftigten und ihrer Familien Humboldt stets ein besonderes Anliegen war. Zum Beispiel schickte er „begabte bayreuthische Jugendliche nach Freiberg, um sie dort Bergbau studieren zu lassen“, oder wandte Mittel aus der Bergbauhilfskasse sozialen Zwecken zu.³⁹

Am 12. Oktober 1792, mehrere Monate vor seinem Dienstantritt in Franken, schrieb Humboldt folgende Zeilen an Johann Friedrich Freiesleben: „*Meine künftige Wohnung, die ich mir selbst erwählt habe, die so ziemlich mitten in unseren 3 Bergämtern liegt, ist Steben, ein ödes Dorf auf dem Fichtelgebirge, wo der Eisenbergbau aber doch jährlich ein 28–30.000 Seidel Eisenerz beträgt; denn mit Zinn, Kupfer und besonders dem Goldkronacher Goldbergbau [...] sieht es bis jezt noch ärmlich aus.*“⁴⁰

Obwohl Humboldt in anderen Orten wie Arzberg, Goldkronach oder Goldmühl auch noch Häuser oder Wohnungen hatte, wo er sich regelmäßig aufhielt, scheint er zu Steben ein besonderes Verhältnis entwickelt zu haben. Dies können wir ermessen, wenn wir uns eine Stelle aus

dem Schreiben an Carl Freiesleben vom 14. Dezember 1795 vor Augen halten: „Steeben war Dir um meinetwillen interessant. Gott weiß, es ist es mir auch noch. Es hat so einen wesentlichen Einfluß auf meine Denkart gehabt, ich habe so große Plane dort geschmiedet, mich dort so meinen Gefühlen überlassen, daß ich mich auch vor dem Eindrucke fürchte, den es beim Wiedersehen auf mich machen würde. Ich war dort bes[onders] im Winter 1794 und Herbst 93 in so einem immerwährenden Zustand der Spannung, daß ich des Abends nie die Bauerhäuser am Spizberg in Nebel gehüllt und einzeln erleuchtet sehen konnte, ohne mich der Thränen zu enthalten. Diesseits des Meeres finde ich mir so einen Ort nicht wieder!“⁴¹

Das heutige Staatsbad Steben hält die Erinnerung an den nach seinen fränkischen Jahren weltberühmten Naturforscher wach. Die Häuser, in denen Humboldt lebte und arbeitete, sind Teil eines geologisch-bergbaukundlichen Lehrpfades, der von Bad Steben aus über das Mordlauer und Lichtenberger Revier bis zum Blechschmidtenhammer führt, dem ehemaligen Standort eines Hochofens. Von dort aus können der Friedrich-Wilhelm-Stollen, das Höllental und die Ortschaft Hölle erkundet werden, wo sich zu Zeiten Humboldts das Löwel'sche Vitriolwerk befand.⁴²

Nachdem Humboldt zwischen dem 14. und 16. Juli 1792 die Gegend um Naila erkundet hatte, zog er am 17. Juli weiter nach Goldkronach, in das kleinste der drei Bayreuther Bergamtsreviere. Auf dem Weg dorthin besuchte er einen Drahtzug bei Berneck und erläuterte in seinem Bericht die Produktionsweise genau. Über den Vertrieb der Drähte schrieb er: „Die Drähte, welche hier fabriziert werden, gehen meist ins Ausland, besonders nach Frankfurt am



Abb. 4: Humboldt-Denkmal im Kurpark Bad Steben.

Main. Sie sind von verschiedener Feinheit. Die Preise steigen daher für 1 Ztr. von 22 bis 50 Tlr. Die Teuerkeit des Holzes und Holzfuhrlöhnes [...] machen, daß der Eigentümer dies Werk zu veräußern wünscht. Es werden übrigens hier 20 Menschen beschäftigt.“⁴³

Die Fürstenzeche bei Goldkronach entwickelte sich für Humboldt im Laufe der Jahre zu einer Herzensangelegenheit. Seine ersten Eindrücke von diesem Goldbergwerk schilderte er seinem Freund Freiesleben in einem Brief aus Arzberg vom 23. Juli 1792: „Die Fürstenzeche in Goldkronach hat mich sehr intriguiert. Ich habe Akten, Risse p. studirt, bin das ganze ein 50 L[achte]r. tiefe Gebäude mit Ueberhauen aus dem 14ten Jahrhundert! durchfahren. Nun habe ich alles ins Reine. Es ist ein ungeheurer Bau, eine Grube auf 1300 L[achte]r. Länge.“⁴⁴



Abb. 5: Mittlerer-Name-Gottes-Stollen im Goldberg oberhalb von Goldkronach.

Wie aus dieser Briefstelle und der dazugehörigen Fußnote hervorgeht, lagen Humboldt offenbar schon bei seinem ersten Besuch in Goldkronach historische Akten über die Fürstenzeche vor. Am 7. September teilte er wiederum Freiesleben mit, dass er sich „3 Koffer Bergwerksakten aus dem 16ten Jahrhundert aus dem Archive der Festung Plassenburg [habe] kommen lassen, die [er], da sie Generalbefahrungen enthalten, so ex officio lesen“⁴⁵ müsse.

Während Humboldt im Oktober 1792 noch eingestehen musste, dass es mit dem Goldbergbau in der Fürstenzeche „ärmlich“⁴⁶ aussehe, stürzte er sich gleich nach seinem Dienstantritt in die Arbeit und konnte schon nach gut einem halben Jahr erste Erfolge vermelden: Wurden von 1785 bis 1792 gerade einmal 3.000 Zentner Golderze gefördert, brachte es Humboldt mit neun Mann allein im Jahr

1793 auf 2.500 Zentner. Dazu kam noch, dass der Goldgehalt des Erzes nun bei 24 Kreuzern lag gegenüber drei Kreuzern in früheren Jahren;⁴⁷ einige Monate später nennt Humboldt sogar einen Spitzenertrag von mehr als zwei Gulden pro Zentner Erz,⁴⁸ den er in einem Schreiben an Minister von Heinitz im Mai 1795 jedoch auf einen Durchschnittswert von 15 Kreuzern pro Zentner Golderz relativiert. In demselben Brief verweist er aber auch auf die Möglichkeit, die derzeitige Jahresfördermenge an Golderz von 6.000 Zentnern auf 18.000 Zentner zu steigern.⁴⁹

Auch Goldkronach hat viel für die Dokumentation seiner bergbaulichen Geschichte getan: In einem Bergbaumuseum werden die geologischen Verhältnisse, die Geschichte des Bergbaus sowie das Wirken Alexander von Humboldts und seiner Mitarbeiter anschaulich präsentiert. Auf



Abb. 6: Der Fröbershammer bei Bischofsgrün.

dem Humboldt-Weg können Besucher die zahlreichen Relikte aus der goldenen Vergangenheit der Stadt erwandern. Außerdem wurde erst vor relativ kurzer Zeit auf dem Goldberg, der sich zwischen Goldkronach und dem Ortsteil Brandholz erhebt, ein Besucherzentrum errichtet, das den Zugang zu den Schaubergwerken ermöglicht.⁵⁰

Auf dem Weg von Goldkronach ins Bergamt Wunsiedel besichtigte Humboldt am 21. Juli 1792 die Knopfhütte und den Zainhammer in Bischofsgrün.⁵¹ Die Knopfhütte „wird nur 5 Wintermonate hindurch betrieben, da man im Sommer die Arbeiter zum Holzhauen und zur Feldwirtschaft braucht. Das Material, Batterlestein, wird von Schneeberg und Ochsenkopf geholt. Es ist ein echter Grünstein, mit wenig Feldspat und vieler innig beigemengter Hornblende.“

Das Ausgangsmaterial wurde in einem Ofen, der „fünf Monate lang in Gang“ blieb und in der Woche sieben Klafter Holz verbrauchte, geschmolzen und anschließend zu Knöpfen „gemodelt“. Wurde ohne Zusatzstoffe gearbeitet, so kamen schwarze Knöpfe heraus; es konnten jedoch auch weiße, gelbe oder blaue hergestellt werden. Auf den Preis hatte die Farbe keinen Einfluss; hierfür war nur die Größe entscheidend: „Eine Schnur = 20 Dutzend schwarze, d. i. ohne Zusatz geschmelzte Knöpfe kosten 6 Kreuzer [...], die teuersten [...] 18 Kreuzer.“ Die fünf Knopffabriken im Bayreuthischen lieferten ihre Produkte „teils nach Schlesien und Polen, teils für den Sklavenhandel nach Afrika.“

Im Bischofsgrüner Zainhammer wurden auch zwei Frischfeuer betrieben, die laut Humboldt „vortrefflich eingerichtet“ waren und „sehr gute Ware“ lieferten. Mit



Abb. 7: Das Humboldt-Haus in Arzberg.

den Frischfeuern wurde das Roheisen behandelt, um dessen Kohlenstoffanteil, aber auch andere unerwünschte Bestandteile, wie z.B. Schwefel, durch die Zufuhr von Sauerstoff zu verringern.⁵² Humboldt erläutert dann genau, wie viel die Arbeiter im Zainhammer beim Frischen verdienten und wie viel die Holzkohle kostete, die für das Frischen benötigt wurde: Um einen Zentner Roheisen zu frischen, brauchte man zwei Kübel, also ungefähr 0,8 Kubikmeter, Holzkohle. Aus einem Klafter Holz lassen sich vier bis fünf Kübel (1,6 bis 2,0 Kubikmeter) Kohle herstellen. Die Kosten hierfür beziffert Humboldt auf zwei Taler und 37 Kreuzer. Diese Summe setzt sich aus folgenden Teilbeträgen zusammen: Holz: 1 Taler 30 Kreuzer, „Hauerlohn“: 18

Kreuzer, Transport des Holzes zum Köhler: 13 Kreuzer, Verkohlen des Holzes: 20 Kreuzer, Transport der Kohlen zum Hammerwerk: 16 Kreuzer. Da Holz in Franken teurer war als in der Oberpfalz oder in Böhmen und weil Bayreuther Arbeiter dorthin „übergelaufen“ waren, erwuchs vor allem der Bischofsgrüner Knopfhütte dort ernsthafte Konkurrenz.

Das Wunsiedler Revier, wohin sich Humboldt als nächstes wandte, beurteilte er gleich am Anfang seines Berichts vom 23. Juli 1792 folgendermaßen: „Für die Lieferung an Eisenstein und die Königl. Einkünfte ist die Wunsiedler Bergamts-Revier dermalen die wichtigste von allen.“⁵³ Es würden „jetzt jährlich 15.000 Seidel Eisenstein“ produziert und ein „reiner Überschuss von

900 Tlr.“⁵⁴ erwirtschaftet. Auch hier leistete Humboldt sein übliches Arbeitspensum, wobei die meisten Gruben in der Nähe von Arzberg lagen: *„Der Roslafluß, welcher in die Eger fällt, teilt die Wunsiedler Revier in die oberhalb Arzberg gegen Abend und die untere gegen Morgen.“*⁵⁵

Eine besondere Rolle spielte das Wunsiedler Revier noch einmal im Jahre 1796, als sich Humboldts Aufenthalt in Franken bereits seinem Ende näherte; denn in Arzberg wurde nach dem Erfolg in Steben eine zweite Bergschule gegründet.⁵⁶

Seinen Inspektionsbericht vom 23. Juli 1792 beendete Humboldt mit Verbesserungsvorschlägen: So forderte er *„die Einführung einer regelmäßigeren holzersparenden Zimmerung“* der Schächte sowie *„einer wohlfeileren Förderung“*. Anstatt das Erz mit *„Laufkarren“* aus dem Bergwerk zu schaffen, sollte ein *„Hundsgestänge“* angebracht und mit Hunden gefördert werden, was sich vor allem bei langen Förderstrecken als vorteilhaft erwiesen habe. Außerdem *„wäre es [besser], die 12-stündigen Schichten, welche die Faulheit befördern, aufzuheben und in 8-stündige zu verwandeln.“* Da von den 12-stündigen Schichten *„3 Stunden für Gebet, Frühstück und Mittagessen gesetzmäßig abgehen“*, blieben letztendlich gerade einmal sieben bis acht Arbeitsstunden vor Ort übrig. Schließlich überlegte Humboldt noch, ob Sprengen (*„Schießen“*) nicht kostengünstiger sei als *„das Hereingewinnen mit Schlägel und Eisen“*. Auch das Waschen des Eisenerzes ließe sich noch optimieren.⁵⁷

In dem südlich von Arzberg gelegenen Ort Seußen begutachtete Humboldt am 24. Juli das Alaunwerk *„Treue Freundschaft“* und hält in seinem Bericht den Produktionsvorgang, Holzbedarf und die Herstellungskosten genauestens fest.⁵⁸ Über Sparnack dürfte sich Humboldt dann nach

Bayreuth begeben haben, von wo aus er noch einige Torfmoore aufsuchte. Er hatte erkannt, dass alle Metallproduktionsanlagen, *„Knopfhütten, Vitriolsiedereien und Kalköfen“* vom Holz als alleinigem Energieträger abhängig waren. Um den hohen und durch die Einrichtung neuer Betriebe (Tettau!) steigenden Holzbedarf decken zu können, wäre eine geregelte Holzwirtschaft nötig gewesen, die im Fürstentum Bayreuth jedoch praktisch nicht existierte. Daraus zog Humboldt den Schluss, dass *„in den nächsten 20 bis 30 Jahren [die Holzpreise] noch mehr steigen“* würden. Weiter führt er aus: *„Um so wichtiger ist es, auf ein anderes Brennmaterial zu denken, das diese Lücke von 20–30 Jahren mit ausfüllen und die Übel steigender Holzpreise einigermaßen verringern kann.“*⁵⁹

Im Anschluss nennt er dann vier Torfmoore und gibt auch überschlägig an, wie viele Klafter Holz man damit jeweils einsparen könnte: *„Zwei Torfmoore bei Lindenhart [...] sind [...] an 2.500 Klafter Holz zu schätzen. [...] Die Therichte Lohe ohnfern Weißenstadt“* sowie *„die Wampenlohe, gegen Abend von Wampen“*,⁶⁰ setzt Humboldt beide einem Brennwert von ungefähr 40.000 Klaftern Holz gleich.

Nach Abschluss der Inspektionsreise durch das Fürstentum Bayreuth begab sich Humboldt sofort nach Ansbach, um sich dort der Porzellanherstellung und der Salzgewinnung zu widmen, beides Wirtschaftszweige, auf welche die Minister von Hardenberg und von Heinitz großen Wert legten. Für die Porzellanmanufaktur Bruckberg hatte Humboldt nur *„wenige Stunden“*⁶¹ übrig; trotzdem lieferte er einen gediegenen 14-seitigen Bericht über die Fabrik, die dringend eines wirtschaftlichen Aufschwungs bedurfte. Sie wurde 1759 von dem *„Markgräflisch-Ansbachischen Hofkammerrat Hirsch, verbunden mit dem Hof-*



Abb. 8: Die ehemalige Porzellanmanufaktur Bruckberg bei Ansbach.

juden Mayer-Schwab“ in Ansbach gegründet, 1763 in das markgräfliche Schloss Bruckberg verlegt und noch einmal vier Jahre später vom Markgrafen selbst übernommen. Wirtschaftlich profitable Zeiten brachen an, als es dem 1770 zum Manufaktur-Inspektor ernannten ehemaligen Porzellanmaler Schoellhammer gelang, über die Nürnberger Witwe Plattenstein eine Geschäftsverbindung mit dem griechischen Kaufmann Bevenist herzustellen. Dieser orderte bis 1784 jährlich etwa 70.000 Porzellanbecher, die er in die Türkei lieferte („*Türkenbecher*“), was der Bruckberger Manufaktur jährliche Einnahmen von zehn- bis zwölftausend Gulden bescherte. „*Weil die Türken immer sächsisches Porzellan begehren*“, musste dessen

fränkische Herkunft freilich verschleiert werden, indem man auf diesen Türkenbechern einfach „*das sächsische Zeichen*“ anbrachte. Diese goldenen Zeiten dauerten nur bis zur Mitte der 1780er Jahre; denn der Krieg zwischen Österreich und der Türkei störte den Handel mit Bevenist empfindlich. Nach dem Krieg lief er zwar wieder an, erreichte aber nur ungefähr die Hälfte seines ursprünglichen Umfangs. Die logische Folge war, dass die Manufaktur in wirtschaftliche Schwierigkeiten geriet, die zum Zeitpunkt von Humboldts Besuch noch nicht ausgeräumt waren. So beziffert Humboldt den momentanen Schuldenstand des Unternehmens auf 15- bis 16.000 Gulden. In seinem Bericht analysiert er die Personalstruktur, die techni-

schen Einrichtungen, die Materialbeschaffung und die Produktionsabläufe genaues-tens und bringt auch hier am Ende wieder eine ganze Reihe von Verbesserungsvorschlägen, die der Porzellanmanufaktur wieder auf die Beine helfen sollten. Zum Beispiel regt Humboldt an, „*Versuche mit dem vortrefflichen fichtelbergischen Feldspat anzustellen*“ und die Suche nach einer „*inländischen*“ Porzellanerde fortzusetzen. Auch technische Korrekturen an den Öfen hält er für notwendig. Schließlich plädiert er sehr stark dafür, alles zu tun, um die alten Geschäftsverbindungen mit der Türkei und Holland wieder aufleben zu lassen. Ob Humboldts Vorschläge umgesetzt wurden und den gewünschten Erfolg brachten, ist mir nicht bekannt; immerhin aber bestand die Bruckberger Manufaktur noch bis ins Jahr 1860.

Auf den 31. Juli 1792 ist der Bericht datiert, den Humboldt über die „*Saline zu Gerabronn*“ verfasste.⁶² Diese auch „*Alexandershall*“ genannte Einrichtung befand sich im Tal der Brettach, wenige Kilometer östlich von Gerabronn, zwischen den Orten Amlishagen und Rückershagen. Hier trat an zwei oder drei Stellen Sole mit einem sehr geringen Salzgehalt zu Tage; Humboldt spricht von „*selten 1/2, meist 3/8, ja bisweilen 2/8 oder 1/8 lötiger*“ Sole, das heißt, dass der Salzgehalt nicht einmal ein Prozent erreichte. Mit Hilfe von vier Gradierhäusern, die ebenfalls im Brettachtal standen und es zusammen auf eine Länge von ungefähr 35 Metern brachten, konnte die Salzkonzentration der Sole auf ca. fünf Prozent gesteigert werden. Dabei leitete man die Sole über den in den ungefähr zehn Meter hohen Gradierhäusern angebrachten Schwarzdorn, so dass ein Teil des Wassers auf dem Weg nach unten, wo die Sole wieder aufgefangen wurde, verdunstete, wodurch

die Salzkonzentration stieg. „*Die 5lötige Gradier-Sole*“ wurde in einer riesigen Pfanne „*versiedet*“, bis das Endprodukt, Salz, gewonnen war. Im Jahr 1791 konnte man auf diese Weise allerdings nur 178 Zentner Koch- und 18 Zentner Viehsalz erzeugen. Vom weiteren Betrieb der Saline riet Humboldt ab, da ein derart geringer Ertrag die laufenden Kosten nicht einmal annähernd decken könne.

Wesentlich ertragreicher war die Saline in Schwäbisch-Hall.⁶³ „*Der Salzbrunnen ist in der Stadt, im Kochertal, obgleich über dem Flußbette selbst erhoben.*“ Die dort zu Tage tretende Sole war „*im dürren Sommer 4–4 1/2, im nassen Herbst und Winter 5–6 lötig*“. Mit Hilfe eines Wasserrades („*Kunstgezeug*“) wurde die Sole von der Quelle mehr als zehn Meter in ein Vorratsbecken gehoben und von dort durch Röhren in die gut 350 Meter entfernten Gradierhäuser geleitet, die sich ebenfalls im Kochertal befanden. Man unterschied den aus fünf Häusern bestehenden „*Alten Bau*“ bei der Stadt, der es auf eine Länge von mehr als einem Kilometer brachte, und den etwa halb so langen „*Neuen Bau*“, dessen zwei Häuser auf einem Hügel lagen. Je nach Jahreszeit wurde die Sole hier auf Werte zwischen 13 und 24 Lot gradiert, im Durchschnitt auf 18 Lot. Aus all diesen Zahlen berechnete Humboldt den jährlichen Salzertrag, der sich theoretisch ergeben müsste, und kam auf eine Menge von etwas über 130.000 Zentner. Mit dieser Zahl lag Humboldt aber ziemlich weit neben den tatsächlichen Verhältnissen; denn „*der Hall-Hauptmann [gab] die Fabrikation bestimmt nur auf 70.000 Ztr. [...] an.*“ Die beträchtliche Differenz führte Humboldt auf eine höhere „*Verflüchtigung*“ beim Sieden zurück, als er in seiner Berechnung angesetzt hatte.

Die letzten Stationen seiner Inspektionsfahrt⁶⁴ bildeten das Vitriol- und Alaunwerk Crailsheim sowie die dazugehörige Grube an der Heldenmühle, welche bei Humboldts Besuch mit vier Mann belegt war. Sein Urteil über diese Zeche fiel eindeutig aus: „*Der Abbau dieses Alaunschieferflözes ist äußerst unregelmäßig und unbergmännischer als alles, was ich bisher in beiden Fürstentümern gesehen.*“ Ganz ähnlich klingt das, was Humboldt über die Alaun- und Vitriolfabrik zu sagen hatte: „*Das Werk, das einzige königliche im Lande, ist jetzt in solchem Verfall, daß es an 200 Tlr. Zubuße bedarf, da es doch ehemals, auch nicht bei gutem Betriebe (aber bei reicheren Schiefen und mangelnder [...] Konkurrenz) in Ausbeute stand.*“

Durch unermüdlichen Einsatz und verschiedene Maßnahmen – unter anderem sandte er den fähigen Berg-Geschworenen Sievert aus dem Wunsiedler Revier nach Crailsheim⁶⁵ – gelang es Humboldt, die Fabrik wieder in die Gewinnzone zu führen, wie wir in dem bereits zitierten Schreiben Humboldts an von Heinitz vom 29. Mai 1795 nachlesen können: „*Das Alaunwerk zu Crailsheim, wo neuerdings der Strebbau eingeführt worden sei, habe in diesem Jahr einen Überschuß von 400 bis 500 fl. erzielt, während man früher jährlich fast 800 fl. habe zusetzen müssen.*“⁶⁶

Nach Abschluss seiner Inspektionsreise Anfang August dürfte sich Humboldt zunächst wieder nach Bayreuth begeben haben, um seinen schriftlichen Bericht auszuarbeiten und fertigzustellen. Gegen Ende des Monats traf Minister von Heinitz in Bayreuth ein; er wollte in Begleitung des Ministers von Hardenberg, des Bayreuther Bergrats Tornesi und Humboldts eine Besichtigungsreise durch die fränkischen Fürstentümer unternehmen. Noch vor Antritt dieser Reise erstattete

Humboldt den beiden Ministern einen vorläufigen mündlichen Bericht über seine Inspektionsfahrt und beeindruckte die hohen Herren damit dermaßen, dass von Hardenberg seinem Kollegen vorschlug, dem „*jungen Assessor [...] unter Ernennung zum Kgl. Oberbergmeister in beiden Fränkischen Fürstentümern die alleinige Direktion des praktischen Bergbaues in den drei Bayreuthischen Bergämtern zu übertragen.*“⁶⁷

Grundsätzlich war von Heinitz damit einverstanden, wollte aber Humboldts Sachverstand zunächst noch für sein eigenes Ministerium nutzen. Die förmliche Ernennung Humboldts zum Oberbergmeister erfolgte am 6. September 1792, noch bevor dieser am 22. September die schriftliche Fassung seines Inspektionsberichtes in Ansbach an Hardenberg übergab. Nach Einsichtnahme sollte ihn dieser an von Heinitz nach Berlin weiterleiten, was jedoch aufgrund einer Panne erst im April 1793 geschah. Auf Anordnung des Ministers von Heinitz brach Humboldt am 23. September von Ansbach aus zu einer Reise nach Bayern, Österreich und Schlesien auf, bei der er sich vor allem mit Theorie und Praxis der Salzgewinnung beschäftigte. Auf dieser Reise, bei der er u.a. die Porzellanfabrik Nymphenburg, die Saline Reichenhall und das Riesengebirge besuchte, dürfte er viele Erkenntnisse gewonnen haben, die er für seine spätere Tätigkeit in Franken gut gebrauchen konnte. Auch über diese knapp viermonatige Studienfahrt erhielt von Heinitz ausführliche Erfahrungsberichte.

Die Zeit von Mitte Januar bis Mitte Mai 1793 verbrachte Humboldt in Berlin, um dann am 1. Juni sein Amt als Oberbergmeister in Franken anzutreten. Dort blieb er bis Anfang Mai 1794, als er durch von Heinitz beauftragt wurde, „*die Gegend von Colberg in halurgischer Rücksicht*

zu bereisen“ und – „in ähnlicher Absicht“⁶⁸ – auch Südpreußen und Oberschlesien zu besuchen.

Schon nach vier Wochen traf Humboldt wieder in Bayreuth ein, musste aber nur einen Monat später, Mitte Juli 1794, den Minister von Hardenberg auf einer eher diplomatischen Mission begleiten, die ihn in die Hauptquartiere der gegen Frankreich verbündeten Truppen an den Niederrhein, nach Brabant, Sayn-Altenkirchen, Mainz und Frankfurt am Main führte. Wann immer sich dabei die Gelegenheit bot, nutzte Humboldt die Zeit zu natur- und bergbaukundlichen Studien.

Schon kurz nach seiner Rückkehr nach Franken im November 1794 schmiedete Humboldt neue Reisepläne: Diesmal wollte er mit seinen Freunden Leutnant von Haeften und Freiesleben die Alpen in Tirol, Oberitalien und der Schweiz erkunden, wobei er hauptsächlich geologische und botanische Fragestellungen im Sinn hatte. Dieses Vorhaben wurde von Mitte Juli bis Mitte November 1795 in die Tat umgesetzt.

Auch im Jahr 1796 verließ Humboldt seinen fränkischen Wirkungskreis zweimal für längere Zeit: Ab Mitte Februar hielt er sich zwei Monate lang in Berlin bei seiner todkranken Mutter auf; Mitte Juli begab er sich im Zuge einer diplomatischen Aktion für fünf Wochen nach Ingelfingen, wo er die nach Württemberg vorgedrungenen Franzosen von der Neutralität der fränkischen Fürstentümer und der Fürstlich-Hohenlohischen Länder überzeugen sollte.⁶⁹ Bei der erfolgreichen Durchführung dieser Mission kam ihm sehr zustatten, dass der wissenschaftliche Ruhm, den sich Humboldt bereits erworben hatte, durch einige Veröffentlichungen schon bis nach Frankreich vorgedrungen war. Um ein Haar wäre Humboldt dabei auch in den

Genuss einer Ballonfahrt gekommen, wie er seinem Freund Freiesleben schrieb: „In Stuttgart sah ich das *exercice de l'Aérostat*. Der Gen[eral] Reynier stieg mit in die Höhe, er bot mir an, mich mit zu nehmen, aber leider! war es zu spät, und ich konnte die Husaren, die ich mit hatte, nicht warten lassen. Jede Spur der Furcht muß bei den Anstalten verschwinden, und ich werde es zeitlebens beklagen, daß mir dieses Glück entging.“⁷⁰

So glücklich Humboldt über seine Ernennung zum Oberbergmeister im September 1792 auch war,⁷¹ seinen Aufenthalt in Franken und seine Tätigkeit im preußischen Staatsdienst sah er von vornherein als zeitlich begrenzt an. Wiederum seinem Freund Freiesleben gegenüber äußerte sich Humboldt am 2. April 1794 zu seinen Zukunftsplänen: „Meine alten Plane bleiben dieselben; ich nehme in 2 Jahren den Abschied und gehe nach Russland (Sibirien) oder sonst wohin, dies wahrscheinlich.“⁷²

Im Februar 1795 erhielt Humboldt ein reizvolles und sicher auch lukratives Stellenangebot: Minister von Heinitz trug ihm „die Leitung des Bergbaus in Schlesien“⁷³ an. Noch im selben Monat erwiderte er dem Minister: „Ich stehe im Begriff, meine hiesige Lage gänzlich zu verändern und fast alle öffentlichen Verhältnisse aufzugeben. Ich hatte die Ehre, Ew. Excellenz schon vor Jahren meinen frühgefaßten Plan, mich durch praktisch-bergmännische Geschäfte zu einer Reise auf unser Metier vorzubereiten, gehorsamst vorzulegen. Diesem, nach meiner inneren Ueberzeugung für die Gebirgskunde und allgemeine Physik nicht ganz unwichtigen Zweck wünschte ich jetzt näher zu treten [...]. Unter solchen Umständen muß ich daher die mir von Ew. Excell[enz] gnädigst angetragene Stelle eines Oberbergmeisters von Schlesien gehorsamst ablehnen [...]“⁷⁴

Nur einen Monat später bat Humboldt König Friedrich Wilhelm II. „allerunter-

*thänigst um seine Entlassung*⁷⁵ aus dem Bergdienst und nannte dafür folgende Gründe: Zum einen seien die zwei Jahre, die er dem Staat dienen wollte, „*nun mehr längst verflossen*“; zum anderen habe er private Veranlassung und den Wunsch, „*eine wissenschaftliche Reise auf mein Metier zu machen*“.⁷³ Sowohl von Heinitz als auch von Hardenberg schätzten Humboldt und seine Arbeit sehr und setzten alles daran, ihn im Staatsdienst zu halten. Dem König teilte von Hardenberg seine hohe Meinung von Humboldt brieflich mit und schlug vor, ihm die geplante Reise nach Italien und in die Schweiz zu genehmigen, ihn jedoch vorher zum Oberbergrat zu ernennen, damit er nach seiner Rückkehr die „*Aufsicht über den aufkeimenden fränkischen Bergbau*“ fortsetzen und außerdem in Hardenbergs „*eigenem Departement in Bergwerks-Manufaktur-Commerzsachen*“ eingesetzt werden könne.⁷⁶

Diesem Vorschlag Hardenbergs folgte der König und ernannte Humboldt mit „*Kgl. Kabinettsorder*“ am 1. Mai 1795 zum „*Wirklichen Oberbergrat*“. Zusätzlich erwirkte Hardenberg Mitte Juli noch eine Sonderzuwendung für Humboldt in Höhe von 600 Gulden als Anerkennung „*seiner wesentlichen, den Fränkischen Fürstentümern geleisteten Dienste*“.⁷⁷ Immerhin gelang es Hardenberg damit, sich Humboldts Dienste nach Rückkehr von dessen Reise nach Italien und in die Schweiz noch für mehr als ein Jahr zu sichern. In dieser Zeit beschäftigte sich Humboldt mit geplanten Veröffentlichungen und anderen wissenschaftlichen Fragestellungen, vor allem mit einem „*Respirationsgerät*“ und einer speziellen Grubenlampe, „*die es dem Bergmann ermöglichen sollten, sich stundenlang in irrespirablen Gasarten ohne gesundheitliche Schädigung und mit brennendem Licht aufzuhalten*“.⁷⁸ Ein Er-

probungsversuch dieser Lampe am 16. Oktober 1796 in einer Bernecker Grube hätte Humboldt beinahe das Leben gekostet; doch der vor dem Bergwerk wartende Killinger konnte ihn an den Beinen in die frische Luft ziehen. Diesen Vorfall kommentierte Humboldt folgendermaßen: „*Ich war freilich schuld, aber durch häufiges Fahren in solchen Wetterern dreist, kurz, es ist vorbei, und ich habe die Lampe beim Erwachen noch brennen sehen. Das war wohl der Ohnmacht werth*“.⁷⁹

Mit dem Tod seiner Mutter am 19. November 1796 in Berlin wurde Humboldt in die Lage versetzt, „*den Staatsdienst aufzugeben und sich als unabhängiger Mann frei gewählter wissenschaftlicher Betätigung hinzugeben*.“ Denn er gelangte nun durch Erbschaft „*in den Besitz eines Vermögens von 85.375 Talern [...], das ihm einen jährlichen Zinsertrag von 3.475 Talern sicherte*“.⁸⁰

Nachdem Humboldt schon im Januar und Februar 1796 seine Pläne für eine „*Amerikanische Reise*“⁸¹ bzw. „*für eine Expedition nach Südamerika*“⁸² erwähnt hatte, erläuterte er im Dezember 1796 sein Vorhaben etwas genauer. Während er seinem Freiburger Lehrer Abraham Gottlob Werner nur verriet, dass er sich auf „*eine große Reise außerhalb Europas*“⁸³ vorbereitete, wurde er seinem alten Berliner Freund Karl Ludwig Willdenow gegenüber deutlicher: „*Meine Reise ist unerschütterlich gewiss. Ich präparire mich noch einige Jahre und sammle Instrumente, ein bis anderthalb Jahr bleibe ich in Italien, um mich mit Vulkanen genau bekannt zu machen, dann geht es über Paris nach England, wo ich leicht auch wieder ein Jahr bleiben könnte [...], und dann mit englischem Schiffe nach Westindien*“.

Auch wenn die tatsächlichen Ereignisse – vor allem auf Grund der kriegesischen

Zeiten – etwas anders abliefen, als Humboldt es sich damals vorstellte, vermittelt uns dieses letzte Zitat einen recht genauen Eindruck von dem, was Humboldt zwischen seinem Abschied aus Franken im Februar 1797 und dem Aufbruch in die Neue Welt am 5. Juni 1799 vom spanischen La Coruña aus erlebte.

Dr. Bernhard Wickl unterrichtet die Fächer Deutsch und Englisch am Adam-Kraft-Gymnasium Schwabach und ist Vorsitzender der FRANKEN-BUND-Gruppe Nürnberg. Seine Anschrift lautet: Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach; E-Mail: bwickl@franken-online.de.

Anmerkungen:

- 1 Dieser Beitrag ist die Fortsetzung der biographischen Skizze von Dr. Bernhard Wickl, deren erster Teil unter dem Titel „Alexander von Humboldt: eine Weltkarriere mit fränkischen Wurzeln. Teil I: Von Berlin nach Franken“ in der Zeitschrift FRANKENLAND, Heft 1 2013, S. 3–16, erschienen ist.
- 2 Jahn, Ilse/Lange, Fritz G. (Hrsg.): Die Jugendbriefe Alexander von Humboldts 1787–1799. Berlin 1973, S. 203f.
- 3 Kühnert, Herbert: „Einleitung“, in: Humboldt, Alexander von: Über den Zustand des Bergbaus und Hütten-Wesens in den Fürstentümern Bayreuth und Ansbach im Jahre 1792 (= Freiburger Forschungshefte Kultur und Technik, D 23). Berlin 1959, S. 31.
- 4 Humboldt: Zustand (wie Anm. 3), S. 89–99.
- 5 Ein Bergseidel besteht aus 8.050 Kubikzoll. Setzt man für einen Zoll 2,54 cm an, so ergibt sich für einen Seidel ein Rauminhalt von ca. 0,132 m³. S. dazu Humboldt: Zustand (wie Anm. 3), S. 139.
- 6 Ein Klafter (108 Kubikfuß) entspricht ungefähr drei Kubikmetern. S. dazu ebd., S. 154.
- 7 Dieses und die zwei folgenden Zitate: ebd., S. 94.
- 8 Ebd., S. 94.
- 9 Ebd., S. 97; dort auch das folgende Zitat.
- 10 Jahn/Lange: Jugendbriefe Humboldts (wie Anm. 2), S. 554.
- 11 Ebd., S. 556.
- 12 Schreiben vom 10.03.1794; s. ebd., S. 215.
- 13 Ebd., S. 395ff.
- 14 Ebd., S. 557.
- 15 Ebd., S. 387.
- 16 Ebd., S. 260.
- 17 Ebd., S. 273.
- 18 Ebd., S. 310.
- 19 Ebd., S. 443f.
- 20 Zum Vorhergehenden s. ebd., S. 286.
- 21 Ebd., S. 292.
- 22 Ebd., S. 307.
- 23 Ebd., S. 332.
- 24 Ebd., S. 393.
- 25 S. www.koeniglich-tettau.com („Geschichte“).
- 26 Humboldt: Zustand (wie Anm. 3), S. S.101.
- 27 Ebd., S. 121.
- 28 Zum Folgenden s. ebd., S. 84–89.
- 29 Zum Folgenden s. ebd., S. 101ff.
- 30 Ebd., S.101.
- 31 Ebd. Ein Lachter entspricht ungefähr zwei Metern.
- 32 Ebd., S. 101f.
- 33 Jahn/Lange: Jugendbriefe Humboldts (wie Anm. 2), S. 316.
- 34 Kühnert: Einleitung (wie Anm. 3), S. 56.
- 35 S. dazu folgende Internet-Seiten: www.de.wikipedia.org/wiki/Friedrich-Wilhelm-Stollen; www.freizeitfuehrer-franken.de/besucherbergwerk...; www.friedrich-wilhelm-stollen.de.
- 36 Kühnert: Einleitung (wie Anm. 3), S. 51f.
- 37 Jahn/Lange: Jugendbriefe Humboldts (wie Anm. 2), S. 311.
- 38 Ebd., S. 382, Anm. 20 zu dem Brief an Carl Freiesleben vom 21.11.1794.
- 39 Kühnert: Einleitung (wie Anm. 3), S. 52.
- 40 Jahn/Lange: Jugendbriefe Humboldts (wie Anm. 2), S. 218.
- 41 Ebd., S. 474.
- 42 Vitriol ist eine alte Bezeichnung für Salze der Schwefelsäure von zweiwertigen Metallen, z.B. Eisen-, Kupfer-, Zinkvitriol. Es wurde u.a. verwendet zum Färben von Stoffen, zur Herstellung von Tinte, Konservierung von Tierhäuten und bei der Kattundruckerei. S. dazu: www.de.wikipedia.org/wiki/vitriole.
- 43 Humboldt: Zustand (wie Anm. 3), S. 123.

- 44 Jahn/Lange: Jugendbriefe Humboldts (wie Anm. 2), S.206; s. auch Anm. 10 auf S. 206.
 45 Ebd., S. 212.
 46 Ebd., S. 218.
 47 Ebd., S.310; s. ebd.: „*In Goldkronach besonders bin ich glücklicher, als ich je wagen durfte zu glauben.*“
 48 Ebd., S. 335, Schreiben an Freiesleben vom 02.04.1794.
 49 Ebd., S. 422.
 50 S. dazu: www.goldkronach.de u. www.goldbergbaumuseum.de.
 51 Zum Folgenden s. Humboldt: Zustand (wie Anm. 3), S. 146f.
 52 S. dazu: www.de.wikipedia.org/wiki/frischen.
 53 Humboldt: Zustand (wie Anm. 3), S. 132. Diese Aussage wird auf S. 139 in ähnlicher Form wiederholt.
 54 Ebd., S. 139.
 55 Ebd., S. 135.
 56 Kühnert: Einleitung (wie Anm. 3), S. 52.
 57 Zum Vorhergehenden s. Humboldt: Zustand (wie Anm. 3), S. 142–145.
 58 Mit Alaun wurde früher das kristallisierte, wasserhaltige, schwefelsaure Doppelsalz von Kalium und Aluminium bezeichnet (Kalium-aluminiumsulfat). S. dazu: www.de.wikipedia.org/wiki/alaune u. Humboldt: Zustand (wie Anm. 3), S. 147–150.
 59 Zu den Torfmooren s. Humboldt: Zustand (wie Anm. 3), S. 153–155.
 60 S. Anm. 57. Wampen ist heute ein Ortsteil von Thiersheim und liegt westlich von Arzberg unmittelbar an der A 93.
 61 Zur Porzellanmanufaktur Bruckberg s. Humboldt: Zustand (wie Anm. 3), S. 156–169.
 62 S. dazu ebd., S. 179–186.
 63 Zum Folgenden s. ebd., S. 187–194.
 64 Bericht vom 01.08.1792, s. ebd., S. 170–174.
 65 S. Schreiben Humboldts an das Ober-Berg-Departement in Bayreuth vom 12.06.1795 in Jahn/Lange: Jugendbriefe Humboldts (wie Anm. 2), S. 431.
 66 Der Brief an v. Heinitz ist französisch geschrieben. Übersetzung zitiert nach Kühnert: Einleitung (wie Anm. 3), S. 56.
 67 Ebd., S. 39.
 68 Jahn/Lange: Jugendbriefe Humboldts (wie Anm. 2), S. 338.
 69 Kühnert: Einleitung (wie Anm. 3), S. 59.
 70 Jahn/Lange: Jugendbriefe Humboldts (wie Anm. 2), S. 521f.
 71 S. Humboldts Briefe an Freiesleben vom 27.08. und 06.09.1792; ebd., S. 209 u. S. 211.
 72 Ebd., S. 335.
 73 Ebd., S. 393.
 74 Ebd., S. 400.
 75 Schreiben vom 26.03.1795, ebd., S. 413; dort auch das folgende Zitat.
 76 Ebd., S. 414.
 77 S. Kühnert: Einleitung (wie Anm. 3), S. 57f. Humboldt bezog damals ein Jahresgehalt von „867 fl. (einschließlich der Fourage für 2 Dienstpferde)“.
 78 Ebd., S. 60.
 79 Jahn/Lange: Jugendbriefe Humboldts (wie Anm. 2), S. 532f.
 80 Kühnert: Einleitung (wie Anm. 3), S. 61.
 81 Schreiben an Reinhard v. Haeften, 01.–04.01.1796; Jahn/Lange: Jugendbriefe Humboldts (wie Anm. 2), S. 479.
 82 Brief an Edward Ash vom 10.02.1796; Ebd., S. 496.
 83 Ebd., S. 561 u. S. 560; dort auch das folgende Zitat.

Eine besondere Lebenswelt – Bergbau im Fichtelgebirge

Die Welt der Bergleute und Steiger mit all' ihren Implikationen zu beleuchten, unternimmt der folgende Beitrag. Ausgehend von der wirtschaftlichen Entwicklung des Bergbaus seit dem Beginn der frühen Neuzeit erfährt der Leser von den schwierigen Arbeitsbedingungen dieses Handwerks und lernt die spezifischen kulturellen Besonderheiten dieser Berufsgruppe kennen.

Im September 1837 kam ein Reisender von Berneck her „nun höher in das Gebirge nach Gold-Kranach“. Der Schriftsteller Karl Immermann aus Düsseldorf wollte hier, „wo die Gruben und Schachte sind,“ eine befahren. „Ich fand den Steiger auf der Grube, die Fürstenzeche genannt, und theilte ihm mein Anliegen mit. Er versah mich mit dem Grubenkittel, band mir das Leder vor, gab mir das Grubenlichtlein in die Hand, und ließ mich in den gähnenden Abgrund hinabschauen.“ Doch da verließ den Neugierigen der Mut. Er wagte sich nur in die horizontalen Stollen, „welche von den Gruben aus den Berg durchfurchen, und, entweder den Streichen der Erzdarn folgend, zur Arbeit dienen, oder Wetter, das heißt Luft schaffen, oder die unterirdischen Wässer abführen. [...] Wir krochen [...] in den Hauptstollen, kamen in enge, unterpfälte Gänge [...] an verschiedenen Orten sah man in weite dunkle Seitengänge hinein [...] Gearbeitet wurde an diesem Tage wenig, sie mußten Wetter schaffen [...] die Luft war in den erzführenden Stollen so verdorben, daß kein Häuer es über eine Stunde drinnen

hatte aushalten können. Drei Viertelstunden dauerte die Wanderung durch dieses finstere Labyrinth, und es gab manchen Kopf- und Rippenstoß, denn alles ist [...] so eng und niedrig als möglich, da jeder Zoll breit mehr [...] den sauersten Schweiß kostet.“¹

In den meisten Gruben wurde ‚Spießglanz‘ gewonnen, das heißt Antimonium, ein Sulfidmineral, in einigen aber auch Eisen. Oben, am Tag, „bedecken Eisenhämmer, [...] Pechschwelereien, Sägemühlen und Blechschlägereien das Gelände. Überall daher Rauchsäulen, Hämmern und Klopfen. Auch alte begraste Schachte wurden mir gezeigt,“ in denen man früher Gold und Silber geschürft hatte; einige waren jüngst wiederbelebt worden, brachten freilich nur mehr „wenig Ausbeute“. „Elend werden die Menschen für ihre saure Arbeit bezahlt,“ bei „strenger militärischer Ordnung [...] Es ist ein einfaches, schlichtes, bescheidenes Geschlecht. Meine Trinkgelder wollten sie nicht annehmen.“²

Grundzüge des Bergbaus in vorindustrieller Zeit werden sichtbar, wirtschaftliche, soziale und kulturelle: Zum einen die Art der Bodenschätze und der Wandel des Abbaus, dann die strenge Arbeitswelt unter Tage mit ihren Mühen und Gefahren, schließlich die Lage der Bergleute und ihr Habitus. Auf diese besondere Lebenswelt werfen wir einige Schlaglichter. Dabei geht es in erster Linie um das Fichtelgebirge, doch weil sein Montanwesen bisher nur zum Teil untersucht ist, ziehen wir Ergebnisse aus anderen Revieren heran, vor allem aus dem am besten erforschten in Sachsen. Denn wesentliche Züge des Bergbaus galten überregional.

1. Die wirtschaftliche Entwicklung

Der Gold- und Silberbergbau, im Fichtelgebirge wohl schon während des Hochmittelalters betrieben, hatte sich im 14. Jahrhundert zunächst kräftig entfaltet. Doch dann, als nach mehreren Pestwellen mit der Bevölkerung auch die Nachfrage nach Edelmetallen sank, war er wie anderswo geschrumpft. Die Förderung von Eisen und Kupfer brach weniger ein, ja stieg zum Teil, weil im Aufschwung der Städte der Bedarf der Gewerbe für Geräte und Material zunahm, aber auch auf dem Land eiserne Pflugscharen die aus Holz zu verdrängen begannen. Der schmale Sektor, den Metallgegenstände im ‚hölzernen Zeitalter‘ – das bis zur Industrialisierung herrschte – einnahmen, wuchs im Spätmittelalter merklich.³

Bald kam der gesamte Bergbau wieder in Aufschwung; um 1500 erreichte er in Mitteleuropa seinen Höhepunkt. Zum einen wurde er von den Fürsten forciert, die mit dem ursprünglich königlichen Bergregal – von ‚rex‘ – belehnt waren. Denn sie drängten nach münzbaren Edelmetallen, um ihre Kriege, den Ausbau der Territorialherrschaft und steigenden Prunk am Hof zu finanzieren. Außerdem brauchten sie Eisen und Kupfer, das mit Zinn zu Bronze legiert wurde, vor allem für Waffen. Der andere treibende Faktor war, dass mit der Ausdehnung der Geldwirtschaft reiche Kaufleute in den Städten, aber auch Adelige und Klöster langfristige Anlagen für ihr Kapital suchten. Herrschafts- und Wirtschaftsinteressen verschränkten sich.⁴

In diesem Sinn schoben auch die Burggrafen von Nürnberg aus dem Haus Hohenzollern, die seit der Mitte des 13. Jahrhunderts zielstrebig ihre Herrschaft über das Fichtelgebirge ausdehnten, den Bergbau kräftig an. Zum einen gaben sie

großzügig Schürfrechte an sogenannte Gewerkschaften, die im Bergwesen bis in das 19. Jahrhundert hauptsächliche Unternehmensform. In der frühen Zeit verbanden sich häufig aktive Bergleute mit Kapitalgebern aus einem Kreis, der von Adeligen der Gegend über Bürger am Ort bis zu Nürnberger Handelsherren reichte, in einer solchen Gemeinschaft zur gesamten Hand, um eine Grube zu betreiben. Ihre Anteile, die Kuxe, lauteten auf keinen bestimmten Nennwert, sondern auf einen Bruchteil des Gewerkschaftsvermögens; nach ihm wurde der Gewinn, die Ausbeute, verteilt, jedoch auch, wenn die Grube etwa aufgrund technischer Schwierigkeiten kurzfristig neues Kapital erforderte, eine Zubeuße gefordert.⁵ Zweitens verliehen die Landesherrn Bergbauorten, zum Beispiel Kronach, das zu Goldkronach wurde, das Stadt- und Bergrecht als einen rechtlich wie ökonomisch vorteilhaften Entwicklungsrahmen.⁶ Drittens ermöglichten sie den Knappen persönliche Freiheit und machten sie besitzberechtigt. Bergleute produzierten ja nicht wie die Bauern auf ihrer Scholle die dort jeweils gängigen Früchte für *einen* Herrn, sondern sollten an den günstigsten Lagerstätten Bodenschätze für viele Abnehmer gewinnen. Deshalb wurden sie allgemein durch die Fürsten aus den Grundherrschaften von Adel und Kirche gelöst, die nicht selten Widerstand leisteten, wurden also mobil. Überdies bekamen sie das Recht zur Mutung, das heißt zum Schürfen und zum Abbau, was Voraussetzung für die erwähnten Gewerkschaften war. Auch erhielten sie eigene Gerichtsbarkeit, in der ständischen Ordnung stets der Ausweis für eine Gruppe mit Vorzugsrecht. Sie sahen sich von Fronen, den meisten Abgaben und dem Kriegsdienst befreit. So waren die Knappen um ihres ökonomischen Wertes willen innerhalb

der unteren Stände der Feudalgesellschaft privilegiert.⁷

Mehrere Faktoren – die Förderung durch die Obrigkeit, breiter Kapitaleinsatz und technischer Fortschritt – brachten dem Montanwesen im späten 15. Jahrhundert Aufwind, im Fichtelgebirge genauso wie in den meisten Bergbaugebieten des Reiches. Dabei verschoben sich die Gewichte der Förderung: Eisen, Kupfer, Zinn, Blei, Vitriol, Alaun traten vor die Edelmetalle, deren leicht zugängliche Lager sich erschöpften. Tiefer abzuteufen lohnte immer weniger, je mehr Gold und Silber aus dem eben entdeckten Amerika, aber auch aus Afrika nach Europa kamen.⁸

Allerdings wurde die Prosperität mehrmals durch schwere Wirren unterbrochen. Bereits in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts hatten die Hussiteneinfälle – auch wenn sie weniger direkten Schaden anrichteten als früher vermutet – eine Unsicherheit verbreitet, die die Knappen vertrieb. Zum Einschnitt wurden die beiden Markgräflerkriege, zumal der verheerende zweite in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Sie störten alles Wirtschaften, zerstörten viel an Gebäuden und Infrastruktur und überlasteten das Bayreuther Territorium derart mit Kriegskosten, dass auch die Metallnachfrage sank, in den Gruben kaum mehr investiert wurde und viele Bergleute abzogen. Hinzu kamen mancherlei lokale Zerstörungen wie große Stadtbrände in Goldkronach 1559 und 1613. Dennoch erstarkte der Bergbau im Fichtelgebirge wieder, als der Metallbedarf erneut stieg; noch gab es zahlreiche abbauwürdige Vorkommen.⁹

Im Dreißigjährigen Krieg jedoch, als Teile Deutschlands verheert und fast entvölkert wurden, sank der Absatz tief. Vor allem 1632 bis 1634 – in Franken die schlimmsten Jahre – war auch das Berg-

baugbiet selbst von Truppendurchzügen, Plünderungen, Seuchen bedrängt. Die Zahl der Bergleute ging stark zurück, Gruben und Hütten verfielen, materiell wie in der Betriebsorganisation, und Absatznetze zerrissen. So herrschte im Montanwesen fast Stillstand. Von diesem Einbruch erholte sich das Fichtelgebirge nur mühsam. Doch auf seinen früheren Stand kam es nie mehr, da immer tiefere Vorkommen gefördert werden mussten, was technisch schwierig und häufig unrentabel wurde. Insgesamt schwankte der Abbau bis Ende des 18. Jahrhunderts mehrmals zwischen forcierter Belebung und weiterem Rückgang; Hoffnungen und Enttäuschungen lösten sich ab.¹⁰

Zu dieser Zeit, als der Absolutismus und seine Wirtschaftsdoktrin, der Merkantilismus, Europa prägten, suchten die erstarkenden deutschen Fürstenstaaten in kameralistischer Absicht Produktion, Handel und Konsum möglichst zu steuern. Auch den Bergbau zogen sie daher mit Bergämtern und Bergordnungen in ihre Regie.¹¹ Im Fürstentum Bayreuth schien das besonders wichtig. Hier, wo die Landwirtschaft vielfach unter kargen Böden und rauem Klima litt – die Erträge lagen weit unter denen im benachbarten Hochstift Bamberg –, es jedoch mehr Bodenschätze als irgendwo sonst in Franken gab, hatte der Landesherr seit dem 14. Jahrhundert einen relativ hohen Anteil seiner Einkünfte aus dem Bergbau geschöpft. Außerdem drängte, als die Gruben immer tiefer und ausgedehnter vorangetrieben werden mussten, der steigende technische Aufwand, den privates Investitionskapital oft nicht mehr bewältigte, zum Engagement des Staatsärars. Aus generellem Ertragsinteresse und zur fallweisen Stärkung von Betrieben versuchte jeder Markgraf, den Bergbau mit neuen Verordnungen,

Behörden, Privilegien und mehr Geld zu steigern. Dabei musste jeder erfahren, dass solche Maßnahmen doch hinter den technischen Problemen zurückblieben, dass Gewerke sich auflösten und Fachkräfte weggingen. Auch unter Carl Alexander konnte diese Entwicklung mit aufgeklärten Gesetzen nach dem Vorbild Friedrichs des Großen nur noch vorübergehend abgeschwächt werden.¹²

Ja, selbst der energischen Reform Alexander von Humboldts im Zug der forcierten Modernisierung des 1792 preußisch gewordenen Ansbach-Bayreuth gelang kein Wiederaufstieg von Dauer. Auch rationale Organisation, der Aufbau systematischer Fachausbildung und eine wirtschaftsliberale Öffnung, die statt auf kameralistische Steigerung der Staatseinnahmen auf die Anreize des Marktes setzte, vermochten den Abwärtstrend nicht mehr zu brechen. Zwar hemmten auch die Kriege Napoleons, die das Wirtschaftsleben großräumig störten und eine allgemeine Verarmung brachten. Aber vor allem waren zu viele Gruben erschöpft oder nicht mehr konkurrenzfähig, gerade auf einem freien Markt.¹³ Es fiel freilich schwer, das in Erinnerung an die einstige Blüte zu akzeptieren. 1780 spottete ein aufgeklärter Beamter, dass man „*von unerschöpflichen Reichthümern*“ des Fichtelgebirges rühme, „*so sich auf ungewisse und theils lächerliche Traditionen gründet. In den bayreuthischen Kirchen wird Gott um Eröffnung der Bergwerke angerufen.*“¹⁴

Seine nüchterne Bilanz am Ende des 18. Jahrhunderts: Dem Bergamt Goldkronach unterstanden zwölf Zechen und Hütten mit etwa 60 Berg- und Hüttenarbeitern – gut 200 Jahre früher waren 500 Bergleute von einem Tag auf den andern aus Kupferberg im Bambergischen gekommen –, dem in Wunsiedel 19 Be-

triebe mit etwa 70 Arbeitern, dem in Naila noch 51 mit 200 bis 250. Ein Vierteljahrhundert später gab es im Goldkronacher Bezirk nur noch fünf Gruben, „*mit 27 Mann belegt*“, die zum Teil freilich nur mehr „*mit Zubuße*“ betrieben wurden. Insgesamt hatte „*der Bergbau sehr vieles von seiner ehemaligen Herrlichkeit verlohren.*“¹⁵ Obwohl schrumpfend, blieb er im Bayreuther Land dennoch wie sonst nirgends in Bayern bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts ein Wirtschaftssektor mit eigenen Lebensformen. Um 1860 wurde er schließlich eingestellt.

2. Die Arbeitswelt

Drei Gruppen hoben die Bodenschätze: Bergbeamte, der ‚Bergmann von der Feder‘, Knappen, der ‚Bergmann vom Leder‘ nach dem Gesäßleder, dem ‚Arschleder‘, das seit dem 16. Jahrhundert beim Rutschen und gegen Nässe und Kälte schützte, sowie Hilfskräfte.¹⁶ Die Beamten – in jedem der drei bayreuthischen Bergämter Bergmeister, Gegenschreiber, Schichtmeister und Knappschaftschreiber, über allen der Bergwerksdirektor in Bayreuth – verwalteten die Gruben und besorgten vor allem ihre Technik: Die Planung der Schächte, Stollen und Abbaustrecken, das sogenannte Markscheiden, den Bau und Betrieb der ‚Künste‘, das heißt, der Anlagen zur Förderung, Belüftung und Entwässerung, sowie der Hütten, in denen neben oder nahe bei den Gruben aus dem Erz das Metall gewonnen, zum Teil auch schon veredelt wurde, schließlich die Sorge für die Sicherheit und die Bewältigung von Unfällen.¹⁷

All’ dies hatte sich seit dem Spätmittelalter, als wieder das Niveau der Römer erreicht war, bis zum 18. Jahrhundert zu einem komplexen System aus Vermessung,

Maschinen und Logistik entwickelt. Die fortschrittlichsten Bergwerke standen an der Spitze vorindustrieller Technik: ein oft viele Kilometer langes Netzwerk, dessen Stollen mit einem genauen ‚Durchschlag‘ aufeinander trafen, hochtechnisierte Wasserräder zum Betrieb der Förderanlagen und mehrstufige Pumpenkünste mit einem Hub von 200 Metern oder mehr, dazu eine hochwertige Verhüttung durch raffiniertes Ausschmelzen. Ausgeklügelte Mechanik, angewandte Mathematik – ihr Pionier war der Bergbeamte Adam Riese aus Staffelstein gewesen –, und praktizierte Physik und Chemie verbanden sich eindrucksvoll. Aus diesem in Jahrhunderten gesammelten Erfahrungswissen wurde im Fahrtwind der Aufklärung die moderne Montanwissenschaft, gelehrt an Bergakademien – die erste 1765 im sächsischen Freiberg gegründet – und durch Fachschulen in die Praxis verbreitet. Letztere hat Humboldt besonders betont, als er die neue Bergkultur von Freiberg nach Franken brachte, dessen Gruben er verbessern sollte. Denn auch die einfachen Beamten mussten nun systematisch ausgebildet werden, um die mögliche Technik wirklich zu nutzen.¹⁸

Untertage ausgeführt wurde die von den Beamten organisierte Produktion durch die Knappen oder Hauer, aus deren Schürfen einst das ganze Bergwesen entstanden war. Sie trieben vor Ort die Schächte, Stollen, Strecken voran, und sie hauten das Erz aus. Das bedurfte großer Erfahrung; sie wurde seit je und bis in das 19. Jahrhundert am Vorbild Älterer durch ‚Mitahmung‘ gewonnen, häufig vom Vater. Denn in der besonderen Arbeitswelt der Knappen vererbte sich der Beruf mit seinen ‚geheimen‘ Kenntnissen und Fertigkeiten oft über Generationen. Dank ihres Spezialwissens, das zusammen

mit der Körperkraft ihr Kapital war, und durch ihre rechtliche Freizügigkeit bewegten sich Knappen auf einem überregionalen Arbeitsmarkt. In den Blütezeiten des deutschen Bergbaus waren sie scharenweise von Sachsen nach Böhmen, von Franken bis in den Harz gezogen. Seit dem 17. Jahrhundert nahm diese Mobilität allerdings sehr ab, weil das Einkommen überall sank und die Territorialstaaten aus kameralistischem Interesse Spezialisten aller Branchen stärker banden.¹⁹

Hauer leisteten Schwerstarbeit. Sechs, acht Stunden und länger lockerten sie mit Eisen und Schlägel das Gestein, in anstrengender Haltung, oft bei Nässe und dicker Luft und in großer Enge, da die Strecke meist nur 1,50 bis 1,80 m hoch und 50 bis 80 cm breit war. Sie kamen in der Woche bestenfalls einen bis eineinhalb Meter voran, im Quarz von Goldkronach oft nur wenige Zentimeter am Tag. Auch wenn im 18. Jahrhundert größere Partien zunehmend mit Pulver gesprengt wurden, herrschte doch die Handarbeit noch lange vor.²⁰ Der Bergmann, so ein Freiburger Arzt 1728, *„sitzt, oder steckt vielmehr an einem Orte, wo er sich fast nicht wenden kann; er muß sich dabei gewaltig krümmen und pressen, daher die Leute [...] ganz schlimmseitig und daher Krummhäse genannt werden. Er arbeitet in ein festes Gestein, woran öfters kein Eisen haften will [...] als wenn er einen Felsen mit den Nägeln durchkratzen wollte,“* dabei entstehen *„Steinsplitterchen [...] welche dem Arbeiter in die Augen springen“*, oft *„ein schwefliches, arsenikalisches, metallisches Gemenge [...] welches das Gestiebe viel schärfer macht, ja gar vergiftet.“* Bergmannskinder begannen häufig schon mit acht, neun Jahren als Hilfsarbeiter über Tage im Pochwerk, zusammen mit zahlreichen ‚Pochweibern‘: In niedrigen Stuben *„zerklopfen [sie] mit*

einem schweren Hammer auf einem steinernen Amboß das aus der Grube gezogene Stufwerk“, eingehüllt in „Steinmehl, Erzstaub, Schwefeldampf, Arsenikrauch“. Oft war das der „erste Grundstein zu dieser erbärmlichen Krankheit, der Bergsucht“ – einem Sammelbegriff von der Staublunge bis zum Lungenkrebs durch Radiumstrahlen, der ‚Schneeberger Krankheit‘ –, die nicht selten schon im mittleren Alter einsetzte. Dazu kamen Knochen- und Gelenkschäden sowie zahlreiche Unfälle.²¹

Es war ein monotones Schuften. Ringsum bedrückende Dunkelheit, nur spärlich durchbrochen von den Lichtkegeln des Grubengeleuchtes, der offenen Froschlampen oder der sichereren Blendlaternen, die im 18. Jahrhundert aufkamen.²² Zugleich hielten latente Gefahren, die jäh einbrechen konnten, in steter Anspannung: Wassereinbrüche, Felsstürze, Grubenbrände, schlagende Wetter forderten immer wieder Opfer. So wurde es zur tief eingeschliffenen Gewohnheit, zwischen den eigenen Schlägen in die schwarze Stille zu horchen und bei jedem verdächtigen Geräusch sofort zu überlegen, was es bedeuten, wie man die nächsten Hauer warnen, wohin man sich, wenn es bedrohlich wurde, retten könnte.

Am mühevollsten war die Arbeit der Hilfskräfte, der dritten Gruppe. Sie hatten hauptsächlich das Erz und auch das taube Gestein, soweit es nicht vor Ort bleiben konnte, zum Förderschacht zu transportieren oder direkt zutage zu bringen in Körben oder kleinen Wagen, den Hunten, die mit einem Gurt oder Seil über Nacken oder Schulter getragen, geschoben, gezogen wurden. „*In der ersten Zeit*“, so ein sächsischer Berghauptmann im 18. Jahrhundert, „*wenn ein Mensch zu solcher Arbeit gebraucht wird, hat er bey blutigen*

Merkzeichen den peinlichsten Schmerz auf dem Rücken so lange auszuhalten, bis sich längs über selbigen eine Hornschwiele angesetzt hat, auf welcher das Band liegt.“²³

Diese angelernten Arbeiter kamen in der Regel aus der nächsten Umgebung. Da die meisten solch’ engen Kreis nie verließen, standen sie nicht nur im Arbeitskönnen, sondern mit ihrem gesamten Wissen klar unter den Knappen.²⁴

Aber auch diese waren nach Ausbildungsstand und Berufsalter mehrfach abgestuft; der eingangs zitierte Karl Immermann fand 1837 in der Goldkronacher Fürstenzeche die absteigende Rangfolge „*Zimmerhauer, Bursche, Häuer, alter Junge, Lehrling*“. Über allen in der Grube stand der Steiger. Er verantwortete den rechten Ablauf und einen guten Ertrag der Arbeit, die er disponieren, verteilen und kontrollieren musste. Da die Gefahren im Berg *ein* Kommando erforderten, zudem jeder Fehler eines Arbeiters fatale Folgen haben konnte, besaß der Steiger durchgreifende Befehlsgewalt bis hin zur körperlichen Züchtigung. Die nach Können und Kompetenzen gebildete Hierarchie in der Grube war, wie in der Ständegesellschaft durchweg, in Zeichen und Riten verfestigt – von der Bekleidung über die Anrede bis zur Reihenfolge beim Einfahren.

Vor allem sah man die Schichtung am Lohn. Auf der Fürstenzeche zum Beispiel erhielt der Steiger doppelt so viel wie die bestbezahlten Knappen, die Zimmerhauer, die selbst mehr als das Doppelte des Lohns der Alten Jungen bekamen.²⁵ Doch für alle nahmen seit dem 17. Jahrhundert, als der Bergbau zurückging und die Erträge sanken, in der Regel die Reallöhne langfristig ab. Die unteren Ränge der Knappen und die Hilfskräfte lebten häufig am Existenzminimum, trotz höchst an-

strengender Arbeit nur dürftig ernährt. Oft musste ein kleines Ackerstück das Überleben der meist kinderreichen Familien sichern. Diese Lage konnte aufgrund der engen Gruppensolidarität ein breites Versagungsbewusstsein, ja Widerständigkeit nähren. Zumal die Knappen mit ihrem ‚eigen-sinnigen‘ Korporationsgeist – frei, mobil, exklusives Berufswissen – einst leicht reizbar gewesen waren. In den beiden Jahrhunderten um 1500 hatten immer wieder Arbeitskämpfe die Bergbauregionen vom Harz bis zu den Alpen beunruhigt. Aber seither war der Druck der Obrigkeit durch die Mittel des frühmodernen Staates und die Verfügungsmacht frühkapitalistischer Bergherren gestiegen, waren die Bergleute in eine starre Ständeordnung eingefangen und zugleich wirtschaftlich schwächer geworden.²⁶ Im Bayreuthischen gab es, wie es scheint, kaum mehr offenen Protest. Eher fügsam und – wie sie Immermann fand – „*bescheiden*“, hofften sie um 1800 vor allem, ihre gewohnte Existenz vor dem andrängenden wirtschaftlichen und technischen Wandel zu retten. Der ökonomische Niedergang des Bergbaus spiegelte sich auch mental wider. Gemeinsam war allen Gruppen der Bergleute ihre besondere Arbeitswelt. Sie schied sich radikal von der anderer einfacher Leute. Bauern, Handwerker, niedere Beamte oder Dienstboten arbeiteten, ob im Freien oder unter Dach, im Licht und konnten sich bewegen – selbst der Weber trat zwischendurch aus dem Webstuhl, der Schreiber verließ sein Pult, der Kutscher stieg vom Bock –, sie sahen Tageslauf und Jahreszeiten, sie hörten die Geräusche der Natur und die Betriebsamkeit der Menschen, und sie kamen mit anderen zusammen, da ihre Arbeit im gleichen Umfeld wie Feierabend und

Feiertag geschah. Vor allem lauerte über ihrem Erwerb keine besondere Gefahr; die Hauptbedrängnisse der Vormoderne – Brand, Seuchen und Kriegsnot – trafen ja jedermann, gleich welchen Berufs.

Von diesem Leben in der Oberwelt waren die Bergleute abgeschottet. Wenn sie ‚einfuhren‘, sich in Körben abseilten, über viele Leitern hinabstiegen oder auf schiefen Ebenen abwärts rutschten, kamen sie in ein dunkles, stilles, unbewohnbares Labyrinth. Dass sie zwischen endlosen Gängen und enger Höhle arbeiteten, blieb nicht ohne Einfluss auf ihre Raumorientierung, dass um ihr flackerndes Licht ewige Nacht herrschte, wirkte auf ihr Zeitgefühl. Auch dass sie allein unter sich waren, gab ihrem Gesellschaftsbild, ja der Selbstwahrnehmung eine andere Färbung. Da sie während eines Großteils ihres Alltags vom gewöhnlichen Dasein geschieden waren, entwickelten sie eine eigene Mentalität und einen besonderen Habitus, die zu einer intensiven Gruppenkultur führten.²⁷

3. Die Gruppenkultur

Kern der Bergmannskultur war ein kollektives Eigenbewusstsein. Es gründete in der hohen Arbeitsleistung unter steten Gefahren, in der Arbeitsgemeinschaft im Sonderraum ‚Berg‘ und in einem privilegierten Rechtsstatus. Formiert wurde die Kultur von den Knappschaften, das heißt, Genossenschaften, die aus der Selbsthilfe durch Unterstützungskassen für Krankheit und Unfall entstanden waren, in die jeder seinen ‚Büchsenpfennig‘ gab.²⁸ Aber auch Bergherren und besonders die Obrigkeit wirkten an dieser Kultur zunehmend mit. Letztere suchte Einfluss auf die Gesinnung der Bergleute und wollte zugleich deren

attraktive Auftritte, die Paraden und die Musik, ihrer Repräsentation einfügen. So gerieten die Knappen seit dem 17. Jahrhundert, als ihre Lage materiell wie rechtlich merklich enger wurde, weil der Bergbau abnahm und der Staat stärker zugriff, in die barocke Kulisse höfischer Feste. Dazu wurden ihnen Uniformen – aus der Arbeitskleidung entwickelt – und Zeremonien verordnet, die dann bald als ‚ursprüngliches‘ Bergmannsbild erschienen und so oft bis heute konserviert werden.²⁹

Genuin bergmännisch waren hingegen zu Bräuchen geronnene Gewohnheiten des Arbeitsalltags. Zum Beispiel erforderte seine strenge Organisation, in der Pünktlichkeit zur Schicht wichtig war, in einer Zeit, als einfache Leute keine Uhren hatten, akustische Signale, für die man meist Glocken nutzte. Sie wurden, zugleich mit dem Appell zum Gebet, auf zahllosen Dachreitern das Zeichen christlicher Bergleute. Oder das arbeitstypische ‚Arschleder‘ wurde zum Merkmal des vollwertigen Knappen, ja zum Symbol seiner Ehre aufgeladen; es einem abbinden, hieß ihn ehrlos aus der Gemeinschaft stoßen. Sogar dem wichtigsten Arbeitsgerät im ‚Gezähe‘, Eisen und Schlägel, die nach der Schicht kreuzförmig abgelegt wurden, schrieb man apotropäische Wirkung zu wie einem Abwehrzauber gegen schädliche Kräfte. Ja, es gewann in dieser Form, teilweise ergänzt durch das Grubengeleucht, heraldische Qualität auf Uniformen und Fahnen, auf Siegeln, Münzen, Grabsteinen als ein Gemeinschaft stiftendes Sinnbild. Zum Identifikationszeichen, wie es kein anderer Beruf hatte, wurde seit dem 17. Jahrhundert der Bergmannsgruß ‚Glück auf‘ mit seiner doppelten Bedeutung: Man wünscht Glück zur Suche nach den Bodenschätzen und zur Abwehr von

Gefahren – dass sich der Fels dem Bergmann ‚auftue‘ und dass dieser wieder gut hinaufgelange. Wesentliche Arbeitserfolge wie die Eröffnung eines Stollens, ein gelungener ‚Durchschlag‘ oder die jährliche Kontrollfahrt wurden von Bergherren, Beamten und Bergleuten mit Betstunde, Bergmusik und Schmauserei gemeinsam rituell gefeiert. Das galt auch, wenn in einem erschöpften Lager die Förderung endete, doch dann mit Trauerflor am letzten Hunt.³⁰

Demonstrativen Sinn legte man in die Grubennamen, die alle am Bergbau Beteiligten ständig im Mund führten. Sie beschworen gemeinsame Werte wie in den Bezirken Goldkronach und Wunsiedel ‚Treue Freundschaft‘, ‚Beständigkeit‘, ‚Neue unverhoffte Glück‘, sie verehrten die Herrscher durch ‚Friedrichs Glück‘, ‚Der brandenburgische Adler‘, ‚Karolina‘, oder sie setzten ein frommes Zeichen durch Schutzheilige, auch im lutherischen Fichtelgebirge, mit ‚Ritter St. Georg‘, ‚St. Johannis in der Wüsten‘, ‚Andreas‘ oder öfter durch die Anrufung Gottes in ‚Ich hoffe auf Gott‘, ‚Namen Gottes‘, ‚Gottesgeschick‘, ‚Das gebe Gott‘.³¹

Brauchhafte Frömmigkeit war durchwegs präsent in einem Berufsstand, der abgeschieden vom Licht in der Erde arbeitete, übermächtige Gefahr fürchten musste und trotz großer Mühen sich des Erfolgs nie sicher sein konnte. Da half, so wie die christlich durchtränkte Kultur der Vormoderne das Schicksal der Menschen sah, nur Gottvertrauen und die Anrufung der Heiligen. Mit einem Gebet vor dem Einfahren in die Grube pries der Bergmann Gott für den ‚Bergsegen‘, dankte am Feierabend in der Gruppe für Bewahrung wie Lohn und bat am Sonntag im Kirchenchoral um Schutz und Arbeitser-

folg: „Beschütz mich Herr mit deiner Hand / Daß mich nicht irgend schlag ein Wand [...] Wend von mir ab in Gnaden auch / Giff, Schwaden, kalten Dampf und Rauch / Und hilff, daß Ich frisch und gesund / Fahr wieder aus zur rechten Stund.“³²

Aus solcher Bergandacht entwickelten sich im Zeitalter der Konfessionalisierung, als alle Frömmigkeit kirchlich durchorganisiert wurde, Berggottesdienste und eigene Bergfeiertage. Sie wurden freilich auch, indem die Obrigkeit zur Teilnahme zwang – wer ins Wirtshaus statt in die Kirche ging, konnte eingelocht werden –, ein starkes Mittel äußerer und innerer Kontrolle, nicht zuletzt für die Arbeitsmoral. 1809 mahnte das Oberbergamt in Freiberg, die Predigten dienten der „Beförderung des bergmännischen Gemeingutes, der guten Ordnung, Subordination und Anhänglichkeit an das Bergamt und die Bergwerksverfassung“.³³ Aber bis in das 19. Jahrhundert wirkten auch fromme Bräuche ‚von unten‘ mit dem Kircheneinfluss zusammen. In katholischen Revieren scharten sich Knapen zu Bittgängen und Wallfahrten, in protestantischen wurden bekannte Bibeltexte und Choräle auf die Erfahrungswelt des Bergmanns ungeschrieben wie Gott als „Aller Menschen Obersteiger“. Außerdem las man überall in speziellen Andachtsbüchlein wie „Geistliches Grubenlicht“, und die Bergleute opferten für Almosen und fromme Stiftungen.³⁴

Wie sehr die Menschen eines Berufsstands, der bei seiner Arbeit besonders auf Zusammenwirken und Beistand angewiesen war, sich in Gemeinschaft erlebten, sah man an einer reich entfalteten Festkultur. Sie wäre ein eigenes Thema: die Feiern im Jahreslauf mit dem Barbaratag, dem Fest der Schutzpatronin, als Höhepunkt, die Knappschaftsfeste, das ‚Bergbier‘, und die

Aufnahmeprobe für junge Mitglieder, die Übergangsriten im Bergmannsleben, also Hochzeit und Totenfeier, die Einfahrt ‚zur letzten Schicht‘. Vier gemeinsame Züge fallen ins Auge. Erstens traten die Bergleute durch ihr Sonderbewusstsein wie kaum eine andere Gruppe in eigenen Formen repräsentativ auf, in Tracht und mit Liedern, durch Paraden und Musikantenumzüge. Zweitens waren alle Feiern in Zeichen und Riten auf’s Engste mit der Arbeitswelt verflochten und zugleich religiös verankert. Drittens vollzogen sie sich stets in der Korporation; diese sicherte das Herkommen, gab den Sinn vor, regelte die Form. Viertens verlief das gesellige Vergnügen, so nur irgend möglich, üppig, ja oft maßlos in Essen und Trinken, in Lärmen und Tanz: Harte Arbeit drängte auch zu exzessiver Entspannung.³⁵

In diesem hoch ritualisierten Milieu wurde vieles in Sprüche gefasst, die Erfahrungen bündig weitertrugen. Ein „Bergmanns-ABC“ von 1780, das sie gesammelt hat, begann mit „Die Ausbeut lohnt des Bergmanns That / Arschleder trägt man nicht zum Staat.“³⁶ Über das Bergmannsleben, das sich um eine schwere und im Erfolg labile Arbeit drehte, war damit auf knappste Weise eigentlich alles gesagt.

Unser Zweiter Bundesvorsitzender Prof. Dr. Werner K. Blessing studierte Geschichte, Germanistik, Philosophie und Politische Wissenschaft in München sowie Amsterdam und ist Universitätsprofessor i.R. an der Universität Erlangen-Nürnberg, wo er von 1989 bis 2007 Neuere Geschichte und Landesgeschichte lehrte. Seine Anschrift lautet: Ludwig-Thoma-Straße 27 a, 91054 Erlangen, E-Mail: werner.k.blessing@t-online.de.

Anmerkungen:

- 1 Karl Immermann's Fränkische Reise Herbst 1837. Memorabilien. Dritter Theil. Hamburg 1843 (Nachdruck Erlangen 1980), S. 93–96.
- 2 Ebd., S. 95f.
- 3 Sprandel, Rolf: Gewerbe und Handel 900–1350 und 1350–1500, in: Aubin, Hermann/Zorn, Wolfgang (Hrsg.): Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Bd. 1. Stuttgart 1971, S. 218–221, 239–244; Henning, Friedrich-Wilhelm: Handbuch der Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutschlands. Bd. 1 Deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Paderborn u.a. 1991, S. 236–243, 435–439; Köhl, Oscar: Geschichte des Bergbaus im vormaligen Fürstentum Kulmbach-Bayreuth. Eine kulturgeschichtliche Studie. Hof 1913, S. 22–25; Schmidill, Ernst: Zur Geschichte des Eisenbergbaus im südlichen Fichtelgebirge (= Die Plassenburg 18). Kulmbach 1963, S. 27–32, Ritschel, Beate: Zur Bergwerksgeschichte Goldkronachs, in: Archiv für Geschichte von Oberfranken 63 (1983), S. 17–51, hier 28–42; Burger-Segl, Ingrid: Goldbergbau-Museum Goldkronach. Weiden 2011, S. 55 (der sehr informative Katalog gibt einen Überblick zu allen Aspekten des Goldkronacher Bergbaus).
- 4 Henning: Handbuch (wie Anm. 3), S. 644–651.
- 5 Schmidill: Geschichte (wie Anm. 3), S. 73–77; Köhl: Geschichte (wie Anm. 3), S. 77–81; Neukam, Wilhelm G.: Ein Gewerkenbuch von Goldkronach aus den Jahren 1481/83. Eine wirtschaftsgeschichtliche Studie, namentlich über das Eindringen Nürnberger Kapitals im Bayreuthischen Bergbau, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 44 (1953), S. 25–57.
- 6 Burger-Segl: Goldbergbau-Museum (wie Anm. 3), S. 32f., 55; Emmerich, Werner: Sechshundert Jahre Stadt Goldkronach, in: Archiv für Geschichte von Oberfranken 45 (1965), S. 89–115; Müller, Wilhelm: Goldkronach, in: ebd. 49 (1969), S. 257–263; Ritschel: Bergwerksgeschichte (wie Anm. 3), S. 39.
- 7 Schmidill: Geschichte (wie Anm. 3), S. 72f.; Schwarz, Klaus: Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Bergleute im späteren Mittelalter (= Freiburger Forschungshefte D 20). Berlin (Ost) 1958, S. 37ff.; Stahl, Ernst: Bergleute in Thüringen. Ethnographische Studien zu Kultur und Lebensweise, Suhl 1985, S. 10f.; Czaya, Eberhard: Der Silberbergbau. Aus Geschichte und Brauchtum der Bergleute. Leipzig 1990, S. 50ff., 90.
- 8 Burger-Segl: Goldbergbau-Museum (wie Anm. 3), S. 39; Köhl: Geschichte (wie Anm. 3), S. 28–33; Schmidill: Geschichte (wie Anm. 3), S. 30ff.
- 9 Burger-Segl: Goldbergbau-Museum (wie Anm. 3), S. 36, 38f.; v. Meyer, Johann Gottlieb: Nachrichten von der politischen und ökonomischen Verfassung des Fürstenthums Bayreuth. Gotha 1780, S. 115f., Fikenscher, M. G. W. A.: Beiträge zur genauern Kunde der Königlich-Baierischen Monarchie. Bd. 1 Statistik des Fürstenthums Bayreuth. München 1811, S. 194.
- 10 Köhl: Geschichte (wie Anm. 3), S. 58–60.
- 11 Burger-Segl: Goldbergbau-Museum (wie Anm. 3), S. 102–105.
- 12 Ebd., S. 86–88; ausführlich Köhl: Geschichte (wie Anm. 3), S. 61–115; Schmidill: Geschichte (wie Anm. 3), S. 48–63; v. Meyer: Nachrichten (wie Anm. 9), S. 113–124; Pöhla, Fritz: Staat und Wirtschaft in Ansbach-Bayreuth im Zeitalter Friedrichs des Großen. Phil. Diss. Erlangen 1933, S. 73–75.
- 13 Köhl: Geschichte (wie Anm. 3), S. 115–137; v. Humboldt, Alexander: Über den Zustand des Bergbaus in den Fürstentümern Bayreuth und Ansbach 1792 (= Freiburger Forschungshefte D 23). Berlin (Ost) 1959; Hein, Wolfgang-Hagen/Arnold, Eberhard/Zürl, Fritz: Alexander von Humboldts Generalerfahrungsberichte der fränkischen Gruben im Jahre 1795. Teil I Bericht über das Nailaer Bergamts-Revier, in: Archiv für Geschichte von Oberfranken 72 (1992), S. 343–398, Teil II Bericht über das Wunsiedler und das Goldkronacher Revier, in: ebd. 73 (1993), S. 147–171.
- 14 v. Meyer: Nachrichten (wie Anm. 9), S. 113.
- 15 Ebd. S. 114–125, Zit. 122; Fikenscher: Beiträge (wie Anm. 9), S. 195–225, Zit. 196. Aus Reiseberichten z.B. Gercken, Philipp Wilhelm: Reisen durch Schwaben, Baiern, die angrenzende Schweiz, Franken, die Rheinische Provinzen und an der Mosel in den Jahren 1779–1783. Teil II. Stendal 1788, S. 402.
- 16 Schmidill: Geschichte (wie Anm. 3), S. 77–79.

- 17 Burger-Segl: Goldbergbau-Museum (wie Anm. 3), S. 97–99; Fikenscher: Beiträge (wie Anm. 9), S. 195; Czaya: Silberbergbau (wie Anm. 7), S. 16ff.
- 18 Ebd., S. 23–47; Burger-Segl: Goldbergbau-Museum (wie Anm. 3), S. 75f.; Köhl: Geschichte (wie Anm. 3), S. 125–131.
- 19 Czaya: Silberbergbau (wie Anm. 7), S. 23f., 98. Allg. zur Verbreitung technischen Fortschritts durch Knappenwanderung vgl. Henning: Handbuch (wie Anm. 3), S. 566–568.
- 20 Czaya: Silberbergbau (wie Anm. 7), S. 23f.; Stahl: Bergleute (wie Anm. 7), S. 12ff.; Schmidill: Geschichte (wie Anm. 3), S. 84–88.
- 21 Zit. nach Czaya: Silberbergbau (wie Anm. 7), S. 89f.
- 22 Ebd., S. 84.
- 23 Zit. nach ebd., S. 30.
- 24 Burger-Segl: Goldbergbau-Museum (wie Anm. 3), S. 94.
- 25 Immermann's Fränkische Reise (wie Anm. 1), S. 96; Schmidill: Geschichte (wie Anm. 3), S. 85; Burger-Segl: Goldbergbau-Museum (wie Anm. 3), S. 84f.
- 26 Schwarz: Untersuchungen (wie Anm. 7), bes. S. 79–89; Stahl: Bergleute (wie Anm. 7), S. 14–16; Czaya: Silberbergbau (wie Anm. 7), S. 99–120.
- 27 Ebd., S. 90;
- 28 Czaya: Silberbergbau (wie Anm. 7), S. 94f.
- 29 Ebd., S. 165–189; Stahl: Bergleute (wie Anm. 7), S. 34–38.
- 30 Ebd., S. 123–135.
- 31 v. Meyer: Nachrichten (wie Anm. 9), S. 115–122, listet sämtliche Bayreuther Gruben und Zechen in den Revieren Goldkronach, Wunsiedel und Naila auf.
- 32 Zit. nach Czaya: Silberbergbau (wie Anm. 7), S. 155.
- 33 Zit. nach ebd., S. 146.
- 34 Ebd., S. 136–156; Burger-Segl: Goldbergbau-Museum (wie Anm. 3), S. 90f.
- 35 Czaya: Silberbergbau (wie Anm. 7), S. 157–189.
- 36 Zit. nach ebd., S. 194.

Norbert Trebes

Der nördliche Frankenwald – kleine Region mit großer Industrie- und Sozialgeschichte

Seit Jahrhunderten spielte im Frankenwald die Entwicklung des Bergbaus und vielfältiger Industriezweige eine wichtige wirtschaftliche Rolle im Leben der Menschen, was sich auch in gesellschaftlichen Prozessen und bestimmten Berufszweigen bis heute deutlich niederschlägt. So führte diese, auch aus überregionalem Blick bemerkenswerte Situation gerade im Bereich der Arbeiterbewegung und der durch diese ausgefochtenen Arbeitskämpfe zu einer ungewöhnlichen politischen Kultur.

Der Frankenwald hat eine besondere Geschichte – wirtschaftlich, sozial und dadurch auch politisch. Mit seinen bewaldeten Hochflächen zieht er sich, teilweise bis auf fast 800 Meter ansteigend, vom Fichtelgebirge nach Nordwesten, wo er jenseits des historischen Saumpfad's Rennsteig in den Thüringer Wald übergeht. Vor allem hier, im nördlichen Teil, dem früheren Bezirksamt/Landkreis Teuschnitz, und im anschließenden thüringischen Gebiet um Lehesten hatten sich seit dem Spätmittelalter ein starker Bergbau und ein bemerkenswertes protoindustrielles Gewerbe ent-

wickelt, aus dem im späten 19. Jahrhundert eine dichte Industrie auf dem Lande wurde. Durch sie entstanden eine so starke Arbeiterbewegung und die entsprechende politische Kultur, dass dieser fränkisch-thüringische Grenzraum unter den ländlichen Regionen Deutschlands im Kaiserreich und in der Weimarer Republik ein ganz ungewöhnliches Bild bietet.

1. Bergbau: Schiefer, Metalle, Kohle

Der Schieferbergbau reicht vor allem im thüringischen Lehesten bis in das Mittelalter zurück. Der dort gebrochene hochwertige Schiefer wurde erstmals in einer Rechnung von 1485 erwähnt: Nach dem Abriss des alten Schieferdaches des Schlosses in Teuschnitz wurden für die Neueindeckung 47 Fuhren Dachschiefer aus dem wenige Kilometer entfernten Lehesten geliefert. Da eine Schiefereindeckung kaum weniger, meist mehr als 100 Jahre hält, wurde das Leyenhandwerk¹ in Lehesten möglicherweise bereits in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts oder früher betrieben. Allgemein sind Schieferdächer auf Abbildungen von Burgen, zum Beispiel im Sachsenspiegel, schon aus Mitte des 13. Jahrhunderts bezeugt. Seit jener ersten Erwähnung im späten 15. Jahrhundert nahmen die Hinweise auf Schiefertransporte aus Lehesten immer mehr zu. Zudem wurden in dessen Umgebung, vor allem nördlich und östlich, während der nächsten Jahrhunderte ständig neue Vorkommen erschlossen. In geringerem Umfang geschah dies auch im benachbarten Westen bei Ludwigsstadt und Lauenstein, die zum hohenzollern'schen Markgraftum Bayreuth gehörten; allerdings reichten diese Vorkommen an die Qualität des Lehestener Dachschiefers nicht heran. Seit 1651 mit Stadtrecht, entwickelte sich Lehesten zu einem Zentrum

des Schieferbergbaus, das eine ständig steigende Nachfrage weit über die Region hinaus befriedigen konnte. Auch Alexander von Humboldt, der als preußischer Bergassessor 1792 die Brüche besuchte, war von ihrem Ausmaß und der Qualität des Schiefers beeindruckt.

Seinen Höhepunkt erreichte der Schieferbergbau ein Jahrhundert später mit bis zu 40 ober- und unterirdischen Brüchen in der näheren und weiteren Umgebung von Lehesten, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zahlreiche Ingenieure und mehrere tausend Arbeiter beschäftigten. Die größten Betriebe waren der ‚Herrschaftsbruch‘ mit rund 600 und der ‚Oertelsbruch‘ mit 800 Beschäftigten in den besten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg. Etwa zwei Drittel dieser Arbeiter kamen aus dem benachbarten Teuschnitzer Raum, teilweise auch bis aus dem südlich davon gelegenen Bezirksamt Kronach. Mit hohen bergbautechnischen Leistungen wurde das Rheinland, bis zur Jahrhundertmitte die wichtigste deutsche Schieferregion, überflügelt. Ende der 1870er Jahre war Lehesten schließlich zum Marktführer auf dem Kontinent geworden und schickte sich an, die noch leicht in Führung liegende englische Konkurrenz zu überrunden. Von entscheidender Bedeutung war dabei der Eisenbahnanschluss der Lehestener Gruben 1885, durch den sich der Transport entscheidend beschleunigte und erweitern konnte. Über das nahe gelegene Ludwigsstadt wurden die großen Gruben mit dem deutschen und dem europäischen Netz verbunden.

Das Leben der Arbeiter war hart. In den unterirdischen Stollen herrschte durch den Abbau und vor allem durch häufige Sprengungen eine hohe Staubbelastung, aber auch in den oberirdischen Spalthütten war sie nicht gering. Der sehr lungengängige

Quarz, der rund 44 Prozent des Schiefers ausmacht, verursachte die Staublungenkrankheit Silikose, durch die viele Arbeiter schon vor Erreichen des 50. Lebensjahres vom Lungentod bedroht waren. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg gelang ihre vollständige Bändigung. Bedrückend wirkte sich oft auch die weite Entfernung des Wohnortes zu den Schiefergruben aus. Da nur relativ wenige Arbeiter aus den grenznahen Gemeinden des Teuschnitzer Bezirks sie täglich erreichen konnten, mussten sehr viele wöchentlich pendeln, das hieß, in der Nacht von Sonntag auf Montag ihre Heimatdörfer verlassen und die Nächte bis zum Samstag in Schlafsälen mit 200 oder 300 Betten dicht nebeneinander liegend verbringen. Ein Mitarbeiter der Frankfurter Dachdecker-Zeitung, der 1897 die Brüche besuchte, berichtet erschüttert von „*Arbeitssklaven*“ mit schlechter Bezahlung und häufigen Lungenkrankheiten: „*Wer körperlich verkommene Menschen sehen will, möge sich die Schieferbrucharbeiter Frankens und Thüringens ansehen [...] Trotz der sehr gesunden Bergluft hat hier die teuflische Proletarierkrankheit geradezu vernichtend gewüthet.*“

Wie eng die Schieferbranche zwischen den Gruben im thüringischen Lehesten und dem Gewerbe im fränkischen Bezirksamt Teuschnitz verknüpft war, zeigt die Schiefertafelproduktion samt Griffelherstellung. Sie entwickelte sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunächst als Hausindustrie vor allem in Ludwigsstadt, Lauenstein, Nordhalben und Ebersdorf mit bald über 600 Beschäftigten, verlagerte sich dann zunehmend in Fabriken und gelangte schon 1862 auf den ersten Platz in Europa. 1910 zum Beispiel wurden im nördlichen Frankenwald mehr als 10 Millionen Schiefertafeln hergestellt. Infolge des Ersten Weltkriegs, durch den die aus-

ländische Konkurrenz wesentlich erstarkte, erlitt allerdings dieser Zweig ebenso wie die Lehestener Dachschieferindustrie deutliche Einbußen. Der Boom um 1900 ließ sich nicht wiederholen. Doch trotz erheblicher Konjunkturschwankungen in der Zwischenkriegszeit mit zeitweise gravierendem Produktionsrückgang blieb die Schieferindustrie insgesamt auf hohem Niveau. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg gelang noch einmal ein Aufschwung – bis zum Mauerbau 1961 weiterhin mit westdeutschen Arbeitern aus dem Teuschnitzer Raum. Doch nach dem Ende der DDR zeichnete sich ein rasches Ende ab; die letzte Grube bei Lehesten wurde vor 2010 geschlossen. Auf der fränkischen Seite endete der Schieferabbau im letzten Bruch ‚Ferdinand‘ bei Ludwigsstadt schon zu Beginn der 1960er Jahre.

Seit dem 15. Jahrhundert – mindestens seit 1486 – gewannen in der Gegend um Ludwigsstadt auch Kupferproduktion und technische Silbergewinnung Bedeutung. Mit dem damals modernen Saiger-Verfahren, einer um 1450 in Nürnberg entwickelte Technik zur Gewinnung von hochwertigem Kupfer und Silber, entstand eine Protoindustrie, die weit über die Region hinaus bis Nürnberg und Leipzig vernetzt war. Nach einem Stillstand durch die Wirren des Dreißigjährigen Krieges wurden die Hütten als Kupfer- und Eisenhämmer wieder in Betrieb genommen; 1790 beschäftigte z.B. der ‚Stiellersche Hammer‘ neben rund 15 fest angestellten Arbeitern je nach Jahreszeit noch bis zu 50 Tagelöhner, Holzmacher und Köhler. Zum Teil blieben diese Produktionsstätten bis in das späte 19. Jahrhundert bestehen. Sie sind in der Region durchaus noch in Erinnerung, und auch die Ortsnamen Ober- und Unterneuhüttendorf – inzwischen nach Ludwigsstadt eingemeindet – bezeugen sie.

1765 wurde in der Umgebung von Stockheim, rund zehn Kilometer nördlich Kronach, hochwertige Steinkohle entdeckt. Im 19. Jahrhundert nahm der Abbau unter der auswärtigen Gutsbesitzerfamilie der Freiherren von Swaine, die 1841 eingestiegen war, solchen Aufschwung, dass auf dem Höhepunkt 1859 etwa 1.000 Bergleute aus zahlreichen Orten des Umlandes einfuhren. Stockheim war neben Peißenberg südlich von München zum wichtigsten Kohleförderort im rechtsrheinischen Bayern geworden, übertroffen nur von den Gruben in der Pfalz. 1908 gingen die Kohlegruben nach Produktionseinbrüchen an den bayerischen Staat über, stagnierten jedoch weiter, so dass die Belegschaft bis zum Ersten Weltkrieg auf unter hundert Beschäftigte sank und teilweise der Betrieb sogar stilllag. Nach einem erneuten Aufschwung in der ersten Hälfte der 1920er Jahre lösten sich bis zum Zweiten Weltkrieg Stillstand und Belegung mehrmals ab, auch in der Nachkriegszeit setzte sich diese unsichere Entwicklung fort – 1950 stieg die Beschäftigtenzahl kurzzeitig sogar auf fast 500 –, bis der Betrieb 1968 geschlossen wurde. Damit hatte der für eine Landgemeinde bemerkenswerte Glas- und Kohlestandort Stockheim seine beiden Hauptbranchen endgültig verloren. Er war bereits leidgeprüft: Die durch Produktionsunterbrechungen am Ende der Weimarer Republik ausgelösten sozialen Verwerfungen und Hungersnöte sind in der Gemeinde bis heute in Erinnerung.

2. Industrie: Glas, Porzellan, Heimgewerbe

Überdauert hat hingegen die Glasindustrie des nördlichen Frankenwaldes. Ihre Anfänge reichen zurück bis 1661, als aus

Thüringen – aus Piesau und Lauscha – zugewanderte Glasmeister mit einer ersten Glashütte in Kleintettau den Grundstein für die Bedeutung dieses Produktionszweiges im markgräfllich-bayreuthischen Amt Lauenstein, dem Norden des heutigen Landkreises Kronach, legten. Im 19. Jahrhundert gewann er dann auch in dessen südlichem Teil, dem Bezirksamt Kronach, Bedeutung. In Stockheim wurden Champagnergläser für den Weltmarkt hergestellt. Während dieser Betrieb in der Weimarer Republik in Schwierigkeiten geriet und anfangs der 1930er Jahre die Produktion einstellte, was zu starken sozialen Verwerfungen führte, konnten sich die bis zum Ersten Weltkrieg auf fünf Fabriken – darunter eine von Glasarbeitern seit 1912 betriebene Genossenschaftshütte – angewachsenen Tettauer Betriebe halten. Inzwischen zu zwei international agierenden Betrieben zusammengelegt, erfreuen sie sich einer guten Auftragslage und scheinen für die Zukunft gerüstet.

Im Amt Lauenstein begann für Franken auch die Herstellung von Porzellan, mit der in Deutschland Meißen im Jahr 1710 begonnen hatte. 1794, als dieser Bezirk durch den Übergang Ansbach-Bayreuths an Berlin für ein Jahrzehnt preußisch war, entstand in Tettau mit königlichem Privileg ein Betrieb mit knapp 20 Beschäftigten, der in den nächsten Jahrzehnten kräftig wuchs. Auch wenige Kilometer entfernt in Schauberg, einem Ortsteil von Langenau, wurde anstelle eines seit 1712 ansässigen Blaufarbenbetriebs 1813 eine ähnliche Fabrik errichtet. Während die Fabrik in Tettau bis um 1900 auf mehr als 400 Arbeiter anwuchs und sich 1904 eine weitere ansiedelte, blieb die im kleinen Schauberg deutlich zurück. In dem Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg entstanden im Bezirksamt Teuschnitz noch wei-

tere Fabriken in Pressig, Ludwigsstadt und Steinbach am Wald. Südlich, im Landgericht/Bezirksamt Kronach, begann die Porzellanherstellung 1827 bis 1830 in Küps. 1834 etablierte sich auch eine erste Fabrik in Kronach, und um die Jahrhundertmitte kam es zu einem regelrechten Porzellanboom an acht Standorten; allein die größte Firma Rosenthal beschäftigte 1913 über 300 Arbeiter. Heute existiert im Süden des Landkreises Kronach nur noch die Fabrik in Küps, im Norden konnten sich Tettau, Pressig und Steinbach am Wald behaupten.

Über 1.000 Personen beschäftigte 1913 ein vielfältiges, in diesem landwirtschaftlich ertragsarmen Raum oft seit Generationen betriebenes Heimgewerbe: Spitzenklöppelei, Handstickerei und Handweberei, Maskenherstellung, Glasperlenproduktion, Handschuhmacherei. Schließlich entstand seit 1890 in mehreren Orten des oberen Frankenwaldes eine fabrikmäßige Zigarrenherstellung – 1935 mit rund 600 Arbeiterinnen –, die jedoch in der Kriegs- und Nachkriegszeit wieder unterging. Das im Frankenwald so reich vorhandene Holz diente nicht nur als Rohstoff oder Energie für Schieferverarbeitung, Metallgewinnung und Glas- wie Porzellanherstellung in der Region. Es war auch ein Exportprodukt, für das sich, gleichfalls bereits im Spätmittelalter, eine stetig wachsende Flößerei entwickelte. Jahrhundertlang transportierte sie Baumstämme zum Main, zum Rhein und bis nach Holland, bis sie durch die Eisenbahn allmählich zurückgedrängt, seit den 1930er Jahren dann ganz eingestellt wurde. Heute veranstalten ehemalige Flößerorte im südlichen Landkreis Kronach, vornehmlich Wallenfels, jeden Sommer kleine regionale Floßfahrten als Touristenattraktion.

3. Arbeiterbewegung

Die starke ‚disperse‘ Industrialisierung des oberen Frankenwaldes hatte seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Auswirkungen, die besonders an den Wahlen zum Reichstag seit 1871 abzulesen sind. Das Bezirksamt Teuschnitz bildete zusammen mit den Bezirksamtern Kronach, Lichtenfels, Staffelstein und Stadtsteinach einen Wahlkreis, in dem ein Abgeordneter mit absoluter Mehrheit – eventuell durch Stichentscheid – gewählt wurde. Seit 1878 mit dem Nürnberger Schlosser Johannes Scherm erstmals auch ein sozialdemokratischer Kandidat antrat, erreichte dieser im Bezirk Teuschnitz erstaunliche Werte. Während die vier anderen Bezirke in der Regel konservative Hochburgen waren, wurde Teuschnitz, obwohl überwiegend katholisch, eine linke Hochburg. Wenn Scherm im gesamten Wahlkreis in die Stichwahl gelangte wie 1890, erreichte er in zahlreichen protestantischen Gemeinden mehr als 90, ja bis zu 99 Prozent. Aber auch katholische Orte wie Reichenbach und Haßlach stimmten mit 83, Nordhalben mit rund 70, die Stadt Teuschnitz mit fast 60 Prozent für ihn. Nur wenige katholische Gemeinden abseits der Industrie gaben Scherm 10 oder weniger Prozent. Insgesamt erhielt er im Bezirksamt Teuschnitz gut zwei Drittel aller Stimmen, verfehlte jedoch die Mehrheit im Wahlkreis, da ihm von den vier anderen Bezirksamtern lediglich Kronach mit über 30 Prozent ein respektables Ergebnis brachte. Bei den Stichwahlen 1898 – nochmals Scherm – und 1912 – Seelmann – stimmten drei Gemeinden des Teuschnitzer Bezirks sogar mit 100 Prozent für den Sozialdemokraten. Doch obwohl dieser 1912 auch in den vier anderen Bezirken zulegte, verfehlte er den Einzug in den Reichstag knapp.

Diesen außergewöhnlichen Wahlergebnissen entsprach es, dass eine auffallende Gewerkschafts- und Parteistruktur entstand. Vorbild waren die Porzelliner in Schney bei Lichtenfels. 1885, noch während des Sozialistengesetzes, traten Tettauer Arbeiter zunächst dem behördlich genehmigten liberalen Hirsch-Duncker'schen Gewerkverein bei, schlossen sich jedoch nach dem Ende des Ausnahmegesetzes in großer Zahl den nun geduldeten sozialdemokratischen, den Freien Gewerkschaften an. An der Spitze standen die Tettauer Glasarbeiter, die 1905/1906 sogar zu nahezu 100 Prozent organisiert waren. 1903 entstand in Kronach ein Arbeitersekretariat für den gesamten Reichstagswahlkreis, das erste in Oberfranken. Aus einem wachsenden Gefühl proletarischer Verbundenheit bildete sich durch sozialdemokratisch dominierte Konsumvereine, durch Feste und große Maifeiern sowie durch außergewöhnliche Bildungsbemühungen in den zwei Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg ein ausgeprägtes Klassenbewusstsein. Das schlug sich, nachdem das bayerische Vereinsgesetz 1898 liberalisiert worden war, in einem regelrechten Gründungsboom sozialdemokratischer Ortsvereine nieder. Er begann im Bezirk Kronach, entfaltete sich jedoch besonders im Bezirk Teuschnitz mit rund 20 Gründungen.

Hier wurden auch, was im gesamten Reich nur selten vorkam, 1904 und 1912 als Konsequenz aus großen Arbeitskämpfen zwei Fabriken durch Arbeiter gegründet. Während die kleinere, eine Porzellanfabrik, aufgrund finanzieller Schwierigkeiten bald wieder in Unternehmerhände geriet, konnte sich die Genossenschaftshütte der Glasarbeiter im Tettauer Ortsteil Alexanderhütte behaupten, überstand mit Unterstützung der Zentrale des Glasarbeiterverbandes in Berlin Krieg und Nachkriegszeit

und fungierte in der Gewerkschaftspresse der Weimarer Zeit als eine Art Modell. Allerdings geriet auch sie allmählich in den Sog kapitalistischen Wirtschaftens. Diese Hütte beliefert bis heute den internationalen Markt.

4. Arbeitskämpfe

Im Jahrzehnt vor 1914 war der nördliche Frankenwald Schauplatz höchst bemerkenswerter Arbeitskämpfe. Im Tettauer Raum wurden Arbeitskämpfe geführt, die, auch wenn die Betriebe nicht mit denen der großen Industrieregionen zu vergleichen sind, durch ein ungewöhnliches Maß an Kampfeswillen und Solidarität eine Intensität und Dauer wie kaum sonst wo erreichten. Die ersten nennenswerten Kämpfe, die der Bergleute der Stockheimer Kohlegruben in den Depressionsjahren 1876 und 1885, ebenso wie Porzellanarbeiterstreiks in der Firma Rosenthal in Kronach 1902 und in Burggrub 1905 – alle im Bezirk Kronach – blieben noch erfolglos. Dagegen trafen die Unternehmer im Bezirk Teuschnitz auf eine interessenbewusste Arbeiterschaft von großer Geschlossenheit, wie ja ihr Wahlverhalten zeigte; sie nahm auch lang andauernde Konflikte in Kauf, um bessere Löhne und Arbeitsverhältnisse durchzusetzen. Daher wurde die obere Frankenwaldregion von 1903 bis 1914 von nicht weniger als zehn Arbeitskämpfen erschüttert! In sechs Fällen waren sie mit durchschnittlich vier Wochen Dauer noch einigermaßen begrenzt; vier große hingegen, alle in den Tettauer Betrieben, umfassten zwischen 1903 und 1912 einen Gesamtzeitraum von fast 120 Wochen. Das sprengte alles Gewohnte.

Der erste Kampf 1903/1904, 45 Wochen lang von Porzellinern mit großer Erbitterung geführt, brachte viele bisher

Nichtorganisierte in die Gewerkschaft und führte unter den Streikenden sogar zur Gründung einer eigenen Porzellanfabrik. Drei weitere Ausstände betrafen die Tettauer Glasbetriebe, wo eine fast zu 100 Prozent gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft mit großer Solidarität erheblich bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen sowie eine Arbeitsplatzgarantie für sämtliche Streikende durchsetzen konnte. Vor allem der letzte, über 30 Wochen dauernde Großstreik 1911/1912 erreichte, begünstigt durch eine gute Konjunktur, wahrhaft Erstaunliches: Die Unternehmer gingen für alle Tettauer Hütten einen großzügigen einheitlichen Tarifvertrag ein, billigten den Arbeitern eine damals ungewöhnliche Mitbestimmung zu, erkannten die Gewerkschaft als gleichberechtigten Verhandlungspartner an und akzeptierten Betriebsräte sowie Vertrauensmänner. Mehr Arbeiterrechte waren in dieser Zeit kaum zu erreichen. So hat diese kleine Region vor dem Ersten Weltkrieg durchaus große Arbeitergeschichte geschrieben.

Die sichtlich erfolgreiche Kampfbereitschaft schlug sich auch politisch nieder. Die Arbeiter im Tettauer Raum standen auf dem linken Flügel der Arbeiterbewegung, so dass 1917, als sich die Sozialdemokratie über der Frage der Fortführung des Krieges spaltete, sämtliche SPD-Ortsvereine zur USPD übertraten, die offen ein sofortiges Kriegsende forderte. Sie erzielte hier denn auch nach der Novemberrevolution 1918 bei der Reichstagswahl im Januar 1919 in den Gemeinden sensationell über 80 Prozent, bei der nächsten Wahl im Juni 1920 dann auch im gesamten Bezirk Teuschnitz die relative Mehrheit von rund 40 Prozent. Die SPD blieb unter 20 Prozent. Denn ein Großteil der Arbeiter lehnte die rasche Beendigung der Revolution durch die SPD-Führung unter Friedrich Ebert

ab und wollte eine Räteverfassung. Die Ermordung Kurt Eisners, des Vorsitzenden der bayerischen USPD und Ministerpräsidenten, empörte tief: In allen Betrieben ruhte die Arbeit, es gab einen gewaltigen Demonstrationszug, und eine Delegation von Arbeiterräten aus dem ganzen Bezirk reiste zur Beisetzung nach München. Kurz darauf schockierte die blutige Niederschlagung der Münchner Räterepublik im Mai 1919 die Arbeiter. Diese sahen sich auch wirtschaftlich bedrängt, zunächst durch Produktionseinschränkungen oder Fabrikstilllegungen, dann durch die 1923 schließlich galoppierende Inflation.

Als sich 1922 die USPD zum größeren Teil wieder mit der SPD vereinigte, zum kleineren in der KPD aufging, folgten viele Arbeiter, auch katholische, letzterer, die deshalb in nicht wenigen Gemeinden des Tettauer Raumes die Mehrheit errang. Die hohe Arbeitslosigkeit nach der Währungsumstellung 1924/1925, als die Schieferbrüche ebenso wie Glas- und Porzellanfabriken oft ein halbes Jahr stilllagen, bestärkte diese Haltung. Auch die Erholung von 1926 bis 1928 währte zu kurz, um mäßigend zu wirken. Erst als im Sog der Weltwirtschaftskrise die Arbeitslosenzahlen ab 1930 in die Höhe schnellten – die „Not im Frankenwald“ wurde durch eine reichsweit beachtete Ausstellung in Berlin 1931 geradezu zu einem Begriff für die deutsche Misere – und eine neue Bewegung mächtigen Sog ausübte, veränderte sich die politische Kultur zum Teil tief. Die einst beherrschende Sozialdemokratie, die bereits stark an die Kommunisten verloren und in katholischen Gemeinden, vor allem im Bezirk Kronach, zunehmend durch die BVP Einbußen erlitten hatte, wurde nun massiv von den Nationalsozialisten bedrängt. Die NSDAP drang in alten SPD-Hochburgen besonders des Thüringen

benachbarten Raumes Ludwigsstadt, wo die Bevölkerung protestantisch war, rasch vor, oft bis zur absoluten Mehrheit. Dennoch blieb der gesamte Tettauer Raum, ob katholische oder protestantische Gemeinden, bis zuletzt, bis zu der nur mehr halb-freien Reichstagswahl vom 5. März 1933, links: SPD und KPD errangen noch einmal mehr als 75 Prozent der Stimmen!

Eine vom Bergbau, vornehmlich auf Schiefer, begründete und durch Glas- und Porzellanfabriken erweiterte industrielle Arbeitswelt hatte in einem ländlichen Bezirk konfessionsübergreifend eine auffallend klassenbewusste und kampfbereite Arbeiterbevölkerung geschaffen. Durch sie war der Frankenwald im späten 19. und im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts zum Schauplatz einer ungewöhnlichen politi-

schen Kultur geworden, die auch überregional Aufsehen erregte.

Dr. Norbert Trebes, geb. 1949 im Frankenwald, studierte Deutsch, Geschichte und Sozialkunde in Erlangen-Nürnberg, Oberstudienrat in Kronach, zahlreiche Veröffentlichungen und Vorträge zur Sozialgeschichte und politischen Geschichte des Frankenwalds im 19./20. Jahrhundert, vor allem „Zur hundertjährigen Geschichte der Gewerkschaften im Frankenwald“, 2003 und „Die Freie Arbeiterbewegung im ländlichen Raum vor dem Ersten Weltkrieg. Der Bezirk Teuschnitz (Frankenwald) als Beispiel“, 2008. Seine Anschrift lautet: Reichenbacher Straße 23, 96358 Teuschnitz.

Quellen:

Akten des Staatsarchivs Bamberg und des Stadtarchivs Nürnberg; Beiträge zur Statistik Bayerns; Zeitungen (Bayerisches Wochenblatt, Fränkische Tagespost, Fränkische Volkstribüne, Fränkischer Wald, Kronacher Tagblatt [seit 1904 Fränkische Presse], Ludwigstädter Correspondent, Nordhalbener Grenzboten, Saalfelder Volksblatt sowie die Gewerkschaftszeitungen ‚Die Ameise‘ und ‚Der Fachgenosse‘).

Literatur:

Norbert Trebes: Zur hundertjährigen Geschichte der Gewerkschaften im Frankenwald. Kronach 2003.

Anmerkung:

1 Leyen ist Schiefer.

Versteckter Bergbau in Franken? – Relikte des Bergbaus in bestehenden und anderweitig genutzten Hohlräumen in Franken

In Franken haben sich weit mehr reale Bergbauspuren erhalten als bisher angenommen. Da diese Relikte meist in dicht bebauten Gebieten wie Städten und Dörfern liegen und besonders in jüngeren Kelleranlagen zu finden sind, muss häufig die Orts- geschichte in manchen Bereichen neu geschrieben oder ergänzt werden.

Einleitung

Der ehemalige Bergbau, ob Tagebau oder Untertagebau, hat als Primärbetrieb mit den nachgeordneten Handwerkszweigen, die als Sekundär- und Tertiärbetriebe unmittel- oder mittelbar mit den Bergbauerzeugnissen zusammenhängen, in der Landschaft Spuren hinterlassen, die sich bis heute erhalten haben.¹ Die Bandbreite der Narben, die der Mensch durch den Berg-

bau im Gelände hinterlassen hat, ist groß: Bergbausiedlungen, Ausbau von Handelswegen/Hohlwegen, von schiff- bzw. flößbar gemachten Flussläufen samt Schiffsländen, Hammerwerke, Abraumbalden, Köhlereien und Hochöfen, großflächig gerodete Waldflächen, schließlich bis hin zu modernen Bergarbeitersiedlungen u.a. Man findet sie zum Teil bis heute im Gelände. Erst in der Gesamtschau zeigt sich ein vielschichtiges Bild der Veränderung von einer Naturlandschaft zur Kulturlandschaft und weiter zur Industrielandschaft – bedingt durch den Bergbau und besonders durch seine vielschichtigen Verflechtungen mit anderen Gewerben. Diese als Bergbaufolgelandschaften bezeichneten Gebiete, die auch eine spezifische Gattung von Denkmälern hervorgebracht haben, gilt es zu erkennen, zu dokumentieren und in ihrer Existenz der Nachwelt zu erhalten und zu bewahren.²



Abb. 1: Verflechtungen des Tage- und Untertagebergbaus mit den Veränderungen der Landschaft durch den Menschen

(Entwurf: Bernhard Häck, Graphik: Dr. Roland Lindacher).³

Herausforderungen für die bayerische Denkmalpflege

Die besonderen Schwierigkeiten bei der Datenerfassung sowie bei Sicherungs- und Sanierungsmaßnahmen haben dazu geführt, dass die montanhistorischen Relikte lange Zeit oft stiefmütterlich behandelt wurden. Der relativ neue interdisziplinäre Wissenschaftszweig der Industrie- und Montanarchäologie hat sicher dazu beigetragen, dass die Montanhistorie verstärkt in den Fokus des Denkmalschutzes gerückt ist. In Bayern wird dies erst seit Beginn 2012 in Form eines Modellprojektes praktiziert.⁴ Doch erste montanarchäologische Forschungen⁵ haben bereits unter dem Museumsleiter und Universitätsgelehrten Johannes Ranke (1836–1916) und vor allem später dann durch seinen Schüler Paul Reinecke (1872–1958) stattgefunden; dieser hat sich zwischen 1908 und 1937 u.a. mit dem vorrömischen Eisenerzbergbau beschäftigt.⁶ Einige seiner damaligen Lokalisierungen sind heute nur noch schwer oder gar nicht mehr im Gelände wiederzufinden, fanden doch zwischenzeitlich zu viele Baumaßnahmen und landwirtschaftliche Geländearbeiten statt.

Den Versuch, anhand verschiedener morphologischer Besonderheiten der Grubenbaue eine gewisse Typisierung und dadurch auch eine Datierungshilfe zu erhalten, unternahmen K. Schwarz et. al.;⁷ dabei wurden auch die Probleme bei der Inventarisierung dargestellt. Erst die systematische und 1903 begonnene „Inventarisierung der Bodenaltertümer des Königreichs Bayern“ führte zur Entdeckung zahlreicher neuer Grubenfelder in Bayern.

Meist haben sich die Relikte unserer Vorfahren nicht in Texten oder Bildern erhalten; die schriftliche Überlieferung des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen

Bergbaus ist bruchstückhaft oder gar nicht vorhanden. Besser dokumentiert sind die Besitz- und Rechtsverhältnisse und die Verwaltungsstrukturen. Zugenommen haben schriftliche Zeugnisse erst seit dem 18. Jahrhundert, als meist aus politischen Erwägungen sogenannte Landesbeschreibungen verfasst wurden. Beispielhaft sei der „Bericht über das Fürstentum Bayreuth in napoleonischer Zeit“ aus der Feder von Camille de Tournon aus dem Jahre 1809 erwähnt,⁸ der über die Städte, Bewohner, Finanzen, Ressourcen, Waldnutzung, Gewerbe, Klima und vieles mehr berichtete und so seinem Vorgesetzten ein Abbild des Landes vorführte. Wo derartige Quellen fehlen, fungiert die Archäologie als Bindeglied zwischen den historisch meist nur im Boden vorzufindenden Sachkulturen bzw. Realien und der Rekonstruktion mit den Mitteln der Historiker.

Seit 2009 gibt es am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege eine Stelle, die sich speziell mit unterirdischen Denkmälern wie Höhlen, Kellern und – wie im vorliegenden Fall – montanhistorischen Relikten, also Bergwerksstollen, befasst. Ihre Aufgabe ist es in erster Linie, die Verantwortlichen vor Ort bei der Bestandsaufnahme und Denkmalbewertung sowie beim Erstellen eines möglichen Erhaltungskonzeptes zu unterstützen. Die Dokumentation der unterirdischen Hohlräume gestaltet sich meist sehr aufwendig; oft sind spezielle Befahrungs- und Vermesstechniken notwendig.

Das Erkennen von Bergbaurelikten

Die erwähnte Bergbaufolgelandschaft unterliegt nicht nur den natürlichen, sondern besonders den anthropogenen Kräften der Zerstörung. Die in der freien Natur, im freien Gelände noch sichtbaren Bergbau-



Abb. 2: Stadt Bayreuth: Gangprofil durch eine Wasserseige (Photo: Bernhard Häck, BLFD).

spuren lassen sich meist deutlich erkennen. Schwieriger wird es schon in den modernen Ballungsräumen, wo in den Städten und Dörfern durch den Straßen- und Hausbau das ehemalige Gelände derart zerstört/planiert und modelliert bzw. nivelliert ist, dass wir an der Erdoberfläche keine Bergbauspuren mehr erkennen können. Erhalten haben sie sich fast nur noch als Flurnamen oder alte Ortsbezeichnungen, durch Feld- und Flurkreuze oder in den Erzählungen der Alten.

Bei der Bearbeitung verschiedenartiger Hohlräume in Franken hat sich immer wieder erwiesen, dass man beispielsweise innerhalb von Keller- oder Seigeranlagen auch Relikte von Bergbau finden kann, die bisher übersehen worden sind. So zeigen sich innerhalb der Kelleranlagen meist ältere Bergbaustollen in Form von Prospektions- bzw. Explorationsstollen, die an

Hohlwegen/alten Handelsstraßen auf der Suche nach den Ressourcen unserer Erde in den Untergrund geschlagen wurden. War die Suche erfolglos, wurden meist einige Zeit später an der gleichen Stelle kleinere Urkeller eingeschlagen, die zur kurzfristigen Unterbringung der Handelsware dienten; als Explorationsstollen angelegte Bergbauspuren wurden also zu kleineren Warenkellern erweitert. Das geschah so seit dem hohen Mittelalter; zu Beginn der Neuzeit wurden diese Urkeller dann meist baulich überprägt und erweitert, weshalb innerhalb der Kelleranlagen oft auch eine mehrphasige Funktionalität festzustellen ist. Die heutigen Keller, wie wir sie kennen, geben die letzte Bauphase bzw. Erweiterungs- und Nutzungsphasen aus der Zeit vom 17. bis weit in das 19. Jahrhundert, vereinzelt auch bis in das frühe 20. Jahrhundert, an; erst seither dienten die Keller als Lagerplatz für Flüssigkeiten. Einige solche bisher unbekannten Bergbauspuren in Kelleranlagen oder auch in Städten und Dörfern, bei denen niemand mit derartigen Resten gerechnet hatte, sollen nachfolgend kurz vorgestellt werden.

Mehrphasige Stollenanlage unter der ehemaligen Spinnerei in Bayreuth

Aufgrund eines Tagbruches im Johann-Stumpf-Weg werden seit 2009 die Hohlräume im Stadtgebiet von Bayreuth sukzessive dokumentiert. Bei diesen Arbeiten zeigten sich bisher unbekannte Explorationsstollen und Wasserseigen meist aus dem späten Mittelalter und der frühen Neuzeit sowie großdimensionierte mehrphasige Kelleranlagen.⁹ Der Zugang zu der hier vorgestellten Stollenanlage erfolgt heute über einen Kanaldeckel auf dem Gelände der ehemaligen Spinnerei, die hier seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bis nach dem

Zweiten Weltkrieg ansässig war. Über einen aus Ziegelsteinen gemauerten Schacht (ehemals ein Bauhilfsschacht) steigt man etwa 6 m tief in den Untergrund ein. Die Streckenführung beläuft sich derzeit auf 320 m Gesamtlänge, wobei sich die Stollenanlage aus mehreren, meist orthogonal zueinander verlaufenden Teilstrecken von bis zu 75 m Länge zusammensetzt. Die Raumkubatur ist meist hochoval in den anstehenden Burgsandstein geschlagen und hat eine Breite zwischen 0,50 bis 0,80 m bei einer Ganghöhe von 1,20 bis 4,20 m. Teile der Stollenführungen stehen unter Wasser oder sind beim Bau der noch stehenden Gebäude zerstört worden. Die unterschiedlichen Führungstrecken wurden immer wieder tiefer gelegt (bedingt durch Vermessungsfehler oder auch dem sinkenden Wasserstand folgend), weshalb sich diese innerhalb der Stollenführungen als Schlüssellochprofile zeigen.

Zur Entstehung und Nutzung der Stollenanlage als Bergwerk und für die barocke Gartenanlage von St. Georgen bei Bayreuth

Nach dem Niederbringen von Bauhilfsschächten hatte man auf deren Schachtsohle die einzelnen Baulose im sogenannten Gegenortverfahren aufeinander zugeführt. Auftretende Messfehler erforderten eine Richtungskorrektur mit Einschluss von finalen Versicherungshaken, die sich heute noch recht deutlich im Grund- und Aufriss zeigen. Die Stollengänge wurden mit Keilhaue, anschließend mit Schlägel und Eisen in den Fels geschlagen; zuletzt arbeitete man die Wände mit dem Zweispitz nach, und in die Stollensohle wurde eine Rinne zur Ableitung des Wassers geschlagen. In kleinen ovalen bis runden Lichtnischen standen mit Talg oder Öl gefüllte Schalen

als Lichtquellen für die Bergarbeiter. Am Rande sei erwähnt, dass dieses Gegenortverfahren auch bei der Wasserleitung für den Barockgarten von Schloss Seehof bei Bamberg durch den Schammelsberg angewandt wurde.¹⁰ Die Anlage in Bayreuth teilt sich in einen südlichen, älteren und feuchteren Teil, der wohl in das ausgehende Mittelalter oder die frühe Neuzeit zu datieren ist, und in einen nördlichen, jüngeren und trockeneren, der vom Beginn der Neuzeit bis zum Anfang der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Untergrund geschlagen wurde.

Bis in diese zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war das Gelände über der Stollenanlage als „Hintere Peunt“ bekannt, eine Fläche, die der wirtschaftlichen Nutzung nicht zuträglich war. Von hier aus führten zwei Hohlwege, die derzeitige Markgrafenallee und Brandenburger Straße, in Richtung des heutigen St. Georgen. Nordwestlich ersterer lagen zwei kleinere, den Hohlweg begleitende Hügel. Die Explorations- und Wasserseigenstollen wurden also in ein unbebautes hügeliges Gelände gegraben. Im Zusammenhang mit der Untersuchung weiterer Stollenanlagen in St. Georgen und im Bereich der heutigen Justizvollzugsanstalt Bayreuth lässt sich vermuten, dass die Wasserseigen wohl im Zuge der Wassernutzung u.a. des „Brandenburger Sees“ und später auch für die barocke Gartenanlage von St. Georgen angelegt wurden. Der Weiher wurde erstmals 1499 erwähnt, im 16. Jahrhundert ausgebaut und schließlich von Erbprinz Georg Wilhelm (1668–1726) im Jahre 1722 schiffbar gemacht, jedoch 1775 zugeschüttet. Auf seinem Areal befindet sich heute ein Neubau- und Industriegebiet. Insgesamt hat man die Anlage also hauptsächlich zur Wasserführung für den Garten von St. Georgen geschaffen, wobei

das Bergwasser mit einem leichten Gefälle von Osten her kanalisiert zusammengeführt und weiter zum „Mutterschacht“ geleitet wurde.

Wesentlich ältere Stollenrelikte in Form von Explorationsstollen sind durch die einzelnen Teilstrecken der Wasserseigen angeschnitten worden. Bisher konnten zwei nordwest-südost verlaufende Prospektionsstollen in der östlichen Stollenanlage mit einem Gefälle nach Südosten von 8,62 Prozent bzw. 20,55 Prozent lokalisiert werden. Dies ist nachvollziehbar, da die Bergbaustollen immer mit einer leichten Steigung bergwärts angelegt wurden, um das Bergwasser abfließen zu lassen. Anhand der bisherigen Bauabfolgen ist eine grobe Datierung dieser Stollen derzeit nur in das ausgehende Mittelalter oder die frühere Neuzeit möglich.

Zur Durchführung der Arbeiten liegt im Stadtarchiv Bayreuth ein Schreiben des preußischen Königs Friedrich Wilhelm III. vom 16. September 1795 vor. Darin wird gewünscht, *„... dass die Untertanen anzumahnen sind, sich bei Grabung der Felsenkeller und Brunnen künftig der Bergleute zu bedienen, wodurch einerseits die Untertanen selbst bei diesen Arbeiten besser als bei gewöhnlichen Tagelöhnern stehen, andererseits aber auch für unseren Bergbau manche ersprießliche Entdeckung dabei gemacht werden kann.“*¹¹ Ein seltener Hinweis darauf, dass Bergleute auch Keller- und Brunnenanlagen graben sollen!

Bergbausiedlung und unterirdische Spuren in Weißenstadt (Landkreis Wunsiedel)

Seit 2010 werden in Weißenstadt im Fichtelgebirge Stollen- und Kelleranlagen zunächst durch ein Pilotprojekt, ab 2012 durch den Arbeitskreis Kellerforschung

Weißenstadt mit Unterstützung der dortigen Stadtverwaltung dokumentiert. Denn aufgrund eines Tagbruches mussten, um das Gefahrenpotential zu erkennen, auch die Hohlräume entlang der Bayreuther Staatsstraße näher untersucht werden. Dabei konnten nicht nur Keller-, sondern auch Wasserseigen und mögliche Explorationsstollen entdeckt werden.¹² In der Zusammenschau der bisherigen Ergebnisse, auch hinsichtlich der archäologischen Prospektionen, wird nun für das südliche, außerhalb des Stadtzentrums liegenden Areal eine Denkmallandschaft neu definiert werden müssen, die ein bis jetzt noch nicht klar einzugrenzendes Bergbauareal umfasst.

Etwa 450 m südlich der Stadtbefestigung liegt das ca. 150 x 300 m große Siedlungsareal einer mittelalterlichen Bergbausiedlung. Nun findet sich etwa 250 m nordwestlich dieser Siedlung, im Bereich der Bayreuther Staatsstraße, nicht nur die für Europa einzigartige Kellerlandschaft um das Gasthaus „Kellerhaus“, dort liegen auch weitere Prospektions- und Seigenstollen. Die Stollenführungen verlaufen dabei von den Kelleranlagen in Richtung des Weißenstädter Sees nordwestlich der Altsiedellandschaft. In der Zusammenschau von Stollenführungen, Archivalien und den bisherigen archäologischen Prospektionen haben wir für das Mittelalter und die Neuzeit im südlichen Umland von Weißenstadt deutliche Bergbaus Spuren lokalisiert. Die weitere Erforschung wird sicher eine interessante montanhistorische Siedlungsgenese ergeben.

Erwähnt sei, dass die bis in die 1950er Jahre betriebene Grube Wera, südlich Weißenstadt und unweit nördlich des Rudolfsteines, ab 2014 umfangreich saniert werden soll, damit wohl ab 2015 auch Besucher in das Bergwerk geführt werden kön-

nen. Dieses Objekt wurde im Spätsommer 2013 unter Denkmalschutz gestellt.

Bergbau am Theresienstein, Stadt Hof

Ein schönes Beispiel, wie sich innerhalb von Kelleranlagen ältere Explorationsstollen finden, die im Abgleich mit Archivalien aus dem Jahre 1472 von Bergbau berichten, zeigt sich am südlichen Fuß des Theresiensteins in Hof. Entlang eines schmalen Fahrweges zwischen dem südli-

chen Fuß des Theresiensteins und der vorbeifließenden Saale finden sich mehrere Kelleranlagen. Der hier vorgestellte Keller wird als solcher nicht mehr genutzt, beinhaltet aber bergbauhistorische Relikte seiner Nutzung. Am nördlichen Ende der Kelleranlage zeigen sich an der Kellerbrüst Reste von zwei unterschiedlich aufgefahrenden Explorationsstollen: Zunächst war einer der beiden Stollen aufgefahren, doch dann aufgelassen worden. Später wurde die Kelleranlage an gleicher Stelle wieder

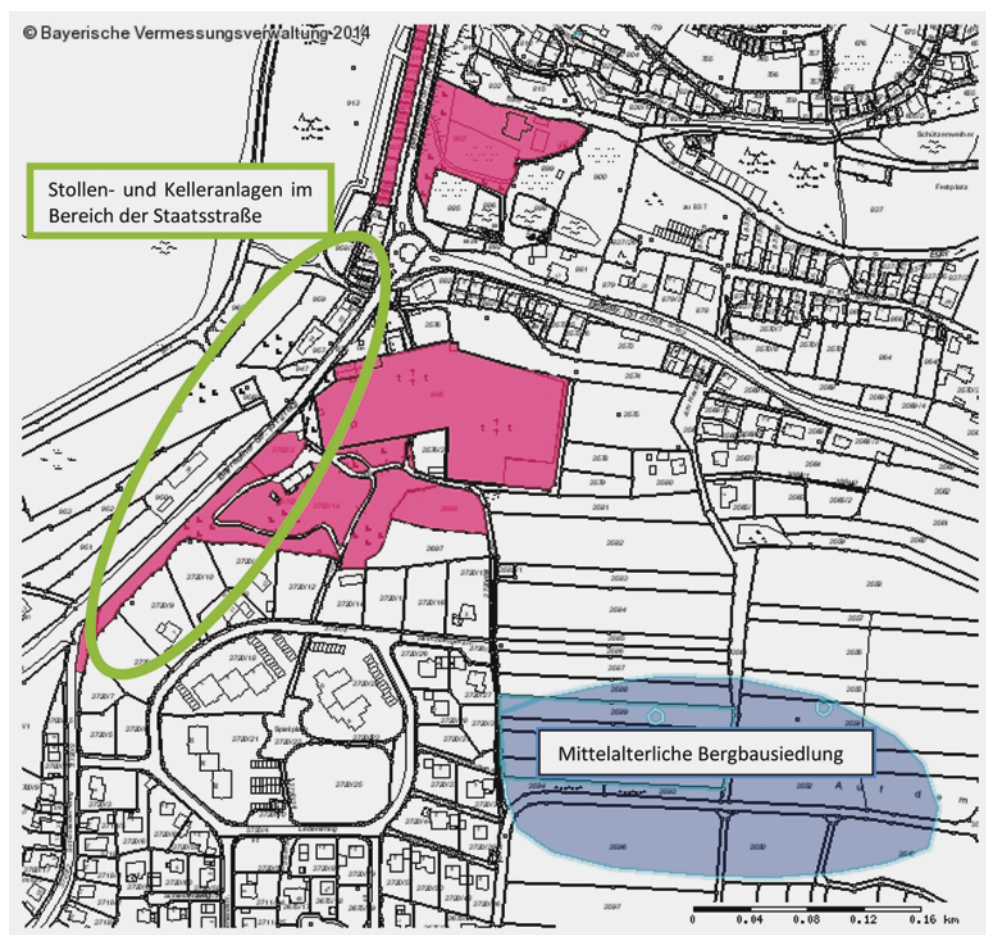


Abb. 3: Stadt Weißenstadt: Bergbauspuren südlich des Stadtzentrums
(Katasterkarte, thematisch ergänzt durch Bernhard Häck, BLFD).



Abb. 4: Stadt Hof: Reste zweier Explorationsstollen am nördlichen Ende der Kellerbrust
(Photo: Bernhard Häck, BLFD).

eingeschlagen, und an der Ortsbrust sind Reste der Stollen erhalten geblieben. Ein Glücksfall ist, dass der denkmalpflegerische Befund in der Kelleranlage, die Explorationsstollen, durch eine Archivüberlieferung datiert werden kann: 1472 wird in Lehenverordnungen über das „[...] *Bergwerck der Arnleiten* [...] *bey Hof* [...]“ und die Eigentumsverhältnisse berichtet. Da die Flurbezeichnung „Arnleite“ sich im Bereich des südlichen Theresiensteins befindet, ist damit auch eine Verortung der Bergwerke möglich.¹³

Bergbau und Siedlungsgenese in Redwitz an der Rodach (Landkreis Lichtenfels)

Seit dem Frühjahr 2013 werden die Hohlräume in Redwitz aufgrund von Tagbrü-

chen entlang der Rodach nach denkmalpflegerischen Vorgaben dokumentiert. Dabei kamen neue Aspekte der Siedlungsgenese zu Tage. Die zahlreichen mehrphasigen Kelleranlagen, die zwischen Südufer der Rodach und dem Schloss bzw. der Kirche liegen, sind 10 bis 45 m lang und führen mit einer leichten Rechtsbiegung in den Berg.¹⁴ Unweit westlich dieser Anlagen befindet sich ein ehemaliger Hohlweg, dessen Sohle mehrfach bergbautechnisch tiefer gelegt wurde. Beidseitig der Hohlwegwangen wurden weitere Kelleranlagen in den Untergrund geschlagen und nachträglich durch Erweiterungen miteinander verbunden. Innerhalb dieser weit verzweigten labyrinthartigen Kelleranlage finden sich auch Reste von Explorationsstollen. Ebenso belegen Brunnenanlagen sowie modern baulich veränderte Wasserseigen

eine über Jahrhunderte hinweg immer wieder veränderte mehrphasige Nutzung dieser Hohlräume. Nun wird es zusehends interessanter, da wir zu diesen Hohlräumen im Zusammenblick mit der Geländetopographie und der überlieferten Ortsgeschichte offenbar auch eine gewisse Siedlungsgenese vorfinden: Über den Kelleranlagen entlang der Rodach liegt die wohl in der Mitte des 13. Jahrhunderts erbaute Burganlage des Ortsadels der Marschalke von Kunststadt, die später baulich überprägt wurde und sich heute als Schloss präsentiert; unmittelbar westlich davon befand sich die – in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts modern überbaute – Burgkapelle. Mit weltlicher und kirchlicher Macht überwachten die Marschalke die ehemals

flößbare Rodach am nördlichen Fuße der Burg. Hier führte eine Furt von Norden über die Rodach und mündete unmittelbar in den Hohlweg mit den zahlreichen Stollen- und Kelleranlagen, der zum höher liegenden Ortszentrum führte. Nahe der Furt dürfte auch eine Lände bestanden haben sowie eine heute als Wohnhaus genutzte ehemalige Mühle.¹⁵ Eine nicht unähnliche Siedlungstopographie zeigt Karlbürg nahe Würzburg.¹⁶

Insgesamt kann man hier durch Grundbesitz, Gebäude und Kelleranlagen erstmals eine vom Ortsadel beherrschte regionale Topographie erkennen, in der dieser die Wegeführung, den Wassertransport und die Liefermöglichkeiten für die Siedlung um die Burg überwachte und in de-

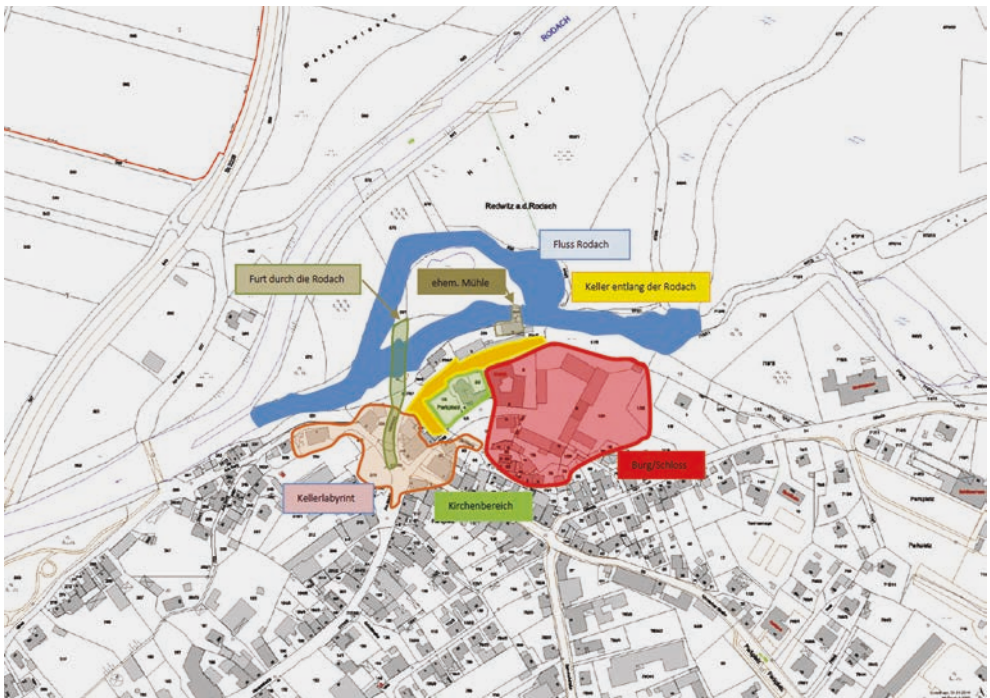


Abb. 5: Gemeinde Redwitz: Die mittelalterliche Siedlung von Redwitz an der Rodach nach den bisherigen Erkenntnissen. Die Lände lag wohl zwischen Furt und Mühle
(Katasterauszug, thematisch ergänzt durch Bernhard Häck, BLFD).

ren näherer Umgebung auch zeitweise prospektierter Bergbau betrieben wurde.

Bergbau unter der St. Jakobus Kirche in Creußen (Landkreis Bayreuth)

Bei den Hohlraumerfassungen unter und neben der Stadtkirche von Creußen konnten bisher unbekannte Bergbauspuren erkannt werden.¹⁷ Sie belegen, dass vor dem Kirchenbau auf dem Areal Bergbau betrieben wurde. Hierzu müssen wir u.a. die geologischen Voraussetzungen sowie die durch Ausgrabungen von 2001 bis 2003 unmittelbar westlich der Stadtkirche zumindest teilweise erschlossene historische Siedlungstopographie¹⁸ in die Bearbeitung einbeziehen. Heute liegt das historische Stadtzentrum Creußens auf einem nach Südosten gleichmäßig abfallenden Geländesporn. Die erstmals 1003 erwähnte „*urbs Crusni*“ besaß auf dem höchsten Punkt unmittelbar westlich der heutigen Stadtkirche einen separat stehenden Turm mit Ansiedlung. Im Laufe der Jahrhunderte wurde die Stadt dann, dem Gelände folgend, nach allen Seiten erweitert; dies lässt sich heute noch städtebaulich in der zumindest im Osten terrassenförmigen Struktur erkennen. Die östlich der ehemaligen Burganlage gelegene Kirche St. Jakobus wurde wohl zwischen den Bering zweier Stadterweiterungen eingebaut, wobei die heutige Westwand der Kirche, also die Emporenwand, dem Verlauf der ältesten Stadtmauer entspricht.

Über den Kirchenbau selbst ist nur wenig bekannt. So belegen die Eckdaten die Zerstörung der Vorgängerkirche durch die Hussitenkriege 1430 und den anschließenden Kirchenneubau bis 1477. Dass es vor der Erwähnung der Kirche an der gleichen Stelle Bergbau gegeben haben muss,

zeigt folgender Befund: Unweit nördlich der Kirche konnte ein Bauhilfsschacht in der Wiese (ehemaliges Friedhofsgelände) entdeckt werden, der zu einem im Gegenortverfahren aufgefahrenen Stollen (Was-serseige?) gehört, der von Nordnordwest nach Südsüdost, also in Richtung Kirche, verläuft. Einige Meter nördlich der Kirchenaußenwand ist noch der finale Versicherungshaken erhalten geblieben. Die weitere Fortsetzung nach Süden ist nicht mehr genau lokalisierbar, da sie durch das Bergamt Bayreuth plombiert bzw. verfüllt wurde. Anhand der Rekonstruktion dürfte das südliche Baulos samt Bauhilfsschacht etwa unter dem heutigen Kirchenschiff zu finden sein. Der indirekt datierbare Kirchenbau ergibt im Abgleich mit den Baubefunden der Stollenführung einen terminus ante quem für die Stollenanlage und damit eine Datierung in das 13./14. Jahrhundert. An dieser Stelle sei auf einen, recht seltenen Befund unter der Kirche St. Wolfgang in Schneeberg (Erzgebirgskreis) hingewiesen.¹⁹ Ein weiteres Stollenrelikt (Explorationsstollen?) findet sich am südwestlichen Ende eines größeren Kellerausschlages, der ebenfalls unweit nördlich der Kirche, jedoch tiefer zu lokalisieren ist. An seiner südwestlichen Ortsbrust konnte ein typisches umgedrehtes Schlüssellochprofil dokumentiert werden, das auch hier Bergbau postulieren lässt; man erkennt Reste eines Explorationsstollen, der später durch den Kellerausschlag zum Teil zerstört bzw. dessen Sohle tiefer gelegt wurde.

Die Hohlraumerfassung in Creußen zeigt, dass die südlich des mittelalterlichen Ortszentrums und der Kirche und damit höher liegenden Kellieranlagen älter sind als die später entlang der östlichen terrasierten Geländestufen in den Fels geschlagenen, welche diese älteren Stollenanlagen mitunter erschlossen haben.



Abb. 6: Dillberg: Die unterhalb des Plateaus in den Dillberg gegrabenen Silbersandhöhlen
(Photo: Bernhard Häck, BLFD).

Verkehrsadern und Silbersandhöhlen am Brentenberg (Mittelfranken) und Dillberg (Oberpfalz) – Bergbau einmal anders

Seit 2012 wird der Doppelberg Brentenberg (Mittelfranken) im Westen und Dillberg (Oberpfalz) im Osten durch das „Forschungsprojekt Archäologie und Ehrenamt“ dokumentiert und von den beiden Gemeinden Burghann und Postbauer-Heng finanziell unterstützt.²⁰ Bisher fanden sich nicht nur Bergbaustollen in den markant anthropogen veränderten Bergflanken des Brentenbergs, die in das ausgehende 17. Jahrhundert datieren, was auch Archivalien belegen. Nur wenige Meter unterhalb des Plateaus des Dillberges, entlang einer Höhenkote, sind mindestens

knapp 30 Stollenanlagen – im Volksmund Silbersandhöhlen genannt – wie eine Perlenkette aneinandergereiht in den Untergrund gegraben worden.²¹ Sie können als langschmaler Gang oder auch als labyrinthartige Verzweigungen in den Berg angelegt sein. In der vorläufigen Gesamtchau dieser Befunde verläuft vor diesen Höhlen ein Weg, auf dem ihre Eigentümer und die Bergleute das geförderte Sandmaterial, das zum Scheuern, Reinigen und Polieren von Metallgegenständen und Geschirr benutzt wurde, abtransportieren lassen konnten. Interessant ist, dass der Weg weiter nach Westen bergab führte, wo ein zunächst natürlicher Hohlweg später für den Abtransport durch Fuhrwerke manuell mit Keilhau/Zweispitz etc. verbreitert und auch tiefer gelegt wurde.

Bernhard Häck ist seit über dreißig Jahren als Höhlenforscher europaweit unterwegs (u.a. tätig als Verbandsarchivar beim Verband der deutschen Höhlen- und Karstforscher e.V. und Referent für Höhlenarchäologie in Deutschland). Seit 1992 beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege München als archäologischer Grabungsleiter im Einsatz, ist er seit 2009 im Sachgebiet Hohlraumerfassung (Höhlen, Keller, Bergwerke) der Abteilung Z, Stabstelle beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege beschäftigt. Zugleich ist er auch erster Vorsitzender eines Bergbauvereins. Seine Anschrift lautet: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Hofgraben 4, 80539 München, Bernhard.Haack@blfd.bayern.de.

Ausgewählte Literatur:

- Grewe, Klaus: Licht am Ende des Tunnels. Mainz 1998.
- Bayerisches Geologisches Landesamt (Hrsg.): Der Bergbau in Bayern. München 1987.
- Deutsches Bergbau-Museum Bochum: Montanwirtschaft Mitteleuropas vom 12. bis 17. Jahrhundert. Bochum 1984.
- Häck, Bernhard: Bergbaukultur und ihre Repräsentation in der Öffentlichkeit. Beispiele aus Bayern und Baden-Württemberg. Teil 1 (und 2), in: Der Anschnitt – Zeitschrift für Kunst und Kultur im Bergbau 5–6 (57. Jahrgang). Bochum 2005, S. 213–224.
- Schmitz, Cäcilia: Bergbau und Verstädterung im Ruhrgebiet. Bochum 1987.
- Solbrig, August: Bergrecht des Fürstentums Bayreuth unter Berücksichtigung der allgemeinen bergrechtlichen Entwicklung in Deutschland. Bayreuth 1909.
- Steuer, Heiko/Zimmermann, Ulrich: Montanarchäologie in Europa. Sigmaringen 1993.
- Universität Karlsruhe (Hrsg.): Bergbau und Denkmal. Heft 12/1993. Stuttgart 1993.

Anmerkungen:

- 1 Häck, Bernhard: Historischer Bergbau als Bestandteil unserer Denkmallandschaft, in: Rosenbauer, Alfred: Vergessene Geheimnisse – wieder entdeckt. Der Bergbau im Naturpark Altmühltal zwischen Altmühl, Anlauter und Donau. Treuchtlingen–Berlin 2010, S. 15–41.
- 2 Häck, Bernhard: Bergbaukultur und ihre Repräsentation in der Öffentlichkeit. Beispiele aus Bayern und Baden-Württemberg – Teil 1, in: Der Anschnitt – Zeitschrift für Kunst und Kultur im Bergbau 5–6 (57. Jahrgang). Bochum 2005, S. 213–224.
- 3 Vgl. Häck: Historischer Bergbau (wie Anm. 1), S. 21.
- 4 Haberstroh, Jochen/Straßburger, Martin: Zum Umgang mit Denkmälern des Montanwesens in Bayern. Ein Modellprojekt im Revier Kresenberg, Lkr. Traunstein/Berchtesgadener Land, in: Landesamt für Archäologie Sachsen (Hrsg.): ArchaeoMontan 2012, S. 225–235. Straßburger, Martin: Montanarchäologie im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege. Bestandsaufnahme, Erforschung, Erhalt. Ein Modellprojekt, in: Denkmalpflege Informationen des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege (Hrsg.), Nr. 152 (Juli 2012). München 2012, S. 35–37.
- 5 Päßgen, Bernd: Montanarchäologie in Bayern, in: Landesamt für Archäologie Sachsen (Hrsg.): Aufbruch unter Tage. Stand und Aufgaben der montanarchäologischen Forschung in Sachsen. Dresden 2011, S. 179–187.
- 6 Reinecke, P.: Bodendenkmale spätkeltischer Eisengewinnung an der untersten Altmühl, in: Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1934/1935. Darmstadt 1937, S. 128–228.
- 7 Schwarz, K./Tillmann, H./Treibs, W.: Zur spätlatènezeitlichen und mittelalterlichen Eisenerzgewinnung auf der südlichen Frankenalb bei Kelheim, in: Jahresbericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege, Bd. 6/7 (1965/1966). München 1967, S. 99–266.
- 8 De Tournon, Camille: Statistique de la Province de Bayreuth. Rom 1809. Nachdruck des Historischen Vereins für Oberfranken (Hrsg.). Bayreuth 2002.
- 9 Häck, Bernhard: Eine Stollenanlage mit Wasserseigen. Hohlraumerfassung und -dokumentation in Bayreuth, in: Archäologie und Ehrenamt. An-

- lass, Verlauf und Bilanz eines Modellprojektes. Denkmalpflege Themen, Nr. 3/2012 (Hrsg.: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege). München 2012, S. 56–57. Häck, Bernhard: Denkmäler unter dem Pflaster. Eine ungewöhnliche Stollenanlage auf dem Gelände der Alten Spinnerei in Bayreuth, in: Denkmalpflege Informationen, Nr. 152 (Juli 2012, Hrsg.: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege). München 2012, S. 52–54.
- 10 Grewe, Klaus: Die Kaskade von Schloss Seehof in Memmelsdorf und ihre aufwendige Wasserleitung, in: Wasser im Barock (Hrsg.: Frontinus-Gesellschaft e.V.). Mainz 2004, S. 133–147.
 - 11 Für das Überlassen der Archivalie (ohne Inv.-Nr.) danke ich dem Stadtarchiv Bayreuth. Die Transkription übernahm freundlicherweise Frau Dr. Stefanie Jost (Leiterin des Lastenausgleichsarchivs des Bundesarchivs in Bayreuth), wofür ihr Dank gesagt sei.
 - 12 Besonderer Dank gilt für die vorläufige Dokumentation dem „Arbeitskreis Kelforschung Weißenstadt“ sowie Herrn Bürgermeister Dreyer für seine stetige Unterstützung.
 - 13 Dank für die Entdeckung und die kurzfristige Dokumentation dieser Anlage gebührt Frau Andrea und Herrn Rudolf Fischer (beide Hof) sowie Herrn Dr. Thomas Striebel. Für die Transkription der Archivalien (Inv.-Nr. 14/GHAP, Nr. 8535) aus dem Staatsarchiv Bamberg sei Herrn Dr. Arndt Kluge vom Stadtarchiv der Stadt Hof Dank gesagt; die Quelle aus dem Jahr 1472 (Inv. Nr. 14/GHAP, Nr. 4356) wurde dankenswerterweise von Frau Dr. Jost (Bayreuth) bearbeitet.
 - 14 An dieser Stelle sei Herrn Bürgermeister Mrosek und Herrn Pätzold (beide Gemeinde Redwitz) sowie Herrn Pfarrer Till Roth (Evangelisch-lutherische Kirchengemeinde Redwitz) für ihre Unterstützung Dank gesagt.
 - 15 Liebert, Thomas: Siedlungskomplex Grosshöbging. Mühlen und Bootslanden als Einrichtungen ländlicher Zentralorte, in: Ettel, Peter/Werther, Lukas (Hrsg.): Zentrale Orte und zentrale Räume des Frühmittelalters in Süddeutschland. Mainz 2013, S. 141–159.
 - 16 Ettel, Peter: Zentralorte und Zentralräume des Frühmittelalters in Süddeutschland, in: Ettel/Werther: Zentrale Orte (wie Anm. 15), S. 1–46.
 - 17 Vgl. dazu Schwabenicky, Wolfgang: Der Mittelalterliche Silberbergbau im Erzgebirgsvorland und im westlichen Erzgebirge. Chemnitz 2009, siehe bes. S. 238.
 - 18 Pfaffenberger, Stefan: Von der *urbs Crusni* zum *Slos Krewsen*. Die Creußener Burganlage im Spiegel archäologischer und schriftlicher Quellen des hohen und späten Mittelalters, Bd. 21. Erlangen 2007.
 - 19 Schwabenicky, Wolfgang: Wann begann im oberen Erzgebirge der Silberbergbau?, in: Landesamt für Archäologie (Hrsg.): ArchaeoMontan 2012. Erkunden, Erfassung, Erforschen. Dresden 2013, S. 163–175.
 - 20 Hier sei den beiden Bürgermeistern Herrn Meyer (Burghann) und Herrn Kratzer (Postbauer-Heng) für Ihre Unterstützung Dank gesagt. Die Dokumentationen werden derzeit von Frau Jutta und Herrn Stefan Uhl (Nürnberg), Herrn Bernd Meyer (Burghann) und Herrn Thomas Heerdegen (Erlangen) mit Unterstützung durch Herbert Meyer (ebenfalls Burghann) durchgeführt.
 - 21 Kaulich, Brigitte: Neues vom Heidenloch bei Weißenbrunn, in: Das Archäologische Jahr in Bayern 1991 (Hrsg.: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege). Stuttgart 1992, S. 197–199.

Der Bergbau in Nordbayern heute

Nordbayern ist reich an verschiedensten mineralischen Lagerstätten. Daher prägte der Bergbau die Region über mehrere Jahrhunderte mannigfaltig in ihrer geschichtlichen Entwicklung, der Kultur, der Wirtschaft und nicht zuletzt im Landschaftsbild. Gegenüber früher hat sich der Bergbau in Nordbayern jedoch stark gewandelt.

Noch vor vier Jahrzehnten zählten die klassischen Bergbauzweige des Braunkohlen-, Eisenerz-, Fluß- und Schwerspatabbaus, aber auch bereits ein vielfältiger Steine- und Erdenbergbau zum Aufgabengebiet der beiden Bergämter Amberg und Bayreuth, die damals in Nordbayern für den Bergbau zuständig waren. Seitdem, in den 1980er und 1990er Jahren, wurden zahlreiche Betriebe des klassischen Bergbaus stillgelegt. Nach 270 Jahren Gewinnungsbetrieb hat auch das im Landkreis Miltenberg gelegene Tonwerk der Stadt Klingenberg am Main am 6. Dezember 2011 die Förderung endgültig eingestellt, und im Jahr 2012 wurden alle Stilllegungsarbeiten ausgeführt. Heute stehen das Interesse an den Lagerstätten der Steine und Erden sowie Industriemineralen im Vordergrund der Arbeit.

Zum 1. Januar 1995 wurde die bayerische Bergbehörde umstrukturiert. Das Bayerische Oberbergamt wurde als eigenständige Mittelbehörde aufgelöst und in das damalige Bayerische Staatsministerium für Wirtschaft, Verkehr und Technologie in München integriert. Außerdem wurden

die regionalen Bergämter in die Bezirksregierungen eingegliedert: das Bergamt München als Bergamt Südbayern in die Regierung von Oberbayern, die Bergämter Amberg und Bayreuth als Bergamt Nordbayern in die Regierung von Oberfranken.

Im Jahre 1995 betrug die Bergbauproduktion noch etwas unter acht Millionen Tonnen an verwertbarer Förderung. Sie hat sich seither auf mehr als 17 Millionen Tonnen verwertbare Förderung erhöht. Dagegen ist die Zahl der in der bergbaulichen Mineralgewinnung Beschäftigten im gleichen Zeitraum um ca. 600 Personen auf heute ca. 2.700 zurückgegangen. Die Gründe für die Entwicklung der Fördermengensteigerung liegen im Wesentlichen in der geänderten qualitativen Bewertung von Lagerstätten, verbunden mit der neueren Rechtsprechung zum Vollzug des Bergrechts, die zur Folge hat, dass für eine Vielzahl von Quarzsand-, Ton- und Basaltlava (Diabas)-Gewinnungsbetrieben nunmehr das Bundesberggesetz gilt. Der Rückgang der Belegschaftszahlen dokumentiert das Bestreben der Bergbau-Unternehmen, in Zeiten schwächerer Baukonjunktur durch umfangreiche Rationalisierungsmaßnahmen konkurrenzfähig zu bleiben.

Der weitaus überwiegende Teil der Rohstoffe in Nordbayern wird heute im Tagebau gewonnen. Es sind im Wesentlichen die Bodenschätze Quarzsand, Diabas, Kolin, Ton, Pegmatitsand, Gips, Braunkohle, Feldspat, Talkschiefer, Granit und Farberde. Im Gegensatz zu früher hat die untertägige Mineralgewinnung sowohl in der Höhe ihrer Produktion als auch nach der Anzahl der Belegschaftsmitglieder nur



Abb.: Übersichtskarte der Gewinnungsbetriebe im bayerischen Bergbau.

Quelle: Bayerisches Staatsministerium für Wirtschaft, Infrastruktur, Verkehr und Technologie.

noch eine untergeordnete Bedeutung im Vergleich zum Tagebau. Auf diese untertägige Gewinnung und die mit ihr verbundene übertägige Aufbereitung entfallen bei den Beschäftigten wie beim Produktionsanteil weniger als zwei Prozent der Gesamtförderung und der Beschäftigten. Bei den Bergwerken, die noch fördern, handelt es sich jeweils um außergewöhnliche Betriebe mit langer Tradition, wie z.B. die Dachschiefergrube Lotharheil im Landkreis Hof oder das Anhydritbergwerk Hüttenheim im Landkreis Kitzingen.

Von den insgesamt über 500 Betrieben und Anlagen im Bergamtsbezirk, die der Aufsicht der Bergbehörde unterstehen, entfällt mehr als die Hälfte auf die Mineralgewinnung; ca. 40 Prozent sind fördernde Tagebaue. Zum Aufsichtsbereich zählen auch Besucherbergwerke und Besucherhöhlen, ein Erdgasspeicher und die gewerberechtliche Überwachung der Herstellung von Hohlraumbauten (z.B. U-Bahn-Bau in Nürnberg und Fürth, Eisenbahntunnel der ICE-Neubaustrecke). Weiterhin überwacht das Bergamt eine Vielzahl von Bohrlochbetrieben. Jährlich werden etwa 30 bis 40 Bohrungen mit mehr als 100 Meter Tiefe, zumeist Wasserbohrungen, in Nordbayern niedergebracht. Darüber hinaus wird jährlich eine Reihe von Brunnen aus den 1950er und 1960er Jahren saniert. Zukunftssträftig entwickelt sich der Bohrlochbergbau zur Gewinnung von Sole und Erdwärme (Thermalwasser), die balneologisch oder für Freizeiterholung genutzt werden, z.B. in den Gemeinden Bad Windsheim, Kitzingen, Bad Staffelstein, Bad Rodach, Obernsees, Bayreuth, Fürth und Hersbruck.

Den Hauptanteil nimmt die Quarzsandgewinnung mit derzeit 118 fördernden Tagebauen ein; danach folgt die Tongewinnung mit 35 Tagebauen. Einzelne

Spezialrohstoffe wie Farberde, Talkschiefer oder Feldspat werden dagegen nur in einer oder in wenigen Abbaustellen gewonnen. Die jährliche Fördermenge schwankt dabei zwischen wenigen tausend Tonnen bei Kleinbetrieben bis annähernd einer Million Tonnen bei den großen Tagebauen.

Bei den Tagebauen darf nicht unberücksichtigt bleiben, dass die notwendige Massenbewegung des Abraumes, das heißt, der nicht verwertbaren Deckschichten über dem bauwürdigen Bodenschatz, und die jährliche Förderung der Bodenschätze in Höhe von gut 17 Millionen Tonnen in der Summe weit mehr als 20 Millionen Tonnen ausmachen. Fehlende Aufschreibungen über die Abraumbewegung erlauben allerdings keine genauere Quantifizierung der gesamten betrieblichen Massenbewegung. Keinen unwesentlichen Anteil an der Massenbewegung hat auch das Verfüllen von Fremdmaterial im Rahmen der Wiedernutzbarmachung, also der Rekultivierung, der Tagebau-Oberflächen. Da, wie gesagt, der überwiegende Teil der Rohstoffe in Nordbayern oberflächennah in Tagebauen gewonnen wird, was stets zu Eingriffen in Natur und Landschaft führt, müssen diese mit dem Abbau einhergehenden Beeinträchtigungen der Umwelt nach dem Ende der Gewinnung wieder ausgeglichen werden. Die in Nordbayern durchgeführten Maßnahmen zur Wiedernutzbarmachung der Oberfläche variieren von der Rekultivierung zu landwirtschaftlichen, forstwirtschaftlichen und städtebaulichen Flächen über die Herstellung von Gewässern bis zu Projekten, bei denen die naturnahe Gestaltung im Vordergrund der Maßnahmen steht. Nach ordnungsgemäßem Abschluss der jeweils notwendigen Maßnahmen konnten seit 1995 insgesamt über 150 Bergbaubetriebe, zumeist Tagebaue, aus der Bergaufsicht entlassen und

ohne bleibende Schäden im Naturhaushalt der freien Natur zurückgegeben werden.

Jeder, der in oder für die Rohstoffgewinnung tätig ist, weiß, dass der Bergbau gegenwärtig mehr als jemals zuvor mit Naturschutz und Gewässerschutz in einem Spannungsverhältnis steht. Massive Widerstände gegen die Aufnahme der Förderung aus einem Tagebau, aber auch gegen anstehende Arbeiten zur Wiedernutzbarmachung der Tagesoberfläche sind an der Tagesordnung; leider können sie allzu oft nur noch gerichtlich geklärt werden. Auch wenn es in unserer Gesellschaft Gruppen gibt, die die Notwendigkeit des Bergbaus in Deutschland in Frage stellen und seine Bedeutung verkennen, ja ihn bewusst in Misskredit bringen, steht doch fest, dass das Gewinnen von Bodenschätzen als Urproduktion in jeder Gesellschaft unverzichtbarer Ausgangspunkt für die weiterverarbeitende Industrie gewesen ist. Zwar haben die Endprodukte gewechselt,

und der Bergbau musste sich nicht nur bei uns in Franken bzw. in Nordbayern erheblich wandeln, aber die Rohstoffgewinnung wird auch in der Zukunft ein unabdingbar notwendiger und sich permanent weiterentwickelnder Teil der deutschen und darüber hinaus der europäischen Volkswirtschaft bleiben.

Zu den beiden Autoren: Diplom-Bergingenieur Christopher Dammer ist Leitender Bergdirektor und Leiter des Bergamtes Nordbayern in der Regierung von Oberfranken; Diplom-Ingenieur (FH) für Tiefbohrtechnik Frank Becker ist Bergrat und Technischer Aufsichtsbeamter des Bergamtes Nordbayern in der Regierung von Oberfranken. Ihre Anschrift lautet: Regierung von Oberfranken, Ludwigstraße 20, 95444 Bayreuth, bergamt@reg-ofr.bayern.de.